Matthias Slunitschek

Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit'

Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte

—

Band 150

Matthias Slunitschek

Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘

Studien zum Frühwerk, Texte aus dem Nachlass

DE GRUYTER

Ausgezeichnet mit dem Gustav-Schwab-Preis 2017 des Schwäbischen Heimatbundes

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
von Ulrich Kocher
und der Stadt Reutlingen

Diss. Heidelberg 2016

ISBN 978-3-11-054323-0
e-ISBN (PDF) 978-3-11-054623-1
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-054646-0
ISSN 0083-4564

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: Satzstudio Borngräber, Dessau-Roßlau
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

Meinen Eltern

Vorwort

> „Eine Zusammenfassung der künstlerischen Gesamterscheinung als Dichter, Forscher, Verdeutscher steht noch aus. Wann wird der Berufene kommen und den noch unübersichtlich daliegenden Erzkoloß zu seiner ganzen majestätischen Größe aufrichten?“
>
> Isolde Kurz, *Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen* (1938)

Inzwischen hat sich ein kleiner Kreis von Philologen und Historikern mit Hermann Kurz beschäftigt, doch eine Monographie, die alle Facetten des Schriftstellers, Übersetzers, Literaturhistorikers und Redakteurs aufzeigt und zusammenführt, liegt immer noch nicht vor. Auch dieses Buch kann nicht einlösen, was Isolde Kurz in ihrer Lebensrückschau herbeigesehnt hat, und es beschränkt sich darauf, die literarischen Ansätze und Ansichten des jungen Hermann Kurz mittels exemplarischer Analysen zu veranschaulichen. Immerhin wird dabei ein thematisch-stilistischer Werkzusammenhang sichtbar, ein Schreibkontinuum, das die „künstlerische Gesamterscheinung“ des Autors andeutet. Als Titel dieses Buchs habe ich ein Schlagwort aus dem Essay *Die Schwaben* (1842) gewählt, denn mit ‚Poesie der Wirklichkeit‘ verweist Kurz auf Inspiration und Selbstanspruch, auf Werkästhetik und Wirkungabsicht gleichermaßen.

Während des Studiums fand ich *Schillers Heimatjahre* im Bücherregal meines Vaters, ein Buch, das ich schnell gelesen und vorerst wieder vergessen hatte. Wie genau es dazu gekommen ist, dass ich die letzten Jahre über Hermann Kurz gearbeitet habe, weiß ich nicht mehr zu sagen. Aber ich weiß, wem ich dafür danken muss, dass dieses Projekt zu einem guten Ende gekommen ist.

Mein akademischer Lehrer und Doktorvater Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann (Heidelberg) riet mir dringend dazu, das Frühwerk von Hermann Kurz zu erforschen: Er arbeitete gerade an der Herausgabe des neuen *Killy Literaturlexikon* (13 Bde., Berlin 2008–2012) und prophezeite mir, dass dies ein ertragreiches Arbeitsfeld sein werde. Er manövrierte mich sicher durch alle Phasen meiner Dissertation, unterstützte mich fachlich und persönlich, wann immer ich Hilfe suchte, und er gab stets die richtigen Anstöße. Vor allem brachte er meinem Projekt diejenige Ernsthaftigkeit entgegen, die es braucht, um nie am Sinn einer solchen Arbeit zu zweifeln. Für die Unterstützung, die Auseinandersetzung mit meiner Dissertation und das Zweitgutachten danke ich herzlich Prof. Dr. Roland Reuß (Heidelberg).

Mein Mentor Jürgen Schweier, der als Verleger und Herausgeber die Werke von Hermann Kurz wiederbelebte, begleitete mich ebenfalls während meines gesamten Doktorats und regte wichtige Thesen und vor allem Korrekturen an. Ohne seine umfangreiche Sammlung, für die in der renommierten Stadtbibliothek Reutlingen das Hermann-Kurz-Kabinett eingerichtet worden ist, wäre diese Arbeit kaum möglich gewesen. Ich danke ihm besonders für die Freigebigkeit, mit

der er mir zahllose Perlen seines Wissens zugesteckt hat. Er ist der Leser, für den ich diese Arbeit geschrieben habe.

Heidi Stelzer, geb. Kurtz, bin ich dankbar für familiengeschichtliche Dokumente und für die Hilfe beim Entziffern schwieriger Manuskript- und Briefstellen. Dr. Gregor Wittkop versorgte mich ebenso mit wichtigen Materialien, die er während der Arbeit am Katalog von 1988 zusammengetragen hatte. Dr. Klaus Mohr stellte mir freundlicherweise die Sammlung seiner Schwester Hella Mohr zur Verfügung, und Dr. Thomas Hölz erlaubte mir, seine Abschrift der Schubart-Rede in dieser Ausgabe erstmals zu veröffentlichen. Dr. Johannes Sturm danke ich für wertvolle Geschichten über Württemberg und für unseren motivierenden Wettlauf, Sergio Vesely für die lebendige Vertonung der Kurz-Lyrik, Dr. Stefan Knödler für unseren intensiven Austausch, Dr. Jost Eickmeyer, Sebastian Erhard, Michael Braun-Huster und PD Dr. Antje Tumat für die passenden Ratschläge zur richtigen Zeit.

Hanna Leybrand danke ich für die aufwendigen Korrekturen und vor allem dafür, dass sie mir versichert hat, die Lektüre dieser Studie habe sich gelohnt.

Unter den vielen Institutionen und ihren Mitarbeitern habe ich besonders zu danken: Dr. Roland Deigendesch und Gerald Kronberger vom Stadtarchiv Reutlingen, dem Heimatmuseum Reutlingen, der Stadtbibliothek Reutlingen, Dr. Helmuth Mojem und Heidrun Fink vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, dem Archiv des Tübinger Stifts und der Universitätsbibliothek Tübingen, der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart sowie dem Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd.

Von 2012 bis 2014 erfuhr ich großzügige Unterstützung durch die Stadt Reutlingen im Rahmen eines Hermann-Kurz-Stipendiums, und meine Heimatstadt förderte auch den Druck dieser Arbeit. Dafür danke ich dem Kulturamt Reutlingen und seinem Leiter Dr. Werner Ströbele.

Ulrich Kocher, Privatgelehrter und Literaturförderer, sprang dort ein, wo keine Finanzierung mehr in Aussicht stand. Dank ihm konnte ich meine Arbeit konzentriert fortsetzen, und er ermöglichte erst die Drucklegung dieses Buchs. Aus unserer gemeinsamen Begeisterung für das Werk seines Vorfahren ist eine inspirierende Korrespondenz entstanden, die ich auch zukünftig nicht missen möchte.

Dem Verlag De Gruyter danke ich für die Aufnahme dieser Arbeit in die Reihe „Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte“. Auch die erste umfangreiche Forschungsbibliographie zu Hermann Kurz (Sulger-Gebing 1904) erschien bei Walter de Gruyter im Reimer Verlag (Berlin).

Für die jahrelange Unterstützung, für das Vertrauen in mich und vor allem für die Geduld, mit der sie den Abschluss meiner Arbeit erwartet haben, danke

ich meinen Eltern Maria und Josef Slunitschek sowie meinen Schwiegereltern Gabriele und Andreas Lebelt.

Vor allen anderen aber danke ich meiner lieben Frau Liv und meinen Kindern. Sie wissen selbst am besten wofür.

Während meiner Recherche fragten mich viele Reutlinger nach meiner Motivation. Ich antwortete meistens, dass es für mich als gebürtiger Reutlinger naheliegend gewesen sei, über diesen in der Fachgermanistik weithin unbeachteten Autor zu arbeiten. Üblicherweise folgte dann die zögerliche Nachfrage, ob ich denn überhaupt ein *echter* Reutlinger sei. Umso mehr freue ich mich, den *echten* Reutlingern dieses Buch als Reingeschmeckter (in zweiter Generation) vorlegen zu können, und ich hoffe, sie werden mein aufrichtiges Interesse am großen Sohn ihrer Stadt anerkennen.

Schwäbisch Hall, am 26. April 2017 *Matthias Slunitschek*

Inhalt

Vorwort — **VII**

I Einleitung — **1**

1 Hermann Kurz: Ein schwäbischer Autor zwischen Vormärz und literarischem ‚Realismus' – Entwicklungslinien, Konzepte und Probleme seines Frühwerks — **1**

2 „… wo sein Charakter zu Grunde geht": *Schillers Heimatjahre* und die württembergischen Verhältnisse — **10**

3 Quellenlage und Forschungsgeschichte — **22**

4 Methodisches Vorgehen: Aspekte einer funktionalen Hermeneutik — **32**

II ‚Gemütspoesie' im Vormärz — **37**

1 Zum akademischen, literarischen und politischen Bildungsprozess — **37**

Uhland / Rapp / Rau – Vormärz in Tübingen – Polengedichte

2 „Die Pflanzstätte, in die ich mit meinen Altersgenossen ‚eingeliefert' wurde": Die *Maulbronner Gedichte* (1828–1832) zwischen Epigonalität und Originalität — **47**

Maulbronn – *Maulbronner Gedichte* – Nachtlyrika – Dichtung und Erbauung – *Der Fürsten Tod*

3 „…zur Zeit als ich Hegel verließ": Zur Auseinandersetzung mit dem ‚lyrischen Subjektivismus' und zur Komposition der *Gedichte* (1836) — **65**

Uhlands ‚Stilistikum' – *Weltgericht* – Philosophie und Poesie – Hegels Lyriktheorie – Organisationsmuster – Geschichtsballaden

4 Thomas Moore's *Evening Bells* und der Jugend Töne: Ein biographisches und musikalisch-literarisches Leitmotiv — **97**

Die Glocken der Vaterstadt nach Zelter und La Fontaine – Intertextuelle Facetten: *O horch, der Abendglocken Klang – Liebesfeier – Aus der Heimath*

5 Dichterkult und Nationalbewegung: Die Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes (1836) und die Enthüllung des Schiller-Denkmals (1839) — **116**

Stuttgarter Liederkranz – Schubart-Rede – *Der achte Mai* – Ehrensold der Schillerstiftung

6 Schwäbische Provinz und deutsche Republik: *Die beiden Tubus*, Fassung letzter Hand – ein Aus- und Rückblick — **134**

Tubus im *Novellenschatz* – Identifikation des *Tubus*-Pfarrers – Mörikes Freundschaft – Ungarische Revolution – Frankfurter Wachensturm / Franckh-Koseritz'sche Verschwörung

III Regionalität und Historizität — 157

1 Region und literarische Regionalkultur: Die Erzählwelten von Hermann Kurz — **157**

Reichsstadtidentität und Chronikstil – Buchdrucker Rau und die ‚reichsstädtischen Geschichten' – Vorbild Hauff? – Schwab und die württembergische Reiseliteratur – Rezeption

2 ‚Poesie der Wirklichkeit' und ‚Heimlichkeit' als Leitbegriffe des Frühwerks: *Die Schwaben* (1842) — **183**

Ludwig Amandus Bauer – Heimlichkeit und Heimseligkeit – Heine und Uhland – *Das alte Paar*

3 Grimmelshausen und die Tradition des ‚realistischen Romans' — **195**

Zur Autorschaft des *Simplicissimus* – ‚Realistische' Poetiken – Schillers *Wallenstein* – Phantastik – *Die Glocke von Attendorn* aus dem *Ratstübel Plutonis*

4 Faust und die ‚Seele der Geschichte' — **214**

Mythos-Begriff – *Spiegelfechterei der Hölle*

5 Gottfried von Straßburg und der ‚sociale Roman' des Mittelalters — **222**

Entstehung und Rezeption – Wagners *Tristan* – „Gottfried ist so altertümlich modern…" – „Tristansänger" – Immermann

6 „… Geschäftsruf nach Stuttgart erhalten": Das Übersetzer- und Erzählerdebüt — **244**

Scheideweg – Cervantes / Keverberg – *Simplicissimus / Ein Herzensstreich* nach Rousseau und Campe – Resonanz – *Der schwäbische Merkur / Das gepaarte Heiratsgesuch*

IV Stadtrepublikanische Gedächtniskultur als literarisches Paradigma — 275

1 Reutlinger Stadtgeschichte und ihre literarische Adaption (1836–1839) — **275**

„Gedächtnis der Orte" – Reformationsgeschichten – Großer Reutlinger Stadtbrand von 1726 nach Johann Jacob Fetzer – Reichsstadt-Robinsonade

2 Neukonzeption und historiographische Revision des ‚Reichsstadtzyklus' *Erzählungen* (1858) — **298**

Heyses Rezension – *Das weiße Hemd* – Geschichtsabriss II – Brandbeschreibung nach Christoph Friedrich Gaylers *Historischen Denkwürdigkeiten*

3 Detailrealismus und Textkomposition in den *Familiengeschichten* (*Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*) — **313**

Erzähldetails und Doppelstruktur – Leitmotive – Verschränkungen: *Die Glocke von Attendorn* und *Der Apostat* – Schillers *Lied von der Glocke* – Entwürfe weiterer Reichsstadtgeschichten

4 Regionalität und Intertextualität in *Wie der Großvater die Großmutter nahm* — **332**

Das Mühmchen, zweite Epistel, ein neues *Großvaterlied* – Dr. Johannes Rieber, der Reutlinger Stadtphysikus – Großvatererinnerungen

5 ‚Reichsstadt-Eros' und poetologische Kindheitsmemorabilen in *Liebeszauber* (*Das Witwenstüblein*) — **343**

Das Sonett *C.M.K.* – „nach innen gedrängt…" – Liebeszauber und Familienkult – Hebbels *Liebeszauber* – Bildung und ‚Volksliteratur' – Quickborn

V Annäherungen an die schwäbische Geschichtslandschaft — 371

1 Historisch-kritische Bibelexegese und das Junge Deutschland am Rande der Ostalb: Die Erzählerfigur in *Abenteuer in der Heimat* (1836) — **371**

Landschaftsstudien – Walter Scott und die literarische Albtour 1832 – Strauß und der theologische Epochenwechsel in Bartholomä – Bretschneiders *Dogmatik* und Jung-Stillings Kapuzinergeist – Menzel vs. Gutzkow im Wental

2 Literarische Genese eines neuen Mythos der Schwäbischen Alb und die Fiktionalisierung seiner Tradierung in *Die Liebe der Berge* (1839) — **404**

An den Thronfolger Mai – „phantasmagorisches Gewebe" – Der Riese Heim und seine ‚antediluvianische Geschichte' – Mythologie und Historiographie

VI Poetik und Programm — 429

1 Mörikes ‚Geheimnis von Orplid' und Uhlands Konzept der ‚Lebenspoesie': Die Studentenerzählung *Das Wirtshaus gegenüber* (1836) — **429**

Katzenjammer-Lied – Mörikes „reine Poesie" – Orplid – Mörikes *Schatz* – Uhlands ‚Epigrammatik' – *Nachlass* – *An Cäruleus*

2 „Denn ich habe das Meer noch selbst nicht mit Augen gesehen“: Die Hexameternovelle *Die Reise ans Meer* (1839) — **460**

Der Blättler – Poetisches Bekenntnis – Politische Poesie und Immermanns *Oberhofgeschichten* – Paganini in Reutlingen – Satargite oder Gägelower, zwei Lebensentwürfe

3 „… das Schöne in seiner Wirklichkeit aufzustellen“: Vormärz in Baden und die Beiträge für das *Deutsche Familienbuch* (Karlsruhe 1845) – ein Ausblick — **483**

Das freye Wort – Ein Donnerwetter im Hornung – Ein Tyroler Hirtenknabe – Aufsätze und Miszellen – Gfrörer und die ‚historischen Lebensbilder‘ – Lucian Reich und *Das Todtenlaken / Das Arcanum* – Genrebild

VII Quellen und Literatur — 525

1 Abkürzungen — **525**
2 Hermann Kurz (bis 1848: Kurtz) — **527**
3 Weitere Autoren und Quellen — **531**
4 Forschungsliteratur — **548**

VIII Textanhang — 569

1 *Die Maulbronner Gedichte* — **569**
2 *Schubart-Rede anlässlich der Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes am 15. August 1836 auf dem Schillerfeld* — **618**
3 *Die beiden Tubus*. Fassung letzter Hand — **622**
4 Theoretische Texte — **714**
4.1 *Geiselschicksale* — **714**
4.2 *Die Aufgabe unsrer Poesie* — **717**
5 Kalendergeschichten — **718**
5.1 *Der Monat Hujus* — **718**
5.2 *Jetzt verreck’!* — **719**
5.3 *Ein Sommermärchen* — **721**
5.4 *Der Herr Gevatter* — **726**

Register — 731

I Einleitung

1 Hermann Kurz: Ein schwäbischer Autor zwischen Vormärz und literarischem ‚Realismus' – Entwicklungslinien, Konzepte und Probleme seines Frühwerks

Berechtigte Anerkennung im Rahmen des sogenannten literarischen Frührealismus erlangte Hermann Kurz vor allem durch seine beiden Großromane *Schillers Heimatjahre* (1843) und *Der Sonnenwirt* (1855), die jedoch nicht im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen, weil sie sich zahlreichen offenen Fragen und Interpretationsdesideraten widmet, die das bislang im Forschungsschatten liegende Frühwerk von Hermann Kurz aufwirft: Fragen nach den Leit- und Entwicklungslinien dieses auf den ersten Blick heterogenen Œuvres, das Impulse der Romantik, des Vormärz und auch schon des sogenannten Realismus erkennen lässt und in seiner Vielfalt auf Anlässe, historische Bezüge, Phasen, formale Gruppierungen, Muster der Selbstverständigung und thematische Schwerpunkte hin zu beleuchten ist. Als Ausgangspunkt kann der im Folgenden abgedruckte Lebenslauf dienen, den Hermann Kurz 1846 für Ignaz Hubs (1810–1880) Anthologie *Deutschland's Balladen- und Romanzen-Dichter* lieferte und worin er die Summe seiner zehnjährigen Schriftstellerlaufbahn zog.[1]

> Hermann Kurtz[2]
> geboren zu Reutlingen, den 30. November 1813 (die kindlichen Anschauungen seiner reichsstädtischen Heimath hat er später in seinen Familiengeschichten und reichsstädtischen Historien, einem wohl noch nicht ganz geschlossenen Novellenkreise, nieder gelegt), bezog 1827 das Kloster Maulbronn und 1831 die Universität Tübingen, wo er seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß Theologie studierte, dieselbe aber vollends im August 1835 verließ. Seit 1836 lebte er in Stuttgart, theils abwechselnd an andern Orten im württembergischen Land, namentlich Weilheim an der Teck bei seinem Bruder, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, die, zum Theil durch äußerlichen Anlass hervorgerufen, neben einer Masse an Uebersetzungen nachher selbstständige Productionen enthalten; seit 1845 wohnt er in Karlsruhe.

1 Vgl. den Abdruck in Hub 1846 (Hg.), S. 687. Hierin eine Episode aus Kurz' Übersetzung von Gottfried von Straßburgs *Tristan und Isolde* (1844).

2 Im Folgenden jeweils in der neueren Namensschreibung. Vgl. I. Kurz 1906, S. 16: „Die Familie schrieb sich abwechselnd Kurtz, Kurz und Curtius; unser Zweig hielt an dem älteren ‚tz' fest, bis im Jahre Achtundvierzig mein Vater, seinem sonst so historischen Sinn entgegen, das ‚t' aus dem Namen strich, weil jetzt jeder Zopf fallen müsse." Während alle Zitate der Orthographie des Originals folgen, werden die Werktitel in der heute üblichen Schreibweise wiedergegeben.

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-004

> Bereits 1836 trat derselbe mit seinem Bändchen „Gedichte“ (Stuttgart) hervor, welche, außer den Mittheilungen im Morgenblatt und Musenalmanach, unbekannt geblieben sind. Zugleich erschienen seit dieser Zeit Erzählungen von ihm im Morgenblatt, die er in den folgenden Jahren, gesammelt und vermehrt, unter dem Titel „Genzianen“ (Stuttgart 1837) und Dichtungen (Pforzheim 1839) herausgab; sie bestehen aus den eben genannten „Familiengeschichten“ und „reichsstädtischen Historien“ und heißen „Die Glocke von Attendorn“, „Simplicissimus“ (eine kleine dem Leben entnommene Novelle, die er selbst für seine beste Arbeit erklärt), „Liebeszauber“, „die Liebe der Berge“, „der Blättler“, „die Reise ans Meer“; diesen schließen sich zwei Märchen vom „Waldfegerlein“ und „Gassenfegerlein“ nebst wie kleinen Komödien an. Uebersetzungen: „Der Gefangene von Chillon“, „Der Giaur“, „Die Insel“, „Der Verwundete“, „Werner“ in der Stuttgarter Ausgabe von Byron's Werken, Ariost's rasender Roland (Stuttgart 1840), das Paradies und die Peri von Th. Moore (Stuttgart 1844), u.a.m. –
>
> Von einem historischen Roman „Heinrich Roller, schwäbische Geschichten vor sechzig Jahren“, wie er in der Handschrift hieß, kamen seit 1837 Bruchstücke im Morgenblatt; der Ganze konnte jedoch erst sieben Jahre später, unter dem Titel „Schillers Heimathjahre“ (Stuttgart 1843) erscheinen, nicht weil er, wie man sagt, unterdrückt oder aus Rücksichten zurückgehalten war, sondern weil sich nicht eher ein Verleger dazu fand. – Sein letztes Werk ist „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg (Stuttg. 1844), eine Uebersetzung mit einem selbstständigen Schlusse, der zugleich Anknüpfungen an Immermann's hinterlassenes Fragment enthält.[3]

Publikationen der Studentenzeit, Beiträge für die *Ausgewählten Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und anderen in teutschen Übertragungen* (1832), die Epigrammsammlung *Fausts Mantelfahrt* (1834) und die wichtige Neuausgabe von Widmanns und Pfitzers *Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti* (1834, ND: Kurz 1990) unterschlug Kurz hier ebenso wie Feuilletonbeiträge, gewichtige literarkritische Arbeiten, von Friedrich Silcher vertonte Liedtexte und weitere Übersetzungen, deren Vielzahl er nur andeutete.

Bereits früh zeigte das Gesamtwerk eine Formen- und Gattungsvielfalt, bei der traditionsreiche ebenso wie neuere literarische Verfahren zu finden waren: das Versepos neben der Prosaskizze, der historische Schwank neben dem phantastischen Reiseabenteuer. Selbst die philologischen und journalistischen Arbeiten, vor allem aber die Übersetzungen sind nicht unabhängig von den poetischen Beiträgen zu betrachten, sondern weisen sowohl inhaltlich als auch formal eine interdependente Beziehung auf. Mit der Pluralisierung literarischer Möglichkeiten, dem Nebeneinander teils widersprüchlicher Literatursysteme und poetologischer Haltungen innerhalb eines Œuvres, zeichnet sich die Situation von Autoren der Generation nach Goethe überhaupt ab. Das Werk von Hermann Kurz knüpfte

3 Zitiert nach dem Manuskript, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 27484.

demnach nicht nur in synchroner, sondern auch in diachroner Hinsicht an verschiedenste literarische Ansätze an. Sprach Kurz von der ‚historischen Dichtung' (Homer), vom ‚realistischen Roman' (Grimmelshausen) oder von der ‚sozialen Literatur' (Gottfried von Straßburg), so verdeutlichte er, dass er darin nicht Kennzeichen einer spezifischen vergangenen oder sich neu formierenden literarischen Epoche sah. Diese offenbar charakteristischen Erscheinungen in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts betrachtete er vielmehr als allgegenwärtige, zu verschiedenen Zeiten beobachtbare Dispositive.

Das Wissen um seinen sich teils nur implizit formulierenden Beitrag zur Theoriebildung der Literatur im deutschen Vor- und Nachmärz müsste Kurz also auch in der neueren Literaturgeschichtsschreibung einen zentralen Platz zuweisen. Während er in den meisten umfangreichen Darstellungen nur randständige Erwähnung findet, zählt er etwa in *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (1980–1999) neben Willibald Alexis, Wilhelm Hauff oder dem späteren Theodor Fontane tatsächlich zu Hauptvertretern und -entwicklern des historischen, realistischen und sozialen Erzählens: „Sie stießen auf die Schlüsselprobleme des historischen Romans: die Beziehung der drei Zeitebenen zueinander (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) und die Relation von historischer Wahrheit und Fiktion."[4] Mit seinen Erzählungen sei Kurz ein „prärealistischer" Novellist, der in den Sammlungen *Genzianen* (1837) und *Dichtungen* (1839) zwar an romantische Traditionen anknüpfe, „freilich nur mehr, um sie definitiv zu verabschieden."[5] Seine Stärke sei im „Aufzeigen kritischer Perspektiven" zu sehen.[6] Wie auch diverse Anthologien zur Theorie und Gattungsgeschichte des historischen Romans zeigen, gehören das Nachwort zu *Schillers Heimatjahre* und die einleitenden Ausführungen zu *Der Sonnenwirt* zu den großen programmatischen Texten poetologischen Inhalts ihrer Zeit.[7]

Um eine literarische Entwicklungslinie anhand des scheinbar zerklüfteten Werks von Hermann Kurz und damit des historisch-realistischen Erzählens nachzuzeichnen, sind zwei Wegmarken von entscheidender Bedeutung; zum einen die Auseinandersetzung mit dem ‚lyrischen Subjektivismus' und die Hinwendung zur Epik überhaupt, zum anderen das Zurückdrängen biographischer und fiktionaler Elemente zugunsten historiographisch verbürgter Geschehenszusammenhänge – an die Stelle der Erfindung trat die Forschung, das Ideal der ‚Anmut'

4 Beutin 1998, S. 178.
5 Lukas 1998, S. 264.
6 Müller 1996, S. 702.
7 Vgl. dazu die Aufnahme in die wichtigen Sammlungen Lämmert / Eggert / Hartmann 1971 (Hg.), Steinecke 1976 II, Bucher / Hahl / Jäger / Wittmann 1976–1981 I/II (Hg.).

tauschte er ein gegen die ‚poetische Wahrheit', schließlich gegen die ‚historische Wahrheit'.

Die Jugendgedichte aus Maulbronn, vor allem aber der Gedichtband von 1836, waren noch stark von einer Poetik nach Hegels Ästhetik geprägt. Danach sei die Einheit der Lyrik in der „Innerlichkeit [...] der Stimmung oder Reflexion, die sich in sich selber ergeht"[8] zu finden. Nachdem die ersten Erzählungen in *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände* erschienen waren und begeistert aufgenommen wurden, beschloss Kurz, keine Verse mehr zu schreiben, es sei denn zugunsten der Stil- und Gattungsvielfalt eines epischen Werks. Im September 1836 meldete er dem Wegbegleiter und Studienfreund Rudolf Kausler (1811–1874), seine „lyrische Periode" (BF, 67) sei vorüber. Hierin deutet sich womöglich eine allgemeine Tendenz an, die als charakteristisch für die Zeit des Vormärz und der Revolution 1848/49 erkannt wurde – „der Zusammenbruch der biedermeierlichen Lyrikkultur in dem neuen realistischen Klima"[9]. Fortan entwarf er mit den Erzählungen der *Genzianen* (1837) und *Dichtungen* (1839) vor allem einen Zyklus von ‚Familiengeschichten' bzw. ‚reichsstädtischen Geschichten', von „anmutigen Familiensagen" (G 12), worin er sich „die kindlichen Anschauungen seiner reichsstädtischen Heimath" (s.o.) auf je verschiedene Weise aneignete. Sowohl historische und ‚realistische' als auch phantastische Erzählansätze sind in den frühen Novellen und Erzählungen zu beobachten. Diese Werkgruppe vermehrte Kurz noch in den folgenden Jahren und legte sie gut zwanzig Jahre später in inhaltlicher und konzeptioneller Überarbeitung mit dem ersten Band der *Erzählungen* (1858) geschlossen vor.

Für Kurz war die Frage nach der Authentizität der Darstellung nicht nur hinsichtlich seiner Romane, sondern auch seiner Lyrik und epischen Kleinformen von zentraler Bedeutung. Explizit wurde im *Epilog zur „Reise ans Meer"* (1838) die produktionsästhetische Forderung laut, ein Autor müsse die Grundkonflikte seiner Werke selbst er- und durchlebt haben. Der künstlerische Wert des ‚Erlebnisses', dessen begriffsgeschichtliche Wirksamkeit erst in der Mitte des 19. Jahrhundert einsetzte, kann bei Kurz schon im Sinn von Wilhelm Dilthey interpretiert werden, der es zur philosophischen und literarästhetischen Kategorie erhob. Wie Kurz allein in der literarischen Veräußerung der persönlichen Welterfahrung und -aneignung einen Wahrheitsgehalt der Dichtung sehen wollte, so schrieb Dilthey später: „[Das] Erlebnis enthält zugleich als Realität Strukturzu-

8 Hegel 1970 XV, S. 421.

9 In Anschluss an Fritz Martini und mit ausdrücklichem Verweis auf Kurz bei: Sengle 1971–1980 II, S. 471.

sammenhang des Lebens [...].“[10] Dieses Darstellungskalkül wurde im Frühwerk von Hermann Kurz auf verschiedene Weise realisiert: Bereits hier waren Ansätze eines ‚Detailrealismus‘ (Friedrich Sengle) zu sehen, denn Ereignisse und Zusammenhänge der historischen Zeitgeschichte wurden in sinnlicher Evidenz vor Augen geführt und damit ein neuer Bedeutungskonnex erschlossen. Da Kurz in einigen seiner frühen Erzählungen ein Konzept der ‚kindlichen Wahrnehmung‘ entwickelte, das ihm erlaubte, phantastische Motive zu integrieren oder fremde Texte in das Werkganze zu interpolieren, verweist auch seine Erzählperspektive auf die Kategorie der Authentizität: Die Erzählungen wurden als Erinnerungen einer Lebensphase dargestellt, in der zwischen Wirklichkeit und Fiktion nicht streng zu unterscheiden ist.

War der Autor aber auf seine eigene Erlebniswelt verwiesen, so entstand notwendig ein Werk mit regionalem Profil, und die Konzeption eines ‚Reichsstadtzyklus‘ war demnach einer spezifischen Produktionsästhetik geschuldet. Wie die Reichsstädte im deutschen Südwesten eine politische und kulturelle Sonderstellung besaßen, so erschloss sich auch Hermann Kurz das Feld des historischen und realistischen Erzählens in gewisser Hinsicht auf einem Sonderweg: Er knüpfte zunächst nicht nur inhaltlich an die Familien-, Stadt- und Regionalkultur an, sondern inszenierte sich geradezu als letzter reichsstädtischer Chronist, nicht zuletzt um seiner Familie und Vaterstadt Reutlingen literarische Denkmäler zu setzen.[11]

Bereits während der Studienzeit hatte sich Kurz intensiv mit gattungstypologischen Fragen auseinandergesetzt und die Merkmale seiner späteren Romane erarbeitet. In einem flüchtig notierten Aufsatz, der wohl auf das Jahr 1833 zu datieren ist,[12] diskutierte er die poetologischen Ausführungen „Ueber epische und dramatische Dichtung“ aus dem *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*

10 Dilthey 1914–2006 VII, S. 231.

11 In dieser Tradition einer literarischen Familienikonographie stand noch die Tochter Isolde Kurz (1853–1944), auch wenn ihre Beiträge keine fiktionalen Erzählungen, sondern biographisch-psychologische Skizzen darstellen. 1918 erschien ihr autobiographischer Großessay *Aus meinem Jugendland,* den der spätere Bundespräsident Theodor Heuss für die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* besprach. In *Die Familie Kurz* beobachtete er richtig, dass die familiären Erinnerungs- und Gedenkschriften von Isolde Kurz nicht als historiographische Arbeiten, sondern selbst als Dichtungen gelesen werden müssen und deren Poetik auf Hermann Kurz zurückgeht: „Das Wurzelhafte aller Kurzschen Kunst [...] ist darin beschlossen: es ist immer erweiterte Familiengeschichte, einer, der dabei war, hat’s wiedererzählt.“ (Heuss 1961, S. 169.)

12 In den Aufzeichnungen zu Hegels *Phänomenologie*, deren Studium Kurz im April 1833 abschloss, findet sich in einer Liste „Fernere Lektüren“ der Hinweis: „Als philosophische Lektüre gehört zum theil hierher Schillers und Goethes Briefwechsel.“ DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2800.

(1829). Kurz schreibt zu Anfang: „Dieser so viel überdachte, stets anregende und ohnehin erledigte Gegenstand ist auch von Schiller und Goethe nicht ins Reine gebracht worden.“[13] Goethes Ansichten werden anschließend im Einzelnen diskutiert; so auch die Anmerkung, dass der wesentliche Unterschied zwischen Epos und Drama darin zu finden sei, „als der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig“[14]:

> Aber ich sehe gar nicht, wie dieser Unterschied von Bedeutung sein soll, denn die Sache muß doch nur in Beziehung auf die Zuhörer oder Zuschauer betrachtet werden, und für diese ist in beiden vollkommene Gegenwart; auch im Epos wikelt sich die ganze Handlung ab, vor dem geistigen Auge; das Drama kommt nur der Imagination sehr zu Hilfe, indem es die Gemälde wirklich aufrollt, und es gehören treffliche Reden, trefflich vorgetragen, dazu, um uns die Illusion vergessen zu machen. Das Epos hat mehr äußere Wahrheit, als das Drama, da sich aber dies nur auf die Einkleidung, nur auf das Äußerliche, nicht auf den Inhalt bezieht, so sehe ich keinen Unterschied des Charakters beider Dichtungsarten drin.
>
> Beim Drama sizt der Zuschauer unmittelbar vor der Bühne, beim Epos blos der Erzähler, der den davon ausgeschlossenen Zuschauern berichtet, was gespielt worden ist.

Abschließend lieferte Kurz einen eigenen Vorschlag zur Frage, worin der Hauptunterschied des epischen und dramatischen Stils liege, vor allem mit Blick auf die Romane von Walter Scott, den er ausdrücklich benannte, und reflektierte damit über ein werkästhetisches Merkmal des Epos, für dessen Ausgestaltung er später berühmt wurde. Während im Drama nur Individuen auftreten können, führt das Epos auch Massen vor Augen und erschließt damit eine neue Bedeutungs- und Darstellungsebene:

> Und doch glaube ich einen Unterschied gefunden zu haben: im Epos müssen eine Menge der verschiedenen Menschen, nicht blos Karaktere, sondern auch Massen auftreten, worüber die Weltauffassung ruht, ohne daß ein eigentlicher Held da wäre. Besonders muß sich die ganze Zeit mit ihrem Leben und herr[schenden] Sitten abspiegeln.

Ab Februar 1837 arbeitete er an seinem „dreibändighistorischKarlherzoglichSchillerSchubartischSchieferdeckerischnationalsechzigbogigen Roman“ (BF, 249), der erst 1843 unter dem Titel *Schillers Heimatjahre* verlegt wurde. Hier entwarf er ein Panorama Württembergs des 18. Jahrhunderts. An Details der äußeren Überlieferung fühlte er sich noch nicht zwingend gebunden. So wurde etwa Christian Friedrich Daniel Schubart, der in Wirklichkeit ein Jahr vor dem 50. Geburtstag von Herzog Karl Eugen von Württemberg inhaftiert wurde, in *Schillers Heimatjahre* erst danach festgesetzt. Mit derlei offenen Verletzungen der historischen

13 Jeweils zitiert nach: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2801.

14 Zitiert nach der von Kurz verwendeten Erstausgabe: Schiller / Goethe 1829 III, S. 374.

Chronologie entwarf Hermann Kurz Momente ‚poetischer Wahrheit': Die Fallhöhe des despotischen Herrschers wurde damit angehoben, die Erwartungshaltung des Helden, der gespannt auf die verkündete „Umkehr" Karl Eugens wartete, enttäuscht.

Mit der Hauptfigur Heinrich Roller, einem jungen Vikar, verarbeitete Hermann Kurz aber auch seine eigenen Erinnerungen sowie ästhetischen und politischen Ansichten. In dieser Tatsache sah etwa sein früherer Repetent David Friedrich Strauß (1808–1874) die Schwäche der Literatur schwäbischer Provenienz überhaupt bestätigt. Sein Brief vom 14. Oktober 1873 an den Tübinger Philologen Moritz Rapp (1803–1883) stellt eine Art Nachruf zu Hermann Kurz dar:

> Persönlich habe ich nur wenig, obwohl durchaus freundliche, Berührung mit ihm gehabt; aber sein Talent habe ich immer hoch geschätzt. Und gerade wo es mangelhaft oder schadhaft war, hat es mir, wegen des specifisch Württembergischen dieses Schadens, besondere Theilnahme eingeflößt.[15]

Der württembergische Dichter bringe nach einer produktiven und vielversprechenden frühen Schaffensperiode, in der er die Eindrücke seiner Kindheit und Jugend verarbeite, keine weiteren Werke von Bedeutung mehr hervor. Bei Mörike sei dies *Maler Nolten* (1832), bei Kurz seine Novellen und *Schillers Heimatjahre* gewesen. Wenn es aber darum gehe, jenseits der subjektiven Erfahrungswelt „objective Beobachtungen und Forschungen" für weitere Romane anzustellen, scheitere der württembergische Dichter. Hermann Kurz habe zwar mit den ersten Kapiteln des *Sonnenwirts,* die 1846 in *Cottas Morgenblatt* erschienen waren, „das Meisterstück einer Exposition, einer psychologischen Grundlegung" vorgelegt, doch habe die aufziehende Revolution ihr Übriges beigetragen, um seine Produktionskraft zu lähmen: „Hiegegen war nun Mörike durch seine ausgeprägte Weltunfähigkeit geschützt. Kurz dagegen wurde von der Sache gepackt, war eine Zeitlang sogar in der Redaction des Beobachters. Damit ist einer als Dichter für Lebenslang verloren."

Diese in der frühen Kurz-Rezeption durchaus gängige, bis heute nachweisliche Meinung verkennt den Beitrag von Hermann Kurz als Redakteur (1848–1854) des wichtigsten württembergischen Oppositionsblatts während der Revolution von 1848/49, die im Übrigen für Strauß selbst zur persönlichen Niederlage wurde. Überhaupt scheint hier allein Goethes zweifelhafte Aussage über Ludwig Uhland anzuklingen – „Der Politiker wird den Poeten aufzehren". Strauß ignorierte auch die späteren Werke des Autors wie *Der Weihnachtsfund* (1855), den zweiten Band

15 Jeweils zitiert nach David Friedrich Strauß an Moritz Rapp, 14.10.1873, in: Zeller 1895 (Hg.), S. 559f.

der *Erzählung* (1859) mit der Meisternovelle *Die beiden Tubus*, die *Geschichtsbilder aus Schwaben* (1859), die 1871 als *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit* auch als Buch erschienen, sowie die Bedeutung der späten Shakespeare- (1867) oder Cervantes-Übersetzungen (1868). Schließlich war Hermann Kurz noch vor seiner Redakteurszeit Bohemien und Junggeselle, heiratete im November 1851 Eva Maria Freiin von Brunnow (1826-1911), genannt die „rote Marie“[16], und wurde im Jahr nach Verlassen der Redaktion des *Beobachters* bereits zum vierten Mal Vater. Für die vielköpfige Familie konnten die Buchhonorare kaum als Lebensgrundlage dienen. Nach Erscheinen des zweiten Bands seiner *Erzählungen* (1859) bekannte er Rudolf Kausler:

> Die Existenz möchte ich freilich längst gerne vertauschen, wenn es nur so leicht wäre, das Handwerk zu wechseln. Daß ich den Beobachter aufgegeben reut mich nicht, aber ich hätte nicht zur Literatur zurückkehren sollen. [...] [Der] Deutsche ist ja nur glücklich, wenn er für sein Geld schimpfen kann, oder auch gratis, denn für die beiden Bändchen sind 700 fl. noch nicht einmal fest in Aussicht. Dies für zwei Arbeitsjahre.[17]

Wenn auch außer Frage steht, dass Hermann Kurz mit seinem Hauptwerk *Der Sonnenwirt* das Vorhaben, der „wahren historischen Poesie“[18] zuzuarbeiten, einlöste und einen zentralen Beitrag zur ‚sozialen Literatur‘ überhaupt lieferte, so wird in David Friedrich Strauß’ Brief doch deutlich, dass die Entwicklungslinie vom Autor der ‚reichsstädtischen Geschichten‘ zum ‚Realisten‘ bereits von Zeitgenossen wahrgenommen wurde. Noch 1843 dachte Hermann Kurz bezüglich des *Sonnenwirt*-Stoffs an eine historiographische Arbeit, entschied sich schließlich aber doch für eine historische Dichtung, die sich aber nur innerhalb gegebener Grenzen bewegen sollte. In der Quellenkritik des ersten Kapitels schrieb er über Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786), dieser Erzählung komme „die Eigenschaft der allgemeinen poetischen Wahrheit in hohem Grade zu“[19] – das also, was er noch in *Schillers Heimatjahre* als Bezugssystem des historischen Romans benannt hatte –, „eine wahre Geschichte im gewöhnlichen Sinne“ sei sie aber nicht. Schiller habe weder die Hauptmotive und die Chronologie noch den kausalen Zusammenhang der Überlieferung entnommen. Er dagegen halte sich

16 Vgl. zur politischen Biographie von Marie von Brunnow, verheiratete Kurz, Slunitschek 2016.
17 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 27.10.1859 (BKa). Bereits als junger Mann hatte er ganz richtig in ein Taschenbuch notiert: „Autorschaft und Weingärtner durchaus vergleichbar. Ein Weingärtner hat nichts von seinem Wein, er ist noch glücklich wenn er ihn verkaufen kann, und muß von schlechtem Most leben. – Guter Wein und gute Bücher bringen nichts ein.“ (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1546.)
18 Kurz 1846b, Nr. 42.
19 Kurz 1846b, Nr. 270.

streng an die Akten und überlieferten Dokumente, um eine symbiotische Einheit von Dichtung und Geschichte zu stiften.

Das Gesamtwerk von Hermann Kurz ist bestimmt von der Gleichzeitigkeit verschiedener Stile und Erzählkonzepte; auch in zeitlicher Folge überschneiden sich die verschiedenen periodisch fassbaren Arbeitsfelder der frühen fiktionalen und späteren faktographischen Literatur. Während Kurz an seinen ersten Erzählungen arbeitete, entstand nicht nur die Großerzählung *Lisardo*, die erst postum als eigentlicher Debütroman gewürdigt wurde,[20] sondern bereits der erste Band von *Schillers Heimatjahre*. Unmittelbar nachdem der dreibändige Roman in den Druck gegangen war, dachte Kurz bereits daran, den durch Schiller popularisierten Stoff des Erzbösewichts Friedrich Schwan aus Ebersbach zu verarbeiten, was er in der zweiten, gekürzten Ausgabe von *Schillers Heimatjahre* auch inhaltlich reflektierte.[21] *Schillers Heimatjahre* darf ohne Zweifel als die bedeutendste literarische Leistung des Frühwerks gelten, doch in den Erzählungen zeichnet sich die charakteristische Formsuche des Autors deutlicher ab. Anders als bei den Erzählungen ist auf die Entstehungsgeschichte, Charakteristika der Werkästhetik und auf wirkungsgeschichtliche Zeugnisse bereits hingewiesen worden, auch wenn das Verhältnis der bislang noch nicht vollständig eruierten Quellen zur literarischen Gestaltung,[22] die Textkomposition in Differenz zur historischen Biographie Friedrich Schillers sowie die Deutung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg und Christian Friedrich Daniel Schubarts Desiderate bleiben. Da im Rahmen dieser Untersuchung nicht beide Komplexe zur philologischen, historischen und biographischen Konturierung des Frühwerks bearbeitet werden konnten, wird auf *Schillers Heimatjahre* nur punktuell verwiesen, das Werk aber nicht in seiner

20 Kurz 1919.

21 In der Fassung von 1856, die allen späteren Reprisen von *Schillers Heimatjahren* zugrunde liegt, montierte Kurz eine raffinierte intertextuelle Verknüpfung seiner beiden Romane ein: Der Held Heinrich Roller, der deutliche Züge des Autors trägt, ist ein enger Vertrauter von Friedrich Schiller, der ihm deswegen eine Rolle in seinem Drama *Die Räuber* widmet. Hier ist er Karl Moors treuer Gefolgsmann. Moor rettet ihn vor der Hinrichtung und brennt eine ganze Stadt nieder, Roller seinerseits schlägt Moor als Hauptmann vor und geht für ihn in den Tod. Als Philosophielehrer an der Hohen Karlsschule wird Heinrich Roller Freund und Kollege von Jakob Friedrich Abel, von dem Schiller die Geschichte Friedrich Schwans kannte. Nachdem Heinrich Roller erfahren hat, dass sein Schützling ein Trauerspiel über Räuber und Mörder schreibt, sagt er: „Nicht übel, [...] aber etwas starker Tabak. Der Sonnenwirtle ist ein Kind dagegen. Übrigens, beiläufig gesagt, Der wär' auch kein schlechter Stoff." (SW II, 162) Das Vexierbild des Schiller-Biographen inspirierte demnach Schiller zu seiner Erzählung *Verbrecher aus Infamie* (1786), nachdem er selbst einen 500-seitigen Roman über den Sonnenwirt aus Ebersbach geschrieben hatte.

22 Dazu ist allein die ältere Untersuchung Löffler 1926 zu finden.

Breite betrachtet. Allein bislang unbekannte Funde der Entstehungs-, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte werden im Folgenden mitgeteilt, um aufzuzeigen, inwiefern Hermann Kurz bereits als junger Autor in Konflikt mit der württembergischen Gesellschaft stand, schließlich aber doch noch zu später Anerkennung kam. Die in Briefen und Beiträgen dokumentierte Leidens- und Verlagsgeschichte von *Schillers Heimatjahre* überschattet das gesamte Frühwerk.[23] Sie ist, wie Isolde Kurz in der Biographie ihres Vaters schrieb, „selber ein Stück schwäbischer Kulturgeschichte, freilich ein trauriges“[24] geworden.

2 „… wo sein Charakter zu Grunde geht“: *Schillers Heimatjahre* und die württembergischen Verhältnisse

Obwohl Hermann Kurz Anteil nahm an der liberalen und nationalen Bewegung des Vormärz, lehnte er in frühen Jahren die offensiv operierende und politisch engagierte Literatur weitestgehend ab. Doch auch seine scheinbar harmlosen frühen Werke, die biedermeierlich anmutenden ‚Familiengeschichten‘ wie der historische Schiller-Roman, weisen bei näherer Betrachtung politische und sozialgeschichtliche Implikationen auf, die ihm in ihrer Tragweite wohl selbst kaum bewusst waren. So war zwar Georg von Cotta (1796–1863) von Kurz’ ambitioniertem Romanentwurf durchaus überzeugt, zahlte ihm ab 1837 Vorschüsse und lobte auch noch den Roman in seiner letztgültigen Gestalt, doch sowohl 1838 als auch 1842 lehnte er den Verlag von *Schillers Heimatjahre* ab. Die siebenjährige Verzögerung, mit der dieses große Erstlingswerk bei Frankh in Stuttgart erschien, erschwerte Kurz, sich auf dem Buchmarkt als Schriftsteller zu etablieren. Noch vor Karl Hoffmeister (1796–1844) und Gustav Schwab (1792–1850) hätte er eine erste große, wenn auch fiktive, so doch „nach mündlichen Ueberlieferungen von noch lebenden Zeitgenossen“ geschriebene Schillerbiographie vorlegen können, wie es in der Verlagsanzeige hieß. Ursprünglich wollte er Schillers Werk einen ganzen Band widmen. Erst durch die anziehende Konjunktur der Schillerliteratur konzipierte er den Roman als ausgedehntes Landschaftsporträt nach dem Vorbild Walter Scotts und konzentrierte sich auf fiktionale Erzählstränge um den Helden Heinrich Roller. Bald wurde es zum Gemeinplatz, dass die Veröffentlichung des Romans von höchster Stelle verhindert worden sei. Karl Goedeke (1814–1884), der als Redakteur für Hermann Harrys’ (1811–1891) *Hannoversche Morgenzeitung* mit-

23 Vgl. bes. das Kapitel „Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz“ in: Fischer 1899, S. 217ff. sowie Schweier 1988, S. 72ff.
24 I. Kurz 1906, S. 78.

telbaren Kontakt zu Hermann Kurz hatte, schrieb etwa in *Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843* (1844): „Jüngst erschienen ist ein schon lange fertiger, früher auf höhern Wunsch, wegen der ungünstigen Schilderung des Herzogs Karl v. Württemberg, zurückgehaltener Roman [...].“[25] Wenn Kurz selbst in seinem Lebenslauf schrieb, *Schillers Heimatjahre* sei nicht, „wie man sagt, unterdrückt oder aus Rücksichten zurückgehalten“ (s.o.) worden, so trifft dies insofern zu, als der Roman nicht von staatlicher Seite verboten wurde.

Hermann Kurz scheiterte nicht an der königlichen Zensurbehörde, schon gar nicht am Stoff des Romans selbst – er stand in Konflikt mit den württembergischen Verhältnissen. Gerade aus der Distanz des liberaleren Baden, in das er kurz nach Erscheinen des Romans zog, konnte er die Missstände in seiner Heimat erfassen. 1846 war in Stuttgart die Bibliothekarstelle von Franz Pfeiffer (1815–1868), der Kurz bei der Übersetzung des *Tristan* (1844) unterstützt hatte, vakant geworden, ebenso wie der Lehrstuhl am oberen Gymnasium von Ludwig Amandus Bauer (1803–1846), der verstorben war. Adelbert (von) Keller (1812–1883) und Rudolf Kausler versuchten ihren Freund wieder in die Heimat zu locken, erhielten aber zur Antwort:

> Ich verstehe mich nicht auf Eure quasi-konstitutionelle Staatskarriere mit Empfehlungseinflüssen guten und schlechten Geruchs, traue mir nicht zu, in Vorlesungen etwas Erträgliches zu leisten, und verzweifle ganz daran, aus dieser hiesigen Freiheit heraus (ich rede nicht gerade vorzugsweise in politischer Beziehung) wieder in die „christlich-germanisch-württembergische Verlegenheit“, wie sie Hecker nennt, hinein zu taugen, in dieses Drucksen und Mucksen, dieses Ächzen und Krächzen, in diese erdrückende Demut, diese anmaßliche Bescheidenheit, diese fuchsfalsche Gemütlichkeit. Wenn hier die Rede auf meine Heimat kommt, so tue ich meine Pflicht als advocatus diaboli; dir gegenüber mache ich aber nicht den geringsten Hehl daraus, dass sie mir mit Stumpf und Stiel entleidet ist. Nur die Mittelmäßigkeit kommt drüben fort, oder ein wackerer Kerl nur auf mittelmäßigen Wegen, wo sein Charakter zu Grunde geht.[26]

Warum *Schillers Heimatjahre* nicht in der Cotta’schen Buchhandlung hatte erscheinen sollen, lässt sich nur hypothetisch rekonstruieren. Vor allem Hermann (von) Fischer (1851–1920), der nicht nur als Sohn von Johann Georg Fischer (1816–1897), sondern auch als Stiftler (ab 1869) und Meisterschüler des Philologen Adelbert Keller eine unmittelbare Beziehung zu Hermann Kurz hatte, beschäftigte diese Frage. Er sah deren Antwort schließlich darin, dass Cotta „allgemeinere politische Bedenken“ oder aber doch buchhändlerische Zweifel gehabt haben müsse.

---

25 Gödeke 1844 (Hg.), S. 134. Auf Nachfrage von Harrys lieferte Kurz diverse Übersetzungen und Gedichte für die *Hannoversche Morgenzeitung*.

26 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Sommer 1846 (BKa).

Zuvor hatte Fischer die Ursache noch in einem bestimmten Erzählstrang gesehen, in den amourösen und romantischen Episoden einer fingierten Nichte des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, die als Zigeunerin in den Schwarzwald zieht. Fischer wusste sehr wohl, dass es sich dabei nicht um eine Person aus dem 18. Jahrhundert gehandelt hatte, sondern um eine „Stuttgarter Dame“[27] aus Kurz' Gegenwart. Cotta hätte demnach aus Rücksicht auf die Stuttgarter Gesellschaft die Veröffentlichung des Romans abgelehnt, was Fischer nach Hinweisen aus der Entstehungsgeschichte aber bald als entkräftet betrachtete:

> Er hatte, wie es Kurz schien, zwar Zutrauen zu dem Erfolg des Buches, aber „große Bedenklichkeiten in puncto loyalitatis“. Ich und andere haben das früher auf die Laura=Geschichte bezogen. Das ist aber nicht möglich. Daß Kurz an den Scenen mit Hannikel erst 1842 gearbeitet hat, geht aus einem seiner damaligen Briefe deutlich hervor; von der ganzen Räubergeschichte ist 1838 noch keine Silbe fallen gelassen![28]

Cotta hatte das Manuskript des ersten Bands bei der königlichen Zensur eingereicht. Ihm selbst lag zu dieser Zeit bereits ein Entwurf der gesamten Romanhandlung vor. Auch wenn erst mit Kurz' Schwarzwaldreisen von 1842 die betreffenden Episoden gefertigt wurden, so war die Laura-Geschichte bereits ausdrücklich vorgesehen; auf sie wurde womöglich auch in der ersten Romanfassung proleptisch hingewiesen. Laut Entwurf sollte Laura – hier noch das leibliche Lieblingskind von Karl Eugen – auf einem einsamen Waldschloss leben: „während dieser auf eine gute Partie für sie bedacht ist, hegt sie eine romantische Leidenschaft zu einem Zigeuner, dessen Stamm zu der Bande des berüchtigten Hannikel gehört [...].“[29] Der Legationsrat, Zensor und spätere Direktor der Hofbibliothek Friedrich von Lehr (1780–1854) war vor allem mit der Literaturauswahl für den württembergischen Monarchen betraut. Er schrieb an König Wilhelm I. von Württemberg, der Druck des ihm durchweg missfallenden Buchs sei nach seinem Ermessen hinsichtlich der Darstellung Karl Eugens zu gestatten, „da der Dichter den Herzog auch in seiner Lichtseite dem Leser vorführt“, setzte aber hinzu: „Ob aber aus Familien-Rücksichten nicht zu wünschen sey, daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe, vermag nur allein die Weisheit Euer Königlichen Majestät zu ermessen und zu bestimmen.“[30] Als der Staatssekretär Christian von Vellnagel (1764–1853) Cotta das Manuskript zurücksandte, betonte auch er, dass der Druck zwar erlaubt sei, gab aber insofern eine ablehnende Haltung vor, als „Se. Königl.

27 Fischer 1899, S. 233.
28 Fischer 1899, S. 237.
29 Fischer 1903.
30 Wittkop 1988, S. 118.

Majestät zwar nicht wohl annehmen können, daß die Cotta'sche Buchhandlung sich mit dem Verlage derselben werden befassen wollen"[31]. Schließlich lehnte Cotta den Roman ab und Kurz meldete bereits im Oktober 1838, nachdem er in einem Stuttgarter Salon auf seinen noch nicht erschienen Roman angesprochen worden war: „Das Ding ist mythisch geworden [...]."[32]

In den weiteren Bänden bildeten die Schwarzwaldepisoden den zentralen Erzählstrang der Handlung. Auch die bereits mit dem ersten Entwurf implizierten erotischen Abenteuer stellte Kurz in eindeutigen Bildern dar. So lässt Kurz seinen Helden Heinrich Roller fast ohnmächtig werden vor Begierde, als dieser in Lauras Dekolleté blickt:

> Indem sie sich rückwärts beugte, öffnete sich das ausgeschnittene Kleid über der Brust und ließ ihn in einen blendenden Himmel schauen, so daß er vor Überraschung fast die Augen schloß. Es war ein Augenblick. Er hatte ihre Hand ergriffen. „Ma vie!" rief er und drückte einen feurigen Kuß darauf. (SH I, 208)

Trotz begeisterter Lektüre lehnte Georg von Cotta im Brief vom 9. Dezember 1842 das Manuskript erneut ab, nicht ohne nochmals zu betonen, dass die Cotta'sche Buchhandlung nur aufgrund „der persönlichen Stellung ihres Eigentümers"[33] vom Verlag absehe. Stattdessen bot er ihm an, seine durch den Vorschuss entstandenen Schulden mit Vorabdrucken im *Morgenblatt*, Cottas belletristischer Tagespresse, zu tilgen. Er hatte damit ein karrieristisches Debakel begründet, das er wohl selbst wahrgenommen haben musste, als er sich noch 1848 mit der zynischen Aufforderung an Kurz wandte, doch einmal für seine *Allgemeine Zeitung* „die Erlebnisse eines angehenden Schriftstellers zu schildern"[34].

Hermann Fischer maß angesichts der vermeintlich eindeutigen Entstehungschronologie des Romans der Figur der Laura keine größere Bedeutung mehr zu. Da Fischer vom Hörensagen annahm, es handele sich dabei schlicht um eine Stuttgarter Dame, so fiel diese scheinbar auch weiter nicht ins Gewicht. Doch Vorlage für die Flucht der Laura in den Schwarzwald war ein Ereignis aus höchsten württembergischen Adelskreisen, ein gesellschaftlicher Skandal, der gewiss

31 Christian von Vellnagel an Georg von Cotta, 8.5.1838, zitiert nach: Mojem 2002, S. 79.

32 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 26.10.1838 (BF, 399).

33 Georg von Cotta an Hermann Kurz, 9.12.1842, zitiert nach: Kurz 1986, S. 994.

34 Hermann Kurz an Hermann Hauff, 18.1.1848, zitiert nach: Fischer 1908, S. 576. Weiter schrieb Kurz über diesen Fall: „Ich gehe seit elf Jahren an und weiß den Ergänzungsblättern weiter nichts zu sagen, als daß ich mit bitterem Ueberdrusse auf eine ganz verfehlte Laufbahn zurücksehe, und das in Jahren, wo ich zu alt und zu steif bin, um, wie ich wünschte, noch ein Handwerk lernen zu können." (Fischer 1908, S. 576.)

auch noch Friedrich von Lehr und Georg von Cotta gegenwärtig war, erst recht aber König Wilhelm I. Auf die wahre Identität der Laura wurde in der Literatur zweimal hingewiesen, ohne aber die damit einhergehenden Konsequenzen für die Publikations- und Wirkungsgeschichte des Romans zu berücksichtigen. Es handelt sich um die Gräfin Amalie von Gölnitz (Ravensburg), verheiratete Uexküll-Gyllenband (1780–1854). Über die jungen Schülerinnen der Ecole des Demoiselles heißt es in *Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit*:

> Eines dieser Fräulein, Amalie von Göllnitz, dessen Schicksale Stoff zu einer Romanepisode gegeben haben (vgl. Kurtz: Schillers Heimatjahre) machte dem Herzog durch ihre romantische Naturanlage viel Sorge. Es sind von ihr noch ungedruckte Briefe vorhanden, die eine nicht gewöhnliche Begabung und ungezügelten Freiheitsdrang erkennen lassen.[35]

Der Autor Ernst Salzmann hatte sich wohl selbst von Kurz' Roman leiten lassen, denn die späteren Eskapaden fanden lange nach Karl Eugens Tod statt. Ein zweiter entsprechender Hinweis ist in Emma von Suckows (1807–1876) Biographie *Lenau in Schwaben* (1853) zu finden. Sie wurde über Justinus Kerner in den Jahren 1840/41 mit Kurz eng vertraut, obwohl dieser für die Weinsberger Gesellschaft zu „studentisch" und „proletarisch" gewesen war.[36] Während seiner Besuche bei Kerner hatte Kurz aus seinem bislang nicht veröffentlichten Roman vorgelesen. Am 21. Juli 1842 gingen Emma von Suckow und Justinus Kerner mit Lenau spazieren und erzählten sich Anekdoten. Als literarisches Kuriosum wurde zuletzt auch ein Gedicht von Amalie von Gölnitz vorgelesen. Offenbar zirkulierten ihre Gedichte in ganz Württemberg, denn Bernd Friedrich Autenrieth teilte in der *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* Abschriften ihrer Gedichte aus seinem privaten Familienarchiv mit.[37] Am 12. März 1834 hatte sie sich wegen der *Seherin von Prevorst* (1829) aber auch persönlich an Kerner gewandt: „Euer Wohlgeboren werden sich ohne Zweifel sehr wundern einen Brief von ganz fremder Hand zu bekommen, dessen Verfasserin Sie vielleicht nicht einmal dem Nahmen nach kennen."[38] In besagtem Sommer 1842 „holte man eine ziemlich vergelbte Handschrift herbei"[39], die Briefepistel einer schwäbischen Gräfin, deren Lebens-

35 Salzmann 1909, S. 117.

36 Vgl. diverse Briefstellen in Simon 2012 (Hg.).

37 Weitere Materialien und eine biographische Skizze finden sich in Autenrieth 1992. Zur Biographie vgl. auch diverse Artikel von Ursula Kuttler-Merz, die in der zeitgeschichtlichen Sammlung des StA Rottenburg am Neckar, Bestand D 10 (Zeitungsauschnittsammlung), vorliegen.

38 Amalie von Gölnitz an Justinus Kerner, 12.3.1834, DLA Marbach, A: Kerner, Justinus KN 1552.

39 Niendorf 1855, S. 115.

geschichte in Hermann Kurz' *Schillers Heimatjahre* eingeflochten war, unterschrieben mit „Amalie, die Zigeunerin":

> O Gott! an meines Liebchens Brust
> Durchschauert mich die frömmste Lust,
> Ich fühle mich in meinem Sinn
> So reich wie eine Königin!
> Ich seh', daß Du begierig bist.
> Zu wissen, wer dies Liebchen ist.
> Denkst immer: was ist's wohl für Einer?
> Ich g'steh es Dir, s'ist ein Zigeuner!
> Des Landdragoner Reinhardt' Sohn,
> Ich gäbe ihn um keinen Thron.[40] [...]

Emma von Suckow wusste zu berichten, dass man Amalie als Landstreicherin in eine Zwangsanstalt eingesperrt habe – „und es war vielleicht nichts anderes, als ein verunglücktes poetisches Gemüth, das hinausdürstete aus starren Formen und enger Umpfählung, aus dem Scheinleben der Convenienz."[41] In der Lebensgeschichte der Zigeunerin Amalie sah von Suckow sogar einen „verfrühten Empancipationsversuch"[42].

Nach den Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart stellt sich der Fall der Amalie von Gölnitz durchaus ambivalent dar. Bereits im Alter von 14 Jahren wurde sie mit dem Obristen Graf Carl Johann Ludwig Otto von Uexküll-Gyllenband (1760–1811) verheiratet. Nach dem vierten Kind verließ sie ihre Familie, um als „Zigeunerin" zu leben, und gebar drei weitere, uneheliche Kinder. 1808 ließ sich ihr Mann scheiden und starb drei Jahre später wohl aufgrund eines Jagdunfalls. Auf Antrag ihres Schwagers, des württembergischen Kammerherrn und Oberforstmeisters Carl August Bertram Graf von Uexküll (1761–1812), leitete König Friedrich I. am 7. September 1811 ein Untersuchungsverfahren gegen sie ein, an dem das Innenministerium und diverse Oberamtmänner mitarbeiteten:[43]

> Seine Königliche Majestät ertheilen hiemit dem Minister des Inneren den gdst. Befehl, über die Aufführung und Lebens-Art der abgeschiedenen Frau des verstorbenen Obristen Grafen von Uxkull am. Bericht zu erstatten, und ob dem unter dem 6ten Dieses an Seine Königliche Majestät gebrachten am. Gesuche des Schwagers derselben, Land-Jäger Meisters Grafen v. Uxkull, dieser Frau, die fortfahre, durch ihre sittenlose Lebens-Art den Namen des

40 Niendorf 1855, S. 115.
41 Niendorf 1855, S. 115.
42 Niendorf 1855, S. 117.
43 Der Briefwechsel der Familie von Uexküll mit König Friedrich I. findet sich im HStA Stuttgart, G 243 Bü 103.

> Verstorbenen und der ganzen Familie zu prostituiren, die Fortsagung desselben untersagen zu lassen, entsprochen werden kann.[44]

Der Oberamtmann von Herrenberg meldete am 19. September 1811 an den Hof über Amalie von Gölnitz: „Von deren Aufführung ist mir damals nur die allgemeine Sage, daß ihr jeder, der sie beschlaffen wolle, willkommen sey, zu Ohren gekommen.“[45] Kronzeuge ihres schlechten Lebenswandels wurde der Amtmann von Kirchheim unter Teck, Albrecht Friedrich von Lempp (1758–1819). Von seinen Begegnungen in den Jahren 1805/06 wusste er zu berichten, dass Amalie von Gölnitz eine vollständig verdorbene Person sei. Sie habe zunächst durch ihre Eloquenz, durch Verstand und Bildung einen Schein der Moralität bewahrt, bald sei sie aber mit Kupplerinnen der Stadt herumgezogen und habe sich mit Gutsherren oder Knechten „der größten Wollust und der schändlichsten Ausschweifung“ hingegeben.

> Da sie nur unter der niedersten Classe die Mittel zu ihrer Befriedigung suchen und finden konnte, da sie sich nicht scheute, diesen Leuten Briefe zu schreiben, die die gröbsten Sinnlichkeiten ausdrükten und da diese Briefe beim niederen publicum umgetragen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß nicht das schändlichste Aergernis dadurch gegeben würde. Die Haushaltung wurde natürlich dabei zerrüttet und das schlimmste war, daß die Erziehung der Kinder besonders der Tochter dadurch unendlich leiden muste.[46]

Lempp wies auch darauf hin, „daß sie mit einem verheuratheten Zigeuner herumgezogen seie und nachdem ihr dieser ungetreu worden, dessen Bruder an sich gezogen habe.“ Am 2. Januar 1812 erfolgte der offizielle Haftbefehl: „Die Amalie v. Goellnitz vormalige Gräfin v. Uxkull soll wegen ihres sittenlosen Lebenswandels in ein Arbeitshaus gebracht und daselbst, abgesondert von Züchtlingen, aber doch unter Verwahrung gehalten werden.“[47] Sie wurde auf das Zucht- und Zwangsarbeitshaus nach Rottenburg gebracht, ihre elegant vorgetragenen Begnadigungsbitten lehnte man regelmäßig ab:

> Zwar mus ich leider gestehen, daß meine vorherige Lebens:Weise von der Art war; daß ich mein jeziges Unglük als eine ganz gerechte Folge derselben ansehen muß – wiewohl ich auch nicht umhin kann zu sagen, daß meine Feinde, besonders die v. Uxküllische Familie,

44 Schlechter Lebenswandel der Amalie von Gölniz, geschiedene Frau des verstorbenen Obristen Graf von Üxküll, die den Namen ihres Mannes nicht weiterführen darf, deren Unterbringung in dem Zwangsarbeitshaus in Rottenburg und deren Entlassung jedoch mit Polizeiaufsicht, HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 1.
45 HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 2.
46 HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 6.
47 HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 27.

> meine Schwachheiten durchs Mikroskop betrachteten: u: als vergrößert auf der schwärzesten Seite Sr: Majestät vortrugen: kein Wunder also, daß der gerechte Monarch aufgebracht, u: ich in das hiesige Spinnhaus abgeliefert wurde. Jetzt bereue ich freilich schmerzlich meinen vorherigen Lebens:Wandel, der mich nicht nur um die Achtung der Welt um Frieden u: Gewissens Ruhe brachte – sondern durch den eigentlich auch meinen Feinden selbst die Macht in die Hände gegeben habe mir so zu schaden. Aber, bei Gott! eben so tief, so ernstlich als meine Reue über das Vergangene, ist auch mein Vorsaz von nun an, weiser u: besser zu werden – genau nach den Gesezen der Tugend und Sittlichkeit meine Lebens:Art einzurichten – damit ich nicht nur Harmonie u: Ruhe, in mein eigenes Ich bringe, das Wohlgefallen Gottes u: die Achtung der Rechtschaffenen wieder erhalte; sondern auch vorzüglich deswegen, daß meine guten Kinder, die mir über alles am Herzen liegen, nimer zu erröthen Ursache haben, wenn man ihre Mutter nennt. –
>
> Um aber ernstliche Beßerung zu beweisen, um Früchte einer wahren anhaltenden Reue zu bringen; mus ich in völliger Freiheit, in gesellschaftlichen Verbindungen, wenigstens doch nicht ganz isolirt leben: denn in meiner würklichen Lage, kann ich blos durch Worte; nicht aber durch Handlungen, die aus der Überzeugung des Bessern, Edlern entspringen, Beweise einer geänderten Denk:Art an den Tag thun. –[48]

Erst nach dreijähriger Haft wurde sie am 24. Februar 1815 aus dem Spinnhaus entlassen, sollte aber fortan „unter genaue policeil[iche] Aufsicht gestellt werden".[49] Sie blieb auf eigenen Wunsch in Rottenburg, wo sie gelobt hatte, einen von der Gesellschaft weitestgehend zurückgezogenen Lebensstil zu pflegen,[50] und starb völlig verarmt im Jahr 1854. Laut der Akten galt sie als sitten- und skrupellose Exhibitionistin, im ‚Volksmund' dagegen als romantische und poetische Schwärmerin, wie sie auch in Hermann Kurz' Roman dargestellt wurde.

Der Schwager von Amalie von Gölnitz sprach ausdrücklich davon, sie habe den Namen der ganzen Familie „prostituiert". Tatsächlich genoss die Familie Uexküll-Gyllenband seit etlichen Generationen bestes Ansehen in Württemberg und bekleidete hohe Militär- und vor allem Forstämter. So war ein Vorfahre ihres Manns, der Staatsminister Friedrich Emich Johann von Uexküll (1725–1810), einer der wenigen Trauzeugen der zunächst nicht proklamierten Ehe zwischen Karl Eugen und Franziska von Hohenheim. Von besonderer Bedeutung war der Kunstsammler Karl Friedrich Emich Freiherr von Uexküll-Gyllenband (1755–1832), dessen erster Biograph David Friedrich Strauß (1808–1874) wurde. Der Freiherr

48 HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 34.

49 HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 41.

50 So schrieb sie nach ihrer Entlassung am 12. März 1816: „Wird mir ein anderer Ort als Rottenburg zum Aufenthalte gnädigst bestimmt so bitte ich unterthänigst vorzügl: auf eine sehr interesante Gegend (interesante Gegenden sind ja in Würtemberg nicht selten) Rücksicht zu nehmen – die schöne Natur mus mir Ersatz sein; für die Genüße des geselligen Lebens." HStA Stuttgart, E 146 Bü 5714, 3, Nr. 44.

habe „mehr als einmal den jungen Studenten bei seinen Bildern herumgeführt“.[51] Er war mit diversen Künstlern von Rang ebenso bekannt wie mit Schiller und Johann Friedrich Cotta. Womöglich spielte Kurz auf Karl Friedrich Emich Freiherr von Uexküll-Gyllenband an, wenn Heinrich Roller der attraktiven, aber verheirateten Aurora zum ersten Mal vor dem Bild einer „sterbenden Virginia“ begegnet – „in einem Hause, das er, wegen einer ansehnlichen Sammlung von Meisterwerken älterer und neuerer Malerei, gerne zu besuchen kam“ (SH II, 9).

Als Hermann Kurz *Schillers Heimatjahre* schrieb, war der erstgeborene Sohn von Amalie von Gölnitz Hauptmann, der zweitgeborene königlicher Oberforstmeister. Von der kontrastreichen Lebensgeschichte, der Scheidung und erzwungenen Aberkennung ihres Namens wurde in den Adelsannalen nie Notiz genommen. Ein mögliches Indiz, dass der „schlechte Lebenswandel der Amalie von Gölniz“ die Familie noch lange Zeit beschäftigte, kann darin gesehen werden, dass im Jahrgang 1856 des *Genealogischen Taschenbuchs der deutschen Gräflichen Häuser* („Gotha“) – im ersten nach ihrem Tod – anstelle ihres bislang korrekt übertragenen Namens eine gewisse „Amalie, geb. Freiin Göler von Ravensburg“[52] angeführt wurde.

Als der Zensor Friedrich von Lehr also von „Familien-Rücksichten“ sprach, davon, „daß was vergessen ist, auch vergessen bleibe“[53], so kann damit nur dieser delikate und allgemein bekannte Fall der Amalie von Gölnitz gemeint sein. Wenn es die Darstellungen Karl Eugens gewesen waren, die Cotta davon abschreckten, den Roman in seinen Verlag aufzunehmen, warum erschienen dann im *Morgenblatt* diverse Episoden, in denen der Herzog durchaus zwiespältig dargestellt wurde? In den Vorabdrucken des Jahrs 1843 wurden die Laura-Episoden ausdrücklich übergangen. So heißt es im „Bruckstück“ *Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwald*: „Eine junge Dame, in der von Herzog Karl von Württemberg gestifteten Ecole des Demoiselles erzogen, ist unter sonderbaren Umständen von der Redoute verschwunden, und man hat Grund zu vermuthen, daß eine romantische Laune sie auf den Schwarzwald und wohl gar zu den Zigeunern gefördert habe.“[54] Dabei schwärmte doch später vor allem die weibliche Leserschaft für die entsprechenden Kapitel; nicht zuletzt die junge Marie von Brunnow, die auf dem Faschingsball 1848 dem Dichter von *Schillers Heimatjahre*, ihrem späteren Ehemann, im Zigeunerkostüm der Laura begegnete.[55]

51 Strauß 1862, S. 275.
52 Gotha 1856, S. 802.
53 Wittkop 1988, S. 118.
54 Kurz 1843b, Nr. 95.
55 Vgl. dazu die unterhaltsame Nacherzählung von Walter 1996, S. 9ff.

Statt in Cotta einen verlässlichen Verleger zu finden, verteilte sich das gesamte Werk von Hermann Kurz fortan auf verschiedene Verlage, die größtenteils in Stuttgart ansässig waren. Bereits Paul Heyse wies darauf hin, dass dieser Umstand eine Teilnahmslosigkeit der Leserschaft bewirkt habe (vgl. GW I, XXV). *Schillers Heimatjahre* erschien schließlich in der 1842 neu gegründeten Verlagshandlung von Gottlob Franckh (1802–1845), der Cottas Bedenken nicht nachvollziehen konnte. Der spekulative Verleger hatte einst mit seinem Bruder billige Taschenausgaben von Walter Scott oder Hauffs *Mitteilungen aus den Memoiren des Satans* (1826) verlegt und war gerade vom Hohenasperg entlassen worden, wo er als Hauptverantwortlicher der so genannten Franckh-Koseritz'schen Verschwörung (1833), der württembergischen Parallelaktion zum Frankfurter Wachensturm, eingesessen hatte. Nicht der Höfling Cotta also übernahm den Roman, sondern der „Hochverräter" Franckh.

Aufgrund des Leihbibliothekswesens, der öffentlichen Leseanstalten und zirkulierender Lektüren besitzt der mäßige Absatz des Romans kaum Aussagekraft über seine Rezeptionsgeschichte. Sowohl die Literarkritik und -geschichtsschreibung als auch private Zeugnisse zeichnen *Schillers Heimatjahre* als bedeutenden Roman seiner Zeit aus. In Wolfgang Menzels *Literatur-Blatt* schrieb der Rezensent, es wäre „schon nach 8 bis 10 Jahren weit schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen, ihn so wie er ist, zu schreiben. Nur durch den persönlichen Verkehr des Verfassers mit den wenigen Männern, die jene Zeit selbst noch sahen, wurden eine Menge charaktervoller Züge zu uns herüber gerettet, die ohne sein Werk entweder ganz verloren gegangen wären, oder nur hie und da in einigen zerstreuten Anekdoten sich erhalten hätten."[56] Heinrich Laube hatte *Schillers Heimatjahre* für sein Drama *Die Karlsschüler* (UA 1846) verwendet. Auch wenn der Autor dies leugnete, sind eindeutige Reminiszenzen zu finden.[57] Der Chronist Heinrich

56 Menzel 1843.

57 Vgl. die Einleitung: „‚Wie wär's denn,' sagte Auerbach mit seiner ruhigen, nachdenklichen Weise, ‚wenn Ihr's einmal mit dem Schiller versuchtet! Dem würde doch die ganze Nation zujauchzen.' – Ich schwieg und dachte: Jetzt kommt der auch darauf! ‚Na, Laube, das ist der Rede Werth!' Das glaub' ich, aber ich weiß es nicht anzufangen! – Und bei mir dacht' ich: anzufangen wohl, aber nicht zu schließen. [...] Und so wurde noch ein Weilchen hin- und hergeredet, und auf all meine Einwendungen meinte Auerbach beim Scheiden: ich sollte Schillers Heimathjahre von Hermann Kurtz lesen – Davor würd' ich mich wohl hüten, wenn ich ein Stück schreiben wollte. Die Daten kenne ich hinreichend, und die Auffassung eines Anderen befängt Einen dann nur, weil man sie nicht wieder los werden kann, falls man nicht schon selbst einen Plan hat." (Laube 1847, S. XXII.) Laube kannte aber sehr wohl *Schillers Heimatjahre*, so machte er etwa nach Vorbild von Kurz (SH I, S. 330ff.) den Tiroler Maler Joseph Anton Koch (1768–1839) zu Schillers Mitschüler.

Wagner (1783–1863) nannte Kurz in der *Geschichte der Hohen Carls-Schule* (1856) schlicht „unser beliebter Autor“ [58] und hatte dabei offensichtlich auch die ehemaligen Schüler im Blick.

Eine „Quelle eigner Art“ führte Eduard Boas (1815–1853) im ausführlichen Quellenbericht zu seiner Biographie *Schillers Jugendjahre* (postum 1856) an:

> Christophine las den Roman von Hermann Kurtz: ‚Schillers Heimathsjahre‘, und wo die Darstellung ihr recht lebendig, recht wahrheitsgetreu erschien, strich sie den Satz mit Bleistift an, oder schrieb wohl auch die Namen der bezeichneten Personen an den Rand. Dies interessante Buch ist gegenwärtig im Besitz von Schiller’s Tochter Emilie, Baronin von Gleichen-Rußwurm, die es mir zur Benutzung freundlich überließ.[59]

Die von Schillers geliebter Schwester für wahr befundenen Romanstellen wurden ihrerseits also wieder als historiographische Quellen rezipiert. Schließlich hatte Kurz nicht nur die bekannten Lebensberichte verarbeitet – etwa Johann Wilhelm Petersens publizierte Erinnerungen und handschriftliche Aufzeichnungen,[60] Andreas Streichers Buch *Schiller’s Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785* (1836) oder Schubarts Autobiographie (1791–1793) –, sondern auch mündliche Berichte verwertet.[61] Das Handexemplar von Christophine Reinwald, geb. Schiller (1757–1847), wird in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek aufbewahrt. Ihre Nichte Emilie von Gleichen-Rußwurm (1804–1872) notierte auf dem Vorsatz: „Die angestrichenen Stellen sind als wahr u. charakteristisch gefunden worden von Tante Reinwald, geb. Schiller“.[62] Schillers Schwester, die erst 1847 neunzigjährig starb, verbrachte ein häusliches Leben, erst im Familienkreis, dann als Ehefrau. Im höheren Alter aber widmete sie sich der Aufgabe, das Andenken an ihren Bruder zu pflegen. Sie verfasste auch für den privaten Kreis eine kleine Biographie ihres Bruders, die 1870 im Druck erschien.[63]

---

58 Wagner 1856–1858 I, S. 7.

59 Boas 1856, S. 30f.

60 Vgl. unter den Aufsätzen in *Cottas Morgenblatt* u.a. *Schiller als Schauspieler* (1807, Nr. 57), *Schiller’s früheste Geschichte, bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes* (1807, Nr. 164), *Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung* (1807, Nr. 181–182). Handschriftliche Aufzeichnungen, die Hermann Kurz zur Verfügung standen, finden sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Vgl. das Konvolut DLA Marbach, Cotta: Manuskripte Schiller B 4.

61 So etwa die Anekdote von Schiller, der dem Aufseher Nies in der Anatomie mit dem Skelett eine Ohrfeige gegeben haben soll (vgl. SW II, 174). Sie ist in den Memoiren von Ludwig Wilhelm Tepper von Ferguson (1768–1838) überliefert, die sich in Privatbesitz befinden und bislang allein in russischer Sprache erschienen: Jacenko 2013, S. 93f.

62 Vgl. das Weimarer Exemplar in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Sig. N 3195.

63 Reinwald 1870.

Zur Lektüre von *Schillers Heimatjahre* wurde sie angehalten von Wilhelm Arthur Passow (1814–1864), Lehrer am herzoglichen Gymnasium in Meiningen, wo die Witwe Reinwald bis zu ihrem Tod lebte.[64] Der Philologe plante für die *Blätter für literarische Unterhaltung* eine ausführliche Rezension, um „zu der verdienten allgemeinen Anerkennung desselben ein Weniges beizutragen“[65], und wollte sich dabei auf Christophine Reinwalds Urteil berufen: „So viel sei gleich hier im Allgemeinen davon erwähnt, daß die treffliche Frau sich durch das genannte Buch auf das erfreulichste zu erneuerter Rückerinnerung an ihre Jugend veranlaßt sah, daß sie der historischen Treue desselben die vollste Anerkennung zollte, daß sie in jeder Beziehung durch dasselbe befriedigt und erfreut war.“ Wie auch Hermann Kurz in seinem Nachwort nahelegte, sei gerade hinsichtlich Karl Eugens und der Hohen Karlsschule „nicht blos der auf dem Ganzen ruhende Geist, sondern auch alle einzelnen Notizen als vollkommene und reine Wahrheit zu betrachten“.[66] Hermann Kurz hatte diese Anerkennung aus dem Familienkreis Schillers durchaus wahrgenommen und schrieb etwa noch am 1. Juni 1847 „mein Recensent Passow“.[67] In der Besprechung der zweiten, überarbeiteten und gekürzten Ausgabe von *Schillers Heimatjahre* hieß es in *Cottas Morgenblatt*, erst jetzt sei „die rechte Zeit für diese frühzeitige Geburt gekommen“, Hermann Kurz habe sein damals skizziertes Programm des deutschen historischen Romans eingelöst: „Kurz selbst hat in seinem ‚Sonnenwirth‘, bei welchem er sich die Forderungen, die er schon bei jenem ersten Werk an den historischen Roman gestellt hatte, aufs neue vergegenwärtigt, den bedeutendsten Beitrag dazu gegeben.“[68] In den frühen Erzählungen und in *Schillers Heimatjahre* legte Kurz dafür die Grundlage.

64 Vgl. dazu den Brief von Christophine Reinwald an Emilie von Gleichen-Rußwurm, 26.6.1845. Hier heißt es über Passow: „Er ist ein sehr braver und geschickter Mann der zweilen auch zu mir kommt und mir den komischen Roman, die Jugenth Jahre von Deinem Vater zum lesen brachte, und hat, weil er die Rezension darüber zu machen aufgefordert wurde, mich gefragt, ob das, was von meinem Bruder hier gesagt wäre, auch wahr sey. Ich laß also diese 3 Bände mit großer Begierde durch, und ich mußte gestehen das alles wahr wäre denn ich erinnerte mich sehr genau jener Zeiten wo dieß geschehen wahr – aber sonderbar ist es doch, daß man noch immer fortfahrt alles aufzufinden was Er gewiß nicht wünschte [...]. Wahrscheinlich hast Du den Roman längst gelesen.“ (zitiert nach: Wackernell 1905, S. 149f.)

65 Passow 1844.

66 Passow 1844.

67 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 1.6.1847 (BKa).

68 Anonym 1857.

3 Quellenlage und Forschungsgeschichte

Die biographische Forschung mit ersten Interpretationsansätzen zu seinen literarischen Werken setzte unmittelbar nach dem Tod von Hermann Kurz ein. Fortan widmeten sich die meisten Einzeluntersuchungen dem Hauptwerk *Der Sonnenwirt*, so etwa die bekannte Studie von Hartmut Eggert *Hermann Kurz. Der Sonnenwirt (1855). Fiktion und Dokument – Formkrise des historischen Romans im 19. Jahrhundert*, die 1980 im Sammelband *Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus* bei Reclam erschien. Nach wie vor aber wurde der umfangreiche Nachlass von Hermann Kurz nur ansatzweise ausgewertet und entsprechend berücksichtigt. Die Arbeit am Nachlass wird dadurch erschwert, dass er sich auf die verschiedenen Wirkungsstätten von Hermann Kurz verteilt: Das Heimatmuseum Reutlingen verwahrt neben diversen Manuskripten und Handexemplaren den bisher ungedruckten Zyklus der „Maulbronner Gedichte", während das Reutlinger Stadtarchiv Dokumente aus Kindheit und Jugend, vor allem die Briefe der Mutter an den jungen Klosterschüler besitzt. In der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart finden sich fast geschlossen die umfangreichen und für die Frühzeit zentralen Briefe von Eduard Mörike, Rudolf Kausler, Adelbert Keller und Gustav Schwab an Hermann Kurz.[69] Im Deutschen Literaturarchiv Marbach liegt seit 1913 der Großteil des Nachlasses. Neben den Manuskripten, Notizbüchern und Briefwechseln gibt es auch noch einige seiner Bücher, einzusehen in der geschlossen erhaltenen, 1400 Bände umfassenden Gelehrtenbibliothek von Isolde Kurz, die sich in Marbach als Depositum der Stadt Stuttgart befindet.[70] Aus der Zeit als Bibliothekar liegen im Nachlass von Adelbert Keller in der

69 WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 344. Dazu zahlreiche Publikationen: *Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike*: Baechtold 1885 (Hg.) sowie Kindermann 1919 (Hg.); Hermann Fischer publizierte bereits 1906 einen kommentierten ausgewählten Teildruck der Briefe an Kausler und Keller in *Hermann Kurz in seinen Jugendjahren* (FB). Da Fischer zentrale und weiterführende, teils auch anstößige Passagen in der Druckfassung wegließ, wird hauptsächlich nach seiner sorgfältigen, sortierten, teils nachdatierten Komplettabschrift aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, A: Kurz / Fischer 48.3219 (BKa) u. 48.3220 (BKe) zitiert. Diese zuverlässigen Abschriften umfassen die betreffenden Konvolute der WLB Stuttgart (Cod. hist. Q. 344 AIIIb u. AIVb) sowie einige Briefe unbekannter Provenienz. Teilweise wurden die Briefe an Hermann Hauff gedruckt in *Die Wanderjahre eines Poeten* (Fischer 1908b), die Teiledition der Briefe an Gustav Schwab erschien in *Hermann Kurz in seinen Briefen an Gustav Schwab* (Fischer 1908c); ferner: Briefwechsel Kurz / Pfeiffer (Fischer 1900) sowie Briefe von David Friedrich Strauß an Kurz (Fischer 1908).

70 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann. Der Großteil des Nachlasses wurde 1913 von Isolde Kurz dem Schiller Nationalmuseum übergeben. Vgl. zur Bestandsgeschichte Güntter 1948, S. 175ff. Der Nachlass von Isolde Kurz ist noch immer nicht vollständig erschlossen (A: Kurz, Isolde). Im

Universitätsbibliothek Tübingen über 100 Notizen und Briefe.[71] Der Briefwechsel mit Paul Heyse aus den Jahren 1869–1873, dieses wertvolle literarhistorische und -kritische Panoptikum, wurde bislang nur teilweise und in Hinblick auf den *Deutschen Novellenschatz* gedruckt,[72] er wird im Heyse-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek München aufbewahrt.[73] Viele bisher nicht zugeordnete und nur fragmentarisch vorliegende Manuskripte können nach genauem Abgleich mit den anonym publizierten literarischen Arbeiten, die unter Kurz'scher Redaktion erschienen, der Karlsruher Zeit beim *Deutschen Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung* (1844–1848) zugeordnet werden (vgl. Kap. VI.3). Neben dem zweiten Teil von *Die beiden Tubus* (Anhang 3) ist nur ein weiteres umfangreiches Manuskript unbekannt geblieben – die fragmentarische Reisebeschreibung für Kinder und Jugendliche mit dem Titel *Der deutsche Peter Parley* nach Vorbild von Samuel Griswold Goodrich (1793–1860): Ein deutscher Weltreisender trifft hier den Autor didaktischer Länderkunden und lernt von ihm, dass Erzählen nichts anderes bedeutet als die Vermittlung und Evokation genauer Beobachtungen. Daraufhin reist er in seine Heimat und landet dabei zunächst auf Helgoland. In Breisach am Rhein (Kaiserstuhl) bricht das Manuskript zwar ab, doch Kurz verweist bereits auf etliche Illustrationen, so dass der Text womöglich anonym und unter anderem Titel erschienen ist. Allem Anschein nach handelt es sich um eine Auftragsarbeit für den C. F. Müller Verlag, wo Hermann Kurz nach 1845 als Autor für Jugendschriften angestellt war und wohl den *Karlsruher Beobachter* redigiert hatte.

Auch Paul Heyse teilte in der ersten Werkausgabe (10 Bde., Stuttgart 1874), die ursprünglich von Eduard Mörike besorgt werden sollte,[74] einige Texte aus dem Nachlass mit, etwa das aus persönlichen Gründen zurückgehaltene und 1859 entstandene Großgedicht *Der Fremdling*. Andere Texte dagegen fehlen, etwa die wichtigen Hexameternovellen oder Kurz' *Tristan*, der nicht nur als Übersetzung, sondern auch als eigenständige Dichtung betrachtet werden muss. Hermann Fischer nahm zwar mehr Erzählungen in die *Sämmtlichen Werke* (Leipzig 1904)

Unterbestand finden sich nicht nur die wertvollen autobiographischen Ausführungen von Marie Kurz, sondern auch das komplett erhaltene Manuskript von Rudolf Kauslers 1857 vollendetem Stück *Ein Kaiserhaus. Drama in fünf Aufzügen von K. Rudolf* (DLA Marbach, A: Kurz 53.1717).

71 UB Tübingen, Nachlass Keller, MD 760.

72 Vgl. Walkhoff 1967. Eine Abschrift der Briefe von Paul Heyse an Hermann Kurz, erstellt von Heidi Stelzer, findet sich im Hermann Kurz-Kabinett der StB Rt (Sammlung Jürgen Schweier), Sonderabteilung Dok. Kurz, H. 17.13/14.

73 BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann (Briefe von Hermann Kurz); Heyse-Archiv I.33. Kurz, Hermann (Briefe an Hermann Kurz).

74 Vgl. HKA IX.3, S. 248.

auf, die in der Reihe „Max Hesse's Neue Leipziger Klassiker-Augaben" erschienen, doch auch diese zwölfbändige Ausgabe wird dem Gesamtwerk von Hermann Kurz nicht gerecht, da sie, abgesehen von kleineren Lyrika, auf Übersetzungen ebenso verzichtet wie auf die literar- und kulturhistorische sowie politische Publizistik. Isolde Kurz hegte selbst den Plan einer umfangreichen Gesamtausgabe, die zunächst bei Georg Müller erscheinen sollte, doch durch den frühen Tod des Verlegers verhindert wurde. Weder der Kröner Verlag noch die Deutsche Verlagsanstalt glaubten an einen wirtschaftlichen Erfolg und wollten die gesammelten Werke von Kurz verlegen,[75] spätere vielversprechende Verhandlungen wurden durch den zweiten Weltkrieg abgebrochen. Im Rainer Wunderlich Verlag in Tübingen erschien 1926 die weitverbreitete, von Isolde Kurz herausgegebene Auswahl *Innerhalb Etters*, die den Unternehmererfolg von Hermann Leins (1899–1977), später Inhaber der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, begründete.[76] Beide Werkausgaben und damit die meisten Anthologien enthalten allein die Fassungen letzter Hand.[77] In jüngerer Zeit sind aber auch Neuveröffentlichungen der Erstfassungen erschienen.[78] Eine Vorstufe zu kritischen Ausgaben stellen die im Jürgen Schweier Verlag erschienenen Hauptwerke *Schillers Heimatjahre* und *Der Sonnenwirt* dar, die mit Materialien und einem Personen- und Ortsregister versehen wurden.[79]

75 Vgl. Nittke 1990, S. 50ff.

76 Vgl. Nittke 1990, S. 56f.

77 Besonders hervorzuheben sind die sorgfältigen Ost-Berliner Ausgaben des Union Verlags und des Verlags der Nation, in denen ausdrücklich auch politische Aspekte der Werke bedacht wurden: Hermann Kurz: Die blasse Apollonia. Erzählungen aus einer alten Reichsstadt, hg. von Joachim Boeckh, Berlin 1971; Hermann Kurz: Denk- und Glaubwürdigkeiten. Erzählungen, Umrisse und Erinnerungen, hg. von Gerhard Fischer, Berlin 1973. Wie die Korrespondenz von Jürgen Schweier mit dem Lektorat des Verlags der Nation zeigt, wurden vom Erzählband *Die blasse Apollonia* in kurzer Zeit 12.000 Exemplare verkauft: „Eine Neuausgabe der ‚Blassen Apollonia' würden wir sehr gerne machen, Absatzschwierigkeiten hätten wir keine. Wir mußten diese Absicht aber immer wieder zugunsten noch wichtigerer Aufgaben zurückstellen." (Bruno Brandl an Jürgen Schweier, 7.5.1979, Privatbesitz Kirchheim unter Teck.)

78 Hermann Kurz: Bergmärchen. Abentheuer in der Heimath & Die Liebe der Berge, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim 1999; Hermann Kurz: Liebeszauber. Frühe Erzählungen aus Reutlingen, hg. von Werner Ströbele / Andreas Vogt, Reutlingen 2013; aus dem Nachlass wird die Erzählung *Der heilige Florian* mitgeteilt in: Hermann Kurz: Erzählungen, hg. von Friedemann Schmoll, Tübingen 2009.

79 Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Die Wanderungen des Heinrich Roller, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim 1986; Hermann Kurz: Der Sonnenwirt. Schwäbische Volksgeschichte, mit einem Vorwort von Peter Härtling und einer Bibliographie von Werner Allweiss, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim ^{3}2002.

Die europaweite Würdigung von Hermann Kurz lässt sich anhand lexikographischer Eintragungen in Gero von Wilperts *Lexikon der Weltliteratur,* der *Encyclopaedia Britannica* oder der *Enciclopedia Italiana* zeigen. Während Hermann Kurz bereits zu Lebzeiten in diversen literaturgeschichtlichen Darstellungen bedacht wurde, legte Paul Heyse mit seinem Porträt in der Werkausgabe ein erstes umfangreiches Lebensbild vor.[80] Die frühe Biographik stand – wie viele der späteren Untersuchungen auch – im Zeichen der ästhetischen Apologie, diagnostizierte eine historische Schuldigkeit der Verlegerschaft und des Lesepublikums und hatte zunächst den Anspruch, den scheinbar vergessenen Hermann Kurz als verkannten Dichter darzustellen, wofür es auch einigen Grund gab. Immerhin sah sich Isolde Kurz bereits veranlasst, ihrem Vater selbst ein Denkmal auf dem Tübinger Stadtfriedhof zu setzen, nachdem sie einige Zeit abgewartet hatte, „ob sich nicht die Heimat jetzt ihres großen Sohnes erinnern und ihm den späten Dank an seinem Grabe antragen würde“[81]. Durch ein von Paul Heyse vermitteltes üppiges Honorar für die Erstübersetzung von Ippolito Nievos *Erinnerungen eines Achtzigjährigen* (1877) finanzierte sie das bis heute erhaltene Grabmonument.[82]

Von den frühen Biographen und Interpreten wurde die Schriftstellerlaufbahn von Hermann Kurz als bitterer Teil der deutschen Kulturgeschichte interpretiert, während sein konstruktiver Beitrag zur Literatur seiner Gegenwart und die teils spektakuläre Wirkungsgeschichte im Hintergrund standen. Auf diesen Missstand wurde bereits nach Erscheinen von Heyses Porträt im ersten Band der *Gesammelten Werke* aufmerksam gemacht. So schrieb etwa Marie Kurz an Franz Hopf (1807–1877) am 1. Januar 1875:

> Kröner war nicht mit der Biogr[aphie] zufrieden, er hatte ein begeistertes Lob des Dichters, nicht des Menschen (denn dem wurde er völlig gerecht) erwartet. Ich fand auch, daß Heyse einem so erhabenen großartigen Werk wie dem Sonnenwirth, in dem des Volkes ganzes Weh erschöpft ist, hätte noch gerechter werden können, aber das ganze Verständniß dafür liegt eben nicht in Heyses Natur, der ein vollendeter Künstler in der Form ist, in dessen Seele aber nicht die tiefen Beethoven'schen Symphonien wogten, wie in Hermanns Herzen.[83]

80 Bald darauf erschienen größere Darstellungen, die vor allem die literarischen Werke stärker miteinbezogen. Vgl. v.a. Laistner 1877 sowie Kürnberger 1877.

81 I. Kurz 1918, S. 215. Vgl. zuletzt: Setzler 2009, S. 76–83.

82 Vgl. dazu, abgesehen von Sibylle Lewitscharoffs allenfalls provozierenden, dabei aber insultierenden, gleichsam kenntnisfreien Beitrag *Auf den Finger gehoben,* das Marbacher Magazin von Bendt 2004, zu Hermann Kurz bes. S. 25ff.

83 Marie Kurz an Franz Hopf, 1.1.1875, StA RT N 74 NL (Schiler), Nr. 204.) Vgl. dazu auch Wilhelm Vollmer an Marie Kurz, Stuttgart 16.11.74, StA RT N 74 NL (Schiler), Nr. 204: „Die Biographie Hermanns ist im Ganzen recht warm und recht herzlich geschrieben und fein auf ein großes Publikum berechnet, da sind alle Spitzen, die verletzen könnten, hübsch abgebrochen; das Pub-

Isolde Kurz veröffentlichte mit *Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte* (1906) einen zwar wichtigen Beitrag zum Lebensweg und Charakterbild des Dichters und wird bis heute entsprechend häufig herangezogen. Ihre Biographie kann aber nicht als unmittelbare Quelle etwa zur Werkentstehung betrachtet werden, da es sich dabei selbst um ein literarisches (Erinnerungs-) Werk mit einer deutlichen Darstellungsabsicht handelt. Vor allem sind ihr die Grundzüge des Autorennetzwerks um Hermann Kurz zu verdanken. Außerdem zeigte Isolde Kurz bereits die Spannungsfelder auf, die das Bild ihres Vaters nach wie vor prägen: das Verhältnis von regionaler (Erzählwelten) und europäischer (Übersetzungen) Identität, von historischer und lokaler Gebundenheit einerseits und zeitloser Klassizität andererseits. Zur Beschreibung dieser scheinbar paradoxalen Erscheinungen sprach sie von dem vielzitierten „Weltschwabentum“[84]. In die Textdramaturgie ihrer Biographie passte aber weder die teils überraschende Wirkungsgeschichte, die Hermann Kurz' Werke entfalteten, noch das politische Engagement ihres Vaters. Zumal aus der historischen Distanz zeigt sich eine breite Wahrnehmung von so verschiedenen Künstlern und Autoren wie Richard Wagner oder Johannes Brahms,[85] Theodor Heuss oder Hermann Hesse, Ernst Jünger oder Peter Härtling. Gerade Kurz' Zeit im liberalen Baden und seine Funktion als medialer Wortführer der demokratischen Partei in Württemberg verkümmern nach Umfang und Gehalt zu einer biographischen Fußnote.

Hermann Fischer, der wohl die meisten Briefe und Archivalia von Hermann Kurz zugänglich machte, mit seiner Werkausgabe und den Beiträgen zur ‚schwäbischen Literaturgeschichte' wesentlich zur Popularität von Hermann Kurz beitrug, griff den Versuch einer historischen Rehabilitierung auf. Er rekonstruierte einen Autorenkreis, an den sich Gestalten wie Berthold Auerbach anschlossen und in deren Mittelpunkt Hermann Kurz stand.[86] Auf seine Initiative wurde

likum selbst, das eigentlich brennroth werden sollte vor Scham und Reue, daß es einen solchen Genius verschmähte und, wie es früher den Clauren nachlief, später den Auerbachs und Marlitts nachhurte, ist diese Scham erspart und die Schuld auf allerlei Verhältnisse und Umstände gewälzt, so daß es sich sogar noch pharisäisch=hochmüthig sich was Rechts dünken kann, daß es nachträglich dem Dichter zur Anerkennung verhilft.“

84 U.a. zu finden in: I. Kurz 1918, S. 241.

85 Als Brahms 1886 am Thuner See seine Violinsonate Nr. 2 in A-Dur, op. 100, komponierte, las er die Romane von Hermann Kurz, vgl. die Erinnerungen von Widmann 1898, S. 60: „Im Ganzen war er kein Freund der Novitäten, las lieber ältere Bücher zum zweiten und dritten Male, so in jenem Sommer die Werke des trefflichen Hermann Kurz, von denen er nur bedauerte, dass ihm im Sonnenwirt und teilweise auch in Schiller's Heimatjahre die Schilderung des Elends, in dem sich im vorigen Jahrhundert das arme geduldige württembergische Volk befand, zu tief zu Herzen gehe, so dass er namentlich den Sonnenwirt zu Ende zu lesen nicht mehr über sich bringe.“

86 Vgl. das Lebensbild in SW I sowie Fischers Beitrag in der ADB 17 (1883), S. 425–426, bes.

Isolde Kurz auch am 30. November 1913, dem 100. Geburtstag von Hermann Kurz, als erster Frau die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen in Anwesenheit des württembergischen Königspaares verliehen. Mit der ersten umfangreichen Bibliographie aus dem Jahr 1904 von Emil Sulger-Gebing (1863–1923) wurde schließlich die Grundlage zur philologischen Aufarbeitung des Werks gelegt.[87]

Das erste Interesse an Hermann Kurz galt vor allem seinen Quellen. Bereits 1885 hatte der bedeutende Genealoge und Regionalforscher Theodor Schön (1855–1911), der zeitweilig auch die *Bibliographie der Württembergischen Geschichte* (1895–1974) bearbeitete,[88] in den *Reutlinger Geschichtsblättern* nach möglichen Vorlagen einzelner Texte gefragt.[89] Willi Stoeß legte schließlich eine umfangreiche Studie über die Bearbeitungen des Sonnenwirt-Stoffs vor.[90] Er war Schüler von Max Koch (1855–1931), Professor in Breslau, der den Artikel über Hermann Kurz in der monumentalen *Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste* geschrieben hatte.[91] Im selben Jahr 1913 erschien die Dissertation von Walter Heynen, der sich ebenfalls mit der Quellenadaption im *Sonnenwirt* befasste und das Fragment von Kurz' Dramatisierung des Romans publizierte.[92] Einfluss- und kenntnisreiche Arbeiten legte Heinz Kindermann (1894–1985) vor, der sich 1918 in Wien mit einem 672-seitigen Manuskript über Hermann Kurz promovierte.[93] Unter seinen Aufsätzen sind vor allem die Beiträge *Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrhundert* (1918) sowie *Hermann Kurz als Literaturhistoriker* (1933) von Bedeutung für die weitere Forschungsgeschichte.[94] Mehrfach hatte Kindermann eine umfangreiche Monographie über

---

Fischer 1899; als Ergänzung dazu Fischer 1905 sowie die betreffenden Passagen in: Fischer 1911. Außerdem finden sich im Nachlass des Tübinger Professors wichtige Hinweise zu Biographie und Werk von Hermann Kurz. Vgl. UB Tü, Nachlass Fischer Md 889 3b. In der Tradition der Geschichtsschreibung nach Provenienz vgl. bes. die ausführliche Charakteristik im wichtigsten Überblickswerk für den Betrachtungszeitraum: Krauß 1897–1899 (Neuausgabe: Kirchheim 2005).

87 Sulger-Gebing 1904.

88 Vgl. Heyd u.a. 1895–1974 IV (Hg.).

89 Schön 1895.

90 Stoeß 1913.

91 Max Koch: [Art.] Hermann Kurz, in: Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, hg. von J.S. Ersch und J.G. Gruber, II. 40 (1887), S. 383–389. Vgl. auch Kochs Literaturgeschichte: Vogt / Koch ²1904 II, S. 417.

92 Heynen 1913, hier das Fragment S. 301–336.

93 Kindermann 1918. In Kopie u.a. in der WLB Stuttgart unter der Sig. 30a/2928.

94 Vgl. auch das Lebensbild in: Kurz 1919, Kindermann 1917/18 sowie die zu problematisierenden Aufsätze während des Dritten Reichs, bes. *Hermann Kurz. Seine dichterische Eroberung der Wirklichkeit*, in: Kindermann 1944, S. 141–173.

Hermann Kurz angekündigt, deren Herausgabe aber wohl durch den Krieg verhindert wurde, auch der Verbleib seines Nachlasses ist nicht bekannt. Anders als viele andere Biographen sah Kindermann in der Regionalität der literarischen Werke keine Marginalisierung ihres Werts für die deutsche Literatur insgesamt, sondern nach Tradition des 19. Jahrhunderts ihre eigentliche Bedeutung und Individualität. Aufgrund von Kindermanns Haltung im Dritten Reich, während dieser Zeit er die Literaturgeschichtsschreibung durchaus im Sinn der nationalsozialistischen Ideologie funktionalisierte, ist bei seinem umfangreichen literatur- und theaterwissenschaftlichen Werk durchaus kritische Lektüre geboten. Doch bereits in der Wiener Dissertation über Hermann Kurz, dem frühen Demokraten, einen deutlichen ‚protofaschistischen' Stil sehen zu wollen, der scheinbar folgerichtig aus bewussten Karrieregründen Einsatz fand, bleibt Spekulation und ist jedenfalls für die Kurz-Forschung irrelevant.[95] Wegweisend für die Kurz-For-

95 Heinz Kindermann und damit auch Hermann Kurz werden in jüngster Zeit von der sogenannten Antiziganismusforschung näher untersucht und historisch disqualifiziert. Dabei kommen Autoren durchweg mit überraschend wenig Sekundär- und vor allem Primärliteratur aus. Kindermanns Dissertation wolle Hermann Kurz in einen „deutsch-völkischen Kanon" einschreiben. Mit seiner Betrachtung der Zigeuner in *Schillers Heimatjahre*, so schreibt Birgit Peter, zeige er sich bereits hier als Vertreter einer „auf Rassentheorie basierenden Literaturgeschichtsschreibung" (Peter 2013, S. 175f.). Das Leben der Zigeuner als Gegenwelt zum württembergischen Hof stellte Hermann Kurz durchaus mehrdeutig dar. Obwohl in dieser verklärten Wunschprojektion adeliger und bürgerlicher Kreise eine vermeintlich freiere Lebensform möglich zu sein schien, führte er auch diese scheinbar anarchistische Gesellschaftsordnung auf das Prinzip der despotischen Willkür zurück. Kindermann sprach sicher von einer Bedrohung Württembergs durch die Zigeuner, von einem „Zeitschaden", doch Peter unterschlägt sowohl, dass sich Kindermann auf die historiographischen Quellen von Hermann Kurz stützte, als auch eine eingehende Diskussion des Phänomens. Zunächst wäre die Rolle des Räuberhauptmanns Hannikel, d.i. Jakob Reinhard (1742–1787), und die Situation der Zigeuner im Württemberg des 18. Jahrhunderts zu klären gewesen. Eine indiskutable, aber geradezu köstliche Darstellung zum Thema findet sich in: Solms 2005. Der Demokrat, Juden- und Zigeunerfreund Kurz wird hier zum Vordenker der nationalsozialistischen Vernichtungslager. Bereits im Vorfeld weiß der Autor zu berichten: „Es wäre aber überzogen, der historischen Dichtung vorzuwerfen, dass von ihr ein direkter Weg nach Auschwitz führe. [...] Dass die Bevölkerung bei der Deportation der deutschen Sinti und Roma wegsah, während die Deportation der Behinderten und der Juden Unruhe auslöste und teilweise auf Protest stieß, dazu haben auch die Dichter durch ihre Zigeunerbilder beigetragen." (Solms 2005, S. 9) Offensichtlich sind die Romane, über die der Autor schreibt, ihm selbst unbekannt. Mit wenigen Passagen, die er aus einem gewissen Buch „Schillers Jugendjahre" [!] von Hermann Kurz oder *Der Sonnenwirt* anführt, will er in seiner anmaßenden Argumentation zeigen, dass im Rückschluss von Äußerlichkeiten auf innere Werte eine grundrassistische Haltung liege. Diese Logik wäre natürlich fatal für die gesamte realistisch-idealistische Literatur! Nach zwei Seiten weiß Solms bereits, dass Kurz ein „rassistisches Zigeunerbild hat und auch kein besonders guter Autor ist" (Solms 2005, S. 187). Komische Passagen in „Schillers Jugendjahren" [!] werden als

schung war Kindermann insofern, als er – wie später etwa Friedrich Sengle – im Werk von Hermann Kurz Epochenmerkmale entdeckte, die es ermöglichten, den „Übergang von spätromantischen zu biedermeierlich-idealistischen und schließlich zu psychologisch-realistischen Bezirken“[96] darzustellen. Außerdem wies er auf zahlreiche weitere Werke von Hermann Kurz hin, vor allem auf die Veröffentlichungen in *Cottas Morgenblatt* und in der *Allgemeinen Zeitung*.[97] Die anschließenden verstreuten kleineren Publikationen zeichnen sich nicht durch Diskussion bereits bestehender Thesen zu Werkästhetik und -geschichte, sondern ebenfalls durch komplementäre Darstellung aus.[98] Nach dieser frühen Zeit ist zunächst keine kontinuierliche Kurz-Forschung mehr im engeren Sinn zu finden, auch wenn die Bedeutung einzelner Aspekte seines Werks bald zum Common Sense der Philologien gehörte, darunter die Entdeckung Grimmelshausens als Autor

Verachtung interpretiert, ja Kurz liefere selbst eine Handlungsanweisung, wie man sich gegenüber Zigeunern zu verhalten habe, denn als Hannikel über seine eigene Verfolgung klagt und betont, dass er die Beute immer mit den Armen teile, muss der Held lachen! Solms zeichnet sich im Gegensatz zum „schlechten Autor“ Kurz durch brillanten Stil aus, dazu ein Aperçu: „In dem Roman wird wiederholt ‚schallend‘ oder ‚donnernd‘ gelacht […] und meistens auf Kosten der ‚Zigeuner‘.“ (Solms 2005.) Der kurze Verweis auf Forschungsliteratur – auf die Vorworte von Heyse (1874) und Fischer (1904) – lässt vermuten, dass das Lebenswerk von Hermann Kurz und seine gesellschaftliche Stellung dem Autor vollkommen unbekannt sind. Eine vollständige Lektüre der Romane hätte wohl diesem Versuch einer voreiligen literarhistorischen Hinrichtung vorgebeugt. Man erzählt sich sogar die Geschichte, dass Kurz sich während seiner Arbeit an *Schillers Heimatjahre* einige Zeit bei Zigeunern aufhielt und dabei einem neugeborenen Kind den Namen Napolina gab. Vgl. Wittich 1914, S. 176ff. Hier wird Hermann Kurz noch nicht erwähnt. In einem späteren Vortrag meinte der bedeutende jenische Volkskundler schließlich in der dunklen und rätselhaften Gestalt Hermann Kurz erkannt zu haben. (Vgl. Wittich 1927, S. 152–154.)

96 Kindermann 1933, S. 324. Diesem Ansatz folgt noch: Lukas 2004 (= 2002).

97 Im Hermann Kurz-Kabinett der StB Rt findet sich Kindermanns Handexemplar von Sulger-Gebings Bibliographie (Sonderabteilung Dok Kurz, H. 10.13.), wo er auf die entsprechenden Titel aufmerksam machte. Diese bibliographischen Daten bilden die Grundlage für die Bibliographie von Gregor Wittkop in: Stadt Reutlingen 1988 (Hg.). Kindermann schenkte dieses Buch Jürgen Schweier, dem Stifter der Reutlinger Sammlung, und wies gleichzeitig auf seine maschinenschriftliche, bis dato unbekannte Dissertation an der Universität Wien über die *Frühzeit* von Kurz (1918) hin: „Sehr geehrter Herr Schweier, entschuldigen Sie, daß ich erst heute dazu komme, Ihnen sehr herzlich für Ihren Brief u. den ‚Sonnenwirt‘ zu danken. […] Daß Hermann Kurz endlich wieder zu Ehren kommt, freut mich von Herzen. Ich habe ja über in dissertiert. Aber leider werden ja die Wiener Diss nicht gedruckt, sie sind freilich im Fernleihverkehr von der Wiener Uni. Bibl. oder der Österr. Nat. Bibl. erhältlich.“ (Heinz Kindermann an Jürgen Schweier, Wien, 3.5.1980, Privatbesitz Kirchheim unter Teck)

98 So etwa Hermann Kurz als Tübinger Stiftler in Müller² 1938 oder als Bibliothekar in Zoepf 1923.

des *Simplicissimus*, die Erstübersetzung des *Tristan* von Gottfried von Straßburg oder sein Beitrag zur Genese des historischen und sozialen Romans.

Besonders in der DDR-Forschung wurde nicht nur der kulturgeschichtlichen Bedeutung von Kurz' Werken und ihrem Beitrag zur Herausbildung einer realistischen Ästhetik und Poetik, sondern vor allem der damit zusammenhängenden politischen Implikationen gedacht. Ebenso wurde nachdrücklich das oft kleingeredete Eintreten des Schriftstellers und Redakteurs für die Demokratie und den Liberalismus in Vormärz, Revolution 1848/49 und der Restaurationszeit berücksichtig. Freilich muss darin auch eine ideologische Vereinnahmung gesehen werden. So heißt es im wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag von Gerhard Fischer *Hermann Kurz in der DDR* (1988):

> Kurz gehört in die progressiv-humanistischen und revolutionär-demokratischen Traditionslinien, an die – literarisch wie persönlich – beim antifaschistisch-demokratischen Neubeginn nach der Nazizeit angeknüpft werden konnte und die dann mutatis mutandis beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaft und ihrer Kultur leitbildhaft lebendig blieben.[99]

Fraglos ist, dass Hermann Kurz demokratische Positionen vertrat. Eine exakte Verortung in der politischen Landschaft im Württemberg der Revolutionszeit blieb aber im Westen wie im Osten aus. Ein damit zusammenhängendes Desiderat ist in der tieferen Erforschung des Oppositionsblatts *Der Beobachter* zu sehen.[100] Erst das Verhältnis der Zeitung zur liberalen und republikanischen Bewegung in den Jahren 1848–1853 kann Aufschluss über die Rolle von Hermann Kurz während der Revolution geben. In der DDR wurde Hermann Kurz allgemein als Autor und Vordenker eines „anderen Deutschlands" nicht nur in gewichtigen Spezialaufsätzen gewürdigt,[101] sondern auch zum integralen Teil sozialistischer Geschichtsschreibung, wie seine Aufnahme in den achten Bands der *Geschichte der deutschen Literatur* von einem Autorenkollektiv um Kurt Böttcher zeigt.[102] Gleichzeitig diente die bisherige Rezeptionsgeschichte von Hermann Kurz als Beispiel bürgerlicher Geschichtsschreibung, in der Hermann Kurz als Biedermeierautor verniedlicht und zum harmlosen und behäbigen schwäbischen Heimatdichter verklärt worden sei.

---

99 Fischer 1988, S. 78.

100 Ein erster Überblick findet sich in Ströbele 1988, eine exemplarische Darstellung präsentierte Christian Jansen mit seinem Vortrag *Hermann Kurz als politischer Kommentator im „Beobachter" und seine Pläne für eine demokratisch-föderalistische Nationsbildung in den 1850er Jahren* während der Hermann-Kurz-Tagung 2013.

101 Vgl. u.a. Boeckh 1961.

102 Später separat erschienen: Böttcher 1987, bes. 384–389.

Zum Gesamtbild von Hermann Kurz, unter Berücksichtigung der politischen Zusammenhänge und des Nachlasses, sind neben der Studie von Eggert (1980) vor allem Otto Borsts (1924–2001) Biographie in den *Schwäbischen Lebensbildern* und dessen kürzere Beiträge zu nennen[103] sowie die umfangreiche Studie von Joachim Linder (1992), die im Rahmen des Forschungsprojekts „Kriminalität als Gegenstand der Erzählprosa in der deutschen Literatur des Realismus (1848–1880)" entstand. Die wichtigste Zäsur in der Kurz-Forschung jüngerer Zeit ist im Katalog der Ausstellung aus Anlass des 175. Geburtstags im Heimatmuseum Reutlingen (1988) zu sehen.[104] Neben einem Essay von Peter Härtling, der zunächst in der Festschrift für Walter Jens, *Literatur in der Demokratie* (1983), erschienen war, und Borsts Aufsatz *Der Reichsstädter Hermann Kurz* von 1958/59 sorgten diverse Spezialuntersuchungen für eine Bestandsaufnahme und Vertiefung bisheriger Kenntnisse: Wolfgang Schöllkopf arbeitete die Zeit im Tübinger Stift auf, Hermann Josef Dahmen beleuchtete das produktive Verhältnis von Hermann Kurz und Friedrich Silcher, Georg Holzwarth die brüchige Freundschaft von Kurz und Mörike, Gustav Pfeiffer umriss in *Ein Fund ohne Folgen* nochmals Kurz' frühe Grimmelshausen-Forschung, Werner Ströbele stellte Schlaglichter aus der Zeit als politischer Redakteur während der Revolution zusammen, Jürgen Schweier untersuchte die Werke von Hermann Kurz in Hinblick auf Buchhandel und Verlag und Gerhard Fischer widmete sich in seinem bereits erwähnten Aufsatz der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von Hermann Kurz in der DDR. In einer ausführlichen *Chronik zu Leben und Werk* bildete Gregor Wittkop nicht nur die Vita von Hermann Kurz ab, sondern machte diverse Lebensdokumente erst zugänglich. Der bald zu erwartende Tagungsband des Symposiums „Das blaue Genie. Hermann Kurz zum 200. Geburtstag", 28.–30. November 2013 in Tübingen und Reutlingen,[105] wird ebenfalls neue Facetten des Werks beleuchten und die ausführliche Werkbibliographie von 1988 durch inzwischen neu aufgefundene Texte ergänzen.

Notwendige Voraussetzung für eine tiefergehende Forschung ist die Erschließung der Manuskripte – vor allem der Briefe.[106] Im Anhang vorliegender Untersu-

103 Borst 1959, 1962 sowie 1974.

104 Stadt Reutlingen 1988 (Hg.): „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, Reutlingen.

105 Hermann Kurz (1813–1873): Das blaue Genie, hg. von Stefan Knödler, im Druck. (= Beihefte zum Euphorion 97)

106 Deutlich wird dies bereits anhand des Materials aus dem engeren Kreis. Vgl. etwa die über das Register zu erschließenden Briefe von und über Hermann Kurz in der historisch-kritischen Mörike-Ausgabe (HKA), den Briefwechsel Emma von Suckow/Justinus Kerner von Simon 2012 oder die Edition der Tübinger Desiderienbücher in: Knödler 2014.

chung findet sich die Abschrift von *Die beiden Tubus*, einschließlich des bislang ungedruckten zweiten Teils, in einer Lesefassung, außerdem eine Reihe ebenfalls ungedruckter kleinerer Aufsätze und unbekannter und schwer zugänglicher Kalendergeschichten. Auch wenn die Beziehung zu Eduard Mörike für den Betrachtungszeitraum zentral ist, wurde bezüglich des Autorennetzwerks darauf geachtet, bislang wenig beleuchtete Verhältnisse zu konturieren und mit Material zu versehen, so die intertextuelle Beziehung zu Gustav Schwab, die biographische Bedeutung von Ludwig Amandus Bauer oder die historiographischen Ansätze von August Friedrich Gförer. Außerdem sollen, ergänzend zu Werner Volkes Beitrag über Hermann Kurz und seinen Lehrer Johann Gottfried Rau,[107] die literarischen Aktivitäten von Hermann Kurz zur Zeit des Vormärz dargestellt werden, um anhand von literarischen und publizistischen Texten jenseits der Hauptwerke einen Blick auf die sozialpolitischen Verhältnisse seiner Gegenwart zu lenken und den Gemeinplatz zu hinterfragen, ob Hermann Kurz, das „sanftlebende Fleisch von Reutlingen“[108], tatsächlich erst im liberalen Baden in die Revolutionsbewegung gezogen wurde.

4 Methodisches Vorgehen: Aspekte einer funktionalen Hermeneutik

In vorliegender Frühwerkmonographie werden nach konzeptioneller, thematischer, weitestgehend aber chronologischer Anordnung Texte aus den Jahren 1828 bis 1845 aufgearbeitet, wobei ein besonderes Augenmerk auf die produktivste Phase zwischen 1836 und 1839, auf die „Lehrjahre“, gelegt wurde. In dieser kurzen Zeitspanne entstanden ebenso die wichtigsten Erzählungen und Erzählkonzepte des Frühwerks, wie sich Hermann Kurz in diesen Jahren durch seine beiden Bände an literarischen Kleinformen thematisch und literarästhetisch in der Literaturszene verortete. Wie er aus der Masse an begabten Junglyrikern des 19. Jahrhunderts zu einem deutschen Ausnahmeerzähler – zumal einem schwäbischen Erzähler – avancierte, soll in einer Folge an Einzelinterpretationen dargestellt werden. Die untersuchten Texte werden dabei nicht anhand eines vorformulierten Erwartungsrasters erschlossen, sondern in der Pluralität ihrer poetologischen Ansätze, gesellschaftlichen und literarischen Diskurszusammenhänge erfasst. Der bislang kaum bekannte Entstehungskontext und die Wirkungserfolge der frühen Erzählungen sollen dabei ebenso aufgearbeitet

107 Volke 1979.
108 So nannte ihn wohl einmal Ludwig Pfau: vgl. Scherr ²1881, S. 214.

werden wie ihr Verhältnis zum historischen Zeitgeschehen, wofür die von Kurz gelesenen Zeitungen *Cottas Morgenblatt* und die *Augsburger Allgemeine Zeitung* besonders ergiebiges Material bieten. Während in früheren Arbeiten, vor allem in einer Reihe maschinenschriftlicher Dissertationen, gerade von einer vermeintlichen Disposition des Erzählers aus auf die Bedeutung der Erzählungen geschlossen wurde, um ein Persönlichkeitsbild von Hermann Kurz mehr zu bestätigen als zu hinterfragen, orientieren sich die biographischen Ausführungen vorliegender Arbeit an eben jenen Texten, in denen sie evident werden. Dabei werden autobiographische Aspekte aber nicht als unwillkürlich hervorgebrachte Symptome eines vermeintlich spontan und genialisch schaffenden Jungschriftstellers betrachtet, sondern als Momente bewusster Selbstinszenierung. So sind etwa die Reutlinger Erzählungen keine Relikte alter südwestdeutscher Reichsstadtmentalität, sondern Produktivbeiträge zur regionalen Gedächtniskultur.

Aufgrund dieses Schwerpunkts treten Epochenkonzepte und mentalitätsgeschichtliche oder soziologische Modelle in den Hintergrund. Statt Hermann Kurz in die Reihe ästhetisch differenzierter und fortschrittlicher Biedermeierautoren einzuordnen oder die Entwicklung des Geschichtsbewusstseins und -denkens in seinen Werken nachzuweisen, werden individuelle literarische Darstellungstechniken sowie der Assoziationshorizont und das intertextuelle Spektrum der Werke betrachtet. Die literarische Inszenierung eines Geschichtsbewusstseins soll nachgezeichnet, nicht eine spezifische Erscheinung des Historismus induziert werden. Literarische Verfahren, ihre Voraussetzung und Stellung innerhalb der Werkgenese sind Gegenstand der Untersuchung, nicht die epistemologischen Epiphänomene in ihrer jeweiligen Realisierung. Das Werk von Hermann Kurz und seine spätere Poetik des realistischen und historischen Erzählens steht für ein durchaus ‚modernes' Textverfahren.[109] Gleichzeitig entwickelte Kurz ein Begriffsinstrumentarium, mit dem er sein eigenes Schreiben reflektierte und abstrahierte. Traditionelle Konzepte wie das der literarischen ‚Anmut', aber auch terminologische Neubesetzungen wie die Leitbegriffe der ‚Poesie der Wirklichkeit' oder ‚Heimlichkeit' sowie ein noch durchaus romantischer Phantasiebegriff, wonach Phantasie als ‚kindliches Ahnungsvermögen' gesehen wird, gehen in ihrer Komplexität und Mehrdeutigkeit dem literarischen ‚Realismus' bei Hermann Kurz voran und charakterisieren nachdrücklich diesen frühen Beobachtungszeitraum. Werden diese in literarischen Texten und Essays entwickelten Begriffe erschlossen, so

109 So zeigen etwa Moritz Baßler u.a. anhand der Ausführungen zum *Sonnenwirt* von Hermann Kurz (1846) paradigmatisch ein für die literarische Moderne spezifisches Phänomen – die Interdependenz von Poetik und positivistischer Geschichtsauffassung. Vgl. Baßler / Brecht / Niefanger / Wunberg 1996, S. 5f.

wird eine in sich tragfähige frühe Poetik, jedenfalls aber ein poetologisches Ideal sichtbar. Wirklichkeitserfahrung und Überprüfbarkeit als zentrale Merkmale des ‚Realismus' bei Kurz sollen aber nicht nur anhand der Erzählungen diskutiert, sondern auch anhand von ‚Lokalrecherchen' – etwa durch die Identifizierung des *Tubus*-Pfarrers (vgl. Kap. II. 6) – belegt werden.

Gerade in der Analyse und literarhistorischen Einordnung der Werke von Hermann Kurz ist ein Methodenpluralismus notwendig, der gattungs- und werkübergreifende Zusammenhänge ebenso überblickt wie biographische, kulturgeschichtliche und textinterpretatorische Aspekte. Auch wenn Hermann Kurz kein ‚modischer' Schriftsteller war, so verdiente er doch allein durch Schreiben seinen Unterhalt. Die Werkgeschichte von *Der Sonnenwirt* zeigt nachdrücklich, dass eine textimmanente Interpretation mit zeit- und kulturgeschichtlichem Anspruch kaum möglich ist. Obwohl Hartmut Eggert in seiner Analyse vom *Sonnenwirt* durchaus biographische Umstände berücksichtigte, die dazu führten, dass Hermann Kurz das 38. Kapitel größtenteils mit Quellenexzerpten anfüllte, sah er in Kurz' Roman doch primär eine ‚Formkrise' des historischen Erzählens indiziert.[110] Zwar erschien der Roman in seiner heute bekannten Gestalt und muss in dieser Form als Gegebenheit anerkannt werden, doch aufgrund der verhältnismäßig guten Dokumentation des Lebens sollten biographische Gesichtspunkte nicht marginalisiert werden. So heißt es etwa in den Memoiren der Marie Kurz:

> Nach neun Monaten angestrengtester Arbeit, wo er um Mitternacht immer noch an seinem Pulte stand, – konnte der letzte Bogen abgehen, nachdem ihn die Druckerei immer wie ein armes Wild gehetzt hatte. Es war aber nicht die Überarbeitung, die ihn zwang, statt dichterischer Gestaltung das vorletzte Kapitel mit Akten auszufüllen, sondern es war die Sorge des zärtlichen Vaters, mit der er an seinem Erstgeborenen, der an Gehirnentzündung lebensgefährlich daniederlag, hing. Da flieht die Muse entsetzt und erst als Besserung eingetreten war, floß ihm wieder das letzte schöne Kapitel in die Feder.[111]

Die biographischen und autobiographischen Dokumente führen aber auch in diesem Fall keine letztgültige Lesart vor, sondern dienen als komplementäre Ergänzung zur geschlossenen Entität des Texts. Nur unter Berücksichtigung der Briefwechsel, dieses zentralen Komplexes der Paratexte (Genette), können Ent-

110 Vgl. Eggert 1980.

111 Mohr 1998 IV (Hg.), S. 2f. Zitiert wird durchgehend nach: Die „Tagebücher" der Marie Kurz geb. von Brunnow. Transcription von Hella Mohr, Tübingen 1998 (Mohr, Tagebücher). Der Band liegt sowohl im Hermann Kurz-Kabinett der StB Rt (Sammlung Jürgen Schweier), Dok Kurz, H. 13.9, als auch im DLA Marbach, A: Kurz°Kurz, Marie HS.1999.0040.00001 und in der WLB Stuttgart, 60a/80208 vor. Wie die Briefe sind die „Tagebücher" einsehbar unter URL: <http://kilchb.de/hella_mohr/heft0.html>.

stehungszusammenhänge, Rezeption und Wirkung anhand positiver Daten verdeutlicht werden.

Gleich in zweifacher Hinsicht steht diese Arbeit in Zusammenhang mit dem so genannten ‚Spatial turn' und der Renaissance des ‚Raums' in den Geisteswissenschaften, auch wenn dabei nicht von einer neuen wissenschaftlichen, gar philologischen Tradition gesprochen werden kann.[112] Zum einen ist die in fast allen Frühwerken von Hermann Kurz reflektierte Schreibmotivation in der Imagination eines Memorialraums der familiären, kommunalen und nationalen Geschichte zu sehen, zum anderen werden die chrono-topographischen Räume und Erzählwelten angelehnt an die empirische Wirklichkeit, ja die erzählten Erinnerungen finden im regionalen Zusammenhang erst ihre mnemotechnische Voraussetzung. Der in diesem Zusammenhang unabdingbare Heimat- wie Regionalitätsbegriff – Heimat ist nur als Region denkbar –[113] wird an gegebener Stelle diskutiert (Kap. III.1). Wie die ‚Feldforschung' zur Entstehungsgeschichte von *Die beiden Tubus* zeigt, finden sich nach wie vor Spuren der Erzählung an den Orten der fiktiven Handlung. Mit Bruno Hillebrand könnte man von ‚erlebten Räumen' sprechen, die in den Werken von Hermann Kurz evident werden: „Von erlebtem Raum läßt sich sprechen, wo der Raum für die Personen des Romans zum Dialogpartner wird, wo der Mensch sich angewiesen sieht auf die räumliche Geborgenheit, wo er sich in einer fundamentalen Weise dem Seienden und dem Sein der Welt verbunden fühlt."[114] Analog zu Hillebrands Begriff des ‚Raumromans' könnten die kleineren Erzählungen von Kurz durchaus als ‚Raumerzählungen' gelten, da auch sie ein „vom Dichter aus einer bestimmten Zeit herausgeschnittenes Segment des Gesellschaftlichen wie Umwelthaften"[115] darstellen. Das Gesamtwerk von Hermann Kurz steht geradezu für die literarische Aufwertung der regionalen Erfahrungswelt als Erzählkosmos, für das Aufsuchen poetischer Momente im erlebten Raum – also für die ‚Poesie der Wirklichkeit'.

112 Vgl. zur Dokumentation dieser teils verworrenen (terminologischen) Erscheinung Döring / Thielmann ²2009 sowie die zusammenfassenden Beiträge in Hallet / Neumann 2009.

113 Vgl. die Anfangsbetrachtungen in Graf 1993, S. 9ff.

114 Hillebrand 1971, S. 12.

115 Hillebrand 1971, S. 26.

II ‚Gemütspoesie' im Vormärz

1 Zum akademischen, literarischen und politischen Bildungsprozess

Mit großer Mehrheit wurde Ludwig Uhland 1832 als Stuttgarter Abgeordneter in den württembergischen Landtag gewählt. Weil ihm aber König Wilhelm I. den notwendigen Urlaub für die Kammersitzungen verweigerte, gab er seinen Lehrstuhl für das politische Mandat auf. Als Reaktion darauf schrieb Hermann Kurz das Sonett *An Uhland. 1833.* Hierin beklagte er das Schicksal eines Tübinger Professors, der Kunst und Wissenschaft in ihrer symbiotischen Einheit repräsentiert hatte:

> Der Waise – weil, so weit sein Lob erklungen,
> Man ihm kein Kleinod zu vergleichen fand –
> Hieß ein Karfunkel, den im Morgenland
> Der deutschen Krone Herzog Ernst errungen.
>
> So hört' ich, da im Saal der Nibelungen
> Ich lauschend unter deinem Lehrsitz stand,
> Und sinnvoll Lied und Sage sich durchwand,
> Von deiner sichern Hand zum Kranz geschlungen.
>
> Verwaist ist nun der Saal mit jenem Stuhle,
> Verwaist auch wir: der schönen Lehren Duft
> Verlor sich in dem dumpfen Dunst der Schule.
>
> Und auch das Kleinod ist nicht mehr zu sehen:
> Es ruht versenkt in der Geschichte Gruft,
> Um die, ins Herz verwundet, Waisen stehen. (SW I, 39)

In der ersten Strophe verweist Kurz auf die verspätete Inauguralrede vom 22. November 1832 *Über die Sage vom Herzog Ernst*. Uhland sprach über dasselbe Thema bereits in seinen Vorlesungen über „Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker" im Wintersemester 1831/32 und Sommersemester 1832. Mit der imaginierten Uhland-Rede wird der Karfunkel, den Herzog Ernst von Schwaben auf dem Weg zu den Arimaspen aus dem Fels schlug und der später die Kaiserkrone seines Vaters schmücken sollte, vergegenwärtigt. Als Uhland noch seinen Lehrstuhl innehatte, sei der Hörsaal zum „Saal der Nibelungen" geworden, die Vorlesung also zur unmittelbaren Erfahrung der Sage selbst. „Sinnvoll" habe Uhland Lied und Sage miteinander verbunden, weil er den inneren Zusammenhang und die Handlungslogik sowie die Dynamik der mündlichen und

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-005

schriftlichen Überlieferungen nachgezeichnet habe. Mit der „schönen Lehre" ist also nicht der Komplex der alten Artes liberales gemeint, sondern Uhlands methodologischer Ansatz, die adäquate Behandlung des „außerliterarischen Teils der Nationalliteratur":

> Allein das Auffassen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendigen Wachstums, das Werden erstarrt im Gewordenen und um das Wesen des dichterisch schaffenden und bildenden Volksgeistes kennenzulernen, müssen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, seinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.[1]

Stattdessen bleibe nur der „dumpfe Dunst der Schule" zurück, d.h. das nicht ‚lebendige', nämlich das in Schrift systematisierte und konservierte Wissen. In einer Abschrift vom 18. Oktober 1863, also fast ein Jahr nach Uhlands Tod, merkte Kurz hierzu in einem Manuskript an: „Nachfolgerin der Sagengeschichte war – die Metaphysik."[2] Mit dem Fortgang Uhlands sei, so heißt es im letzten Terzett, auch Herzog Ernsts „Kleinod" verschwunden. Die Engführung des Karfunkels „Der Waise" mit Ludwig Uhland besitzt implizit eine ausgeprägte politische Botschaft, denn Uhland wird als eigentliche Zier der württembergischen Krone, gegen die er teils ankämpfen musste, benannt.

Dass Hermann Kurz nicht allein den Verlust einer spezifischen sagengeschichtlichen Wissenschaftspraxis beklagt, wird auch mit Uhlands Verabschiedung von der Universität Tübingen evident. Die Studentenschaft ehrte ihn mit einem Silberpokal, dessen von Eichenlaub umrankte Inschrift von Eduard Zeller und Hermann Kurz stammte: „1833. Dem Meister des deutschen Rechts und deutscher Kunst Ludwig Uhland. Die Studierenden der Universität Tübingen."[3] Die Gravur des Deckels erinnert an das „Das Alte Recht"[4] der württembergischen Landstände, für das sich Uhland während des Verfassungsstreits (1815–1819) einsetzte. Kurz gehörte auch zur Delegation, die dem beliebten Professor den Ehrenpokal überreichte. Ein geplanter Fackelzug wurde von höchster Stelle verboten.[5] Der Lehrer des ‚Stilistikums', in dem auch Hermann Kurz seine frühen Gedichte vorlegte, war also nicht nur die literarische, sondern auch die politisch maßgebliche Instanz der Tübinger Studenten. Noch im Nachruf (*Ludwig Uhland*) von Hermann Kurz auf seinen im November 1862 verstorbenen Lehrer, der in Franz

1 Uhland 1983 II, S. 148.
2 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 28237.
3 Der Pokal wird verwahrt im DLA Marbach (E 3867).
4 Vgl. Uhlands Zyklus in den *Vaterländischen Gedichten* (Nr. 1–14), insbesondere *Das alte, gute Recht* (1816).
5 Vgl. Müth 1977, S. 269.

Hopfs Zeitung *Gradaus* (Esslingen) erschien, sprach er nicht nur von seinem Verdienst um Poesie und Wissenschaft, sondern besonders von seiner politischen Standhaftigkeit und Ausstrahlungskraft auf die jüngere Generation:

> Die kernfeste Gediegenheit des Charakters, die verborgener in seinem Gesange waltet, spricht sich sichtbar in seinem politischen Wirken aus, so sehr, daß der Name des Vorkämpfers allein schon jedem Jüngeren ein Pfad für die Reinheit der Fahne gewesen wäre, der es zu folgen galt.[6]

Bei Ludwig Uhland knüpfte Kurz an seine eigene literarische Sozialisation an, denn Uhland behandelte zum einen die Geschichten der alten „löschpapierenen" Reutlinger Volksbücher, zum anderen sezierte er die „historischen Schichten, aus welchen sich das sagenhafte Ganze angesetzt"[7].

Gleichzeitig erlebte Kurz wie sein Kommilitone und Freund, der spätere Philosophiehistoriker Eduard Zeller (1814–1908), das Erscheinen von David Friedrich Strauß' *Leben Jesu* (1835/36) und stand überhaupt unter dem Einfluss der ‚Tübinger Schule' um Ferdinand Christian Baur (vgl. Kap. V. 1), der die moderne historische Textkritik in die Theologie einführte: „Mein Standpunkt ist mit Einem Worte der rein geschichtliche, auf welchem es einzig darum zu thun ist, das geschichtlich Gegebene, so weit es überhaupt möglich ist, in seiner reinen Objectivität aufzufassen."[8] Dabei war vor allem, worauf auch Wilhelm Dilthey hinwies, der methodologische Paradigmenwechsel von einer „Kritik der erzählten Tatsachen" zu einer „Kritik der Schriften"[9] zentral, nicht allein das Erzählte, sondern die Erzählperspektive, -funktion und -absicht wurden damit zum Gegenstand historischer Erkenntnis. Diese Neubewertung der Hermeneutik, die letztlich von Friedrich Schleiermacher motiviert war, stellte gewissermaßen auch die Voraussetzung der Poetik des historischen Erzählens bei Kurz dar. Wenn es nämlich heißt, „im Dienst der Wahrheit zu lügen ist das holde Vorrecht der Poesie"[10], dann sollte damit nicht die epistemologische Differenz und aristotelische Unterscheidung von Dichtung und Geschichtsschreibung diskutiert werden. Vielmehr betonte Kurz die Bedeutung der Implikate einzelner Motive und Geschichtskonnexe, deren narrative Darstellung wichtiger sei als die korrekte faktographische und chronologische Wiedergabe ihrer äußeren Gestalten. Wenn das Studium von

6 Kurz 1862.

7 Uhland 1983 II, S. 153.

8 Baur 1853, S. IVf. Vgl. zur Einführung: Köpf 1994, S. 46ff.

9 Dilthey 1914–2006 IV, S. 420. Auf diese Stelle bezieht sich auch: Jungmayr 1993, S. 306f.

10 Zitiert nach Lämmert / Eggert / Hartmann 1971 (Hg.), S. 313. Vgl. dazu u.a. Bunyan 2000, S. 42f.

Hermann Kurz also gekennzeichnet war vom Spannungsfeld zwischen Ludwig Uhlands *Sagengeschichte* oder Friedrich Theodor Vischers *Faust* einerseits, der *Dogmengeschichte* und *Kirchengeschichte* von Baur andererseits,[11] so liegt die Vermutung nahe, in dieser intellektuellen Atmosphäre die Ursache für Hermann Kurz' Entwicklung einer frührealistischen, an der historiographischen Überlieferung orientierten Poetik auf ‚romantischer' Grundlage zu sehen. Otto Borst bezweifelte in seiner Biographie *Hermann Kurz. Dichter und Übersetzer, Literaturhistoriker und politischer Schriftsteller 1813–1873* diesen „Übergang von spätromantischen zu biedermeierlich-idealistischen und schließlich zu psychologisch-realistischen Bezirken"[12] und fragte, wo sich überhaupt irgendein Zeugnis für den „Romantiker Kurz" erhalten habe.[13] Abgesehen von den Eigenaussagen in den *Denk- und Glaubwürdigkeiten* und davon, dass dieser Prozess zwischen den Befreiungskriegen und der Revolution von 1848/49 durchaus zeittypisch war,[14] kann bereits die Hinwendung zu ‚volkspoetischen' Stoffen und Werken, deren Renaissance eng mit der Epochenformierung der Romantik zusammenhing, als ein ‚romantischer' Aspekt von Kurz' Frühwerk gesehen werden.

Ein dritter wichtiger Lehrer war Johann Gottfried Rau (1804–1862),[15] „ein junger Vorgesetzter, der freundlichste und treuherzigste, dem jemals die Aufsicht über junge Geister übergeben war" (SW XI, 83). Er war Kompromotionale von Eduard Mörike, wurde 1829 Repetent an der Klosterschule Maulbronn und unterrichtete die Schüler wöchentlich an zwei freien Abenden – was durchaus ungewöhnlich war – in englischer Sprache. Ihm ist zu verdanken, dass Hermann Kurz sich bereits in jungen Jahren in der Literaturübersetzung übte und späterhin darin sogar eine berufliche Perspektive sah. In den *Erinnerungen eines Neunzigjährigen* (1908) berichtete Eduard Zeller, Rau, der seine Schüler „mehr wie jüngere Kommilitonen denn wie Untergebene behandelte und deshalb allgemein beliebt

11 Die in den Stiftsakten vermerkten Vorlesungen, die Kurz besuchte, werden angeführt in: Wittkop 1988, S. 99–110.

12 Vgl. zu den literarhistorischen *Simplicissimus*- und Faustaufsätzen im geistes- und institutionsgeschichtlichen Kontext die grundlegende Studie von Kindermann 1933, S. 324.

13 Vgl. Borst 1962, S. 223.

14 Vgl. die exemplarische Darstellung von Friedrich Sengle, Kapitel „Erneuerung und Erweiterung des Empirismus", worin auch ausdrücklich auf die Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens als ‚realistischer' bzw. ‚naturalistischer' Autor hingewiesen wird: Sengle 1971–1980 I, S. 34ff. Der Band *Dichtungen* (Pforzheim 1839) von Hermann Kurz trägt noch ein Motto aus Arnims *Kronenwächter*.

15 Zu Johann Gottfried Rau vgl. das Porträt in Volke 1979, S. 30ff.; Jehle 1976, S. 53f. sowie den Kommentar in HKA XI, S. 613.

war“[16], habe die englische Sprache von einem Engländer in Tübingen gelernt. Nach dem regulären Unterricht habe sich eine kleinere Gruppe gebildet, die das Studium fortsetzte: „Am eifrigsten war hier Hermann Kurz [...]. Wir wagten uns, nachdem wir kaum mehr als den *Vicar of Wakefield* gelesen hatten, sofort an Shakespeare und lasen mit Hilfe der Wieland=Eschenburgschen Übersetzung den *Hamlet*.“[17] Tatsächlich findet sich in den *Maulbronner Gedichten* nicht nur eine Übersetzung der *Elegy on the death of a mad dog* aus Goldsmiths *The Vicar of Wakefield* (1766), sondern auch Hamlets Monolog aus dem 3. Akt, 1. Szene:

> Sein oder Nichtsein – darum fragt es sich!
> Ob's edler ist, die Stachel und ~~die Pfeile~~ Geschoße
> Des übermüth'gen Schicksals tragen, oder
> Die Waffen nehmen gegen solch ein Meer
> Von Plagen und es enden. [...] (MG, 50)

Danach seien, laut Zeller, Ossian, Byron, Thomas Moore und Walter Scott gefolgt und schließlich habe Kurz angeregt, Italienisch im Selbststudium zu lernen. Ein unmittelbarer Ertrag der Beschäftigung mit englischen Autoren ist die erste Publikation von Hermann Kurz überhaupt. Gemeinsam mit Eduard Zeller und Edmund Bilhuber (1813–1892), der zuletzt Pfarrer in Pfullingen war, gab er in der Reutlinger Verlagsbuchhandlung B.G. Kurtz, die einen erfolgreichen Kolportagehandel führte und vor allem für ihre Volksbücher bekannt wurde, *Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und anderen in teutschen Übertragungen* (1832) heraus.[18] Diese Anthologie ließ sich allerdings nicht gut verkaufen, und den jungen Hermann Kurz plagte das schlechte Gewissen, seinen Verwandten Benjamin Gottlob Kurtz (1787–1845) in Unkosten gestürzt zu haben (vgl. SW XII, 84f.). Zwar wurde die Ausgabe vom ansonsten scharfzüngigen Wolfgang Menzel im *Literatur-Blatt* wohlwollend besprochen,[19] doch bereits kurz nach Erscheinen des Büchleins wurde auf seinen Preis 50 Prozent Rabatt gewährt.[20] Als „Wiedergutmachung“ ließ Kurz bei B.G. Kurtz sein Faust-Buch erscheinen, das noch in den Jahren wiederaufgelegt wurde, als er seine *Jugenderinnerungen* (1861) niederschrieb.

---

16 Zeller 1908, S. 62. Zu Hermann Kurz vgl. S. 57.

17 Zeller 1908, S. 62f.

18 Vgl. dazu die datierten Aufzeichnungen von Gedichten und Übersetzungen in der WLB Stuttgart, Cod. poet. et phil. 4.151, H. 1. Als Reaktion auf den desaströsen Misserfolg soll sich Hermann Kurz an das Projekt der Neuausgabe von Widmanns *Faust* gemacht haben. Vgl. zu Entstehung und Rezeption der *Ausgewählten Poesien* SW XI, 83–88.

19 Vgl. Menzel 1833, S. 218.

20 Vgl. Anonym 1832c, Sp. 251f.

Johann Gottfried Rau war von 1834 bis 1846 Pfarrer in Wittendorf bei Freudenstadt, danach in Rietenau. 1848 veröffentlichte er einen ‚pädagogischen Weckruf' an die liberale Partei, das Volksbildungswesen in Händen der Kirche zu belassen.[21] Noch mindestens bis in die 1840er Jahre hatten Rau und Kurz einen regen Kontakt. So kündigte Hermann Kurz etwa im Oktober 1836, nachdem er also Schriftsteller geworden war, seinen Besuch an:

> Ich werde Sie also besuchen, sobald ich mir bei mir dazu die Erlaubnis auszuwirken im Stande sein werde; vielleicht nehme ich dazu ein Trauerspiel zum Vorwand, das nirgends besser geschrieben werden könnte, als in der düstern Umgebung Ihrer Tannenwälder. […] [Ich] habe zwar – außer einiger sehr unglückliche Versuche in Maulbronn – mich im tragischen Felde noch nicht getummelt, aber ich meine, das Leben eines Tragöden müsse eine vollständige Reaktion gegen sein Arbeiten sein, wie ungefähr im Klerus sich die weltlichsten Herzen befinden (Sie nehmen das nicht übel, ich bin ja ein Rabe aus demselben Neste, wenn auch hoffentlich für immer ausgeflogen […]).[22]

Ebenso plante Kurz im September 1842, während seiner letzten Arbeiten an *Schillers Heimatjahre,* einen Besuch von Reutlingen aus.

Aus dem Jahr 1832 sind mehrere, von Werner Volke edierte Briefe erhalten, die einen treffenden Eindruck geben über die Tübinger Verhältnisse während der Zeit des Hambacher Fests. Der ehemalige Lehrer Rau freute sich über das „Jugendfeuer", mit dem sich sein Schüler Hermann Kurz in „Philosophie, Politik und Deutschthum" begeben hatte, und war nicht wenig versucht, selbst sein „Bündel zu schnallen um die Mappe in Tübingen wieder unter den Arm zu nehmen".[23] Von Maulbronn nämlich war nichts Neues zu vermelden: „In der Politik Tod."[24] Hermann Kurz hatte am 28. Mai 1832, also einen Tag nach dem Beginn des Hambacher Fests, an Johann Gottfried Rau geschrieben:

> Wie leben Sie? Was machen Ihre jungen Männer? entwickelt sich kein revolutionärer Geist? Kein Censurhaß? Nichts Teutsches? […]
>
> Der Preßverein hat hier gewaltig zugenommen; Bürger und Studenten haben sich vereinigt; aber die Erstern sind eben noch furchtsame Philister, und die Leztern ringen sich

21 „Möge der Staat, so viel an ihm ist, schon durch die Volksschule für Verbreitung von reellen Kenntnissen, Intelligenz und humaner Bildung sorgen, zugleich aber das unbestreitbare Recht der Kirche unumwunden und rückhaltlos anerkennen, dann wird er für eine lange Reihe von Geschlechtern den Baum der Freiheit pflanzen mitten im blühenden Christenthum, und eben so gründlich den Wühlereien politischer Radikalen als denen heißköpfiger herrschsüchtiger Kirchenzeloten begegnen." (Rau 1848, S. 67.)

22 Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 1.10.1836, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 78.794.

23 Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 8.7.1832, zitiert nach: Volke 1979, S. 43.

24 Volke 1979, S. 44.

> langsam aus dem alten Koth auf, wiewohl das Sinken der Verbindungen (die nächstens in den lezten Zügen sein werden) und die Theilnahme am Preßverein erfreuliche Zeichen der Zeit sind. – Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen, untröstlich ists noch allerwärts!
>
> Wir haben gestern das Hambacher Fest gefeiert; es wurde ein schönes Gedicht vorgelesen, und Reden in starken Ausdrüken gehalten. Ich glaube jetzt nicht mehr an die vernünftige Uebereinkunft, sondern an die nächste Nähe der Revolution.[25]

Am 29. Januar 1832 konstituierte sich der „Preß- und Vaterlandsverein" und war Mitorganisator des Hambacher Fests. Die Tübinger Sektion des „Preß-Vereins" wurde von Rudolf Lohbauer (1802–1873), dem Redakteur des Stuttgarter *Hochwächter* (später: *Beobachter)*, ins Leben gerufen. Systematisch warb dieser politische Hauptprovokateur unter den Studenten am Tübinger Stift um Unterstützung,[26] und offensichtlich war auch Hermann Kurz Mitglied dieser Bewegung politisch aktiver Studenten. Lohbauer, der längst im Visier der Stuttgarter Behörden war, entzog sich noch im September des Jahres seiner Verhaftung und floh nach Straßburg. Die Revolutionsstimmung sollte mit den „Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung" vom 5. Juli 1832 gedämpft werden. Wie Ludwig Uhland als Reaktion auf einen Antrag von Albert Schott d.Ä. in seiner *Rede über die Preßfreiheit* im Landtag sagte, sei die Frage nach der Pressefreiheit geeignet gewesen, „alle übrigen Fragen, welche die freie Entwicklung des Volksgeistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen"[27]. Diese unmittelbare Berührung mit der liberalen Bewegung einerseits, mit der staatlichen Repression andererseits, kann tatsächlich, wie bereits Werner Volke vermutete, als Vorausdeutung auf die politische Biographie von Kurz gesehen werden, der 1848 als Redakteur des *Beobachters* auch Lohbauers später Nachfolger wurde.

Bereits zuvor hatte Kurz seinem Lehrer Rau über den Durchzug der flüchtigen polnischen Freiheitskämpfer, für deren Unterstützung er sich engagierte, berichtet. Am 1. Juli 1831 wurde eine Aufführung von Theodor Körners *Hedwig, die Banditenbraut* im Theater in der Neckarhalde in Tübingen gegeben – mit Kurz in der Titelrolle. Auf dem Anschlag hieß es: „Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung wird heute zum Benefiz der edeln Polen aufgeführt [...]".[28] Im Januar und Februar 1832 war eine Reihe von polnischen Offizieren in Tübingen, dem „Mittelpunkt schwäbischer Polenbegeisterung"[29], angekommen und von den Professoren,

25 Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 28.5.1832, zitiert nach: Volke 1979, S. 40.
26 Vgl. dazu u.a. Müth 1977, S. 128.
27 Uhland 1983 II, S. 180.
28 Vgl. Souvenir 1 Musenalmanach, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534; Wittkop 1988, S. 98.
29 Sydow 1980.

der Studentenschaft, aber auch von den Bürgern unter Jubelrufen empfangen worden, wofür auch diverse polnische Tagebücher zeugen.[30] Die Akademische Liedertafel unter Leitung von Friedrich Silcher gab aus diesem Anlass Konzerte im Tübinger Museum und auch den Erlös seines in zwei Auflagen verkauften Notenhefts *Zehn polnische Lieder mit einem Gruß an die flüchtigen polnischen Offiziere* (Tübingen 1832) ließ Silcher direkt den flüchtigen Polen zukommen.[31] Im *Hochwärter* erschien am 9. Februar 1832 ein ausführlicher Bericht über die Aufnahme und Bewirtung der Offiziere in Tübingen.

> Wahrhaft begeistert und begeisternd war der Gesang der Studenten. Unsere Polen hatten sich da und dort zu den sie beherbergenden Freunden gesetzt und freuten sich innig über die Fröhlichkeit und Eintracht der Gesellschaft. Öfters hörten wir da, wie es ihnen, den aus Österreich Kommenden, hier nun zum erstenmal wieder wohl ums Herz werde im Land ‚der guten Württemberger' und wie so gerne sie das schlimme Vorurteil, das sie von uns gehabt, zurücknehmen. [...] Das hiesige Komitee, das einige Tage zuvor 200 Florin, den größeren Teil des Erlöses einer Lotterie von Arbeiten hiesiger Frauen und Jungfrauen, nach Ulm geschickt hatte, ließ sich die Aufnahme und die Verteilung an die einzelnen Hausbesitzer, welche den Flüchtlingen gastlichen Empfang boten, sehr angelegen sein. Fast die meisten, die Obdach und Bewirtung angeboten, mußten auf die Freude der Einquartierung verzichten.[32]

Im Freundeskreis von Hermann Kurz war das Verfassen von ‚Polengedichten' aber geradezu Mode und mit ihren Texten begleiteten sie den gesamten Novemberaufstand und den polnischen Unabhängigkeitskrieg. Dieser Ausdruck des frühen Liberalismus und des Nationalstaatsdenkens wird in dem von Kurz handschriftlich geführten Maulbronner „Musenalmanach 1827–1831" dokumentiert. Im Gedicht *10. März 1831. Polen* vom Jugendfreund Edmund Bilhuber sieht das lyrische Subjekt in der Nacht Wolken gen Osten ziehen und imaginiert ein gewaltsames Unwetter, das auf die russische Armee niederfahren solle:

> Wolkenschwerter eilet weiter,
> Unterstüzt die Freiheitsstreiter
> Gegen ihre stolzen Feinde!
> [...]
> Wenn ihr über Polen stehet,

30 Vgl. bes. die Begegnungen von Janowski mit Christian Gmelin, Ludwig Uhland und der Tübinger Studentenschaft: *Jan Nepomucen Janowski über seine Reise durch Frankfurt an der Oder, Dresden, Leipzig, Plauen, Altenburg, Erlangen, Nürnberg, München, Augsburg, Tübingen, Stuttgart nach Frankreich Ende 1831/Anfang 1832*, in: Bleiber / Kosim (Hg.) 1982, S. 413ff.

31 Vgl. Dahmen 1989, S. 114. Vgl. zum Überblick: Friedhelm Brusniak: [Art.] Silcher, Friedrich, in: MGG² XV, Sp. 794–798.

32 Zeitungsbericht über die Aufnahme und Bewirtung von Polen am 30. Januar, 31. Januar und 1. Februar 1832, zitiert nach Bleiber / Kosim (Hg.) 1982, S. 199.

Stürzet euch hinab und mähet
Russen tausendfaltig nieder!
Wenn die Edeln dann erglühen,
Wird der Freiheitsbaum erblühen
Neu und schön und jugendkräftig![33]

Eduard Zeller schrieb gleich zwei Polengedichte für den Schüleralmanach. In *Polen 24. Apr. 1831* reagierte er wohl auf die Schlacht bei Grochów (25. April), bei der die Polen sich noch gegen die russischen Machthaber zur Wehr setzen konnten. In den Anfangsstrophen heißt es:

Hört ihr im fernen Lande
Das grause Schlachtgetön?
Seht ihr dort auf dem Sande
Die tapfern Kämpfer stehn?

Es lag ein Aar gebunden
In tiefer Kettennacht:
Er hat das Licht gefunden,
Er hat sich losgemacht.[34]

In *An die Polen. Nach der Schlacht bei Ostrolenka 28. Mai 1831* wird schließlich das Ende des polnischen Aufstands besungen: „Und wenn euch auch nach langem Kampfe / Des Zwingherrn Uebermacht erdrükt." Eduard Zeller wertete aber den russischen Sieg als moralische Niederlage: „Zum Pranger wird sein Siegeswagen, / Zur Richtstatt seine Ruhmes Bahn". Die Befreiung Polens sei geschichtsphilosophischer Zielpunkt und geradezu göttlicher Wille.

Ihr aber, die ihr unterlegen,
Ihr edeln Kämpfer, zaget nicht!
Zerschmettert von des Schicksals Schlägen
Umstrahlet euch ein höher Licht.
Wenn wenig ihr mit fleiß'gen Händen
Am Bau der Freiheit auch vollbracht,
Gott wird ihn herrlich einst vollenden,
Versinken muß das Werk der Nacht.[35]

33 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.
34 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.
35 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.

Die Gedichte von Hermann Kurz auf die polnischen Ereignisse des Jahres 1832 gehörten ohne Zweifel zu den originelleren. Im Gelegenheitssonett *An die flüchtigen Polen,* das er später auch in Uhlands Stilistikum einreichte,[36] nahm er unmittelbar auf die Lotterie in Tübingen Bezug. Das „heimathliche Schwaben" sei zum Schauplatz der „heil'gen Flucht" (GE, 70) erkoren worden. Zunächst hatten Stuttgarter Frauen dazu aufgerufen, bei einer Lotterie zugunsten der durchreisenden Polen mitzuwirken. Die angefertigten Handarbeiten wurden schließlich gestiftet, was Hermann Kurz in seinem Gedicht ausdrücklich bedacht hatte: „Nun regen zarte Finger sich ohn' Ende […]." (GE, 70) Doch dieses Ereignis wird analog gesetzt mit den weltgeschichtlichen Ereignissen, der Frage nach der polnischen Zukunft, aber auch der politischen Perspektive deutscher Länder:

> In der Geschichte Webstuhl welcher Finger
> Wirft einst den kühnen Faden ohne Grauen,
> Der Heimath euch und uns der Ehre Bringer? (GE, 70)

In der Romanzenszene *Das vergrabene Eisen* wird dagegen ein biblisches Friedensbild beschworen. Der polnische Vater vergräbt, bevor er sein Land verlässt, den Pflug in der Erde. Das Eisen soll in „heimlicher Werkstatt" zum Stahl gehärtet werden (GE, 72), so dass sein Enkel aus ihm ein neues Schwert schmieden könne und so die späte Freiheit erkämpfen werde.

> Dann wird er das Schwert umschmieden
> Und hinter der Pflugschaar gehn,
> Wird die Erde bauen im Frieden
> Und ihre Früchte sehn. (GE, 72)

Dieses Gedicht ist demnach eine freie Phantasie über das bekannte Diktum der Propheten Jesaia und Micha, das bis heute für die Friedensbewegung steht: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen." (Jesaia, 2,4) Hermann Kurz interpretierte den polnischen Freiheitskampf als letzten überhaupt und zwar vor einem eschatologischen Horizont: „Denn es wird kein Volk gegen das andere ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen." (Jesaia, 2,4) Solche Polengedichte des Kurz-Kreises weisen eine operative Funktion auf, denn sie dienen als Ausdruck und Bekenntnis zum frühen Liberalismus. Repräsentativ für die Masse an Gedichten, die Hermann Kurz in frühen Jahren schrieb, sind sie aber nicht, denn hier überwiegen buko-

36 Vgl. das Faksimile in Till 2012, S. 99. Immerhin war auch Ludwig Uhland Vorsitzender des Tübinger Unterstützungskomitees und Polenvereins.

lische Gesänge, romantische Balladen, fromme Gedanken- und Gebetslyrika, Sonette und Nocturnes, witzige spontane Stammbucheinträge, Gelegenheits- und Widmungsgedichte, autobiographische und poetologische Reflexionen. Trotzdem lebte Kurz, wie auch sein Engagement in der bürgerlich-emanzipativen Bewegung der Liederkränze oder sein Feuilletonbeitrag zur Schiller-Verehrung in Württemberg zeigt, kein weltabgewandtes Ästhetentum, sondern wurde durchaus von der Vormärzbewegung ergriffen. Bereits in der Klosterschule Maulbronn schrieb Hermann Kurz eine Vielzahl von Gedichten, die er später in den Druck gab. Mit seinen „Maulbronner Gedichten" knüpfte er an eine württembergische Schriftstellertradition an, die von Hölderlin an über Justinus Kerner bis hin zu Hermann Hesse reicht.

2 „Die Pflanzstätte, in die ich mit meinen Altersgenossen ‚eingeliefert' wurde": Die *Maulbronner Gedichte* (1828–1832) zwischen Epigonalität und Originalität

In der Reformationszeit wurde das Kloster Maulbronn in ein niederes theologisches Seminar umgewandelt und bereitet noch heute Schüler auf das Studium am Tübinger Stift und der Universität vor. Bis weit ins 19. Jahrhundert bedeutete die Aufnahme in das Seminar für viele mittellose Bürger den einzige Zugang zur höheren Bildung. Die Klosterschule wurde zur regelrechten „Pflanzstätte"[37] für Theologen. Maulbronn konnte auf diese Weise aber nicht nur die theologische Tradition Württembergs über Jahrhunderte prägen, sondern das gesamte schwäbische Geistesleben. Wie Hermann Hesse, der heute vielleicht berühmteste Maulbronner Seminarist, in seiner Erzählung *Unterm Rad* (1906) schrieb, brachten die Seminare in Maulbronn und Blaubeuren einflussreiche Intellektuelle hervor.

> Denn Schwaben versorgt sich und die Welt nicht allein mit wohlerzogenen Theologen, sondern verfügt auch mit Stolz über eine traditionelle Fähigkeit zur philosophischen Spekulation, welcher schon mehrmals ansehnliche Propheten oder auch Irrlehrer entstammt sind. Und so übt das fruchtbare Land, dessen politisch große Traditionen weit dahinten liegen, wenigstens auf den geistigen Gebieten der Gottesgelehrtheit und Philosophie noch immer seinen sichern Einfluß auf die Welt. Daneben steckt im Volke auch noch von alters

37 Gustav Schwab sprach über Maulbronn und die schwäbischen Klosterschulen von „Pflanzstätten deutscher Lehrer und Prediger" (Schwab 1837, S. 95.) Vgl. dazu Johann 2003, S. 117. Der anfängliche Name der Hohen Karlsschule lautete „militärische Pflanzschule".

> her eine Freude an schöner Form und träumerischer Poesie, woraus von Zeit zu Zeit Reimer und Dichter hervorgewachsen, die nicht zu den schlechten gehören.[38]

Hesse, dessen Großvater Hermann Gundert (1814–1893) ein Kompromotionale von Kurz war,[39] mag an Friedrich Wilhelm Schelling oder Friedrich Theodor Vischer gedacht haben sowie an bekannte Schriftsteller, die eine theologische Laufbahn in Maulbronn begonnen hatten, sie dann aber zugunsten eines akademischen oder musischen Berufs verließen.[40] Die klösterliche Abgeschiedenheit und zahlreiche kuriose Legenden und Geschichten hatten Maulbronn schon früh als einen poetischen Ort ausgezeichnet. Friedrich Hölderlin reimte auf seinen Spaziergängen durch die Wälder und begründete bereits in Maulbronn seinen Ruf als genialer Dichter: „Ich mache wirklich über Hals und Kopf Verse – ich soll dem braven Schubert ein Paquet schiken."[41] Ebenso sahen Schriftsteller, die nicht selbst die Klosterschule besuchten, in der Sagenwelt des Klosters einen reizvollen literarischen Stoff. Justinus Kerner (1768–1862) erinnerte sich in seinem *Bilderbuch aus meiner Knabenzeit* (1849), dass in Maulbronn, wo sein Vater Oberamtmann war, auch seine ersten Verse entstanden: „Hier waren der Gegenstände zu viele [...] – als daß meine Phantasie sich nicht mächtig nach außen hätte beschäftigen sollen."[42] Besonders bekannt wurde Joseph Victor von Scheffels vielfach vertonte *Maulbronner Fuge,* in welcher der Alchimist Faust in einer der geselligen Abendgesellschaften des Klosters auftritt und im schillernden Eilfinger Wein das eigentliche Gold erkennt.[43]

Die Maulbronner Zeit zwischen 1827 und 1831, in der Hermann Kurz das traditionsreiche evangelische Seminar besuchte, wirkte nachhaltig auf ihn.[44] In den *Jugenderinnerungen*, die 1861 im dritten Band der *Erzählungen* erschienen, schilderte er die Klosterschule als einen inspirierenden und poetischen Ort, der die neugierigen Seminaristen zu manchem Abenteuer verleiten sollte:

---

38 Hesse 2001–2004 II, S. 183.

39 Eine Sammlung von Gunderts Jugenderinnerungen ging allem Anschein nach verloren. Am 3.8.1884 sandte er „Briefe, Manuskripte und sonstige Erinnerungen aus der Jugendzeit des Dichters" nach Florenz an Isolde Kurz, die in ihren biographischen Arbeiten aber weder berücksichtigt noch erwähnt wurden. Vgl. Greiner 1981, S. 219, Anm. 570.

40 Zu den bekannten Maulbronner Seminaristen vgl. Ziegler 1987.

41 Friedrich Hölderlin an Louise Nast, Maulbronn, zweite Hälfte April 1788, zitiert nach: Hölderlin 1977, S. 137.

42 Kerner 1849, S. 149f.

43 Vgl. zur Rezeptionsgeschichte: Krüger 2013.

44 Vgl. zu Hermann Kurz in Maulbronn und Tübingen bes. Schöllkopf 1988.

> Die Pflanzstätte, in die ich mit meinen Altersgenossen „eingeliefert“ wurde, war das berühmte Kloster im Kraichgau, das aus dem mißverstandenen Mühlbrunnen, an dem es gegründet ist, den durch die nachträgliche Sage ausgeschmückten Mauleselnamen geschöpft hat. Es bot uns bei unserem Eintritte nicht wenige Gegenstände der Ehrfurcht und des Staunens dar. Die Kirche, deren Bauart damals noch byzantinisch hieß, war zwar gewöhnlich geschlossen, stand uns aber dessenungeachtet offen, da der Meßner, zugleich unser Hausschneider, uns mit seinem großen Schlüsselbunde allezeit hold und gewärtig war. (SW XI, S. 74f.)

Nach bestandenem Landesexamen und der „Einlieferung“ in das Seminar Maulbronn oder Blaubeuren folgte das Studium am Tübinger Stift, schließlich ein Vikariat und der Pfarrerberuf. Erst an der Universität begann Kurz mit seiner Laufbahn als Geistlicher zu hadern, so dass er sich auch nicht bemühte, die hohen Schulden an der Universität zu begleichen, was eine Voraussetzung für die Einstellung als Vikar darstellte. Die Mutter Christine Barbara Kurtz ermahnte ihren Sohn bereits während der Seminarzeit immer wieder, seine Studien nur fortzusetzen, wenn er ernsthaft den geistlichen Beruf anstrebe. Besonders betroffen zeigte sie sich vom Fall des Unterhelfers Joseph Brehm, der zwei neugeborene Kinder, die er mit seiner Magd gezeugt hatte, getötet und anschließend im Keller verscharrt hatte:[45]

> O Hermann
> Wenn du kein achtungswerther, wirklich religiöser Geistlicher werden willst, so kehre jetzt noch um, denn es gibt keinen verachtungswürdigern Menschen als einen Geistlichen, der nicht denkt u. handelt, wie er spricht, u. Gott fordert von ihnen viel mehr als von einem andern, weil sie mehr wissen [...].[46]

Während Kurz' Vater, der wenig erfolgreiche Reutlinger Kaufmann Gottlieb David Kurtz, bereits 1826 verstorben war, starb ihm während der Schulzeit auch noch die Mutter. So ersetzte Maulbronn das verlorene Zuhause. In seinem Roman *Schillers Heimatjahre* lässt Kurz den Protagonisten Heinrich Roller nicht zufällig neben Reutlingen auch Maulbronn als Zufluchtsstädte aufsuchen. Heinrich Roller verliebt sich eben in diesem Moment in seine zukünftige Frau, als er ihr diesen Ort seiner Vergangenheit zeigt:

---

45 Die Geschichte wurde unter anderem von Friedrich Theodor Vischer unter seinem Pseudonym Philipp Ulrich Schartenmayer bearbeitet: *Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen, am 18. Juli 1829.* Die geschiedene Frau des Helfers Brehm wurde die Ehefrau von Johann Georg Ludwig Baur (1803–1860), Pfarrer von Bartholomä, den Kurz in *Abenteuer in der Heimat* porträtierte!

46 Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, 2.9.1828, StA Rt., N 40 Hermann Kurz, Nr. 28.

> Jetzt fühlt er erst lebhaft den Verlust seiner Eltern, die inzwischen gestorben waren, und in seiner Einsamkeit erfaßte ihn eine wunderbare Sehnsucht, das Kloster noch einmal zu sehen, in dem er als Knabe und angehender Jüngling seine anmutigste Zeit verlebt hatte. [...] In der Gesellschaft seines schönen Mühmchens pilgerte er nach dem geliebten Kloster, besuchte in den Wäldern und an den Seen die Plätze seiner Jugenderinnerungen, und bei einem Anlasse, wo der ganze Strom seines Gemüts unwillkürlich hervorbrach und das Mädchen zu rührender Teilnahme hinriß, geschah es zu seiner eigenen Überraschung, daß sein unstet umherschweifender Geist auf einmal bei diesem lauteren Herzen vor Anker ging. (SH I, 74f.)

Mit *Maulbronn* erschien 1836 eines der wenigen Gedichte von Hermann Kurz, das bereits zu Lebzeiten weithin bekannt wurde und erinnert daran, dass sein Schriftstellerleben als Lyriker begann. Dabei dürften nur wenige Leser *Maulbronn* in den von Hallberger in Stuttgart herausgegebenen *Gedichten* (1836) kennengelernt haben. Die Verse wurden in diversen landeskundlichen Darstellungen und Reiseführern durch Schwaben mitgeteilt; wie der Pfarrer und Landeskundler Ottmar Schönhuth (1806–1864) schrieb, als „ein so treffliches Bild von dem altehrwürdigen Denkmale der Vorzeit und seiner idyllischen Umgebung, auch von dem Treiben und Brüten der späteren Klosterschüler"[47]. Gustav Schwab druckte es unter anderem 1837 in seinen *Wanderungen durch Schwaben* nach.[48] Nachdem Schwab die Bedeutung des Klosters anhand von Autoren der älteren Seminaristengenerationen wie seinem Vater Johann Christoph Schwab (1743–1821) oder Friedrich Schelling (1775–1854) hervorgehoben hat, verweist er für die jüngste Zeit auf Hermann Kurz mit den Worten: „Und was derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein junger Schwabendichter uns erzählen."[49]

Das Gedicht ist eine Chronik des Lebens in Maulbronn. Hermann Kurz eignete sich das Klosterleben aber nicht nur literarisch an, sondern inszenierte seine eigenen Erinnerungen geradezu als Teil der Maulbronner Überlieferungsgeschichte. Damit antizipierte er ein Darstellungsverfahren, das er in allen seinen frühen Erzählungen anwandte.

> Dich, entlegenes stilles Kloster, zeigt mir oft die Phantasie,
> Die mir oft zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
> Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,

47 Schönhuth 1861 V, S. 145.

48 Schwab 1837, S. 28. Vgl. auch Schwab 1847, S. 29–30; Rank 1852 (Hg.), 252–254; Kuttler 1859, S.181–183; Glökler 1863 III, S. 23–25. Zur Bedeutung der Reiseliteratur im Biedermeier vgl. bes. Sengle 1971–1980 II, S. 244–247.

49 Schwab 1837, S. 28.

Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in steinernen Thru'n
Deine Mönche mit dem schlauverborgenen Golde ruh'n,
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz. (GE, 53)

Das einsam gelegene Kloster wird angerufen und sein Bild heraufbeschworen. Dabei sorgt das Zusammenspiel von bildlicher Erinnerung und reflektierter Dichtung emotional für ein glückliches Wiedersehen mit dem Vergangenen, führt jedoch auch die Distanz vor Augen, die zwischen der Dichterphantasie und ihrem Gegenstand liegt. Zuletzt heißt es nämlich, er könne das Kloster nur flüchtig besuchen und es liege weit entfernt. Das Gedicht umspannt demnach diesen Bewusstwerdungsprozess und zeigt gleichzeitig an, was aus dem ehemaligen Klosterschüler wurde – ein Dichter. Wenn die Kirche des Klosters „aus der Jahre Kluft" ersteigt, muss sich der Dichter eingestehen, dass die Erinnerung an sie nicht identisch mit der Vergangenheit selbst ist. Und so ruft ihn auch ihr Glöcklein nicht mehr zurück in den Kreis der Schüler, allein es lockt ihn in die Räume seiner Erinnerung als einen passiven Beobachter. Noch einmal darf er im Präsens der Dichtung durch den Kreuzgang mit mönchischer Anmut streifen, auf den Chorstühlen sitzen und die Geschichte des Klosters an den alten Epigraphen entziffern.[50] Dabei wird das Gedicht selbst zum Garanten des Fortlebens der faszinierenden Klostersagen, von denen Kurz auch in den *Jugenderinnerungen* berichtete.[51]

50 Auch in *Eine reichsstädtische Glockenfamilie* erinnerte sich Kurz daran, wie sie als Kinder nach alten reichsstädtischen Insignien suchten, welche die württembergische Obrigkeit vergessen hatte, zu entfernen. Vgl. SW IX, 5f.

51 SW XI, S. 75: „Mit frommer Scheu betrachteten wir im Chor die steifen, von den Franzosen entnasten Steinbilder des Ritters, der das Kloster gestiftet, und des Bischofs, der es geweiht und begabt. Noch mehr als das Schnitzwerk der Stühle bewunderten wir die tiefen Kniespuren, welche die Andacht der alten Mönche in Holz und Stein hinterlassen hat. Die Grabsteine mit ihren Inschriften gaben Beschäftigung für Monate. Eine in der Seitenhalle des Schiffs am Boden liegende Steinplatte erzählte uns, wie man im zwölften Säkulo Wort und Eid vorteilhaft zu halten wußte, indem die Mönche, von den bösen Nachbarn beim Bau des Klosters betroffen und zum Schwur der Nichtvollendung gezwungen, den letzten Stein uneingemauert ließen und den verblüfften Räubern diesen Stein liegen zu lassen versprachen bis auf den jüngsten Tag. Zwei einander gegenüberstehende Kontroverskanzeln erinnerten an die Wandelbarkeit nicht bloß weltlicher, sondern auch geistlicher Dinge, an die Bewegungen der Reformation, die Religionsgespräche, die von den benachbarten Fürsten und ihren Theologen in Maulbronn gehalten wurden, und an die wiederholte Austreibung der hartnäckigen alten Konventualen. Noch flüsterte die Sage von den ungeheuren Schätzen, die sie bei ihrer Flucht vergraben haben sollten, und von geheimen, aber vergeblichen Anstrengungen sowohl der besitzenden als der vertriebenen Partei, dieser Schätze habhaft zu werden."

Mit einem Seufzer erinnert sich das lyrische Ich aber auch an die erdrückenden Pflichten, daran wie er sich „von allem Wissensqualm entladen"[52] nach der Freiheit der nahen Natur gesehnt und sich oftmals der Dichtung hingegeben hatte:

> Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
> Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft!
> Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
> Habe, wie die Siebenschläfer, manch Jahrhundert durchgeträumt.
> Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
> Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
> Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt
> Und die stillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfrischt.
> Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
> Denn als Kenner scharrten lauschend sich zu mir Eidechsen bald. (GE, 54)

Gerade die Alltagspflicht in der Klosterschule wird insofern aufgewertet, als sie die dialektische Voraussetzung für das Erlebnis der Freiheit war. Die Erinnerung wird nun zur synästhetisch erlebten Gegenwart, das lyrische Ich sieht das alte Gemäuer, hört das ferne Glöcklein, riecht die nahen Buchenwälder, schmeckt die Milch, die ihm aufgetischt wurde und fühlt sich erfrischt vom kühlen Wasser der Seen. Anders als in der Enge der „dumpfen Zelle" kann es in der Natur ziel- und grenzenlos umherschweifen. Wie ein Satyr oder Pan spielt es den Waldtieren seine Melodien auf der Flöte, auch wenn Eidechsen bekanntlich keine Ohren haben.

Tatsächlich lernte Hermann Kurz in Maulbronn das Flötenspiel und bat seine Mutter und seinen Musiklehrer, den späteren Ulmer Münsterkantor Johann Friedrich Dieffenbacher (1801–1882), immer wieder um neue Noten. In dieser Zeit entstanden auch eigene Kompositionen, von denen sich aber nur wenige Skizzen in den Notizbüchern finden. Wenn der Dichter davon spricht, er sei einsam, aber nicht alleine, verweist er auf die bekannte, zum Volkslied gewordene Romanze *Einsam bin ich, nicht alleine* aus Carl Maria von Webers Oper *Preciosa* (1821):

> Einsam bin ich, nicht alleine,
> Denn es schwebt ja süß und mild
> Um mich her im Mondenscheine
> Dein geliebtes, theures Bild.[53]

---

52 In den *Jugenderinnerungen* zitierte Kurz diesen Vers aus Fausts Studierzimmer, vgl. SW XI, S. 76.

53 Zitiert nach: Wolff 1865, S. 27. In Kurz' Gedicht schwingen aber auch die Verse aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* mit, die der alte Harfenspieler zum präludierenden Instrument singt: „Und kann ich nur einmal / Recht einsam sein, / Dann bin ich nicht allein." (HA VII, 138.)

In Maulbronn schrieb Kurz auch eine Phantasie über Webers Arie, wobei der Text nicht nur auf die Melodie gesungen werden kann, sondern auch zentrale Motive der Textvorlage aufgreift. Im *Nachtlied* ruft sich der Wachende kurz vor dem Einschlafen noch einmal die Liebste vor Augen, um sie in seinen Träumen wiederzusehen:

> Doch dem Schlummer wehr' ich gerne,
> Der mir schon die Augen füllt,
> Denn mein Geist weilt in der Ferne
> Um Dein liebes, theures Bild. (MG, 22)

Das dargestellte Naturerlebnis erinnert an Heinrich von Ofterdingen, der im Anblick jeder Blume die Welt verklärt und voll von Musik wahrnimmt: „Man möchte für Freuden weinen, und abgesondert von der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben und nie diese glückliche Nachbarschaft zu verlassen."[54]

Aber nicht nur dem zurückgezogenen Dasein in der harmonischen Natur spürt Hermann Kurz in *Maulbronn* nach, die Klosterschule blieb ihm auch als Ort gemeinschaftlicher Abenteuer in Erinnerung. So fragt der Dichter, ob wohl seine eigene Geschichte bereits zur Geschichte des Klosters geworden, ob auch sie den Mauern eingeschrieben sei, also nach dem eigenen Beitrag zur Traditionsbildung:

> Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück aufgeführt:
> Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?
> Noch gedenk' ich wie wir stiegen zum Gemach wo Doktor Faust
> Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust,
> Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang,
> Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang. (GE, 54f.)

Unter den Erlebnissen in Maulbronn ist zweifellos der vermeintliche Fund von Dr. Fausts Studierzimmers das spektakulärste. Die jungen Seminaristen erforschten das ganze Kloster einschließlich des Dachs und erfuhren dabei, dass schon Studenten vor ihnen diese Entdeckungsreisen veranstaltet hatten, denn sie fanden einen Bücherschatz mit einer Widmung an die Nachwelt. Dann aber, so schrieb Kurz in seinen *Jugenderinnerungen* weiter, fanden sie eine weitere Öffnung am Ende einer eingemauerten Rinne. Nachdem sie in das Dunkel des Raums gesprungen waren und einen dunkelroten Fleck an der Wand sahen,

54 Novalis 1960–1999 I, S. 329.

riefen sie im Chor „Salve Fauste!", denn sie meinten das letzte Überbleibsel des tragischen Endes des Schwarzkünstlers gefunden zu haben. In der später von Kurz veranstalteten, neu bearbeiteten Ausgabe von Georg Rudolph Widmanns und Johann Nikolaus Pfitzers *Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti* fand er den „gräulichen und erschrecklichen Tod D. Fausti" beschrieben:

> Kaum hatte es recht getaget, und das Tageslicht in allen Gemächer des Hauses geleuchtet, da waren die Studenten auf, giengen miteinander ganz erschrocken in die Stube, um zu sehen, wo D. Faustus wäre, und was es für eine Bewandtniß diese Nacht über mit ihm gehabt hätte; sie kamen aber kaum dahin, so sahen sie bey Eröffnung der Stube, daß die Wände, Tisch und Stühle voll Blutes waren: ja sie sahen mit Erstaunen, daß das Hirn D. Fausti an den Wänden anklebte, die Zähne lagen auf dem Boden, und mußten also augenscheinlich annehmen, wie ihn der Teufel von einer Wand zu der andern müsse geschlagen und geschmettert haben.[55]

Ein offenbar grässlicher Anblick hatte sich auch den Seminaristen um Kurz geboten, denn sie glaubten im Dämmerlicht einen Haufen Totenköpfe entdeckt zu haben. Als sie aber eine Lampe herbeischafften, erblickten sie allein „frische, kerngesunde Krauthäupter". Sie hörten außerdem vertraute Stimmen durch die Wand und zogen beschwingt davon. Am nächsten Tag wurde ein Plakat aufgehängt, auf dem angezeigt wurde, dass eine „Rotte Banditen" in der Nacht versucht habe, in den Keller des Oberrichters einzubrechen, um ihm seinen Kohl zu stehlen (vgl. SW XII, 77ff.). Hermann Kurz berichtete auch seiner nüchternen Mutter von diesem Abenteuer, die ihrem Sohn daraufhin ins Seminar schrieb:

> Euer Abentheuer ist zum Tod lachen, ich hätte mögen dabey seyn als ihr die Kohlraben erbliktet, aber des Nachts konnte ich vor Angst fast nicht einschlafen, weil ich glaubte du habest einen Fuß gebrochen, ob dem Laufen auf den Dächern, nimm dich doch in Acht, das ist etwas Gefährliches, besonders weil du so lange Füsse hast, ich gienge nicht mehr hinauf, ihr endekt doch nichts, ich glaube es gewieß nicht daß der Teufel den Faust holte.[56]

Viele Verse des Gedichts *Maulbronn* widmet Kurz der Erinnerung an die nächtliche Lektüre. In Maulbronn las er wie viele Jugendliche des 19. Jahrhunderts mit Vorliebe die aufwühlenden Verse Lord Byrons, des „glänzenden traurigen Löwen der Romantik" (Egon Friedell). *Child Harold's Pilgrimage* wird als Gegenwelt zum engen Klosterleben dargestellt. Das lyrische Ich in *Maulbronn* geht mit Byrons Antihelden auf die Reise durch Spanien, Portugal, den Balkan und Griechenland.

---

55 Kurz 1834 (Hg.), 232f. (ND: Kurz 1990).

56 Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, o.D., StA Rt., N 40.

Aber nachts wann alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es stieg vor mir der Schatten jenes bleichen Britten auf,
Und ich folgte bebend seinem schmerzensreichen Pilgerlauf. (GE, 55)

Als Ausgleich zu Byrons Weltschmerz-Dichtung liest der Klosterschüler die Klassiker der Weltliteratur, zunächst die streng komponierten Tragödien Sophokles', den neben Ariost ebenfalls kanonischen Italiener Torquato Tasso mit seinem *Befreiten Jerusalem* und Shakespeares *Sommernachtstraum*. Geradezu als Offenbarung wird die Lektüre der altdeutschen Literatur, vor allem des *Nibelungenlieds* benannt, das erst im 19. Jahrhundert zum eigentlichen Nationalepos wurde.

Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Teutscher Art und teutschen Wesens Hallen, die ich lange mied,
Du hast mir sie aufgeschlossen, edles Niebelungenlied! –
Also war mein Frühling. Selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in scheuen Thönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang. (GE, 56)

Die gesamte europäische Literatur wird als bekannt empfunden, wohingegen die Literatur der eigenen Heimat zunächst erschlossen werden muss. Kurz spielt dabei vor allem auch auf den obsolet gewordenen Streit zwischen national und humanistisch geprägter Schulbildung an, der noch bei Schopenhauer eindeutig für das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker entschieden wurde.[57] Daneben seien die ersten heimlichen eigenen Poesien entstanden. So merkte Kurz auch in der Zueignung der „Maulbronner Gedichte" an seinen Bruder Ernst Kurtz (1816–1879) an, er habe seine Texte „einer gewissen Scheu wegen unter sieben Sigeln verwahrt" (MG, 3). Da Kurz ebendort davon spricht, er habe nur einen Teil seiner Produktionen ausgewählt, so kann davon ausgegangen werden, dass in Maulbronn eine beträchtliche Zahl an Gedichten entstanden war, die er vorerst für sich behielt, allenfalls dem „fernen Waldgebüsch" anvertraute und die sich teilweise auch im Nachlass befindet.

Die mönchische Kontemplation deutet Hermann Kurz als Voraussetzung eines arkadischen Dichteridylls. Aber es finden sich auch Hinweise auf die ersten Liebschaften des jungen Klosterschülers:

57 Vgl. Schopenhauer 1965, S. 479: „Wenn ihr edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen Klassiker altdeutsche Reimereien setzt, so werdet ihr nichts anderes als ‚Bärenhäuter' erziehen. Nun aber diese Nibelungen mit der Illias zu vergleichen ist eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend vor allem verschont bleiben sollten."

War mir doch Arkadien offen, schien mir keine Stunde grau,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Blau:
Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten Sie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit einem Namen aus! (GE, 56f.)

Eine entsprechende Lesart dieser Verse ist nur nach den Erinnerungen von Isolde Kurz zu entschlüsseln. Das „lichte Haus" erinnert zwar an die Weite der Klosterhallen und an die Freundschaft zu seinen Mitschülern, doch Isolde Kurz erfuhr von ihrem Vater, dass er an ein anderes „lichtes Haus" dachte, an die gelb gestrichene Apotheke in Vaihingen an der Enz, wo Kurz einige Vakanzen zugebracht hatte. Das eine Wort, mit dem Liebe und Freundschaft ausgesprochen seien, lautet demnach nicht „Maulbronn", sondern „Bilhuber". Mit dem Apothekerssohn Edmund Bilhuber verband ihn eine enge Freundschaft, mit dessen Schwester Luise Bilhuber eine erste Liebe.[58] Am 28 Dezember 1829 schrieb er Luise ein längeres Gedicht ins Stammbuch, das er später *L.B. ins Stammbuch. (Bei der ersten Anwesenheit in V.).* überschrieb. Es endet auf die Verse:

Wenn Zeit und Raum uns trennen,
Mein Kranz durch's Schicksal bricht,
So mag es freundlich nennen
Sein Wort „Vergißmeinnicht." (MG, 11)

Sie ist wohl auch die Adressatin vieler Gedichte und die Vorlage der fiktiven Adressatin Lucie in den frühen Erzählungen (vgl. Kap. II. 4).

Die in Maulbronn geschriebenen ersten poetischen Versuche sowie eine Vielzahl an autobiographischen Dichtungen und Reminiszenzen – etwa auch die Stammbucheinträge an die Bilhubers – sind in einem Heft zusammengeführt, das Hermann Kurz seinem Bruder zu Weihnachten 1832 schenkte und heute im Heimatmuseum Reutlingen verwahrt wird. Diese Gedichte changieren zwischen Epigonalität und Originalität, denn einerseits adaptierte Kurz etablierte Motivkomplexe und Stoffe, um sich bewusst in Darstellungstraditionen zu stellen oder um mit ihnen zu konkurrieren, andererseits unternahm er hier die ersten Versuche, seinen eigenen Erfahrungen, Gedanken und Ansichten in der lyrischen Symbiose von Form und Inhalt einen adäquaten Ausdruck zu verleihen. So interpretierte er die Gedichte später selbst als Bekenntnisse und damit als ‚authentische' biographische Dokumente seiner Dichterlaufbahn: Als Hermann Kurz im

58 Vgl. I. Kurz 1906, S. 31f.

Februar 1839 Ludwig Hallberger (1796–1879), dem Verleger seiner *Gedichte* (1836), begegnete, verabredeten sie eine neue Gedichtausgabe. Darauf schrieb Kurz an Adelbert Keller, er werde einiges aus Tübingen streichen und dafür vieles aus Maulbronn aufnehmen: „[Überhaupt] wirst du ein Element finden, das du früher vermißt hast, nicht weil's in meinem Manuskript fehlte, sondern weil ich nicht beichten mochte."[59] Bereits in *Abenteuer in der Heimat* interpolierte Kurz *Mein erstes Gedicht. An Sie* (MG, 5) in den Erzählzusammenhang. Es sei das erste Liebeslied gewesen, das der fünfzehnjährige Dichter „mit freudigem Schrecken einst im Wald gesungen hatte". Schließlich spricht der Held – vor Rührung mit Tränen in den Augen: „Wie unbedeutend und doch wie herzlich [...] klingen diese Worte, wahrer als Alles, was man in gereifteren Jahren und mit gereifterer Kunst hervorbringt!" (SW XII, 64)

Laut Datierung entstanden die sogenannten *Maulbronner Gedichte* zwischen Dezember 1828 und der Tübinger Gegenwart von 1832. Isolde Kurz teilte einige dieser Gedichte im Kapitel „Nachlese aus den Gedichten der Maulbronner Zeit" in der Biographie ihres Vaters mit,[60] Gregor Wittkop brachte einige weitere Proben in seiner *Chronik* im Ausstellungskatalog von 1988 und besorgte eine unpublizierte Komplettabschrift.[61] Im Textanhang dieser Arbeit wird der gesamte Zyklus das erste Mal geschlossen wiedergegeben. Es ist das poetische Tagebuch eines Klosterschülers, das aber insofern bereits mehr als einen bloßen dokumentarischen Wert besitzt, als einige dieser Gedichte später in die *Gedichte* (1836) übernommen wurden. Die *Maulbronner Gedichte* sollten dem Bruder einen Einblick in die Gedanken- und Erlebniswelt von Hermann Kurz geben. So spiegeln sie persönliche biographische Wegmarken, adoleszente Selbstzweifel, poetische Ambitionen und romantische Phantasiewelten, akademisches Bildungsgut und theologische Frömmigkeitsgedanken, Übersetzerleidenschaft und dialektale Sprachexperimente wie auch intime und freundschaftliche Begegnungen wider. In der Zueignung schrieb Kurz:

> Ich glaube, daß schwerlich auch nur Einem dieser Gedichte poetischer Werth zugeschrieben werden kann, wiewohl sie, weil sie auf eine oft rührende Weise ~~sonstige~~ ‹einstige› Empfindungen und Gesinnungen aussprechen, allerdings anziehend sein müssen, für mich selbst am meisten, dann aber auch für Solche, welche ~~mit~~ Antheil genommen haben an meinem Wesen und meinen Begebnissen. (MG, 3)

59 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 17.2.1839 (BF, 500).

60 I. Kurz 1906, S. 42–46.

61 Vgl. Meinem lieben Bruder Ernst. Gedichte. Geschrieben zu Tübingen, im December 1832, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann/Kopien, x88.18.1.

Offensichtlich wählte Kurz aber auch die Gedichte nach formalen Gesichtspunkten aus, worauf die Vielfalt der lyrischen Gattungen verweist. Er notierte etwa freie Reflexionen, volksliedhafte Ritterballaden, Spruch- und Gelegenheitsgedichte, aber auch Sonette oder Idyllen und nahm Übersetzungen aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Griechischen und Spanischen auf.

Rückschlüsse auf die biographische wie transtextuelle Bedeutung der einzelnen Texte sind mitunter problematisch. So scheint etwa das Gedicht *Kriegslust* ein Zeugnis zu sein für eine allgemeine Verherrlichung und Verklärung des Kriegs als Mannesabenteuer.

> Fallen möcht' ich in freier Schlacht,
> Wenn die Schwerter, die Kugeln mein Herzblut rufen,
> Ueber mich rasseln der Rosse Hufen,
> Schwindet das Leben in Traum und Nacht. (MG, 67)

Die Lektüre des von Paul Heyse gestrichenen Schlusses von *Die beiden Tubus* aus dem zweiten Band der *Erzählungen* zeigt aber, dass es sich dabei um eine Eindruck handelte, der wohl vor dem Hintergrund von Theodor Körners *Zriny* (UA 1812), dem „nationalen Erbauungsspiel"[62] des 19. Jahrhunderts, zu sehen ist. In der in vielfacher Hinsicht biographisch relevanten Erzählung lesen Kunigunde von Y...burg und Wilhelm von A...berg gemeinsam Körners Drama über die Verteidigung der Festung Siget gegen die Türken (1566) und den Opfertod der Fürstenfamilie. Als Wilhelm aus Begeisterung für Juranitsch, der seine geliebte Helene ersticht, um sie vor den Türken zu retten, ausruft, es sei das schönste Loos für das Vaterland zu sterben, sagt Kunigunde unter Tränen: „Ja! so seid ihr Männer! [...] Ihr möchtet nichts als hinaus in Schlacht und Sturmesbrausen. Was kümmert euch der Gram von Herzen, die ihr dahinten laßt, unter die Hufen eurer Rosse getreten!" (E 2, 290f.)

Eine größere Textgruppe, die ihre fiktionalisierte Schreibsituation mithin abbildet, stellt eine Reihe an Nocturnes dar. Sie bedient sich eines etablierten Motivkreises, so etwa impliziert die betonte Gegenüberstellung von Himmel und Erde immer auch eine mythische Dimension (Uranus und Gaia). Der Motivkomplex der ruhenden Welt und der frei werdenden Seele weist bereits voraus auf Joseph von Eichendorffs *Mondnacht* (1837), worin dieser im Gestus des ‚als-ob' („Es war, als hätt' der Himmel") seinen lyrisch elaboriertesten Ausdruck im 19. Jahrhundert fand.[63] Auch wenn Hermann Kurz größtenteils die Trennung von der Geliebten thematisierte und weniger die christliche Erbauung, so knüpfte er

62 Denkler 1973, S. 74. Vgl. zu Körners *Zriny*: Luckscheiter 2009.
63 Vgl. dazu exemplarisch: Frühwald 1984.

doch vor allem an das alte Kirchenlied von Paul Gerhardt *Nun ruhen alle Wälder* (1647) an oder an das *Abendlied* (1779) von Matthias Claudius. So schrieb Kurz in den ersten Strophen seines Gedichts *Abend* (17. Februar 1829):

> Tiefes Schweigen ist verbreitet
> Weit umher durch die Natur,
> Hehre, heil'ge Stille schreitet
> Ruhig über Wald und Flur.
>
> Und mit leisem Fittig sinket
> Ruhe in des Menschen Herz.
> Göttliche Betrachtung winket
> Seine Seele himmelwärts. (MG, 7)

Auch das Bild des irdischen Körpers erinnert an Gerhardt, der im ruhenden Körper das „Bild der Sterblichkeit" sah. In der Selbstläuterung soll, so dichtet Kurz weiter, der Schleier „vor'm dunkeln Auge" zerrissen werden. Hier aber folgt keine Ahnung göttlicher Offenbarung, sondern stets das Bekenntnis, was das lyrische Subjekt im diesseitigen Leben bewegt:

> Lieber Mond, Du siehst die Süße,
> Lächle freundlich sanft ihr zu!
> Bring' ihr meines Herzens Grüße,
> Stiller Liebe Bote Du! (MG, 7)

Ähnlich endet auch das *Nachtlied,* worin der Schlaf aufgefordert wird, er möge die Liebenden im Traum wieder miteinander vereinigen (vgl. MG, 22). In den täglich entstandenen Gedichten des März 1831 reflektierte der junge Dichter über die Arbeit des Tags. In *Beschluß* spricht das lyrische Subjekt vom „heißen Liederdrang" (MG, 30), der nicht gestillt wurde, in *Nachts* heißt es gar über die poetische Kontemplation der Tagesstunden: „Nichts hab' ich heute aus dem Schacht / zu Tag gebracht" (MG, 31).

In einem ebenfalls *Nachts* überschriebenen Gedicht wird zunächst ein frommes Abendidyll gezeichnet: „Denn ein guter Vater wacht" (MG, 20). Hier entwarf Kurz aber einen Wachtraum, in dem das lyrische Ich die belebte Natur einerseits, die Harmonie des Kosmos andererseits wahrnimmt. In den Zweigen hört es ein „zauberisch Getön", flüsternde „Luftgedanken", „muntre Elfen", „duftige Gestalten" und fragt sich: „Welches Tönen schwebt um mich?" (MG, 20) Aus dem Erdinneren hört er es „magisch Klingen", „zarte Lieder", wird von „der Töne Macht" erfasst und fällt schließlich umgeben von „Leichter Harmonien Wogen" in den Schlaf. Darin knüpfte Kurz aber an die alte Vorstellung der Sphärenmusik, der ‚Musica mundana' und ‚Musica coelestis' an. Musik wird zum

klingenden Abbild von Proportion und Harmonie im Kosmos und der metaphysischen Weltordnung.

Ältere, gleichzeitig aber immer noch aktuelle Bildvorstellungen verarbeitete er auch in seinem Gedicht *Abend* (23.6.1831), worin der Abendstern ein ästhetisches Ideal und ein Gruß der Geliebten repräsentiert.

> Sei du mir Bild, sei du mir Lehre,
> Daß auch die allertodtsten Zeiten
> Dem Auge nicht vorübergleiten
> Ohn' einen Strahl, der sie verkläre.
> Laß mich erkennen, wenn das Leben
> So trüb und schneckengleich sich windet,
> Daß, höhern Sinn darein zu weben,
> Der bessre Geist die Farben findet. (MG, 34)

Bereits bei Sappho oder Catull ist der Abendstern als Hochzeitssymbol benannt worden. Das lyrische Ich betrachtet melancholisch den Abendhimmel. „Des grauen Tages letzte Stunde" (MG, 34), der Sonnenuntergang und das Aufziehen des Abendsterns, reicht dem Betrachter aber zum Wunsch, in der Singularität dieser Erscheinung, sei sie auf die Gefühlslage, die künstlerische Inspiration oder die Geliebte bezogen, ihren eigentlichen Wert sehen zu können.

Sind bereits die Nachtlyrika religiös grundiert, so finden sich auch einige lyrische Meditationen sowie explizite Gebets- und Erbauungstexte. In *Als ein Schmetterling ins Licht flog, und sich verbrannte* verarbeitete Kurz ein besonders in der persischen Lyrik verbreitetes Symbol. Während in der ersten Strophe der Schmetterling im Kerzenlicht verbrennt, wird in der zweiten die Wiedergeburt anhand der mythischen Gestalt des Phönix dargestellt. Im dritten Verskomplex bezieht das lyrische Ich seine Beobachtung und Deutung schließlich auf sich selbst, entwirft also eine induktive Argumentationsfolge, an deren Ende eine verallgemeinernde Selbstprojektion steht. Zuletzt heißt es über den „Edlen":

> Er stirbt für Licht und Wahrheit:
> Nach kurzem Todesschmerz
> Geht er zur ewgen Klarheit,
> Er schwingt sich himmelwärts. (MG, 9)

Intertextuell verweist Kurz eindeutig auf die *Selige Sehnsucht* aus Goethes *West-östlichem Divan*, das im Jahr 1814 entstand, und damit mittelbar auf das zugrundeliegende Ghasel des Hafis.[64]

64 Vgl. dazu die Interpretation von Ueding 1996.

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.[65]

Da bei Kurz etwa die erotische Bedeutungsebene fehlt, die Gedichte zwar dieselbe Verszahl, aber voneinander abweichende rhythmisch-syntaktisch Anlagen aufweisen, kann kaum von einer Kontrafaktur gesprochen werden. In seinem Jugendgedicht deutet Kurz vielmehr Goethes *Selige Sehnsucht* als sprachbildliche Darstellung eines intellektuellen Erkenntnisprozesses, was sicher nur einen Teilaspekt des Aussagegehalts darstellt.

Ein Dokument pietistischer Frömmigkeit stellt das folgende Gedicht dar, das Hermann Kurz schlicht *Gebet* (15.12.1829) überschrieb. Hier bittet der Dichter um die Vergebung der Sünden, dankt Gott für seine allgegenwärtige Gnade, bekennt sich zur Schuld und seinen Sünden, verspricht Besserung und schwört, nicht mehr vom Glauben abzufallen. In *Symbole der vier Evangelisten* fasst Kurz die konventionellen Attribute von Matthäus (Mensch), Markus (Löwe), Lukas (Stier) und Johannes (Adler) nach Ezechiel 1, 10 in Verse. Wie die Briefe der Mutter belegen, mahnte sie ihren Sohn immer wieder, den Glaubensweg nicht zu verlassen und so heißt es in einem Neujahrsgedicht an Christine Barbara Kurtz von 1830 entsprechend:

Ja, Mutter, dort in jenen heilgen Höhen
(Du lehrtest's mich) lebt ein gerechter Gott. (MG, 14)

Offensichtlich suchte Kurz zu dieser Zeit noch Trost im Gebet und so auch in der Dichtung, wie das Gedicht *An die Musen* belegt. In diesem Musenanruf, den Kurz in Blankversen mit frei gesetzter Zäsur verfasste und damit als geradezu dramatische Szene kennzeichnete, weiht sich der inzwischen verwaiste und heimatlose Dichter der Poesie:

Seid ihr, o Musen, meine lieben Schwestern,
Und helft mir tragen alles was mich preßt;
In euren stillen Busen laßt mich's legen,
Wenn Glück den meinem schwellt, in Eure Brust
Laßt mich vertrauensvoll den Kummer schütten,
Der mir ein Erbtheil war seit Jahren schon.
Ich muß ja jemand haben, daß ich nicht
Vergeh', verschmacht' in dieser Einsamkeit. (MG, 25)

65 Zitiert nach: HA II, S. 19.

In *Des Hirten Frühlingslied* evozierte Hermann Kurz eine Naturszene, in der sich sein eigenes Familienschicksal widerspiegelt. Ein Schäferidyll wird sowohl auf formalrhythmischer, syntaktischer wie lexematischer Ebene entworfen. Bewusst verarbeitet Kurz etablierte Frühlings- und Naturbilder, deren Elemente teils im Diminutiv angesprochen werden, um damit eine Vertrautheit herzustellen. Auch im später entstandenen *Volkslied*, das Friedrich Silcher 1839 unter dem Titel *Auf der Blumenreichen Aue (Fern und Nah)*, op. 33, Nr. 6, vertonte, wandte er diese Stilmittel an. Der anakreontische Gestus des Siebenzeilers mit seinen zwei Kreuzreimen und dem Terzett mit einer Reimwaise wäre für ein Geselligkeitslied prädestiniert gewesen, wie die deutsche Übertragung von *Gaudeamus igitur* („Brüder, lasst uns lustig sein") zeigt. Doch jede Strophe der Hirtendichtung wird mit einem formal und inhaltlich kontrastierenden Refrainvers auf den Tod der Mutter abgeschlossen:

> Das Bächlein rieselt, die Aue lacht,
> Die Blumen blühen so fröhlich;
> Die Sonne, sie scheinet in goldener Pracht,
> wie ist doch alles so selig!
> Der herrliche Frühling, in lieblichem Schein,
> Kommt wieder ins stille Thälchen herein.
> Meine Mutter, die ist gestorben. (MG, 18)

Nachdem das Frühlingserwachen in allen Naturelementen durchdekliniert wurde und sich das lyrische Ich immer wieder an seine eigene Trauer erinnert fühlte, wird das Spannungsverhältnis, das sich bereits in den Strophen abzeichnete, thematisiert. Das „wonnige Frühlingsglück" wird als Tabu benannt und der „bleiche Winter" herbeigesehnt – „Da war noch die Trauer bei allen." (MG, 18) Offensichtlich fungierte in diesem Gedicht des Klosterschülers der Akt des Dichten als Trauerstrategie und Bewältigung des familiären Verlusts, denn seine Mutter starb im Februar 1830.

Die für Kurz zentrale Gattung der Ballade verteilt sich auf die verschiedenen Abteilungen der *Maulbronner Gedichte*. So findet sich neben einer kurzen, an Uhland erinnernden romanzenhaften Szene *Fruchtlose Aussicht*, in der sich der Erzähler zu seiner Liebsten an den Fluss „unter'm alten Schloßgemäuer" (MG, 27) sehnt, etwa die Übersetzung der spanischen Ballade über den Sturz der arabischen Herrschaft im Königreich Granada, *Eine sehr traurige Romanze von der Belagerung und Eroberung Alhama's*. Womöglich hatte Kurz sie während seiner Beschäftigung mit Lord Byron kennengelernt, denn wie dieser übersetzte er nicht nur die Ballade von Alhama, sondern auch das Sonett von Vittorelli *Di due vaghe donzelle* (vgl. MG 39). Eine unvollendete Trilogie stellt den umfangreichsten Balladenkomplex dar, er weist dabei intertextuelle Bezüge und Reminiszenzen auf

und führt das lyrische Formbewusstsein von Hermann Kurz vor. Die *Zwei Romanzen*, geschrieben am 6. und 7. März 1831, werden eröffnet von *Der Fischerknabe am See*, der Geschichte eines jungen Fischers und Jägers. Während seine Väter noch auf dem Schloss zechten, muss er sein Leben in der Natur fristen. Verwendet Kurz formal einen liedhaften Schweifreim, der regelmäßig auf den Refrain schließt „Im See, im tiefen See!", antizipiert er damit bereits die Pointe und die Verbindung zu den Folgeteilen, denn auch die Krone seiner Vorfahren liegt auf dem Grund des Sees. Mit der Volksliedstrophe des dreihebigen Jambus mit wechselnder weiblicher und männlicher Kadenz knüpfte Hermann Kurz im zweiten Teil *Der Fürsten Tod* an die alte Volksballade vom *Tannhäuser* an. In 37 Strophen schildert er einen Bruderkampf, der für beide Parteien tödlich ausgeht.

Geschwung'nen Schwertes schreiten
Sie auf einander dar,
Sie heben an zu streiten,
Des Helms und Schildes baar.

Wie tobet im Mondenstrahle
Die wilde Brüderschlacht!
Wie dumpf enthallen dem Thale
Die Schläge durch die Nacht!

Die Heere stehen und schweigen,
Sie hören bebend und bang
Die fernen Hiebe steigen
Im raschen, wechselnden Klang.

Und horch, jetzt saß die Norne
Todbringend auf dem Stahl!
Die Klingen fuhren im Zorne
Mit scharfem Ton zuthal!

Die Heere lauschen den Tönen,
Nicht hebt sich fürder ein Schall,
In fernhin zitterndem Dröhnen
Erstirbt der letzte Hall.

Sie eilen zu dem Thale,
Sie achten kein Verbot:
Da liegt es im Mondenstrahle,
Alles still und todt. (MG, 57f.)

Zuletzt reichen sich die feindlichen Heere die Hände und knien um ihre gefallenen Könige. Obwohl das Motiv des Bruderneids und Bruderhasses, angefangen von der antiken und jüdisch-christlichen Überlieferung bis hin zu literarischen

Adaptionen der Neuzeit (u.a. Schillers *Braut von Messina)*, zu den vielleicht ältesten überhaupt gehört und Hermann Kurz die Handlung nicht weiter begründet, rekurriert diese Ballade offensichtlich auf die jüngere literarische Tradition. Die Geschichte der „feindlichen Brüder" wurde in ähnlicher Gestalt wie bei Kurz nur wenige Jahre zuvor mit Heinrich Heines romantischer Ballade *Zwei Brüder*, erschienen im *Buch der Lieder* (1827), neu verarbeitet. Hierbei bezog sich Heine auf die Geschichte der Burgherren von Liebenstein und Sterrenberg am Rhein. Über die dritte, nie geschriebene Romanze des Zyklus mit Titel „Die Königswahl" heißt es, sie sollte „die beiden vorhergehenden verbinden und zum Theil erläutern" (MG, 59).

Vom literarischen Leben der Klosterschüler in Maulbronn zeugen, wie bereits oben erwähnt, auch einige Stammbuchgedichte, die vor allem im August und September 1831 entstanden, sowie diverse Gelegenheitsgedichte, die den Schulalltag kommentierten. Neben der Eintragung bei Carl August Edmund Bilhuber und dessen Schwestern findet sich der Beitrag für den Sohn des Ephorus in Tübingen, Carl Jäger, für Robert Kern, zuletzt Rektor des königlichen Gymnasiums in Ulm oder für Theodor Heinrich Schnell, Sohn des Kameralverwalters in Neuenburg. Ein Gedicht an den Primus der Promotion, Eduard Zeller, das nach der Schmuggelware *Contreband* benannt ist, führt diesen in seinem frühen „Theorienglanze" vor. Der spätere Philosophiehistoriker soll erraten, was den Dichter bedrücke, kann aber „wortvoll, thatlos" nichts diagnostizieren:

Zeller kann es nicht ergrappeln,
Denket: Alter, du magst zappeln!
Nun, so schwör' ich, nachzuspüren
An des Geistes tiefsten Thüren! –

Mädchen, hab' ich Dich am Zopfe?
So, du spukst in meinem Kopfe?
Dachte von Ideen Wunder,
Und zuletzt steckst du darunter! (MG, 28)

Zur Verabschiedung aus dem niederen theologischen Seminar verfasste Robert Kern das Gedicht *Das Siegesfest* mit dem Motto nach Schillers *Wallenstein* „O daß sie von so langer, langer Zeit und nicht von heute, nicht von morgen sprechen!" Es ist eine Kontrafaktur auf Schillers *Ode an die Freude* und im „Maulbronner Musenalmanach" von Hermann Kurz überliefert:

Ausgelitten, ausgerungen
War die lange Schmerzenszeit!
Die Studenten, freudetrunken
Reich mit Wein versehen heut,

Sitzen im Kolleg, dem theuren
Orte auf der langen Bank
Die Befreiung jetzt zu feiern
Von den Plagen, von dem Zwang. [...][66]

Wie etwa die Notizbücher und die *Maulbronner Gedichte* von Hermann Kurz zeigen, galt sein Hauptinteresse bereits in Maulbronn der Literatur. Poesie diente ihm zum Zeitvertreibt, aber auch zur stillen Reflexion und Trauerarbeit. Die Erinnerungen seiner Mitschüler sowie die Dokumente seiner Schulzeit belegen, dass er bereits in Maulbronn als literarisches Talent bekannt war, hier bereits seine ersten Veröffentlichungen vorbereitete und mit einer nicht geringen Zahl an lyrischen Werken in das Tübinger Stift wechselte.

3 „...zur Zeit als ich Hegel verließ": Zur Auseinandersetzung mit dem ‚lyrischen Subjektivismus' und zur Komposition der *Gedichte* (1836)

Während seines Studiums am Tübinger Stift (1831–1835) besuchte Hermann Kurz nicht nur die obligatorischen theologischen und philosophischen Veranstaltungen, sondern vor allem auch die literargeschichtlichen Vorlesungen und Übungen. Einige seiner „Maulbronner Gedichte" reichte er, wie oben angedeutet, in Uhlands ‚Stilistikum' ein, den „Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag", die dieser im Sommersemester 1830, Wintersemester 1830/31 und den Sommersemstern 1831 und 1832 hielt.[67] Im Sommersemester 1832 wählte Kurz *Die Uhr, An die flüchtigen Polen, Das Bleibende, Volkslied, Pilgerfahrt, Sonett von Vittorelli* und die *Phantasiereise* nach Béranger aus. Dass dieses Seminar nicht ohne Einfluss blieb, zeigt sich darin, dass Kurz allein die von Uhland beanstandeten Gedichte *Das Bleibende* und *Volkslied* in den 1836 erschienenen *Gedichten* nicht berücksichtigte.[68] Das Profil dieses Seminars ist aber nicht nur in poetischer Hinsicht für Hermann Kurz von Bedeutung. Vorgetragen wurden nicht nur literarische Arbeiten im weiteren Sinn, akademische Studien aus dem Bereich der Geschichte, Altertumskunde, der Philosophie oder der Schönen Künste, aktuelle und zeitkritische Aufsätze, sondern auch Themen der „Berufswissenschaften"[69],

66 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.
67 Vgl. Dietmar Till: [Art.] Stilistikum, in: HWRh VIII, Sp. 1435ff. sowie Till 2000.
68 Vgl. Wittkop 1988, S. 101. Eine kritische Edition der Texte des Stilistikums wird von Helmuth Mojem (Marbach) und Stefan Knödler (Tübingen) vorbereitet.
69 Holland 1886 (Hg.), S. 8. Zur Ausrichtung des Stilistikums im Überblick: Till 1997, S. 148ff.

der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin, um über deren adäquate Präsentation zu diskutieren. Obwohl Hermann Kurz allein belletristische Arbeiten und Übersetzungen zur Diskussion stellte, blieb die Frage nach der Darstellung philologischer und historischer Thesen und Sachverhalte in seinem Werk stets gegenwärtig. Ludwig Uhland verfuhr in der Rezension der Texte nach Gesichtspunkten der traditionellen Rhetorik und sprach „vorzüglich über die technische Behandlung des Stoffes, die Zweckmäßigkeit der Anordnung, die Angemessenheit der Darstellung für ihren Gegenstand, über Styl und Ausdruck im Allgemeinen"[70], also – darauf wies bereits Walter Jens hin – über die grundlegenden rhetorischen Kategorien der *inventio, dispositio* und *elocutio*.[71]

Am 17. Mai 1832 wurden im Stilistikum die Gedichte *An die flüchtigen Polen* (vgl. II. 1) und *Die Uhr (Die Weltgeschichte)* besprochen. In der implizit formulierten politischen Teleologie des Polen-Gedichts und der expliziten Darstellung des bewusstlosen Räderwerks der Weltuhr, die Kurz noch in *Das Todtenlaken* (später: *Das Arcanum)* thematisierte (vgl. Kap. VI.3), sah Uhland den Zusammenhang der Gedichte: „Diese beiden Gedichte treffen in einer ernsten und in ansprechender Form dargelegten Auffassung des Weltgeschichtlichen zusammen."[72] Ludwig Uhland mag an den „Fortschritt im Bewußtsein der Freyheit" (Hegel) gedacht haben und lobte im Speziellen die Engführung der zum Benefiz der Polen handwerkenden Frauen mit den „schicksalswebenden Nonnen oder Parcen"[73].

Jedenfalls auf Grundlage der kurzen Notizen kann nicht davon ausgegangen werden, dass Uhland im Detail die gedankenlyrische Reflexion von *Die Uhr* besprach, worin Hermann Kurz ausdrücklich auf Friedrich Schillers Phantasie *Resignation* reagierte. Das Gedicht, deren Form Uhland ansprechend fand, wurde mit marginalen Veränderungen in die *Gedichte* (1836) aufgenommen, fehlt aber in den späteren Werkausgaben. Es ist als Rätsel konzipiert, das sich schrittweise seiner Auflösung nähert:

Kennt ihr die Uhr, die leise geht
Und dennoch niemals stille steht?
Wer nicht den Geist hat, drauf zu lauschen,
Hört niemals ihr Getriebe rauschen.
Nur manchmal kündet ihren Gang
Ein leiser, leiser Glockenklang;
Oft warnt es auch im stillen Haus,

70 Holland 1886 (Hg.), S. 9.
71 Vgl. Jens 1988, S. 128.
72 Ludwig Uhlands Aufzeichnung zur Sitzung vom 17. Mai 1832. Zitiert nach: Volke 1979, S. 41.
73 Volke 1979, S. 41.

Doch selten schlägt es völlig aus.
Die Uhr hat große, lange Stunden,
Und manch Jahrhundert ist verschwunden,
Bis eine Stunde sich gefüllt.
Doch wenn das letzte Viertel schwillt,
Dann braust ein Sturm in ihre Feder,
Erschüttert rasseln alle Räder,
Die Glocken, die sonst leise dröhnen,
Sie sprechen jetzt mit Donnertönen,
Und wer den Schlag nicht nimmt zu Ohren,
Der ist verurtheilt und verloren. –
Man glaubte fast verletzt die Uhr,
Doch war's der Ruf der Stunde nur.
Sie geht im Schritt des alten Ganges,
Nicht trägen, nicht beeilten Schwanges;
Sie geht mit ewig gleicher Richte:
Das ist die Uhr der Weltgeschichte. (GE, 68f.)

Um die „Uhr der Weltgeschichte" wahrzunehmen, wird ein spezifischer „Geist" vorausgesetzt, also ein gewisses Weltbild, wonach die Ewigkeit aber nicht als transzendentes, sondern weltimmanentes, in sich geschlossenes Phänomen des Automaten und Perpetuum mobile betrachtet wird. Die Dimension der Ewigkeit deutet sich in den „großen, langen Stunden" an, worin ganze Jahrhunderte, ja Kulturepochen zusammengefasst werden. Obwohl bereits ein „leiser, leiser Glockenklang" an die Marginalisierung des individuellen Menschenlebens erinnert, stellen erst die Ereignisse des „letzten Viertel" ein unüberhörbares Memento dar. Zunächst lässt dieses Bild an die ‚Vier letzten Dinge' denken, an Tod, Gericht, Himmel und Hölle. In den „Donnertönen", in denen sich nach antikem (Zeus) und christlichen Verständnis Gott offenbart, kündigt sich der Weltenrichter an, der den Verstockten und Ungläubigen verurteilt. Mit den anschließenden Versen wird allerdings der Ort des lyrischen Subjekts, das an keiner Stelle charakterisiert wird, deutlich. Das Glockengetön ist bereits verklungen und die Erfahrung wird zum Korrektiv des alten christologischen Glaubens. Glaubte man die Uhr „verletzt", also an den Untergang der diesseitigen und alten Welt, so ging dabei nur eine weitere weltliche Epoche zu Ende und die Uhr geht nach wie vor „im Schritt des alten Ganges" und zwar „mit ewig gleicher Richte". So wird nicht nur eine Lösung des in den Anfangsversen formulierten Rätsels erschlossen, sondern auch die Bedeutung der Allegorie. Mit Schillers Worten besagt sie: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."[74] Die zu geflügelten Wörtern avancierten Verse aus

74 NA I, S. 168.

Die Resignation (1786) von Friedrich Schiller gehörten auch zum festen Sprachschatz von Hermann Kurz. In *Familiengeschichten* schrieb er über seinen Vater: „Glückliche Tage hat er wenige genossen, und doch – ‚auch er war in Arkadien geboren!' Eigentlich stammte er aber aus Westfalen […]." (G, 7f.) Zwar entwarf Schiller in *Die Resignation* kein immanentes Weltbild, denn ein unsichtbarer Genius wirkt hier, doch diente diese Phantasie Hermann Kurz in motivisch-thematischer Hinsicht als Prätext. Auch bei Schiller steht das lyrische Subjekt auf der „Schauerbrüke"[75] der Ewigkeit und erkennt die allein diesseitige Wertigkeit seines Handelns. Zuletzt heißt es:

> Du hast gehoft, dein Lohn ist abgetragen,
> dein Glaube war dein zugewognes Glük.
> Du konntest deine Weisen fragen,
> was man von der Minute ausgeschlagen
> gibt keine Ewigkeit zurük.[76]

Das Konzept der Weltgeschichte und die Deutung des Weltgerichts bei Schiller und den deutschen Idealisten wirkten auch noch in anderen Gedichten von Hermann Kurz nach.

Von Uhlands Urteil und Kritik einen unmittelbaren Einfluss auf die weiteren lyrischen Arbeiten von Kurz abzuleiten, ist insofern problematisch, als viele Gedichte seiner ersten verlegten Sammlung bereits einige Jahre zuvor entstanden waren; das Gedicht *Die Uhr* etwa schrieb Kurz bereits im August 1831. Er zeigte sich aber durchaus empfänglich für Ratschläge und änderte etwa seine Vitorelli-Übersetzung nach Vorschlägen von Ludwig Uhland ab.[77] Vor allem in allgemeiner poetologischer Hinsicht dürfte Kurz von Uhlands Lyrik, wie im *Wirtshaus gegenüber* (1836) zu lesen ist (vgl. Kap. VI.1), und dessen Poetik, deren Ansätze er in den einzelnen Sitzungen des Stilistikums formulierte, profitiert haben.

Weltgericht wurde Kurz' erstes publiziertes Gedicht und erschien am 1. Dezember 1835 in *Cottas Morgenblatt*. Für eine geplante Neuausgabe seiner *Gedichte* überarbeitete er auch diesen Text unter dem Titel *Das Gericht*. Er erschien 1848 in der durch die Werkausgaben verbreiteten Gestalt aber nur im *Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1848*.[78] Mörike hatte Kurz darauf hingewie-

75 NA I, S. 166.
76 NA I, S. 169.
77 Vgl. Wittkop 1988, S. 101.
78 Vgl. Kurz 1848. In diesen Jahren dürfte der erneute Druck des Gedichts durchaus politischen Charakter gehabt haben. Im *Rheinischen Taschenbuch* publizierten neben Kurz Hoffmann von Fallersleben, Johanna und Gottfried Kinkel oder auch Ernst Moritz Arndt.

sen, dass dieser Text wert sei, ihm einen „bedeutendern Schluß"[79] zu geben. In dieser ursprünglichen Doppelballade wird ein auch in der Antrittsvorlesung von Schiller problematisiertes Phänomen der Universal- und Weltgeschichte thematisiert. Der Jenaer Geschichtsprofessor Schiller rief in *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* (1789) den „philosophischen Verstand" zu Hilfe, um die lose Folge geschichtlicher Ereignisse durch „künstliche Bindungsglieder" miteinander zu verketten, damit das „Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßigen zusammenhängenden Ganzen"[80] werde. In der Kontinuität der Naturgesetze wie der menschlichen Disposition sah Schiller die historische Analogie als Methode begründet. Einerseits würden bestimmte Ereignisse des Altertums unter gewissen Voraussetzungen in der Gegenwart wiederkehren, andererseits lasse sich deswegen auf Grundlage gegenwärtiger Ereignisse auf frühere Verhältnisse schließen. Diese Art der Geschichtskonstruktion konfrontierte Hermann Kurz in *Weltgericht* mit der literarischen Evokation historischer Wirklichkeit. Hermann Hauff wählte für die entsprechende Ausgabe von *Cottas Morgenblatt* das passende Motto nach Goethes *Weissagungen des Bakis* aus: „– das Vergangne ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir."[81]

Im ersten Entwurf hatte Kurz die Differenz zwischen Geschichte und Geschichtsüberlieferung auch formal als poetischen Versuchsaufbau dargestellt, indem die Ereignisse der Vorzeit in elegischen fünfhebigen Jamben verfasst wurden, die Gegenwart aber in den vierhebig jambischen Reimpaaren der Volksballade. Im ersten Teil wird ein ehrloser Verbrecher unter dem Fluch des Priesters und des Heeres, das unter Odins Banner des schwarzen Adlers steht, hingerichtet. Mit zebrochenen Ringen als Zeichen seines Frevels wird er achtlos verscharrt und das Grab mit Salz bestreut. Im zweiten Teil wird das Grab wiedergefunden und die Kenner „altklassischer und teutscher Zeit" (GE, 113) stimmen darüber überein, dass es sich um ein germanisches Heldengrab mit Ehrengaben handeln müsse:

> Vielleicht ein eisenfester Held,
> Im Frieden groß und stark im Feld,
> Versenkt in würd'ger Einsamkeit,
> Ein Denkmal einfach großer Zeit. (GE, 113)

79 HKA IX.3, S. 242.
80 NA XVII, S. 373.
81 Zitiert nach: Cottas Morgenblatt, 1.12.1835, Nr. 287.

Das Weltgericht, d.h. die verstrichene Zeit, in der das den Boden verderbende Salz abgetragen und das überlieferte Wissen vergessen wurde, ist nur passiver Akteur in diesem Wandlungsprozess. Erst die Vertreter der Archäologie, Altertumskunde und idealistischen Weltgeschichte verkehren, geleitet von einem dem Nationalgedanken verpflichtetem Erkenntnisziel, die Bedeutung des Grabs in sein Gegenteil. Es heißt in der zweiten Fassung in Anspielung auf den sich verbreitenden Germanenmythos: „Nach langem Streit beschließt man mit Bedacht / Er sei ein Held vom Stamme der Germanen [...]." (SW I, 76) So erschaffe also die Wissenschaft in einem deklarativen Akt aus den nichtssagenden Überresten des einstigen Frevlers ein museales Exponat, ein Moment nationaler Selbstvergewisserung. Dass ihn nun die Nachkommen eben jenes „grimmen Volks" (SW I, 76), welches ihn einst verstoßen und getötet hatte, anbeten, kommt einer historischen Rehabilitierung gleich.

Rückblickend beklagte Kurz des Öfteren den Einfluss des Philosophiestudiums auf seine Lyrik. Im Wintersemester 1832/33 hörte er nicht nur die Vorlesung über Platos *Symposium* bei David Friedrich Strauß, sondern auch die Ausführungen des Tübinger Repetenten über die Geschichte der Philosophie. In diesem Zusammenhang arbeitete Kurz vor allem über Hegels *Phänomenologie des Geistes* (1807), las dessen *Wissenschaft der Logik* (1812/1816), die *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1817) und die *Rede zur dritten Säkularfeier der Augsburgischen Konfession* (25.6.1830). An Mörike schrieb Kurz am 7. Juli 1838 über Hölderlin und Hegel, ihre eigentliche Bedeutung und ihre Verwandtschaft zeige sich in den „eigentümlichen Impromptus" (BW, 153) ihrer Werke, also in den unvorhersehbaren Ausdrücken, Einfällen und unwillkürlichen Wendungen. In seinen Aufzeichnungen zu Hegel findet sich auch die Rubrik „Hegels Witze (phänomenologisch)". Darin exzerpiert er Sätze wie „Das Individuum hat das Recht zu fordern, daß die Wissenschaft ihm wenigstens die Leiter zu ihrem Standpunkte reiche." Oder auch: „Das Werden erscheint als etwas anderes, denn die Behauptung, die wie aus der Pistole mit dem absoluten Wissen anfängt."[82] Neben Hegel widmete sich Kurz Fichtes *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* (1794) und dem Philosophen Henrich Steffens (1773–1845), studierte Kants *Kritik der reinen Vernunft* (1781) und die sich Kant anschließenden *Grundlinien einer Theorie des Begehrungsvermögens* von Carl Leonhard Reinhold (1757–1823), ergänzend las er den *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe* (1829) und die für die Literatur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts bedeutenden *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808) von Gotthilf Heinrich Schubert. Als Hilfsmittel verwandte Kurz Wilhelm Gottlieb Tennemanns *Grund-*

82 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2800.

riss der Geschichte der Philosophie für den akademischen Unterricht (1812) sowie Anselm Rixners *Handbuch der Geschichte der Philosophie* (1823).[83] Wie vor allem sein Kommilitone Berthold Auerbach war auch Hermann Kurz beeinflusst von der spinozistisch-pantheistischen Alleinheitslehre, in der Gott und Natur gleichgesetzt werden. Bereits in *Die Uhr* kündigte sich ein spinozistisches Weltbild an, in dem die göttliche Offenbarung in der Erscheinung der Welt selbst beruht. In einer Erinnerung an das Jahr 1836 schrieb Kurz über sein Studium an der Universität und sein späteres Leben als Schriftsteller:

> Ich bin einmal ein ganz fertiger Mensch gewesen zur Zeit als ich Hegel verließ. Ich muß diese Periode den Spinozismus meines Lebens nennen. Aber meinen Poesien hat sie geschadet. Das Gedicht „Verfehlte Loose", welchem Alle den Vorzug gaben, ist das geringste von Denen ich hinausgelassen habe. Ich war damals zu übersichtlich oder um es recht zu sagen zu übersehend gebildet, um mich solch geringeren Stoffen d.h. dem Leben widmen zu können. Seitdem bin ich um leben zu können, anders geworden.[84]

Wie diese Ausführung zeigt, sah Hermann Kurz einen schädlichen Einfluss auf seine Gedichte nicht in einer spezifischen Philosophie, sondern in der weltabgewandten Bildung des Studenten, in der scheinbaren poetologischen Notwendigkeit, den Gedichten ein ganzheitliches Weltsystem oder eine Weltanschauung zugrunde zu legen und einen abstrakt formulierbaren Aussagegehalt zu konstituieren.

Ein literarisches Verfahren, das sich in Anschluss an Hegels Dialektik exakt am Fortschreiten von These, Antithese und Synthese orientiert, wie Heinz Kindermann vermutete,[85] ist kaum zu beobachten. Allenfalls im Sonett *Konstellation* (GE, 133) kann eine Anlehnung an Hegels Geschichtsphilosophie gesehen werden, die bestimmte Wiederholungen früherer Epochen vorsieht.[86] In den Quartetten dieses Sonetts wird der Untergang des napoleonischen Frankreichs mit dem Alexanders des Großen verglichen, die Briten mit den Puniern, die blühenden Wissenschaften in Deutschland mit dem alten Griechenland sowie die nach großem Widerstand eroberte Stadt Numantia mit dem geteilten Polen. Allein das papistische Rom habe immer dieselbe historische Rolle gespielt, so dass Hermann Kurz die Warnung nach dem dritten Galaterbrief (24) anschließt:

83 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2800.

84 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2918.

85 Vgl. Kindermann 1918c, S. 172f. Kindermann ist der einzige Autor, der ausführlich auf die Lyrik von Hermann Kurz eingeht.

86 Vgl. etwa den vierten Teil, „Die germanische Welt" in: Hegel 1970 XII, S. 417.

Land der Ottonen, Salier, Hohenstaufen,
Wirst du den alten Feinden dich verkaufen? –
Sie werden dir Zuchtmeister sein zur Freiheit. (GE, 133)

Der Titel *Konstellation* verweist dabei nicht nur auf die historische Beziehung der Staaten untereinander, sondern im astronomischen Sinn auch auf ein kosmologisches, überweltliches Prinzip.

An seinem Gedicht *Verfehlte Loose* problematisierte Hermann Kurz vielmehr die Schreibhaltung der Kunstautonomie, die durchaus zusammen mit einem ‚ästhetischen Spinozismus' gedacht werden könnte.[87] In diesem Triptychon treten drei lyrische Subjekte auf, die alle an Einsamkeit leiden, darin aber eine Freundschaft im Sinn der Seelenverwandtschaft begründen. Wie die Landschaft sich in Nacht und Frost hüllt, erfahren auch die „eisigkühlen Nachbarherzen" (GE, 8) eine neue Qualität sozialer Isolation. Das lyrische Ich des ersten Teils sehnt sich nach dem Besuch eines noch unbenannten und unbekannten Freunds. Auch sein Nachbar wünscht sich die Gesellschaft mit einem „edlen Gastfreund", denn er erfährt ebenfalls die Einsamkeit nicht im Sinn der christlichen Mystik als Voraussetzung einer transzendenten Gemeinschaftserfahrung mit Gott, sondern als Zustand der Unvollkommenheit. Beide sehnen sich nicht nach erotischer Vereinigung wie die geteilten, einst eine Einheit bildenden Kugelmenschen aus Platos *Symposium*, sondern nach einer kommunikativen Gemeinschaft. Das lyrische Subjekt des zweiten Teils spricht von seinem Nachdenken und Dichten, das „einsam selbst sich muß vernichten" (GE, 9) und damit bedeutungslos werde. Die Verbindung sei aber unmöglich, da der eine in einem „hellen Schloss", der andere in einem „engen, armen Zimmer" (GE, 9) lebt. Voraussetzung für ein Zusammentreffen wäre also die Aufhebung der sozialen Standesunterschiede –

Zu lösen alle Seelenbande
In geistig glüh'nder Reden Brande,
In Freundschaft, Liedern und Musik! (GE, 9)

Hier schließt sich ein dritter Abschnitt an, der ausdrücklich von einem Dichter vorgetragen wird. Dieser wendet sich aber nicht an eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe, sondern an das Kollektiv der Menschheit: „O Menschenherz, o Menschensehnen!" Da eine Zusammenkunft der „geschied'nen Freundesseelen" als historische Entität unmöglich scheint, will er das „dichtenswerthe Glück" (GE, 9) im Gedicht schildern und damit die private Sozialutopie doch noch zur

87 Vgl. zur Analogie von Kunstautonomie und Spinozas Gottesbegriff: Wolf 2010, S. 33ff.

Wirklichkeit erheben. Wenn Kurz gerade das „Leben" in diesem Gedicht vermisst, wie er später schrieb, so bezog er sich damit auf den fraglichen Überschuss an ästhetischer und philosophischer Reflexion. So hieß es selbst in der Rezension einer Predigt, die er im Mai 1834 hielt: „Ein Journalartikel, keine Predigt. Aus Katzenjammer über eignen genial-philosophischen Unfug eine widerwärtig-pretiöse Deklamation gegen neueste Philosophie, ohne echte Disposition. Vortrag unausstehlich gebildet."[88]

Vor dem Hintergrund des Hegelschen Systems, der Entwicklung des ‚absoluten Geistes', hatte sich Hermann Kurz als „ganz fertiger Mensch" wahrgenommen. Ein alternatives geistesgeschichtliches Modell fand Hermann Kurz erst wieder in der *Geschichte unserer abendländischen Philosophie* von Eduard Maximilian Röth (1807–1858), deren erster Band 1846 erschien.[89] An Adelbert Keller schrieb Kurz, der Röth in Heidelberg besucht und dessen Vorlesung gehört hatte: „Ich kann wohl sagen, daß ich durch dieses Buch den Einklang mit mir selbst wieder gefunden, den ich seit meiner Emancipation von Hegel verloren hatte."[90] Kurz widmete sich nicht nur in einer umfangreichen dreiteiligen Rezension für die *Allgemeine Zeitung* Röths Untersuchungen,[91] sondern legte sie auch noch seiner sagengeschichtlichen Einleitung zur zweiten Auflage der *Tristan*-Übersetzung (1847) zugrunde. In *Eduard Röths Entdeckungen in der Geschichte des Geistes* wird die gegenüber Keller geäußerte Begeisterung für ein neues geistesgeschichtliches Verständnis deutlich. Zunächst beschreibt Kurz das religiöse Vakuum, das der obsolet gewordene Supranaturalismus hinterließ, schließlich die selbst erfahrene Enttäuschung über die idealistische Philosophie:

> Geschichte der Philosophie! Wohl mag es bei diesem Namen manchem unheimlich zu Muthe werden, der an vergeudete Tage und Nächte der Jugend zurückdenkt, wo er mit eingenommenem Kopf über geistreich gefirnißten Nomenclaturen saß, und trotz allem guten Willen doch nur eine todte Aneinanderreihung der wunderlichsten Sätze und Behauptungen fand.[92]

Röth sah im Aufkommen der ‚Erfahrungswissenschaften' und der ihr diametral gegenüberstehenden und sich negativ positionierenden philosophisch-idealistischen Methode die Krise der zeitgenössischen Philosophie begründet, da die empirischen Wissenschaften notwendigerweise die Weltanschauung ver-

88 Zitiert nach: Borst 1962, S. 228.
89 Zu Röth vgl. Drüll (Hg.) 1986, S. 222.
90 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 9.3.1847 (BKe).
91 Kurz 1847c.
92 Kurz 1847c, Nr. 1.

ändern und damit den philosophischen und religiösen Systemen die Grundlage entziehen müssten. In Anschluss an Röth benennt Kurz die Aufgabe der Philosophiegeschichte, die zugleich eine Entwicklungsgeschichte des Geistes sei, als quellenbasierte interkulturelle historische Darstellung unter folgender Annahme: „Unabhängig von der Erfahrungswelt kann das Denken keine Erkenntniß hervorbringen."[93] So beobachtete Röth die Wurzeln des abendländischen Denkens aufgrund von Quellenforschungen in der Kultur des alten Ägypten. Die Beschäftigung mit Röths methodologischen, philosophischen und historiographischen Grundannahmen dürfte sich auch im literarischen Werk von Hermann Kurz wiederfinden, etwa im Konzept der ‚wahren historischen Poesie', das er in *Der Sonnenwirt* vorführte.[94]

In dem für die Selbstcharakterisierung der *Gedichte* wichtigen Brief an Eduard Mörike vom 23. Juni 1837 lieferte Kurz eine ähnliche Einschätzung wie in den retrospektiven Aufzeichnungen über seine akademisch-philosophisch-literarische Entwicklung. Seinen Gedichten sehe man die Beschäftigung mit Hegel und Spinoza an, „der die Grundstimmung hergab" (BW, 40). In *Verfehlte Loose* habe er einen von vielen ähnlichen, aber verworfenen Gedanken mit „philosophischem Übersehen" (BW, 40) verarbeitet. Durch die frühen Erfahrungen als Berufsschriftsteller habe er aber feststellen müssen, dass ein deutscher Autor nicht mehr wie Boiardo (1441–1494), Ariost oder andere ältere Schriftsteller nur an einem Werk schreiben könne. So erklärt sich auch der Satz, er sei, „um leben zu können, anders geworden" (s.o.). Einerseits ist dies auf die Notwendigkeit zu beziehen, immer neue Texte für die literarische Tagespresse zu liefern, andererseits aber auch auf die ästhetische Produktivkraft selbst. Kurz widmete sich schließlich mit seiner ersten Novelle und im Folgenden mit einer ganzen Reihe von kleineren Arbeiten, die auf persönlichen Erinnerungen und Erlebnissen basieren, jedenfalls vordergründig den Themen des Alltagslebens:

> Der ‚Simplizissimus' ist meine erste und deshalb liebste Novelle die in einer hilf- und ratlosen Zeit plötzlich wie ein freundlicher Kobold vor mir stand und mir den Ausweg aus dem unerquicklichen Labyrinthe zeigte. Es ist in allen diesen Erzählungen eine sonderbare ängstliche Sprödigkeit, mit nichts Großem herauszurücken, eine Eckensteherei, Begnügen mit Kleinigkeit, musikalische Ausweichung usw." (BW, 40)

Zu dieser Zeit als Hermann Kurz bereits mit seinem Roman *Schillers Heimatjahre* vorangeschritten war und an der *Reise ans Meer* (vgl. Kap. VI. 2) schrieb,

93 Kurz 1847c, Nr. 1.

94 Auf die Bedeutung von Röth für das literarische Werk von Hermann Kurz weist bereits hin: Jungmayr 1993, S. 305f.

beschwerte er sich bei Gustav Schwab über seinen vermeintlich beschränkten Bildungshorizont:

> Ueberhaupt werden bei einer Erziehung, wie ich sie gehabt, über der Wissenschaft die Kenntnisse gar zu sehr vernachlässigt, und ich bedarf namentlich der historischen, die ins Detail gehen und aus denen ich mehr erfahre, als daß ‚Friedrich der Große das Fürsichsein in der Geschichte des preußischen Hauses repräsentire'.[95]

Anstelle von Erlebnissen und Realkenntnissen habe er sich während des Studiums allein ein Begriffsinstrumentarium und ein ausgeprägtes Reflexionsvermögen angeeignet.

Gegenüber Eduard Mörike betonte Kurz auch den Einfluss von Gustav Pfizer (1807–1890) auf seine frühen Gedichte wie *Der Schmerz der letzten Stunde. Worte eines Greisen*. Gustav Schwab hatte Pfizer, der später von Heinrich Heine und den Dichtern des Jungen Deutschland als dilettierender Anfänger diffamiert wurde, aufgrund seiner durch „ächte Poesie verklärten Reflexion" als „meditativen Dichter", als neuen Schiller und als „Sänger philosophischen Zweifels" begrüßt.[96] Im „schlechten Greisengedicht" (BW, 40), wie Kurz selbst *Der Schmerz der letzten Stunde* bezeichnete, klingt eben jener intellektuelle Pessimismus und Weltschmerzgedanke an, dem auch Pfizer den Hauptteil seines lyrischen Werks widmete. Pfizer sei für den siebzehnjährigen Kurz „beim Eintritt in die terra incognita der Philosophie" (BW, 58) ein Apollo gewesen. Auch der Rezensent der Zeitschrift *Der Spiegel. Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik* sah in Kurz' Lyrik „Gedankenreichthum, Bildung und Sprach=Herrschaft", doch ein Teil der Gedichte leide an der „Modeseuche" der Weltschmerzlyrik. In Anbetracht der frühen Erzählungen habe sich der Dichter aber längst „gehäutet".[97] In *Der Schmerz der letzten Stunde* werden Hoffnungslosigkeit, Glaubenszweifel und Vergänglichkeitsgedanken im Bild des Sterbenden unter einer Eiche gefasst. Zuletzt sieht er weder im Lebenszyklus des Menschen und der Staaten noch im Naturkreislauf einen Sinn und lässt auch die Frage der Theodizee, die Frage nach Gut und Böse ruhen: „Denn keine Frage stell' ich mehr." (SW I, 26) Allein der Tod selbst könne noch auf die grundlegenden Fragen des Lebens eine Antwort geben, doch auch die Aussicht auf eine späte Erkenntnis sei zweifelhaft – übrig bleibe allein die Todesgewissheit. In diesem Sinn eröffnete auch Pfizer seine

95 Hermann Kurz an Gustav Schwab, 2.9.1838, zitiert nach: Fischer 1903, S. 43.

96 Schwab 1835.

97 Anonym [Sigl. 15] 1837b, S. 289. Diese Ausführungen sind insofern bemerkenswert, als Hermann Kurz, wie sein *Poetisches Bekenntnis* (später: *Epilog zur „Reise ans Meer"*) zeigt, ein entschiedener Gegner dieser Art Lyrik wurde, die vor allem Lenau und Beck vertraten.

Gedichtsammlungen, sei es 1831 mit *Gebet an den Todesengel* oder 1835 mit *An die Zeit*. In der letzten Strophe heißt es hier:

> Einmal wohl möcht' ich dich flehen,
> Spenderin von Lust und Noth,
> Freundlich mit mir still zu stehen,
> Doch dein Stillstand ist – der Tod.[98]

In Kurz' *Gedichten* finden sich weitere Texte mit ähnlichem Sujet; auch das Gedicht *Nachlass* am Ende der Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* (1836) steht in dieser stoffgeschichtlichen Tradition, dabei kann Kurz aber kaum als Pfizer-Epigone oder anbiedernder Modedichter gesehen werden.

Gerade an den vielen unveröffentlichten Gedichtmanuskripten lässt sich beobachten, wie er den thematischen Problemgehalt des Greisen-Motivs über verschiedenste lyrische Formen erschloss. In *Des Greisen Monument* bediente er sich etwa der durch Goethes *West-östlichen Divan*, durch August von Platen, vor allem aber Friedrich Rückert popularisierte Form des Ghasels.

> So wär's denn aus und abgemacht! –
> Das Luftschloß das Knab' gemacht,
> zerbrochen liegt es, hemmt den Weg,
> Den heut der Greis am Stab gemacht,
> Einst hat bei stolzem Sonnenschein
> Der Jüngling ihn im Trab gemacht!
> Dieß Denkmal hab' ich mit der Schrift,
> Die mir die Thräne gab, gemacht,
> Denn unter dieser Trümmer Schutt
> Ist meiner Liebe Grab gemacht.[99]

Hier zeigt Kurz ein ausgeprägtes Form- und Gattungsbewusstsein, denn abgesehen von der fehlenden durchgängigen Mittelzäsur wird das Ghasel mit dem sogenannten ‚Radif' in Form eines identischen Reims versehen, beginnt mit einem traditionsgemäßen Paarreim und kann inhaltlich durchaus als ‚Frauenlob' interpretiert werden.

Als stilistisches und mentales Vorbild sah er Eduard Mörike, lobte seine Inspiration, die „poetische Gesinnung" (BW, 40), vor allem aber die Fähigkeit, „nicht von der kindlichen poetischen Anschauung zu philosophischen Trümpfen überzuspringen". (BW, 41). Das poetologische Ideal der unmittelbaren ‚kindli-

98 Zitiert nach: Pfizer 1835, S. 4.
99 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2896.

chen Anschauung' wirkte noch in fast allen frühen Erzählungen und stand, wie der Brief an Mörike zeigt, einer als Verlegenheitsreflex interpretierten philosophischen Abstraktion des literarischen Sujets gegenüber. Deswegen wollte auch Kurz in der geplanten zweiten Auflage mehr Jugendgedichte aus Maulbronn aufnehmen, in denen er noch keine Tendenz zu philosophischen Exkursen zeigte. Der diagnostizierte Widerstreit zwischen Poesie und Philosophie wird aber seinerseits auch in den *Gedichten* thematisiert und dadurch symptomatisch vor Augen geführt. Das rationale Durchdringen der Welt bezeichnete Kurz in *Unsere Zeit* als „nagender Wurm" und „Feind des Lebens", die Vernunftmenschen seien die eigentlichen „Arbeiter an der Weltgrablegung" (GE, 10):

> Ein großer Bund ist allwärts zünftig,
> Darin sich jeder nennt vernünftig
> Und schwört zu halten auf Vernunft;
> Und dieß Komplott nenn' ich gefährlich,
> Auch wird es um sich greifen jährlich
> Bis zu des Herren Wiederkunft. (GE, 10)

Selbst Amor habe inzwischen Logik studiert, habe dadurch seine Blindheit überwunden, dafür aber das Träumen verlernt: Die Heimat von Tristan und Isolde, das diesseitige Paradies, sei dadurch verloren gegangen.

Obwohl Hermann Kurz einigen seiner Gedichte aus der 1836 erschienen Sammlung später ablehnend gegenüberstand, wurden sie doch positiv aufgenommen. So erzählte Kurz, als er sich bei Adelbert Keller für dessen Kritik bedankte: „Neulich hört ich im Vorbeigehen einen Gymnasiasten zum andern sagen: ‚Du, leih mir auch Deinen Kurtz' Kywitt!"[100] Die *Gedichte* wurden im Frühjahr 1836 von Ludwig Hallberger (1796–1879) in Stuttgart verlegt, für den Kurz bereits als Übersetzer tätig war. Die Hallberger'sche Verlagshandlung (1831ff.) war der Vorläufer eines der führenden Wirtschaftsunternehmens in Stuttgart. Eduard von Hallberger (1822–1880), der im elterlichen Betrieb ausgebildet wurde, gründete 1848 den Verlag Eduard Hallberger, der nach dem Tod seines Vaters mit der Hallberger'schen Verlagshandlung fusionierte. Vor allem mit der illustrierten Zeitschrift *Über Land und Meer* (1858–1923) errichtete er ein Verlagsimpe-

100 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 30.6.1836 (BKe). Die Losung „Kywitt" des studentischen Freundeskreises – nach dem Ruf des Kiebitz – erklären einige Verse aus dem Jahr 1836:
„Wir gehen seit vier Jahren
So ziemlich gleichen Schritt
Und wenn wir Freud erfahren
Sagen wir Kywitt." (1836) H.K. (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2918.)

rium, betrieb diverse Papierfabriken, war Mitbegründer des Württembergischen Kohlengeschäfts, der Stuttgarter Pferderennbahn und Zuckerfabrik, der AG Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft und der Stuttgarter Gemeinnützige Baugesellschaft.[101] Nach Veröffentlichung der *Gedichte* erschien eine Rezension von Gustav Schwab; wie aus der späteren Besprechung in *Der Spiegel* aus Anlass der *Genzianen* hervorgeht, blieb sie wohl die einzige.[102] Immerhin wurde Hermann Kurz auch von Schwab gefördert, nachdem der kurz vor dem Examen stehende Stiftstudent ihm seine Gedichte vorgelegt hatte, mit der Bitte etwas für *Cottas Morgenblatt* und den *Deutschen Musenalmanach* auszuwählen.[103] Schwab lobte in den *Heidelberger Jahrbüchern* die individuelle Formgebung, von der die Sammlung zeuge: „Viele seiner Lieder sind unmittelbar aus dem immerfrischen Quell der Gemüthspoesie geschöpft, und nicht Früchte der Aneignung fremder Dichtweise [...]."[104]

Tatsächlich kann aus der intensiven und selbstkritischen Auseinandersetzung von Hermann Kurz mit seinen Gedichten aus der Tübinger Zeit ein poetologischer Grundkonflikt induziert werden. Offensichtlich arbeitete er sich an der literartheoretischen Kategorie des ‚Subjektivismus' ab, dem zentralen gattungsspezifische Merkmal der Lyrik überhaupt, auf das auch Schwabs Begriff der ‚Gemütspoesie' bezogen werden muss. Mit der Theorie des lyrischen Subjektivismus hatte sich Hermann Kurz gleich in mehrfacher Hinsicht auseinanderzusetzen. So hörte er etwa Ludwig Uhland am 19. Juli 1832 im Stilistikum vortragen: „Im allgemeinen entziehen sich zwar auch die lyrischen Formen der objektiven Darstellung nicht, in ihrem eigensten Gebiete fühlt man aber doch die Lyrik, wo der Dichter seiner eigenen, subjektiven Stimmung Worte gibt."[105] Später verfasste Friedrich Theodor Vischer, dessen Lehrveranstaltung über Faust Kurz im Som-

101 Vgl. Vietzen: [Art.] Hallberger, Georg Eduard von, in: NDB VII (1966), S. 539. Nach seinem Tod wurde der Verlag Hallberger zur Aktiengesellschaft Deutsche Verlagsanstalt (DVA) umgewandelt (seit 2005 Random House/Bertelsmann). Aufgrund von Kriegsverlust weist das Archiv der Deutschen Verlags-Anstalt (DLA Marbach) nur noch wenige Dokumente aus der Frühzeit des Verlags auf.

102 Anonym [Sigl. 15] 1837b, S. 289.

103 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Gustav Schwab, 22.7.1835, in: Fischer 1903, S. 1f; Wittkop 1988, S. 108.

104 Schwab 1836, S. 1143.

105 Uhland 1983 II, S. 22f. An diesem Tag wurden unter anderem Gedichte von Johannes Fallati (1809–1855) und Eduard von Seckendorf-Gudent (1813–1875) besprochen. Vgl. das „Verzeichniß der für die stylistischen Uebungen im Sommerhalbjahr eingekommenen Beiträge", DLA Marbach, A: Uhland Z 1353 sowie die Mitteilungen in: Uhland 1898, S. XIIIf. [Anhang].

mersemester 1834 besuchte, in seiner *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen* (1846/57) die kanonisch gewordene Lyrikdefinition:[106]

> Ist ihr zeitliches Element die Gegenwart, also der Augenblick, so ist in Beziehung auf ihren Verkehr mit den Gegenständen ihr Charakter die Punctualität; sie ist ein punktuelles Zünden der Welt im Subjekte: in diesem Moment erfaßt die Erfahrung dieses Subjekt auf diese Weise.[107]

Sowohl Uhland als auch Vischer beziehen sich dabei auf ein lyrisches Subjektivitätskonzept, das von Georg Wilhelm Friedrich Hegel in den *Vorlesungen über Ästhetik*, die er zwischen dem Wintersemester 1820/21 und 1828/29 hielt, ausführlich entwickelt wurde.[108] Obwohl die Vorlesungen erst 1835 in der Edition von Heinrich Gustav Hotho (1802–1873) erschienen, damit Kurz jedenfalls in Form der Lektüre nicht zu Verfügung standen und entsprechend keinen konkreten Einfluss auf die Werkästhetik und -disposition der Gedichte hatten, müssen die Grundzüge der Hegelschen Gattungspoetik doch als Bezugspunkte für das Gattungsideal von Hermann Kurz gelten. Demnach sei die poetische Phantasie die „innerliche Anschauung und Empfindung derselben"[109] im Gegensatz zur skulpturalen und malerischen Darstellung der epischen Dichtung. Die literarische Veräußerung, die Objektivation der inneren Gefühlswelt im Wort, komme einer Katharsis gleich, die zum Stadium des Selbstbewusstseins und der Selbstschau führe:

> Die Poesie erlöst nun das Herz zwar von dieser Befangenheit, insofern sie dasselbe Gegenständlich werden läßt, aber sie bleibt nicht bei dem bloßen Hinauswerfen des Inhalts aus seiner unmittelbaren Einigung mit dem Subjekte stehen, sondern macht daraus ein von jeder Zufälligkeit der Stimmungen gereinigtes Objekt, in welchem das befreite Innere zugleich in befriedigtem Selbstbewußtsein frei zu sich zurückkehrt und bei sich selbst ist.[110]

Insofern sei der Inhalt nebensächlich, denn selbst im trivialen Zusammenhang werde die Subjektivität zum Gehalt. In den lyrischen Gattungen wie Romanze oder Ballade, die eine erzählende Schreibhaltung aufweisen, komme es ebenfalls weniger auf die objektive Handlung als auf die darin geäußerte Stimmung und Deutung des Subjekts an.[111] Unter den vielen lyrischen Darstellungsmög-

106 Vgl. Dieter Burdorf: [Art.] Lyriktheorie, in: RLW II, S. 504.
107 Zitiert nach Vischer 1922–1923 VI, S. 208.
108 Vgl. zum poetologischen Transformationsprozess die Thesen in: Pott 2004, bes. S. 158ff.; im Speziellen: Iannelli 2002. Im Allgemeinen zu Hegels Lyriktheorie u.a.: Inderthal 1985, Gadamer 1986, Gilgen 2008.
109 Hegel 1970 XV, S. 415.
110 Hegel 1970 XV, S. 417.
111 Vgl. Hegel 1970 XV, S. 422.

lichkeiten an freien und strengen Formen, vom „Lirum-Larum" des Lieds bis hin zur Reflexion der Gedankenlyrik, bleibe also das Subjekt als Einheit stiftendes Moment erhalten. Das rezeptionsästhetische Merkmal der Lyrik liege entsprechend im Mitempfinden des Rezipienten, wofür trotz der sich äußernden Subjektivität etwas „Allgemeinmenschliches"[112] zum Ausdruck kommen müsse. Neben der Darstellung der eigenen Affekte gehöre also zum Handwerkszeug des Lyrikers auch die Fähigkeit zur bewussten Affektsteuerung des Lesers.

Facetten der literarischen Subjektkonstitution und Selbstinszenierung können zwar in Einzelgedichten und den kleineren Zyklen wahrgenommen werden, doch der eigentliche Zusammenhang der *Gedichte* lag für Kurz nicht im lyrischen Augenblick, sondern in der äußeren, topologisch, chronologisch und biographisch strukturierten großformalen Anlage. Als Hermann Kurz die 1838 erschienenen Gedichte von Eduard Mörike im Manuskript vorlagen und er einen Ordnungsentwurf erarbeitet hatte, notierte er: „Ich habe sie zusammengestellt, ungefähr wie die Elemente eines Romans, bald nach der Gleichartigkeit, bald nach dem Kontrast." (BW, 27) Anders als gemeinhin angenommen,[113] wurde dieser Entwurf von Eduard Mörike nicht berücksichtigt,[114] doch Kurz' Anmerkung gibt Aufschluss über das Ordnungsprinzip seiner eigenen Sammlung. Die Analogie von Roman und Gedichtsammlung besagt demnach, dass die objektive Äußerlichkeit des epischen Weltenwurfs nach denselben Gesichtspunkten erschlossen wird, wie die subjektive Innerlichkeit in einer Gedichtfolge. In diesem Sinn kann auch Hegel umgedeutet werden, der über die Mannigfaltigkeit der lyrischen Poesie in inhaltlicher wie rhythmisch-metrischer Hinsicht sagte:

> Der Stoff des lyrischen Gedichts nämlich ist nicht der Gegenstand in seiner ihm selbst angehörigen realen Entfaltung, sondern die subjektive innere Bewegung des Dichters, deren Gleichmäßigkeit oder Wechsel, Unruhe oder Ruhe, stilles Hinfließen oder strudelnderes Fluten und Springen sich nun auch als zeitliche Bewegung der Wortklänge, in denen sich das Innere kundgibt, äußern muss.[115]

So besitzt die Großform der *Gedichte* ein transparentes narratives Orientierungsmuster, ein kompositorisches Konzept, in dem das Innenleben des Autors, seine religiösen und philosophischen Ansichten, Zweifel und Ängste, politischen Ansichten und biographischen Schlüsselmomente erschlossen werden. Aber auch die äußeren Lebensumstände des Autors zeichnen sich ab, denn im durch-

112 Hegel 1970 XV, S. 429.
113 So etwa von Mayer 2004, S. 239.
114 Vgl. dazu die Untersuchung von Heydebrand 1973.
115 Hegel 1970 XV, S. 447.

dachten Aufbau des Werkganzen spiegelt sich die individuelle Situation von Hermann Kurz wider – der Weg vom Theologiestudenten zum Übersetzer.

Das Eröffnungsgedicht *Herbstgebet*, das zwischen Religiosität und ästhetischer Selbstbezüglichkeit changiert, muss mit seiner Anrufung „Geist des Schaffens, Lebenquellender!" (GE, 3) als Prolog und Invocatio gelesen werden. Darauf folgen *Scheideweg* (GE, 4), worin symbolisch das sesshafte Leben zugunsten der rastlosen ästhetischen Existenz verlassen wird, sowie das komplementär zu lesende Gedicht *Einem Besorgten* (GE, 5). Eine kontrastreiche, assoziativ vermittelte Reihe von Texten über Einsamkeit und Gemeinschaft, Existenznot und unbeschwerter Wanderschaft, von Bildern aus Garten und Dampfbad (GE, 7–27) gehen einem vom Frühlingserlebnis gerahmten Komplex an Liedern voran, denen verschiedene Melodien unterlegt sind (GE, 28–42). Die das lyrische Subjekt betreffenden Spannungsverhältnisse werden im Folgenden explizit in zwei Gedichtpaaren dargestellt: *Verschlossenheit* steht dem Gedicht *Die Rede* kontrastiv gegenüber, *Einsamkeit* dem Gedicht *Jugendfreunde*. In der Mitte dieses Abschnitts (GE, 43–49) aber wird der Musenort und das Lebenszentrum des Dichters gefeiert – das Bett. So leitet Kurz die Jugendgedichte aus Maulbronn (GE, 50–72) und die sich anschließenden Schicksals- und Zukunftsgedanken sowie poetologischen Reflexionen (GE, 75–91) ein. Es folgen Gedichte, die verbunden werden durch die wechselnden Perspektiven von Kind und Mutter (GE, 92–98), schließlich eine geschlossene Folge an Geschichtsballaden (GE, 99–122), worunter sich nicht nur Stoffe der Literaturgeschichte und Mythologie finden, sondern auch eine Bearbeitung des letzten Abendmahls unter dem Titel *Die Sendung*. Nach biblischer Vorlage werden die Ankündigung des Verrats und der Passion sowie die Friedensbotschaft mitgeteilt. Die Bibeldichtung schließt aber mit der Absage an die menschliche Erkenntnisfähigkeit: „Ich hätt' Euch vieles noch zu sagen, / Ihr aber könnt es nicht verstehn." (GE, 116) Das Gedicht *De Profundis* (GE, 123), also eine Phantasie über den Psalm 130, steht sinnigerweise einem siebenteiligen Zyklus von „Gnomen" (GE, 125–130) voran, wobei Kurz darin weniger die gattungstypologischen Merkmale der Sinnsprüche als die wörtliche Bedeutung (dt. „Erkenntnis") aufgreift. Schließlich wird der erste Teil der Lyriksammlung von einer Reihe formal strenger Sonette geschlossen (GE, 131–142). Hier finden sich aber neben Sonetten antik-historischen und biographischen Inhalts auch Gedichte mit aktuell-politischem Bezug.

In *Freiheit und Gleichheit*, das bewusst auf das Gedicht *An Uhland* folgt, verbindet der Theologe gewissermaßen die traditionelle rhetorische Struktur des Sonetts mit homiletischen Aspekten, denn in den Quartetten wird das bekannte Gleichnis vom Schalksknecht (Matthäus 18, 23–35) aufgegriffen. Jesus verglich hier die Vergebung im Himmelreich mit der eines großherzigen, aber strengen Königs:

„Du bist gezählt, zu den verworf'nen Sündern!
Ich löste dich von zehentausend Pfunden,
Auf deren Buße mir die Leiber stunden
Von dir und deinem Weib und deinen Kindern.

Und konnte das die kleine Schuld nicht mindern,
Um die du deinen Mitknecht hart gebunden?
Hinweg! im Kerker büße deine Wunden
Und nichts soll deine schwere Strafe lindern!" – (GE, 132)

In den Terzetten wird dieses Gleichnis auf die politische Gegenwart bezogen. Wie das amerikanische Volk durch die *Bill of rights* in einen Zustand bürgerlicher Freiheit versetzt wurde, so unbarmherzig verhalte es sich nach wie vor gegenüber der versklavten Bevölkerung. Die moralische Selbstentwürdigung wird in einem drastischen, durch das Stilmittel der Repetitio im Gestus der mündlichen Rede vorgetragenen Fäkalbild angezeigt:

Amerika, du gleichst dem schnöden Knechte:
Du wardst gerissen gnädig aus der Noth,
Genießest Eigenthum und Menschenrechte;

Und hältst in Ketten dennoch deine Sklaven,
Und wirfst auf deine eigne Freiheit Koth,
Wirfst Koth auf deine Weisen, deine Braven! (GE, 132)

Das sich an den Komplex der Originalgedichte anschließende Dramolett *Vonved. Fragment aus einer Tragödie* (GE, 143–160) kann als Kommentar auf die vorangegangenen Texte gesehen werden. Es handelt sich dabei nämlich nicht um eine Dramatisierung des von Wilhelm Grimm übersetzten dänischen Heldenlieds,[116] sondern stellt, ausgehend von der interpolierten Volksballade, die in der zeitgenössischen Philologie durchaus aktuelle Frage der Autorschaft. Vonved hört die Fischer ein seltsames Lied singen, das von seinen phantastischen Abenteuern handelt, und obwohl es offenbar keine Ähnlichkeit mit den wirklichen Ereignissen besitzt, erkennt er darin sich selbst und seine Heimat wieder. Bekannt ist zwar, dass es durch einen alten Freund verbreitet wurde, doch auf die Frage, wer das „Vonvedlied" geschrieben habe, antwortete dieser stets:

116 Vgl. W. Grimm 1811 (Hg.), Nr. 57, S. 227–239.

Aus dem Boden ist's gedrungen,
Vögel haben's nachgesungen,
Von den Zweigen klingt es dort,
Lüfte tragen's weiter fort. (GE, 153)

Hermann Kurz reflektiert hier über die Erscheinung der ‚Volkspoesie', von der er in seinem Faust-Aufsatz (1837) in der Zeitschrift *Der Spiegel* schrieb, das Volk verwandle in der Sage mit „schöpferischer Willkür" die leblose Geschichte zu einem „geistigen Bilde des Volkslebens und seiner Offenbarungen"[117] (vgl. dazu Kap. III.4). Wenn Vonved zuletzt seine Heimat verlässt, bleibt ihm die Aussicht, dass sein Leben im Lied überliefert wird:

Oft ohne Nahrung, ging mein fruchtlos Suchen,
Um jetzt in einem Volkslied auszuruhn,
Als würd' ich drin begraben. Ist vielleicht
Das alles was von Vonved übrig bleibt?
Es sei! ich will in meinen Volkes Traum,
Im dunklen Herzen dieses Liedes leben,
Und eine Sage soll mein Denkmal sein. (GE, 153f.)

Nach *Vonved* schließen sich Übersetzungen aus diversen Sprachen an, die aber durch einen Zwischentitel und ein Leerblatt von den übrigen Texten deutlich abgesetzt werden (GE, 163–204). Doch auch ihnen ist eine implizite Programmatik eigen, denn am Schluss finden sich ein Bekenntnis zu Thomas Moore und ein Kommentar auf dessen Bedeutung für das irische Nationalbewusstsein. Wie die übrige Sammlung der *Gedichte* auch, folgen die Übersetzungen einer assoziativ, formal oder thematisch vermittelten Konzeption, an deren Ende der vermeintliche Tod von Thomas Moore steht: Nach den Byron-Übersetzungen *Stern der Nacht, Der schwarze Mönch* und anderen folgt eine Übertragung von Byrons *To Thomas Moore* (1817) unter dem Titel *Byron's Abschied von Moore*. Analog zu *Stern der Nacht* setzt Kurz nach einer Art Zwischenspiel Thomas Moore's *How oft, when watching stars* und weitere Übersetzungen aus den *National Airs*. Am Ende steht die Übersetzung des populären Gedichts *The burial of Sir John Moore after Corunna* von Charles Wolfe (1791–1823). Hermann Kurz übersetzte das in verschiedenen Fassungen verbreitete und allgemein bekannte Gedicht unter dem Titel *General Moore's Begräbniß*.[118] Ursprünglich verarbeitet die Vorlage die Geschichte des britischen Generals John Moore, der nicht nur mit Spanien gegen Napoleon

117 Kurz 1837c, S. 49.
118 U.a. wurde *The burial of Sir John Moore* übersetzt von Luise Büchner (Dichterstimmen aus Heimat und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt von Luise Büchner, Hamm 1859)

kämpfte, sondern auch im irischen Unabhängigkeitskampf von 1798 gegen die Rebellen. Suggeriert Hermann Kurz nun, dass es sich bei „General Moore" um den Dichter Thomas Moore handelt, bezieht er die Handlung gewissermaßen auf die feindliche Konfliktpartei. So werden einzelne Verse ironisch gewendet: „Doch nicht grämt er sich, wenn er nur schlummern darf / In der Gruft von brittischen Händen." (GE, 204) Während in der Vorlage nichts von einem Loorbeer zu lesen ist, wird der mit dem Dichter identifizierte Held des Schlachtfelds in Kurz' Übersetzung zuletzt als Poeta laureatus gekrönt:

> Langsam und trüb wir senkten ihn ein
> Mit des Loorbeers frischblutiger Blume:
> Ohne Mal, ohne Stein blieb zurück er allein,
> Allein – mit seinem Ruhme. (GE, 204)

Indem Hermann Kurz seine äußere Lebenssituation in der Konzeption der *Gedichte* durchscheinen lässt, kommt mit dieser Sammlung nicht nur seine subjektive Welterfahrung zum Ausdruck, sondern auch der objektive Zusammenhang, in dem sie steht.

Aber auch in einigen poetologischen Gedichten wird die Selbstbeobachtung des Dichters im Prozess des Schreibens zum Gegenstand. In der sechsten Gnome *Alt und Neu* wird der Versuch verworfen, etwas Neues schaffen zu wollen: „Das alles ist gesagt seit vielen Tagen." (GE, 129) Stattdessen soll sich der Dichter, wie der Bauherr immer wieder neue Häuser für neue Generationen aus demselben Stein und Holz baue, bewusst der Tradition annehmen – „Dem alten Inhalt neue Form zu schaffen" (GE, 129). Dieser Gedanke leitet sich aber nicht von der Literaturgeschichte ab, sondern liege bereits im Naturzyklus begründet:

> Da wirst du nimmer enden, nimmer darben!
> Mit seinen Blumen stets, mit seinen Farben
> Das gleiche Wort „ich blühe" spricht der Lenz:
> Das Leben selbst ist eine Reminiscenz. (GE, 129)

Das Gedicht endet in der Geste der romantischen Ironie. Indem das lyrische Subjekt im Zwiegespräch mit sich selbst, den Geniegedanken, etwas aus sich selbst heraus schöpfen zu wollen, verwirft, gelingt es ihm schließlich durch Beobachtung und Analogie bekannter Phänomene, eben das zu vollziehen, was kaum möglich schien.

---

oder Theodor Fontane (geschrieben 1852). Vgl. dazu den Artikel „Wolfe, Charles" in Eßmann 2000 (Hg.), S. 163.

Hatte Hermann Kurz mit der Disposition seiner *Gedichte* und dem kompositorischen Prinzip der Sammlung bereits ein ‚narratives' Element angedeutet, so muss als Hauptgattung des lyrischen Frühwerks auch die Ballade gesehen werden. Bezeichnenderweise ist die Serie der Geschichtsballaden in der Mitte der *Gedichte* zu finden, womit er nochmals auf die herausgehobene Stellung des Epischen hinweist. Hier rekonstruiert und fingiert Kurz historische Ereignisse aus verschiedenen Zeiten und Weltgegenden, aus der christlichen Frühzeit, dem germanischen Altertum, aus dem Böhmen des 10. oder dem Osmanischen Reich des 16. Jahrhunderts. Diese Art der ‚Geschichtslyrik'[119] ist ganz im Sinn von Hegels Gattungspoetik zu sehen als Darstellung historischer „Partikularität"[120].

Der Abschnitt wird eingeleitet mit der Adaption eines prominenten literarischen Stoffs, der auf das frühe 18. Jahrhundert datierten Geschichte des Bergwerks von Falun.[121] Hermann Kurz hatte während des Studiums Gotthilf Heinrich Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808) studiert, das als stoffgeschichtlicher Ursprung gelten darf und in dessen Darstellungstradition auch *Der Bergmann* steht. Der Fall des Bergmanns zu Falun, der 50 Jahre nachdem er verschüttet wurde, vollständig in Eisenvitriol konserviert geborgen werden konnte und den seine ehemalige Verlobte wiedererkannte, publizierte Schubert zunächst unter dem Titel *Fragmente aus einer Vorlesung* in Heinrich von Kleists Zeitschrift *Phöbus* (1808, Nr. 4/5), dann in seinen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*. Ursprünglich führte der Naturphilosoph die Geschichte als Illustration für die „leichtere Zerstörbarkeit des menschlichen Körpers"[122] gegenüber dem tierischen ein. Doch auch er hatte bereits das poetische Moment dieser Geschichte erkannt und betonte nachdrücklich das rührende Wiedersehen mit der ehemaligen Verlobten:

> Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam, das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend steht, da kömmt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Toden, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war, und das Volk sahe mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltnen Paares, davon das Eine, im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andre, bey dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe, treu und unverändert erhalten hatte, und wie bey der 50jährigen Silberhochzeit der noch jugendliche Bräutigam starr und kalt, die alte und graue Braut voll warmer Liebe gefunden wurden.[123]

119 Vgl. zur Begriffsbestimmung Hinck 1979, S. 7–17.
120 Hegel 1970 XV, S. 418.
121 Vgl. u.a. Selbmann 2000.
122 Schubert 1808, S. 214.
123 Schubert 1808, S. 216.

Graf von Bentzel-Sternau (1767–1849) schrieb in seiner Zeitschrift *Jason* eine *Dichter=Aufgabe* aus und rief die deutschen Dichter dazu auf, den „Genius der Liebe an der Grenzscheide des Todes und Lebens, zwischen der stummen Vergangenheit und der lauten Sehnsuchtsklage der Folgezeit, in dem beyde vermählenden Spiegel der Gegenwart"[124] darzustellen.[125] Neben diversen dilettierenden Dichtern widmeten sich Autoren wie Friedrich Rückert (*Die goldne Hochzeit)* oder E.T.A. Hoffmann (*Die Bergwerke zu Falun*) diesem Stoff und auch noch der junge Friedrich Hebbel soll sich als Fünfzehnjähriger mit *Treue Liebe* daran versucht haben.[126] Doch den einflussreichsten und bekanntesten Beitrag lieferte Johann Peter Hebel mit seiner Kalendergeschichte *Unverhofftes Wiedersehen*.[127]

Mit Sicherheit kannte Hermann Kurz diese Bearbeitung, die zunächst im *Rheinländischen Hausfreund* (1811) erschienen war, aber auch E.T.A. Hoffmanns Prosaadaption, worauf Reminiszenzen im Schluss der Erzählung *Die Liebe der Berge* hinweisen (vgl. Kap. V.2). Indem Hermann Kurz in seiner Ballade die Perspektive des Bergmanns einnahm und die Welten der äußeren bürgerlichen und der inneren kontemplativen Existenz als sich ausschließende Lebenskonzepte darstellte, knüpfte er mehr an Hoffmanns Erzählung als an Hebels Kalendergeschichte an. Hebel hatte nach Schubert das eschatologische Heilsmoment betont, das sich im diesseitigen Wiedersehen mit der bis in den Tod treuen Geliebten andeutet. Dagegen entwarf Hoffmann mit Elis Fröbum einen ähnlichen Charakter wie Anselmus in *Der goldene Topf* und schrieb damit eine Künstlernovelle, in der sich der Bergmann in der Schönheit des Steins verliert und schließlich von diesem verschüttet wird. In der ersten Strophe von Kurz' *Der Bergmann* deutet sich eben dieser Konflikt an:

> Er stand im tiefen Schacht,
> Er hämmert lustig drein,
> Um seine Augen ist Nacht,
> Im Herzen Morgenschein. (GE, 99)

Die Geliebte nimmt eine Gegenposition ein, denn sie sitzt mit einer dunklen Ahnung im Tageslicht und wartet auf ihren Bergmann. Dass es sich dabei explizit um eine Adaption der Falun-Geschichte handelt, wird in dem Erzähldetail deutlich, das Grubenunglück habe sich ein Tag vor ihrer Hochzeit ereignet.

---

124 Bentzel-Sternau 1809, S. 395.

125 Vgl. dazu diverse Abdrucke in der Anthologie von Eicher 1996 (Hg.).

126 Der Text wurde identifiziert von Liepe 1953; die Autorschaft des fünfzehnjährigen Hebbel wird bezweifelt von Stolte 1990.

127 Vgl. dazu bes. Steiger 1998.

Und droben unter der Sonne
Da sitzt dein Lieb und weint. –
Und morgen steht sie in Wonne,
Wann die Hochzeit uns vereint! – (GE, 100)

Und tatsächlich verschütten die „wilden Wasser" das „fröhlich hoffend Herz" (GE, 100). Einerseits wird dabei allegorisch im Lebens- und Zeitmotiv des fließenden Wassers auf das Scheitern des Bergmanns an der Diskrepanz zwischen Künstler- und Bürgersleben verwiesen, andererseits auch unmittelbar auf das Vitriolwasser, in dem er der Überlieferung nach 50 Jahre später aufgefunden wurde. Hermann Kurz eröffnete aber nicht nur die Balladen seiner Gedichtsammlung mit einem traditionellen Stoff, mit dessen Bearbeitungen bereits eine Generation von Dichtern konkurrierte, sondern lehnte sich auch in den folgenden Gedichten in thematischer wie formaler Hinsicht an die Balladentradition an.

Das Gedicht *Der König und der Meister* erinnert mit dem durchgängig wiederkehrenden Refrainvers „Und scharf wie Stahl singt er Lieder" (GE, 102ff.) an die im Werk von Hermann Kurz immer wieder erwähnte Ballade *Edward*, die in Johann Gottfried Herders *Alten Volksliedern* (1775) bzw. *Stimmen der Völker in Liedern* (1807) in deutscher Übersetzung nach Thomas Percys *Reliques of ancient english poetry* (1765) erschienen war.[128] Aber nicht nur der sich im Strophenzusammenhang semantisch aktualisierende Refrain, sondern auch die unvermittelten Perspektivwechsel und Bewusstseinssprünge sind deutlich an diesen Volksballadenstil angelehnt. Die Vorgeschichte der eigentlichen Romanzenszene wird im Gespräch zwischen dem ‚nordischen' König und Meister Wendegroll, zwischen weltlichem Herrscher und seinem ebenbürtigen Hofsänger, angedeu-

128 In dem von Paul Heyse gekürzten Schluss von *Die beiden Tubus* wählt Wilhelm von A...berg in den Deklamationsübungen der Klosterschule, die zur Vorbereitung für den „technisch-rhetorischen Teil des künftigen Berufs" angesetzt wurden, in Erinnerung an seinen Freund aus Y...burg die Ballade *Edward*. Hermann Kurz beschreibt wohl vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen die Schwierigkeiten des sachgerechten Vortrags: „Es war schwierig, diesem für den Gesang berechneten Refrain in der Form der Declamation gerecht zu werden, aber der junge Declamator löste seine Aufgabe mit Meisterschaft. Er wußte dem ‚O!' verschiedene Modulationen, eine herz- und markzerreißender als die andere, zu geben, und die stumme Begleitung, die er seinen Händen anwies, stellte mit der höchsten Anschaulichkeit das Crescendo und Diminuendo der Empfindung dar, indem er sie zuerst nur in einem spitzen Winkel aus der gewöhnlichen Lage entfernte, dann horizontal ausstreckte, hierauf mit der Gebärde des Jammers steilrecht erhob und endlich hoffnungslos an den Seiten niedergleiten ließ. Seine Leistung erntete allgemeinen Beifall, und wenn seine Freunde ihn von da an manchmal in etwas grunzendem Tone mit ‚O!' begrüßten, so wollten sie hiemit keineswegs einen Spott, sondern bloß eine jocose Form der Huldigung ausdrücken." (E 2, 283f.)

tet. Offensichtlich lastet auf dem regierenden König die Schuld, seinen Vorgänger Orm und dessen Geliebte umgebracht zu haben. In der Grundstruktur der Ballade klingen Vorbilder an wie *Der eifersüchtige König. Eine Romanze. Schottisch,* das sich ebenfalls in Herders Sammlung findet.[129] Wie der Name des Königs Orm anzeigt, bettete Kurz die fiktive Geschichte auch in einen bestimmten Überlieferungskontext ein. Bereits das *Vonvedlied* hatte er aus Wilhelm Grimms *Altdänischen Liedern* kennengelernt, und in eben jener Sammlung finden sich auch mehrere panegyrische Lieder auf den Helden Orm.[130] Wendegroll soll dem König zum Zeitvertreib „ein Lied vom besten Mark" (GE, 102) singen, er konfrontiert ihn stattdessen aber mit seiner Schuld, welche dieser zu vergessen gehofft hatte:

> Die Harfe weiß kein fröhlich Lied,
> Seit König Orm gen Walhall schied.
> Und scharf wie Stahl singt er Lieder. (GE, 104)

Das Lied ist Teil eines Balladenkreises, den Fritz Martini mit „Der Dichter vor dem Königsthron" überschrieb.[131] *Der König und der Meister* knüpft dabei zwar mittelbar an die Deutung des Sängermotivs nach Goethes *Der Sänger* oder Schillers *Der Graf von Habsburg* an, bezieht sich aber mit thematischen und lexematischen Anleihen oder bewusster Abgrenzung mehr noch auf Uhlands *Des Sängers Fluch* (1815).[132] Während bei Uhland der König von Anfang an „so finster und so bleich"[133] wirkt, steht bei Kurz der König „so bleich und bang" (GE, 103; 104) vor dem Sänger, bis er sich schließlich „erbleicht" (GE, 105) in den Thron wirft. An dieser Positur wird bereits der bevorstehende Untergang angedeutet. Im Gegensatz zu Uhlands Meister, dessen Rachefluch erhört wird, ist es bei Kurz nicht der Sänger, der als bewusst handelnder Akteur auftritt, sondern seine Harfenkunst selbst. Nur des „Liedes Auge" (GE, 103) weiß um die Schuld der Vergangenheit und sieht den zukünftigen Untergang des Königs voraus. Gleichzeitig bildet das Lied auch dessen Bewusstseinsprozess ab:

> „Des Liedes Geist im Leichenthal
> Schaut eines Reiches Todtenmahl." –
> Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

129 Vgl. Herder 1778–1779 II, Nr. 27, S. 68ff.
130 Vgl. *Liebesmahl* (Nr. 17) sowie *Der Berner Riese und Orm der junge Gesell* (Nr. 8) in W. Grimm 1811.
131 Martini 1984, S. 328. Vgl. zu diesem Kontext auch Martini 1984b sowie Kühlmann 1990.
132 Vgl. dazu auch die Ausführungen in: Kindermann 1918c, S. 36f.
133 Zitiert nach: Uhland 1983 I, S. 220.

Die Harfe giebt so grausen Ton,
Der König liegt erbleicht im Thron.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

Das Lied verstummt, der König schweigt,
Bis spät herauf der Morgen steigt.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

„O Herr, es faßt uns Brand und Mord,
Die Banner nah'n von Süd und Nord!"
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

Da zieht er aus mit Heeresmacht,
Im Königsthal entbrennt die Schlacht.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

Der Abend dämmert, roth von Glut,
Da stürzt der König in sein Blut.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

Der bleiche Mondstrahl himmelab
Bebt auf ein zweites Königsgrab.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder.

Dumpf hallend an der Gräber Hang
Tönt nächtlich Wendegrolls Gesang.
Und scharf wie Stahl singt er Lieder. (GE, 105f.)

Wenn in Orms Grab, wie es im ersten Teil des Gedichts heißt, ein „Heldenschwert" schlummert, das „mark'ge Lieder" (GE, 103) wert sei, so wird das Lied als symbolisches Richtschwert gedeutet, das für die Sühne vergangener Schuld einsteht und sie weitertradiert. Bei Uhland sind fortan in den Ruinen des Königspalasts statt Lieder nur Seufzer und Stöhnen zu hören, Kurz dagegen lässt Wendegrolls Gesang noch über den Tod des Königs hinaus weiterklingen. Trotzdem kann „des Sängers Fluch" auch in *Der König und der Meister* wahrgenommen werden. Uhlands Fluch ist darin begründet, dass der König vergessen wird, sein Reich versinkt und „kein Lied, kein Heldenbuch"[134] von ihnen mehr berichtet. In diesem Sinn benennt auch Kurz den getöteten Orm sowie den Sänger Wendegroll, verschweigt aber den Namen des herrschenden Königs.

In der Ballade *Der Page* greift Hermann Kurz ebenfalls im Motivrepertoire und mit intertextuellen Reminiszenzen auf die Volksmythologie und die neuere

134 Uhland 1983 I, S. 222.

Kunstballade zurück. *Der Page* wurde gemeinsam mit der kurzen Romanze *Die Rede* bereits zeitlebens öfters nachgedruckt,[135] was insofern nicht verwundert, als in beiden der populäre Mythos einer Wasserfee aufgegriffen wird. Während Kurz in *Die Rede* das lyrische Ich am Felsen der Lorelei vorüberfahren lässt, behandelt er in *Der Page* die mythologische Gestalt der Seherin und böhmischen Königin Libussa, die oft mit der Moldau gleichgesetzt wird. Damit leistete Kurz einen der Forschung bisher unbekannten Beitrag zur Stoffgeschichte des böhmischen Gründungsmythos.[136] Anders als die vielen Bearbeitungen in der deutschsprachigen Literatur von Hans Sachs' *Ursprung des behemischen landes und königreichs* (1537), 1870 erschienen in der Ausgabe von Adelbert Keller,[137] über Herders *Die Fürstentafel. Eine böhmische Geschichte* oder Clemens Brentanos *Die Gründung Prags* (1814) bis hin zu Grillparzers *Libussa* (1848) bezog sich Hermann Kurz nicht auf die Stadtgründung durch die erste böhmische Königin oder ihre Gattenwahl, sondern auf den sich an die Libussa-Gestalt anschließenden Volksglauben. Etwa in Ludwig Bechsteins Sammlung von Volkssagen aus dem österreichischen Kaiserreich, aber auch andernorts, wird die Legende der im Fluss lebenden Libussa verwendet. Wie Lorelei am Rhein sei sie dafür verantwortlich, dass Männer den Tod in der Moldau finden:

> Mancher schöne Jüngling ist dort in den Fluten verschwunden, hinabgelockt durch ein überholdseliges Frauenantlitz, das sich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk spricht, so oft der Strom solch' Opfer fordert: Libussa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erkürt sie einen Andern.[138]

Der historische Zusammenhang, in welchem *Der Page* steht, wird bereits in den ersten beiden Strophen deutlich. Ebenso nimmt Kurz formal auf die Volksballadentradition Bezug, denn die alternierenden Verse im dreihebigen Jambus mit entsprechender Füllungsfreiheit (Daktylen) verweist auf die Lyrik Clemens Brentanos und knüpft an den Hildebrandston an. Die Verspaare sind sowohl seman-

135 Gödeke 1844 (Hg.), Nr. 286–287, S. 134f.; Wilhelmi 1852 (Hg.), Nr. 586, S. 234.

136 Vgl. zum Überblick: Frenzel [9]1998, S. 462–464.

137 In: Keller 1870 (Hg.), S. 338–341

138 Libussens Bette, in: Bechstein 1840 I, Nr. 8, S. 58. Bechstein schrieb zuvor auch den Roman *Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde aus dem neunten Jahrhundert* (1829). Die angeführte Episode findet sich später auch in der von Kurz subskribierten Reihe *Das Kloster, weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten-, und vorzugsweise komischen Literatur* (1845–50), die Johann Scheible (1809–1866) herausgab und in der Bibliothek von Isolde Kurz erhalten ist (vgl. DLA Marbach, Bibliothek Isolde Kurz, Sig. Y 250): Nork 1848, S. 622.

tisch als auch syntaktisch nach dem Prinzip von An- und Abvers konzipiert und erinnern an die zweiteiligen Langverse der Heldenepik:[139]

> Viel Zelte sind aufgeschlagen
> Am blühenden Moldaustrand,
> Felswände darüber ragen,
> Abwehrend der Sonne Brand.
>
> Und bunte fröhliche Gäste
> In Reihen lagern sich hin;
> Versammelt hat sie zum Feste
> Von Böhmen die Königin. (GE, 107)

In den Anfangsstrophen spielt Kurz auf die Tradition an, die böhmischen Herzöge an der Quelle Gezerka zu ernennen, wo Libussa der Überlieferung nach gebadet habe. Schließlich findet sich die Festgesellschaft unterhalb der Prager Hochburg zusammen, gelegen auf einem aus der Moldau ragenden Felsen. Ein Page ist heimlich in seine Herrin verliebt, wird aber von ihr nicht wahrgenommen. Als sie die Männer aufruft, ihr von den Klippen einen Toast zu bringen, gelingt es ihm als einzigem, ohne seinen Wein zu verschütten, die Felswand hochzusteigen. Darauf bekennt er seine Liebe und stürzt sich von den Klippen:

> Er sieht die Moldau strömen
> Und schwingt den Becher hoch:
> Die Königin von Böhmen,
> Mein Lieb, soll leben hoch! –
>
> Es haben die Wellen geschlungen
> Den Becher tief hinab,
> Der Knabe, nachgesprungen,
> Versinkt im schäumenden Grab. (GE, 109)

Zuletzt greift Kurz mit dem ins Wasser geworfenen Becher das Sehnsuchtsmotiv aus *Der König von Thule*, vor allem aber aus Schillers *Der Taucher* auf. Wie der „Edelknabe" (GE, 107) dank seines „wilden Muths" (GE, 108) die Aufgabe der Königin erfüllt, ist es auch bei Schiller ein „Edelknecht, sanft und keck"[140], der seinem Herrn den goldenen Becher aus der Flut holt. Zuletzt stürzen sich beide Jünglinge in den Tod, ohne Aussicht die Königin bzw. Königstochter für sich zu gewinnen. Hermann Kurz schrieb mit *Der Page* ein Seitenstück zur Libussa-Sage.

139 Vgl. dazu Frank ²1993, S. 106f.
140 Zitiert nach: NA 1, S. 372.

Da die Königin von Böhmen selbst anwesend ist, muss die Handlung aber zeitlich vor der Transformation der Libussa-Gestalt von der Seherin zur verlockenden Wassernymphe verortet werden, ja die Ballade soll diesen Volksglauben erst motivieren.

Während *Der Page* innertextuell nur vage in einen historischen Kontext eingeordnet wird, handelt *Muley Maluk, der sterbende Sieger* zweifellos von der sogenannte ‚Schlacht der drei Könige' bei Alcácer-Quibir von 1578. Wie *Der Page* einen Stoff behandelt, der grundlegend für das böhmische Selbstverständnis war, so wird in *Muley Maluk* nicht nur der Tod des Sultans Abu Marwan Abd al-Malik, sondern auch der Untergang des portugiesischen Königs Sebastian erzählt. Das rätselhafte Verschwinden seiner Leiche bildete den historischen Ursprung der kulturell bedeutsamen Bewegung des Sebastianismus in Portugal, wonach der König – wie Kyffhäuser – einst wiederkehren und sein Reich erneuern werde. In diesem Sinn fragt das erzählende Subjekt im letzten Teil der Ballade:

> Riß ihn die Flucht zum Ocean?
> Fiel er von des Alarben Bolze?
> Verweht, verschollen ist der stolze,
> Der schöne Fürst Sebastian. – (GE, 122)

Aus Anlass des marokkanischen Thronstreits zwischen Muley Maluk und seinem Neffen, fiel König Sebastian von Portugal in Marokko ein, um gegen die Sarazenen zu kämpfen und erlitt nach schwerem Kampf eine vernichtende Niederlage. In 27 Strophen breitet Kurz ein Schlachtentableau aus, in dem der Erzähler Partei ergreift für den sterbenden Sultan, der noch zweimal auf dem Schlachtfeld erscheint, um die Osmanen zum Sieg zu führen:

> Hörst du sie jammern, Heldenfürst,
> Die tiefgebeugten Kampfgenossen,
> Daß Du, von Ruhm und Sieg umflossen,
> Zwei Feinden unterliegen wirst! –
>
> Da hat er schnell sich aufgerafft,
> Ein fremdes Leben spannt die Glieder,
> Die matten Blicke leuchten wieder
> Und künden seiner Seele Kraft. (GE, 118)

In der Originalfassung steigert sich das Bild des Kämpfers, der mit letzter Lebenskraft zurück aufs Schlachtfeld zieht, zu einem apokalyptischen Szenario, in dem Muley Maluk zuletzt als phantastisches Geisteswesen und personifizierter Tod das feindliche Heer zerschlägt:

Er ist nicht mehr des Todes Raub,
Ist Todesengel selbst geworden
Und schleudert die zermalmten Horden
Mit einem Schwertstreich in den Staub. – (GE, 122)

Mit Eduard Mörike diskutierte Kurz seine die Handlungsillusion durchbrechende, erklärende und kommentierende Erzählhaltung: „Auch der ‚Muley Maluk', in dem wohl am meisten Stärke der Konfession ist, ist, wie Sie ganz richtig bemerken, durch Ausmalen verdorben; als ob man Wunder motivieren könnte!" (BW, 41) Mörike hatte Kurz geraten, der Held solle vor seinem Tod nur einmal auf das Schlachtfeld zurückkehren. Für die geplante zweite Ausgabe der *Gedichte* raffte und überarbeitete Kurz die Handlung. Um das Gedicht lexematisch und historisch genauer gestalten zu können, bat er Adelbert Keller auch um lexikalische Hilfsmittel.[141] Bei der zweifachen Wiederkehr des Sultans handelte es sich aber nicht allein um eine hyperbolische und wunderbare Darstellung, sondern um ein Zeugnis der Rezeptionstradition, in der die Ballade steht.

Während des Studiums beschäftigte sich Hermann Kurz eingehend mit psychologischen und anthropologischen Schriften, worunter etwa die Lektüre der *Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Als Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Naturlehre derselben* (1811) von Christian Weiß belegt werden kann.[142] In dem mehrfach aufgelegten Werk *Die Geschichte der Seele* (1830) von Gotthilf Heinrich Schubert, aber auch in früheren psychologischen, naturkundlichen oder religiös-dogmatischen Schriften, wird der Heldenmut und die übermenschliche Kraft, mit der Muley Maluk erneut in die Schlacht zieht, als Exempel für die wesensmäßige Trennung von Seele und Körper sowie die Überlegenheit und Kontrolle der Seele über den Körper eingeführt. Die vielfach literarisch adaptierte Geschichte des Muley Maluk könnte Hermann Kurz etwa bereits bei Moritz Rapp kennengelernt haben. Im Rahmen seines bereits früher geplanten, aber erst 1868 realisierten Projekts *Spanisches Theater* (1868), für das Hermann Kurz Cervantes' *Zwischenspiele* übersetzte, erschienen auch diverse Komödien von Lope de Vega (1562–1635). Der Dichter leistete mit *La tragedia del rey Don Sebastian de Portugal y bautismo del principe de Marruecos* (1618) selbst einen Beitrag zur Stoffgeschichte. Ebenso könnte sie im Kontext von Uhlands *Sagengeschichte* thematisiert worden sein. Erzählstruktur und -details legen aber nahe, in Schuberts Beispielerzählung die Vorlage für Kurz' Ballade zu sehen. Bei Schubert heißt es im Kapitel „Die Herrschaft der Seele" über den ster-

141 Vgl. Hermann Kurz an Adelbert Keller, 24.2.1839 (BKe).
142 Vgl. die Exzerpte: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2801.

benden Muley Maluk: „Da gibt er seiner nächsten Umgebung und allen seinen Feldherren den Befehl, sie sollten, wenn sein Tod vor beendeter Schlacht erfolge, diesen dem Heer verschweigen, sollten noch immer, wie vorher, an seine Sänfte hinreiten, als wollten sie da Befehle empfangen."[143] Entsprechend dichtete Kurz:

> Schon spricht er zu den Freunden laut:
> Bringt meinen Tapfern gute Kunde,
> Verheimlicht meine letzte Stunde,
> Und kämpft, wie vormals, siegvertraut. – (GE, 119)

Bei Schubert wie bei Kurz lässt sich Muley Maluk durch die Reihen der Krieger tragen, um ihre Tapferkeit zu stärken. Wenn Schubert schreibt, der Sultan werfe sich mit letzter Kraft aus der Sänfte, so heißt es bei Kurz: „Er reißt sich aus dem Arm der Treuen […]." (GE, 121) Schließlich kann auch die Gesamtdeutung der Sage auf Schubert zurückgeführt werden, denn während Kurz mehrfach vom „Geist der Kraft" (GE, 121) spricht und eine Art Heiligengeschichte exponiert, sieht Schubert darin „eine Macht das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des innren über das äußere Leben in seiner rechten Gestalt zeigt"[144]. So ist auch der Untertitel „der sterbende Sieger" zu verstehen, denn Muley Maluk besiegt im Tod nicht nur seinen irdischen Gegner, sein Geist erhebt sich zuvor auch über seine Physis.

Für das literarische Gesamtwerk sind die Balladen der *Gedichte* nicht nur von herausragender Bedeutung, weil sie als Geschichtsdichtungen mit dem weiteren Oeuvre vermittelt sind, während die Gedichte lyrischer ‚Innerlichkeit' als abgeschlossene Werkgruppe fast ausschließlich in der literarischen Frühzeit gefunden werden. Auch die Funktion der Geschichtsreflexion, das bewusste Fortschreiben der Geschichtsüberlieferung, die Inszenierung fingierter Ereignisse als faktuale Momente der Geschichte und die bewusste Hinwendung zum mündlich tradierten Volksglauben, freilich in ihrer schriftlichen Fixierung, verweist auf die frühen Erzählungen ebenso wie auf die beiden großen Geschichtsromane. In späterer Zeit konzentrierte sich Kurz vor allem auf Gelegenheitsgedichte und die Ballade als eine „episch-fiktionale Gattung"[145], um seinem selbst erkannten Hang zur philosophischen Reflexion vorzubeugen. So entstanden auch späterhin diverse Gedichte, die vor allem in Anthologien gedruckt wurden.

Die erst postum allgemein bekannt gewordenen Gedichte *Auf der Mühle* (entstanden 1842) und *Der Fremdling* (entstanden 1859) deuten den durch die Erfah-

143 Schubert 1830 II, S. 830.
144 Schubert 1830 II, S. 829.
145 Laufhütte 1979, S. 383.

rungen der frühen Gedichte entwickelten lyrischen Standpunkt von Hermann Kurz an. Das Gedicht *Auf der Mühle* verarbeitet im Volksliedton einen Gasthausaufenthalt im Schwarzwald während der Arbeit an *Schillers Heimatjahre*. Kurz berichtete Johann Gottfried Rau in einem Brief vom September 1842 von seinem Aufenthalt in der Talmühle bei Nagold, einem beliebten Ausflugsziel, wo auch noch Hermann Hesse mit seiner Familie einkehrte:[146]

> Dieser Brief gibt einen deutlichen Eindruck von den Irrbahnen eines der wunderlichsten Wandelsterne, die je über den Horizont gegangen sind, für einen Planeten zu gering und zu gut für einen Kometen. Aber zum Fixstern hats, wie ich sehe, noch weite Wege! Mein Schicksal hielt mich gestern hier fest und brachte mich in eine Abendgesellschaft, wo mir die Thalmühle, zwischen hier und Wildberg gelegen, als höchst geneigt zu meinen Zwecken empfohlen wurde. Ich hatte sie eher auf meinem Marsch von Nagold her berührt. Sie liegt sehr reizend, und noch diesen Morgen wird hingepilgert; denn in Reutlingen wird mirs ja doch nicht besser gehen als hier.[147]

In der Talmühle begegnete Kurz der jungen Wirtstochter Margarete Schill (1829–1894), für die er seine persönliche Lebenssituation in einem Geselligkeitslied, das im ‚Ländlertakt' verfasst ist, festhielt:

> Margretchen, mein Engel,
> Kredenzt mir den Wein.
> Ein Jährchen und drüber,
> So könnt' ich sie frei'n.
> Ach, lieben und sorgen!
> Es wird Nichts daraus;
> Ich hab' ja nicht Heimath!
> Nicht Hof und nicht Haus! (SW I, 11f.)

Auf der Mühle erschien zwar bereits in den *Elsäßischen Neujahrsblättern für 1846*, die von August Stöber und Friedrich Otte herausgegeben wurden, blieb aber bis zum Erscheinen der Werkausgaben weitgehend unbekannt. Nach dem Tod von Margarete Schill wurde ein Manuskript des Gedichts, das sich in ihrem Nachlass befand, in den *Blättern des Württembergischen Schwarzwald-Vereins* veröffentlicht und damit der Entstehungskontext dokumentiert.[148]

Das Spätwerk *Der Fremdling,* die Geschichte eines unter Raben aufwachsenden Adlers (SW I, 55ff.), muss als Allegorie gelesen werden. Formal erweiterte

146 Als Attraktion bot die Gaststätte inzwischen auch Eselreiten an. Vgl. Greiner 1981, S. 54.
147 Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 2./3.9.1842, DLA Marbach, A: Rau, Gottfried 78.794.
148 Vgl. Zipperlen 1899, S. 133. Vgl. unter den diversen Nachdrucken die Mitteilung in Ehrler 1919 (Hg.), S. 230.

Kurz hier die Ballade zum epischen Langgedicht. Stilistisch steht es isoliert neben Balladen wie *Von den Landsknechten* (1845) nach Hans Sachs, dem vormärzlichen Bundschuh-Gedicht *Ostern 1525* (1846) oder der späteren Märchenbearbeitung *Die zwölf Brüder und der Menschenfresser* (1860). Laut Manuskript stellte Kurz *Der Fremdling* am 25. Januar 1859 fertig.[149] Ursprünglich hatte er das Gedicht für Carl Rohrbachs jährlich erscheinende Anthologie *Deutsche Kunst in Bild und Lied* eingereicht, denn in den Briefen an den Herausgeber (13./16.7.1860) ist ausdrücklich vom „Adler" die Rede.[150] Obwohl sich hier das lyrische Subjekt zugunsten der unmittelbaren Rede der Adler-Figur zurückzieht, erkannte die Leserschaft im *Fremdling* mehr als in allen anderen Gedichten den Autor wieder. Nach Eindruck seiner Zeitgenossen, legte Kurz hier das Selbstbekenntnis eines verkannten Dichters vor, der mit seinen Gegnern abrechnet. Im August 1860 schrieb Kurz an Kausler:

> Dein Urtheil über den Adler hat meine Frau entsetzlich alterirt. Befremdend war auch mir die Wahrnehmung der Verstimmung, von der mir wenigstens historisch nichts bekannt ist, sofern ich versichern kann, unter der Arbeit nichts dergleichen gefühlt zu haben. Ein anderes Urtheil, das entgegengesetzte von dem deinigen, hat mich durch sein Entzücken über die „ausgetheilten Hiebe" in Schrecken gesetzt, und das erklärt mir vielleicht auch das deinige. Beide mögen an Persönlichkeiten gedacht haben, von denen ich auch nichts geträumt habe, außer sofern etwa über dem „Pegasus im Joche" jeder Poet vorübergehend an sich selber denkt. Hättest du die Acten der Entstehungsgeschichte dieser Verse mitgenommen, so könntest du keinen Zweifel haben. Eine Veröffentlichung wird freilich, so viel sehe ich schon, auf Missverständnisse u. besonders in der „engeren Heimath" stoßen, die Frage ist bloß ob man sich von einer solchen doch immerhin untergeordneten Rücksicht bestimmen lassen darf. Vorderhand liegt es wieder im Pulte.[151]

Hermann Kurz sah zwar vom Druck ab, vor allem weil der Herausgeber des Jahrbuchs in die Textgestalt eingreifen wollte, ließ aber das Gedicht im Privaten zirkulieren und stieß tatsächlich auf die angekündigten „Missverständnisse". *Der Fremdling* verdeutlicht auch den Tiefpunkt der Beziehung zu Eduard Mörike, mit dessen Hilfe er seine frühen Gedichte redigiert hatte und der ihm immer als vorbildlicher Lyriker galt. Nach über zehnjährigem Schweigen sandte er ihm das Gedicht kommentarlos zu. Dieser schickte es weiter an Wilhelm Hartlaub mit den Worten: „‚Der ‚Fremdling' ist ein Gedicht von Hermann Kurtz (mir kürzlich ohne

149 Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2864/41079.

150 Im zweiten Band von Rohrbachs *Deutscher Kunst in Bild und Lied* (1860) erschien schließlich Kurz' Übersetzung *Der Dichter im Sturm der Zeit* nach Victor Hugo, im dritten Band von 1861 das Gedicht *Die drei Spinnerinnen*.

151 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 11.8.1860 (BKa).

begleitendes Wort zugesendet) eine Art Mährchen und Gleichniß in Bezug auf sein eigenes Schicksal; stolz resignirt u. mir nicht angenehm."[152]

4 Thomas Moore's *Evening Bells* und der Jugend Töne: Ein biographisches und musikalisch-literarisches Leitmotiv

Die Verbindung persönlicher Erfahrungen und Reflexionen mit Stoffen der Weltliteratur und Kulturgeschichte, das Anknüpfen an die literarische Tradition einerseits und das Umdeuten oder Nuancieren bekannter Motive anderseits, zeichnet die Sammlung der frühen Gedichte aus. Exemplarisch kann dies auch an der erlebnislyrischen Ballade *Die Glocken der Vaterstadt* gezeigt werden, die ein biographisches, aber auch literarisches Leitmotiv des Nachfahren einer alten Reutlinger Glockengießerfamilie verarbeitet. Das Geburtshaus von Hermann Kurz lag in der Cramergasse, heute Wilhelmstraße 95, und damit nicht nur in Nachbarschaft des Geburtshauses von Friedrich List (1789–1846),[153] sondern auch in unmittelbarer Nähe des Reutlinger Münsters, der Marienkirche (1343 vollendet), die im literarischen Werk von Hermann Kurz immer wieder als stadt- und familienbiographisches Symbol eingeführt wird. Die Glocken der Marienkirche prägten bis zum Umzug in das niedere theologische Seminar Maulbronn die akustische Landschaft seiner Kindheit. Noch in der württembergischen Oberamtsstadt Reutlingen mit ihren kleinen Gässchen und mehrstöckigen Wohnbauten besaß die gusseisere Glocke nicht allein die Funktion des Warnsignals, die Aufgabe Besuche anzukündigen. Es entstand um sie auch eine differenzierte nachbarschaftliche Kommunikationspraxis, eine ‚Glockensprache', die Hermann Kurz etwa im *Witwenstüblein* zu beschreiben wusste.[154]

152 Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 24./25. Januar 1862, zitiert nach: HKA XVII, S. 180.

153 Wie Wilhelm Waiblinger ist auch Friedrich List als eine prominente und wirkungsgeschichtlich bedeutsame Figur der jüngeren Reutlinger Geschichte mehrfach in den Lebenserinnerungen des Autors bedacht worden, die immer wieder den Blick auf die großen literargeschichtlichen und historischen Weltbegebenheiten weiten. So etwa als der junge Kurz im Schreibtisch seines verstorbenen Vaters die *Reutlinger Petition* (1821) von Friedrich List findet, worin für bürgerliche Freiheiten und Selbstverwaltung geworben wurde. Endlich wird ihm klar, warum die alten Basen ihn, den jungen Weltverbesserer, stets mit den Worten gewarnt hatten: „Gib nur Acht, dir wird's noch gehen wie dem List!": „Er war inzwischen, ‚weil er sich auch nicht in die Welt fügen wollte', auf der Festung gesessen, und diese politische Strafe galt in jenen unpolitischen Tagen, nicht bei den wenigen, aber bei den vielen, für eine *non levis notae macula*." (SW XI, 25f.) Vgl. dazu Wendler 2013, S. 114.

154 Die Hausglocke der Familie Kurtz, gegossen 1783, ist in der Dauerausstellung im HMR zu sehen.

Ist in Lyrik oder Prosa aber von Glocken die Rede, wird zwar auf die eigene Biographie verwiesen, doch in der autobiographischen Lesart erschöpft sich der Bedeutungshorizont dieser Texte keineswegs, wie anhand des Gedichts *Die Glocken der Vaterstadt,* das 1836 in den *Gedichten* veröffentlicht wurde (GE, 31–34), zu zeigen ist. Mit dem republikanisch anmutenden Kompositum ‚Vaterstadt' ist zwar unmissverständlich Reutlingen gemeint, doch *Die Glocken der Vaterstadt* steht nicht allein in intertextueller Beziehung zu Schillers *Lied von der Glocke*, sondern rekurriert auch auf das Werk von Jean de La Fontaine (1621–1695), Nikolaus Lenau (1802–1850), weiteren Autoren des Biedermeier und Vormärz und vor allem auf das lyrische Vorbild Thomas Moore (1779–1852). Während Ludwig Uhland die literardidaktische, ästhetische und politische Instanz ersten Rangs für Hermann Kurz darstellte, er bei Walter Scott das historische Erzählen studierte, war es für den jungen Autor neben Lord Byron vor allem Thomas Moore, der ihn – wie später auch Ferdinand Freiligrath – für das angelsächsische Gedicht- und Liedschaffen begeisterte.[155] Hatte Kurz während des Studiums die Lieder der *National Airs* übersetzt, widmete er sich noch im Frühjahr 1842, wie vor ihm Friedrich de la Motte Fouqué (1821) und viele andere, einer weiteren erfolgreichen Produktion von Thomas Moore, der orientalischen Romanze *Lalla Rookh* (1817), und gab daraus die Episode *Das Paradies und die Peri* (1844) zusammen mit einer Auswahl an Gedichten von Lord Byron heraus.[156] Mit der symbiotischen Verbindung von Musik und Lyrik avancierte Thomas Moore zum irischen Nationalautor und beliebtesten angelsächsischen Dichter in Deutschland. An dieser intertextuellen Beziehung verdichten sich biographische sowie werkgenetische Aspekte, die Thomas Moore's Lieder geradezu als zentrales Bezugsmoment des lyrischen Frühwerks erscheinen lassen. Um die Bedeutung von Moore im Gesamtwerk von Hermann Kurz aber zu bewerten, sind nicht nur die ersten Übersetzungsversuche, sondern auch das musikalische Dilettieren von herausragender Bedeutung, denn *Die Glocken der Vaterstadt* ist ein ‚unterlegter Text' und entstand auf eine Melodie des virtuosen Komponisten volkstümlich gewordener Kunstlieder Carl Friedrich Zelter (1758–1832).

Hatte Kurz bereits in Reutlingen und Maulbronn Musikunterricht genommen, so wurde sein musikalisches Interesse in Tübingen durch den Leiter der Akade-

155 Zur Moore-Rezeption in Deutschland vgl. u.a. Bourke 2000, S. 94f.

156 Vgl. 1844d. 1847 erschien noch seine Übersetzung *Letzter Wille (nach Thomas Moore)* in der *Hannoverschen Morgenzeitung* (Nr. 107, 8.9.1847). Die Korrespondenz mit Herausgeber Hermann Harrys (1811–1891) liegt im StA Hannover (Autogr. 3884–3886). Bereits zwei Jahre zuvor druckte Harrys die Gedichte *An Eduard Mörike* und *Die Lieb ist kein Handschuh* in seiner von Karl Goedeke redigierten Zeitung (Nr. 198, 12.12.1845).

mischen Liedertafel Friedrich Silcher (1789–1860) gefördert. Da sein Onkel Heinrich August Mohr auch ein Onkel von Silchers Frau Luise Rosine, geborene Enßlin (1804–1871), war, bestand zwischen dem Komponisten und seinem Dichter ein verwandtschaftliches Verhältnis. Er lieferte Silcher zur Vertonung gleich mehrere Übersetzungen von Thomas Moore, daneben aber auch Originalgedichte wie *Nah und fern (Auf der blumenreichen Aue),* in den *Maulbronner Gedichten* unter dem Titel *Volkslied* überliefert, oder das *Trinklied im Frühling (Nach einer italienischen Melodie)* aus den *Gedichten*, das Silcher unter dem Titel *Der Himmel lacht und heit're Lüfte spielen* in Musik setzte.[157] Im deutschen Kulturraum wurden Moore-Stücke wie der „Schottische Bardenchor" *Stumm schläft der Sänger* oder *Des Sommers letzte Rose* in der musikalischen Fassung von Friedrich Silcher und in der Übersetzung von Hermann Kurz bald volkstümlich. Selbstverständlich war Hermann Kurz zu Studienzeiten Mitglied der Akademischen Liedertafel, trat somit selbst als Sänger auf und notierte auch einige Melodien in seine Notizbücher. Wie oben erwähnt, erhielt er in Reutlingen Musikunterricht vom Leiter des Reutlinger Liederkranzes Johann Friedrich Dieffenbacher (1801–1882),[158] lernte in Maulbronn Klarinette, später Kontrabass und spielte auch Gitarre. Am 5. Juli 1837 schrieb er an Mörike:

> Meine blühendste musikalische Periode war in Maulbronn, wo ich den Kontrebaß spielte und zu meinem Ergötzen die ganze Kirchenmusik nach Belieben bald schnell, bald langsam zu gehen zwang; es hat mir manchen verzweiflungsvollen Blick meines alten Speisemeisters zugezogen. (BW, 56)

Damit ist Johann Kaufmann (1759–1834) gemeint, der 1770 Zögling an der Hohen Karlsschule, ab 1781 Hofcellist wurde und später als Speisemeister ans Seminar Maulbronn versetzt wurde, wo er auch Gesangs- und Instrumentalunterricht gab.[159] Unter den Schülern war er allgemein beliebt, vor allem auch weil er

157 Zum Überblick vgl. Dahmen 1987 sowie 1988.

158 Vgl. dazu Slunitschek 2013.

159 Vgl. [Art.] Kauffmann, Johann sen., in: Gebhardt 2011, S. 315 sowie das ausführliche Biogramm in Sturm 2017. Im „Bericht des Ephorats und der Oeconomieverwaltung, den beim Seminar zu ertheilenden Instrumental- und Vokalmusik-Unterricht und die dafür anzusezenden Belohnungen betreffend" vom 4.5.1824 heißt es: „Speismeister Kaufmann ist bereit, für seinen bisherigen Gehalt neben der Theilnahme an der Kirchenmusik und der Leitung des Gesangs bei den Seminaristen in der Kirche, während dem der Schullehrer die Orgel spielt, noch ferner in der Woche 4 Stunden zu geben, in welchen er theils einzelne Seminaristen im Violoncello, welches das Instrument sey das er spiele, Unterricht geben, theils an der gemeinschaftlichen Probe, und Vorbereitung zur Kirchenmusik theilnehmen wolle, welches auch nach des Ephorus dafürhalten genügen dürfte." (LKA Stuttgart, Evangelisches Seminar Maulbronn, C 8, Bü 35.) Doch blieb der

Schwiegersohn „des damals noch in mündlicher Überlieferung fortlebenden Dichters Schubart"[160] war, wie sich Eduard Zeller erinnerte. Als eine Art Statist ließ Hermann Kurz ihn in seinem Roman *Schillers Heimatjahre* während der ersten Lesung von Schillers *Räubern* auftreten:

> Das geheime Publicum im Carcer war schon längst versammelt und harrte seiner mit Spannung. Es waren außer Zumsteeg noch Dannecker und ein andrer Musikus, namens Kauffmann, sämtlich Altersgenossen des Dichters, zugegen. (SH 2, 36f.)

Es verwundert also kaum, dass eine Vielzahl von Kurz' Gedichten auf bekannte Melodien geschrieben wurde, die besondere Gattung der ‚Liedertexte' sollte bei einer zweiten Gedichtausgabe sogar als eigenständiges Kapitel berücksichtigt werden, was in den Werkausgaben von Heyse und Fischer entsprechend geschah.[161] Moores *National Airs* und *Irish Melodies* (1808–1834) sind für Hermann Kurz' lyrisches Werk maßgeblich, wovon nicht allein diverse Übersetzungen zeugen, sondern auch die produktionsästhetische Präferenz musikalischer Kontrafakturen und Neudichtungen. Der Text von *Die Glocken der Vaterstadt* entstand über das in diversen Versionen vorliegende Lied *Au bord d'une fontaine*,[162] das Kurz aber von Zelter kannte.

Hauptaufgabenbereich des Cellisten lange Zeit die Verwaltung und Organisation der Seminarküche. Am 26.3.1825 bat Kaufmann um Änderung seines Zuständigkeits- und Verantwortungsbereichs und gab damit eindrückliche Einblicke in seinen Arbeitsalltag. Unter §8 heißt es: „Bei der hiesigen kleinen Einwohnerzahl, hat der Mezger nur einen langsamen Verschluß und ist daher – besonders in den heissesten Tagen wohl möglich, daß das Fleisch stinkend werden kann, in welchem Fall ihm solches auf der Stelle wieder zurückgegeben wird. [...] Wenn Knackwürste gegeben werden, welche durchs bloße Beriechen nicht hinlänglich geprüft werden können, so zieht der Speisemeister [...] einige Seminaristen in die Küche, läßt sie nach Belieben ein Stück – ja, so viel sie wollen, ausheben, schneidet die Wurst auf; läßt sie selbige beriechen, auch mittelst abschneidens eines kleinen Stückchens, versuchen und zeigt im Fall sich ein Anstand ergiebt, solches seinen H. H. Vorgesezten an." (LKA Stuttgart, Evangelisches Seminar Maulbronn, C 8, Bü 125.)

160 Zeller 1908, S. 51.

161 Vgl. das Konzept zu einem neuen Gedichtband: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2820.

162 Bereits vertont als *Au bord d'une fontaine* von Marc-Antoine Charpentier (H443bis), bekannt durch Mozarts *Sechs Variationen in g über das französische Lied „Au bord d'une fortaine" („Hélas, j'ai perdu mon amant")* KV 360, in: NMA VIII, 23, Bd. 2. Über die „altbekannte" und vielfach vertonte Romanze ist in der *Zeitschrift für Deutschlands Musik-Vereine und Dilettanten* 1 (1841), S. 38f. zu lesen: „Die Melodien welche Baulieu, Deschamps, Claudin und du Caurroy dazu setzten, hatten schon mehr Leichtigkeit und Fluss als die der früheren Componisten, so dass sich einige davon noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten haben."

Abb. 1: Gesetzt nach *Au bord d'une fontaine* von Carl Friedrich Zelter, in: Zelter 1995.

Dort ruht im Abendstrahle,
Die Stadt, die mich gebar,
Es klingen aus dem Thale
Die Glocken rein und klar.

O meiner Jugend Töne!
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede
Saite nach.

Es sind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm,
Und treu dem frommen Locken
Zur heil'gen Stätte kam.

O meiner Jugend Töne! [...]

Und als die meinen schieden,
That dieser Glocken Mund
Zur Ruh, zum ew'gen Frieden,
Den ernsten Segen kund.

O meiner Jugend Töne! [...]

Drauf sprach zu einem andern
Mein Lieb der Treue Wort:
Da riefen mich auf's Wandern
Die Hochzeitglocken fort.

O meiner Jugend Töne! [...]

Zuweilen, eine Beute
Von See und wüstem Sturm
Vernahm ich das Geläute
Von meinem heim'schen Thurm

O meiner Jugend Töne! [...]

Und nun, zurückgekommen,
Wie ist das Herz mir bang!
Niemand heißt mich willkommen
Als euer ernster Klang.

O meiner Jugend Töne! [...] (GE, 31–34)

Bereits der Wechsel von Strophe und Refrain, von Couplet und Ritornell muss als spezifisches Merkmal dieses lyrischen Typus' gesehen werden. Die Werkausgaben von Paul Heyse und Hermann Fischer, aber auch Auswahlausgaben wie die von Gerhard Fischer (1973), ignorieren diese ursprüngliche Werkstruktur, liefern Kurz' zweite Fassung des Gedichts, welche allein den ersten und letzten Refrain als eine Art Textklammer setzt. Dabei ist eben – wie für das Strophenlied üblich – die semantische Aktualisierung des scheinbar unverändert wiederkehrenden Refrains im jeweiligen Strophenzusammenhang grundlegend für die Bedeutungsdynamik des Texts. Wie der Klaviersatz nach Zelters Vorlage zeigt, orientierte sich Kurz am Rhythmus und der Dramaturgie des Lieds, so dass die Originalfassung der *Glocken der Vaterstadt* tatsächlich als Lied vorgetragen werden konnte.

Gattungstypologisch steht *Die Glocken der Vaterstadt* in der Tradition erlebnislyrischer Balladen, bei denen die Unmittelbarkeit der Handlung performativ inszeniert wird: „Dort ruht im Abendstrahle". Das Lied verweist ebenso auf die Textgrundlage des musikalischen Originals, auf weitere Gedichte aus dem Umfeld des Dichters oder auf Kurz' Übersetzungsarbeit für Friedrich Silcher, wie es auch selbst als Vorbild späterer Gedichte gelten muss. Damit ist es nicht nur eine musikalische Kontrafaktur, gleichzeitig zeigt es intertextuelle Anleihen und bedient sich jenseits des regionalen Sujets der literarischen Tradition und ihrer Erzählwelten. Regionallyrik ist es demnach nur an der Textoberfläche, der Tiefendiskurs verweist auf ein internationales Repertoire an Lyrik. So wird das Lied über den Sohn Reutlingens, der seine Heimatstadt verlassen musste und mit ähnlich depressiven Gedanken an den Glockenton der Vaterstadt denkt wie der Wanderer in Wilhelm Müllers *Winterreise* (1824) an seinen Lindenbaum, an verschiedenen Vorlagen aus anderen Ländern geschult, tatsächlich zum „Lied eines Wanderers"; so der Untertitel.

Hermann Kurz schlägt wiederum einen Volksliedton an, der bereits in verschiedenen Spielarten aus seinen *Maulbronner Gedichten* bekannt ist. Allein der Langvers des Refrains sprengt den vorgegeben metrischen-strophischen Rahmen, was aber nicht einem Originaleinfall des Dichters geschuldet ist, sondern der musikalischen Vorlage. Die Notenedition zeigt, dass er Versrhythmus und -struktur übernahm, wobei der regelmäßige Beschluss des Ritornells „In meinem Herzen bebt euch jede Saite nach" selbstreflexiv zu lesen ist, da der Vers vollzieht, was er benennt, und gleichzeitig die fünf Takte Instrumentalnachspiel deutet.

Ihrerseits beruht Zelters Vorlage zur Vertonung auf dem 13. Buch der *Fabeln* (1678) von Jean de La Fontaine, auf *Tircis et Amarante*. Tircis erzählt seiner jungen angebeteten Amarante von einem Gefühl, das ihn lust- und leidvoll entzücke, von der Liebe. Auf die Nachfrage, wie sie diese Empfindung erkennen könne, antwortet Tircis, betrachte man den Bach, so sehe man nur den einen, für alles andere sei man blind, man erröte und seufze, ohne zu wissen warum, man fürchte sich vor dem Geliebten, gleichzeitig sehne man sich aber nach ihm. Darauf antwortet Amarante keck, sie wisse nun, was Liebe sei:

„O diese Übel, das mir prediget dein Wort,
Ist mir ja gar nicht neu, ich glaub, ich kenn es schon."
Nun hoffet Tircis süßen Lohn,
Da fährt die Schöne fort: „Ach, grade das empfand
Ich lange schon für Clidamant."[163]

163 La Fontaine 1991, S. 211.

An dieser Stelle setzt die Textvorlage von Zelter ein: Tircis sitzt nun allein an einem Brunnen, sieht darin aber nicht sein eigenes Spiegelbild im Wasser, sondern imaginiert dasjenige der geliebten Amarante. Von Liebe und Leid erfüllt, hört er ringsumher Stimmen, die ihm zurufen, dass sein Glück für immer vergangen sei und besinnt sich darauf, dass er niemals mehr glücklich werde und er seine Geliebte allein noch in der schmerzvollen Erinnerung besitze. Daraufhin betrauert er, dass die schönen Tage seines Lebens im „Frühling des Lebens" entschwunden seien. Es ist demnach evident, dass *Die Glocken der Vaterstadt* nicht allein eine freie Dichtung „nach der Melodie [...] von C. Zelter" darstellt. Wie *Felicité Passée* von „printemps de ma vie" spricht, so sind es auch die Glocken der Jugend, welche die Erinnerungen des Reutlinger Wanderers wachrufen. Es ist sogar davon auszugehen, dass Kurz die Fabel von Jean de la Fontaine kannte, immerhin weist die vierte Strophe („Drauf sprach zu einem andern...") ebenso eine tragische Pointe auf, wie sie in *Tircis et Aramante* zu finden ist.

Die erste Strophe schildert, eingeleitet mit dem deiktischen Verweis ‚dort', ein unmittelbares Erlebnis des lyrischen Subjekts, das von den vorgelagerten Bergen aus seine Vaterstadt im Tal sieht und mit der Abendglocke gewissermaßen synästhetisch wahrnimmt. Dabei wird die Stadt nicht nur durch den Titel als Vaterland republikanisch eingefärbt, sondern anthropomorphisiert und zum genealogischen Ursprung des Ichs erklärt. Die faktische Referenz, Reutlingen mit seiner Marienkirche, neben der Hermann Kurz geboren wurde, leitet sich allein von einem „autobiographischen Pakt" ab,[164] von einem Lesemodus, der das innerfiktionale Subjekt mit seinem Autor identifiziert. Wichtiger und für die Werkästhetik bestimmender als die biographisch-topographische Verortung sind die intertextuellen Referenzen des Gedichts.

Stimmung und biedermeierliches Vokabular erinnern an das 1813 erschienene Gedicht *Ruhethal* von Ludwig Uhland. Hermann Kurz hatte über dessen *Gedichte* geschrieben, dass er in seinem Leben kein Buch öfter zur Hand genommen habe als dieses.[165]

Wann im letzten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,

164 Lejeune zeigt in seiner Studie, dass die Autobiographie eine spezifische Lese- wie Schreibweise ist, die letztlich aber einen „historisch schwankenden Vertragseffekt" (Lejeune 1994, S. 50) voraussetzt, der den Autor mit dem Erzähler identifiziert.
165 Vgl. Wittkop 1988, S. 160.

Frag ich oft mit Tränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhetal?[166]

Uhland hatte das Kurzgedicht 1812 während eines Spaziergangs auf dem Tübinger Schloss gedichtet,[167] so dass ihn damit sogar die Aussicht auf die Schwäbische Alb inspiriert haben mag. Aber auch Uhland hatte keinen bestimmten Ort im Blick, der als *locus amoenus* dargestellt werden sollte, sondern im Gegenteil einen utopischen, nie erreichten Ort zwischen „Himmel und Erde". Ebenso wurde mit dem Assoziationsfeld „Ruhethal" weniger ein idyllisches Gelände beschrieben, als vielmehr auf einen inneren und emotionalen Zustand verwiesen. Dieses Wunschdenken findet allerdings seinen Kontrast in den unvermittelten Tränen des lyrischen Subjekts. Erzählstruktur, Erzählort und semantischer Gehalt ähneln damit der Ausgangssituation des Glockengedichts von Hermann Kurz, der Refrain beginnt zwar mit einer Apostrophe, sie rekurriert aber nicht auf die klingenden Töne der Abendglocke, sondern auf ihre internalisierte Entsprechung. Indem die Glocken erklingen, erschließen sie auch den Erfahrungs- und Erinnerungsraum des lyrischen Subjekts. Ihr Ton ist der Schlüsselreiz, der eine Erinnerung in Bewegung setzt, die in den Folgestrophen anhand biographischer Wegmarken dargelegt, sowohl körperlich als auch seelisch empfunden und auf der Textoberfläche mit einem regelmäßigen Tempuswechsel angezeigt wird. Die Verletzung der Erzähllogik, wonach der Glockenklang nicht mit Instrumentalsaiten in Zusammenhang steht, unterstreicht dabei die Abstraktion von akustisch wahrnehmbarem und psychologisiertem Klang.

Anhand des polysemantischen Glockenklangs wird die Biographie des lyrischen Ichs strukturiert – von der unschuldigen Jugend über den Tod der Eltern, die verflossene Liebe, das Heimweh in der Fremde bis hin zur einsamen Rückkehr. Dabei sind es wiederum die Glocken, die als Akteure auftreten, die zur religiösen Andacht locken, den letzten Segen geben, den Erzähler auf Wanderschaft schicken, ihn trösten und warnen und ihn schließlich wieder willkommen heißen. Während das Bedeutungsfeld der Adjektive überhaupt geprägt ist von einer sakralen Sprache, widmet sich die zweite Strophe als erste Erinnerung an die Jugendzeit gezielt der religiösen Bedeutung der Abendglocke. Ihr „frommes Locken" ist sowohl zu lesen als ein starker und heftiger Glockenschlag als auch im Sinne des Religiös-sittlichen. Geradezu willenlos folgt der Erzähler den „alten Glocken",

166 Uhland 1983 I, S. 37. Berühmt geworden 1843 in der Vertonung von Felix Mendelssohn-Bartholdy, Op. 59, Nr. 5.
167 Vgl. Hartmann 1898 (Hg.), S. 77.

d.h. dem tradierten Glauben seiner Vorfahren, zum Gottesdienst. Das nachfolgende Ritornell wird damit semantisch aktualisiert, so dass sich die Rührung unter Tränen auf die unschuldige, womöglich verloren gegangene Religiosität der Kindheit bezieht, während das Instrumentalspiel als mimetische Nachahmung des Rufs zum Abendgebet gedeutet wird. Zweifellos spielt Kurz mit diesem Bild auf eine Szene aus Goethes *Faust* (V. 762ff.) an, worin sich der Held während des Glockenklangs und Chorgesangs unter Tränen an die verlorengegangene kindliche Frömmigkeit erinnert.

Der Refrain von *Die Glocken der Vaterstadt* erscheint als ein die Erzählsituation jeweils vergegenwärtigender Einschub. Die Strophen aber sind als eine zusammenhängende Geschichte zu lesen, vermittelt durch syntaktische Kohäsion: Es sind [...] / Und als [...] / Drauf sprach [...] / Zuweilen [...] / Und nun [...]. In der dritten Strophe erklingt die Totenglocke, die personifiziert den letztgültigen und feierlichen Segen über die Verstorbenen spricht. Das reflektierende Ritornell wird so zum Ausdruck der Trauer. In der folgenden Strophe wird anhand des Motivs der Hochzeitsglocke auf das Tircis-Schicksal und die entsprechenden literarischen Vorlagen von Carl Friedrich Zelter rekurriert. Hatte Tircis' Erinnerung eingesetzt mit einem Blick in den Brunnen, ist es beim Erzähler von Hermann Kurz der Klang der Glocken, der zu einer Innenschau führt. Da die Liebste des lyrischen Subjekts einen anderen heiratet, bedeuten die Hochzeitsglocken nicht das sittliche Sesshaftwerden, sondern im Gegenteil die Wanderschaft, da keine Anbindung an diejenige Stadt mehr besteht, die den Erzähler einst „geboren" hatte.

Abgesehen vom Untertitel, wird erst mit dem letzten Vers der vierten Strophe die Erzählsituation verdeutlicht: Ein Wanderer, der in seiner Heimat alles verloren hatte, kehrt einsam zurück. In der vorletzten Strophe berichtet das lyrische Ich von unkontrollierbaren Gefahren, in denen es das heimische Glockengeläut zu hören geglaubt hatte. Damit wird die Marienkirche zum lebensrettenden Leuchtturm, der zur Warnung diente, die Töne der Jugend zur Orientierung stiftenden Erinnerung an Herkunft und Erziehung. Hatte der Glockenklang den Wanderer in der Fremde begleitet, so ist ihm bei seiner Rückkehr nichts anderes mehr geblieben. Der „ernste Klang" des Reutlinger Münsters, der in Doppelung der ansonsten variierenden Adjektive unmittelbar mit dem „ernsten Segen" der Totenglocke verbunden wird, verdeutlicht zuletzt die tragische Thematik des Gedichts: Wenn bei Uhland irgendwo am Horizont das „ersehnte Ruhetal" aufscheint, als eine Ahnung und etwas Kommendes,[168] zeigt sich dasselbe bei

168 Unmittelbar vor *Ruhethal* erscheint in Uhlands *Gedichten* von 1815 (S. 60) das komplementär zu lesende Gedicht *Das Thal*, worin dasselbe deutlich als Heimat bestimmt wird: „Nur in den frühsten Jugendjahren / Erschienst du so mir manches mal."

Hermann Kurz als Stadt seiner Kindheit, als etwas Vergangenes und Erinnerung. So sind sich beide Sehnsuchtsorte auf gewisse Weise ähnlich – als unerreichbare Utopien. Die Musik der Vorlage und der Schlussrefrain werden wiederum umgedeutet, das instrumentale Nachspiel ahmt zuletzt die Wanderschaft nach, die im Schlussakkord ein Ende findet und damit das Gedicht zyklisch beschließt. Die lyrische, in diesem Fall sogar musikalische Gattungsreflexion ist in der Umwertung oder semantischen Metamorphose des Refrains zu finden. Erst im Akt des Lesens bzw. Singens offenbart sich der dramatisch-epische Charakter des Stücks, das sowohl die Geschichte des Wanderers erzählt als auch in den Refrainversen dessen emotionale Haltung vergegenwärtigt.

Wie bereits der Verweis auf das nahe literarische Umfeld zeigt, bezieht sich Kurz bei der Abendglocke als Schlüsselreiz der Erinnerung auf ein traditionelles Motivspektrum. So evozierten Franz Schuberts *Wehmut* (D 825, Nr. 1) nach einem Text von Heinrich Hüttenbrenner („Die Abendglocke tönet, / Vom Himmel sinkt die Ruh [...]") ebenso wie Joseph von Eichendorffs *Vesper* aus *Ezelin von Romano* (3. Akt, 3. Szene) eine fast identische Szenerie:

> Die Abendglocken klangen
> Schon durch das stille Tal,
> Da saßen wir zusammen
> Da droben wohl hundertmal.[169]

Mehrfach variierend verwendete Johann Nepomuk Vogl (1802–1866) das Motiv des Wanderers in der Art, wie es auch in *Die Glocken der Vaterstadt* Eingang fand. Als Op. 42, Nr. 3 erschien von Friedrich Silcher sogar eine Vertonung des Gedichts *Abendglocke*, so dass eine inspirierende Wirkung nicht auszuschließen ist.

> Wandrer zieht auf fernen Wegen,
> in der Brust der Sehnsucht Qual;
> horch, da tönt die Abendglocke lieblich
> durch das stille Thal [...].[170]

In dieser aufgrund des akustisch kontrastreichen Sujets beliebten Liedszene kann aber trotz der weiten literarischen Verbreitung eine individuelle Note von Hermann Kurz gefunden werden. Die Möglichkeit zur Identifikation von Autor und Dichter ist sicher gewollt – wie ja bereits der Titel nahelegt, der allein rudimentäre biographische Kenntnisse voraussetzt.

169 Eichendorff 1996, S. 127.
170 Zitiert nach: Silcher [o.J.], S. 5.

Allzu imposant dürfte das Reutlinger Geläut aber nicht gewesen sein, denn den Großen Stadtbrand von 1726 überstand eine einzige Stundenglocke und nur eine weitere wurde nachgegossen. So zeigt auch die Geschichte der Marienkirche, dass die „Glocken der Jugend" ein idealisiertes und verklärtes Erinnerungsmoment darstellen: Mit Sicherheit hat der Glockenklang den jungen Hermann Kurz zum Gottesdienst gerufen, die Glocken haben auch geläutet, als zuerst der Großvater (1824), der Vater (1826), dann die Mutter (1831) und schließlich noch seine Tante Kenngott (1834) gestorben sind. Selbst die Hochzeit der Geliebten mit einem anderen lässt sich mit der oben erwähnten ersten Liebe Luise Bilhuber, verheiratete Wunderlich, nachweisen. Sie war die Schwester des Mitschülers Edmund Bilhuber (1813–1892), Apothekerskinder aus Vaihingen.[171] Voller Stolz berichtete Kurz seiner Mutter über die angenehme Bekanntschaft: „Ach Gott! was waren das für herrliche Tage! Nach solch' einer Zeit muß ich alle meine Philosophie zusammennehmen, um mich im Kloster wieder angewöhnen zu können. Bilhuber hat zwei liebe u. sehr gebildete Schwestern, Luise und Pauline [...]."[172] In einem bislang unveröffentlichten vertraulichen Brief vom 28. Dezember 1833 teilte Luise Bilhuber Hermann Kurz aber ihre Verlobung mit und deutete gleichzeitig die enge Beziehung zu ihm an:

> Was Sie schon durch Eduard [Kausler?] erfahren haben, laßen Sie sich auch von mir noch einmal sagen – seit meinem lezten Geburtstag bin ich die Verlobte des Doctor Wunderlich. [...] Doch etwas muß ich noch berühren, was mir noch gar lebhaft im Andenken ist, Sie äußerten sich einmal gelegentlich, nicht zum vortheilhaftesten über ihn und fanden ihn namentlich lächerlich. Dieß ist er nun gewiß nicht und abgesehen von aller Partheilichkeit, die sich hier wohl vermuthen ließe, darf ich Gott Lob Sie versichern, daß auch Sie, wenn Sie ihn näher kennen lernten, ihn gewiß zu den so seltenen wirklich guten Menschen zählen und als solchen lieb haben würden. [...] Gewiß dürfen Sie überzeugt seyn, daß wir immer mit der aufrichtigsten Theilnahme Ihnen gedachten, jede auch unbedeutende Nachricht von Ihnen wurde stets mit großem Intereße von uns beachtet u. jederzeit endete unser Gespräch von Ihnen mit dem herzlichen Wunsch, daß Sie bald das Glück finden möchten, das Sie so sehr verdienen! Nochmals danke ich Ihnen für alle mir erwießene Freundschaft, – ich konnte sie nicht vergelten, aber das Andenken daran wird nie in mir erlöschen. Schreiben Sie mir nicht, ich bin ohne dies Ihres Andenkens versichert u. es wäre nicht gut.[173]

171 Vgl. dazu: I. Kurz 1906, S. 31f.

172 Hermann Kurz an Christine Barbara Kurtz, Maulbronn, 1829, zitiert nach: Wittkop 1988, S. 96f.

173 Luise Bilhuber an Hermann Kurz, Waiblingen, 28.12.1833, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3153.

Luise Bilhuber starb bereits wenige Jahre später. Am 11. Juni 1836 schrieb Kurz an Rudolf Kausler: „Meine Mutter hab' ich zweimal verloren, denn ich habe Luisen vorzüglich deswegen so lieb gehabt, weil sie so sehr meiner Mutter glich, nicht im Gesicht, aber Zug um Zug die ganze innere Physiognomie." (BKa) Es ist damit zu rechnen, dass viele der frühen Gedichte ihr gewidmet sind, ebenso das Lottchen aus *Schillers Heimatjahre* könnte sich auf sie beziehen, womöglich auch die fiktive Adressatin Lucie der *Genzianen* und *Dichtungen*. Doch bereits am 8. Juli des Jahres schrieb Kurz an Kausler: „Meine jetzige Gönnerin heißt Agnes." (BF, 65) Womöglich handelte es sich dabei um Agnes von Großmann, die Schwester von Emma von Suckow.

Schließlich ist auch die Dialektik von Heimat und Fremde, bei der erst durch den Verlust vertrauter Strukturen ihr Wert evident wird, eine biographische Grunderfahrung von Hermann Kurz, und sie wurde ein Hauptthema seines gesamten Werks. Da das Gedicht auf den 9. August 1835 datiert ist,[174] war *Die Glocken der Vaterstadt* sicher motiviert durch sein persönliches Lebensschicksal – Es war der erste Todestag der geliebten Tante Clara Margarete Kenngott, seiner letzten nahen Verwandten in Reutlingen, zu deren Andenken er bereits ein Jahr zuvor das Sonett *C.M.K. (9. August 1834)* verfasst hatte.

Thematik und Erzählstruktur des Glocken-Gedichts lassen zunächst an Schillers *Lied von der Glocke* denken. Auch hier begleiten die Glocken das Kind „Auf seines Lebens erstem Gange", es stürmt ins Leben hinaus, „Durchmißt die Welt am Wanderstabe, / Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus".[175] Doch während bei Schiller die bürgerliche Existenz und der gesellschaftliche Frieden gefeiert werden, ist das lyrische Ich bei Kurz ein rastloser Wanderer, der nirgendwo mehr zuhause sein kann. Weitreichende Reminiszenzen finden sich dagegen im Lied *Those evening bells!*, das Thomas Moore nach einer nicht identifizierten Melodie „The bells of St.Petersburg" geschrieben hatte und das eine beeindruckende Wirkungsgeschichte besitzt,[176] schließlich hatte Kurz diesen Text in Jugendjahren übersetzt.

Obwohl Silchers Komposition zu Thomas Moore's *Those evening bells!*, erschienen in der Übersetzung von Hermann Kurz als Nr. 3 der *Ausländischen Nationalmelodien* von 1841, sieben Jahre nach der Veröffentlichung der *Gedichte*

174 Vgl. das Faksimile des Manuskripts in: I. Kurz 1906, [S. 80/81].

175 Jeweils nach: NA I, S. 228.

176 Bereits 1828 wurde das nach einem vermeintlich russischen Vorbild geschaffene Gedicht von Ivan Kozlov ins Russische übersetzt und in der Melodie von Alexander Alyabyev als russisches ‚Volkslied' reimportiert. Noch Mark Twain parodierte das populäre Lied: *Those annual bills* (*A couple of poems by Twain and Moore)* Vgl. Mark Twain an James T. Fields, Hartford, 7.1.1875, in: Twain 2002 VI, S. 341ff.

herausgegeben wurde, kann nicht nur nach inhaltlichen und formalen Aspekten argumentiert werden, dass *O horch, der Abendglocken Klang* Vorbild der *Glocken der Vaterstadt* war. So ist etwa eine nicht korrigierte Abschrift der Übersetzung „Glocken von St. Petersburg" in einem Notizbuch aus dem Jahr 1840 zu finden,[177] und in einem Brief vom 16. Juli 1837 an Rudolf Kausler bekannte Kurz: „Silchern laß ich danken. Er hätte übrigens in diesem Falle meinen Namen herzhaft weglassen können: die Übersetzungen sind sieben Jahre alt und schlecht."[178] (BF, 253) In betreffendem Jahr erschien Silchers Vertonung von *Horch! Die Wellen tragen bebend. (Russischer Vespergesang*), das ebenso wie *Those ev'ning bells* in *A selection of popular national airs* (London 1818) von Thomas Moore und John Stevenson (Musik) zu finden ist. Allem Anschein nach entstand auch *O horch, der Abendglocken Klang* 1830 in Maulbronn während der Fremdsprachenübung bei dem Repetenten Johann Gottfried Rau. Hermann Kurz wird die Melodie des Originals gekannt haben, denn seine Übersetzung orientiert sich nicht nur rhythmisch-syntaktisch an der Musik, sondern folgt ihrer dramatischen Anlage und instrumentalen Textausdeutung. Friedrich Silcher musste demnach nur marginale Änderungen in der Melodie besorgen, übernahm gleichzeitig das Arrangement von Stevenson, so dass letztlich keine eigenständige Komposition entstand, sondern eine deutsche Ausgabe des „popular national air".[179]

Obwohl Kurz nur in wenige Stellen deutend eingreift, ist die Übersetzung keine wortgetreue Übertragung, sie konstituiert einen anderen Bedeutungs- und Assoziationshorziont und eignet sich das Motiv der Abendglocke in eigenem Sinn an.

„Soothing chime" wird nicht übersetzt als „beruhigender Klang", sondern als „frommes Geläut". Damit werden religiöse Implikationen verdeutlicht und wie in *Die Glocken der Vaterstadt* auf die Heimat als Zeit der jugendlichen Frömmigkeit bezogen. In Analogie dazu wird im Schlussvers der zweiten Strophe „those evening bells" zu „der Abendglocken süßem Klang". Er ist nicht nur formal vermittelt mit der ersten Strophe, sondern erscheint als semantischer Kontrast zum Todesgedächtnis der vorangehenden Verse. Die letzte Strophe löst sich von der Vorlage und bringt eine neue Gesamtaussage des Gedichts hervor. Bei Moore tritt die Abendglocke als passiver Akteur auf, während vorausgesagt wird, dass, wenn

177 Notizbuch 5 [1840], DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 56.1549.

178 Über die freundliche Aufnahme beim Publikum schrieb Kurz an Keller in brillantem Stil: „Silcher wird nun freilich auf Schmunzelwellen in der Butterbrühe des Lebens schwimmen und sein Steiß wird glänzen wie das Angesicht Mosis da er vom Berge kam." (Hermann Kurz an Adelbert Keller, 11.6.1837, BKe.)

179 Silcher [1840], S. 31 vgl. dazu den nahezu identischen Notensatz in: Stevenson 1818, S. 19.

Abb. 2: Gesetzt nach *O horch, der Abendglocken Klang* von Friedrich Silcher, in: Silcher [1840], S. 31.

O horch, der Abendglocken Klang!
Wie dringt ans Herz ihr trauter Sang
Und spricht von Heimat, Jugendzeit,
Wo ich vernahm ihr fromm Geläut!

Manch froher Tag ist nun hinab,
Manch frisches Herze ruht im Grab
Und lauscht nicht mehr in Freuden bang,
Der Abendglocken süßem Klang.

Und sink' auch ich zur stillen Ruh,
Dann läutet, läutet immer zu,
Und andre gehen das Tal entlang
Und lauschen eurem holden Klang.

Those evening bells! Those evening bells!
How many a tale their music tells
Of youth, and home, and that sweet time
When last I heard their soothing chime!

Those joyous hours are passed away;
And many a heart that then was gay
Within the tomb now darkly dwells,
And hears no more those evening bells.

And so 't will be when I am gone, –
That tuneful peal will still ring on;
While other bards shall walk these dells,
And sing your praise, sweet evening bells.

der Autor tot sei, andere Dichter gewissermaßen in dessen Tradition ihren Lobpreis weitersingen werden. Bei Kurz dagegen werden die Glocken im Imperativ angesprochen und aufgefordert, zum Tod des lyrischen Subjekts zu läuten, so dass andere ihren „holden Klang" hören können, um selbst die Grunderfahrung menschlichen Lebens widergespiegelt zu finden. Die Vieldeutigkeit des Glockenklangs, der sowohl das Leben als auch den Tod begleitet, wurde schließlich in *Die Glocken der Vaterstadt* zur strukturellen Vorgabe. Während er in der Übersetzung von *Those evening bells!* aber nach einer Deutung des Glockenklangs suchte, wurden in Kurz' Originalgedicht die verschiedenen Lebensstationen in eine episierende Meditation mit semantisch variierendem Refrain überführt.

Die Glocke als Symbol der dialektischen Erfahrung von Heimat und Fremde, von Nähe und Ferne, bei der erst in der Abwesenheit der Heimat die emotionale Verbundenheit wahrgenommen wird, findet sich auch in einem lyrischen Diptychon von 1839. Hermann Kurz veröffentlichte in der Prager Zeitschrift *Ost und West*, die von Rudolf Glaser (1801–1868) zwischen 1837 und 1848 herausgegeben wurde, die *Liebesfeier* zusammen mit dem interdependent zu lesenden Gedicht *Aus der Heimath*. Irrtümlich wurde dieses Glocken-Gedicht auf 1856 datiert, da es unter dem Titel *Auf dem Berge* im *Salon*, dem Unterhaltungsblatt der Stuttgarter *Frauen-Zeitung* wiederveröffentlicht (Kurz 1856b) und in dieser Fassung in die Werkausgaben aufgenommen wurde.[180] *Liebesfeier* wurde aber offensichtlich in zeitlicher Nähe als Seitenstück zu den vorangegangenen Gedichten entworfen. Die Erzählperspektive des lyrischen Ichs ist identisch mit derjenigen in *Die Glocken der Vaterstadt* und *O horch, der Abendglocken Klang*, der erste Vers und auch Formulierungen wie die „frommen Töne" kommen Selbstzitaten gleich, obwohl auch hier auf Fremdtexte referiert wird:

Horch, wie die Abendglocken klingen,
Das Thal hindurch, von Ort zu Ort!
Der Ostwind nahm auf sanften Schwingen
Die frommen Töne mit sich fort:
Er flog dahin, sie einzusammeln,
Trägt sie herauf zu unsern Höhn,
Und will mit tausend Zungen stammeln,
Wie wohl's ihm thut, dich anzuweh'n!

So linde kühlt mich sein Gefieder,
Es überquillt mein Herz so traut,
Da werden wunderbare Lieder
Und tausend Glockenstimmen laut:

180 Vgl. das korrigierte Manuskript im HMR, Nachlass Sautter.

Könnt' ich durch Zauber sie entsiegeln,
Ich rührte dich sanfttönend an,
Und trüge dich auf ihren Flügeln
In einer Wolke himmelan.[181]

Wie *Die Glocken der Vaterstadt* mittels der Ritornellform eine Teilung des Gedichts in Gegenwart und Erinnerung bewirkt, changiert auch *Liebesfeier (Auf dem Berge)* zwischen Erlebnis und Erläuterung. Traditionell wird der Achtzeiler nicht nur durch die Reimpaare zweigeteilt, sondern auch durch verschiedene Aussagebereiche abgegrenzt, wobei das absetzende Kolon gleichsam den Zusammenhang der Folgeverse betont: Der anthropomorphisierte Ostwind, nach empirisch geschultem Volksglauben ein Schönwetterbote – „Mit Ostwind schön Wetter beginnt"[182] –, trägt die Glockentöne als Heimatsignal über das Land. Doch er predigt nicht „mit tausend Zungen", beredt und geistvoll könnte nur der Dichter die Bedeutung dieses Klangs entschlüsseln. So wird mit der zweiten Strophe eine Analogie von Wind und Lied, das sich ebenfalls im Medium der Zeit bewegt, entwickelt. Der inspirierte Wanderer auf dem Berg erfährt wie in *Die Glocken der Vaterstadt* einen Schlüsselreiz, der „wunderbare Lieder" in ihm wachruft, die er allerdings nicht wiederzugeben weiß. So hallen ihm innerlich „tausend Glockenstimmen" nach, hinter deren Bedeutung er nicht zurück kann. So vollzieht das Gedicht im vierten Abschnitt einen Moduswechsel hin zum Optativ, bringt gewissermaßen als Surrogat diese Aporie zum Ausdruck und verleiht dem Gedicht eine ästhetische Wendung: Könnte der Dichter durch „Zauber" die „wunderbaren Lieder" gleich einem Brief „entsiegeln", d.h. entschlüsseln und verstehen, würde er den imaginierten Leser anrühren und ihn mit seinen Versen erhöhen. Da aber nur Wunderwerk dies bewirken könne, handelt das Gedicht scheinbar von diesem Umstand, ohne ihn eigentlich herbeizuführen. Doch die Textsemantik steht in performativem Gegensatz zu seinem formalen Ausdruck. Das lyrische Subjekt erkennt nämlich, dass nur die Dichtung eine Möglichkeit zur Offenbarung des implizierten Heimatsujets darstelle. Indem der Dichter die Unmöglichkeit eines adäquaten Ausdrucks der Gefühlswelt thematisiert, verleiht er der inneren Heimat eine Stimme. Formuliert wird die Aussage des Lieds demnach im romantischen Topos der Unaussprechlichkeit. Das Gedicht endet damit in einer ähnlichen, frei-

181 Kurz 1839e. Neben marginalen Korrekturen ersetzte Kurz in der zweiten Fassung den Vers „Wie wohl's ihm thut, dich anzuweh'n!" durch die unmittelbare Anrede „‚Nimm hin; dir gleicht, was hold und schön!'" (SW I, 9)

182 [Art.] Ostwind, in: Wander 1873 III, Sp. 1162. Vgl. zu Ostwind in der deutschen Überlieferung: [Art.] Ostwind, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm XIII, Sp. 1383f. sowie Zimmermann: [Artikel] Wind, in: HdA IX, S. 651.

lich säkularen Aussage wie Johann Mentzers *O daß ich tausend Zungen hätte*, das in der Vertonung von Johann Balthasar König zum traditionellen Repertoire der evangelischen Gesangbücher gehört und das Hermann Kurz sicher kannte:

> O dass ich tausend Zungen hätte / und einen tausendfachen Mund,
> so stimmt ich damit um die Wette / vom allertiefsten Herzensgrund
> ein Loblied nach dem andern an / von dem, was Gott an mir getan.[183]

Mentzers Kirchenlied ist ebenso selbstreferentiell zu lesen wie Hermann Kurz' Glocken-Gedichte. Die elegische Strophenform lässt aber ebenso an Ludwig Uhland denken (*Das Thal, Die sanften Tage)* oder an Nikolaus Lenaus *Liebesfeier* (1832, *Im Frühling*), das ebenfalls, wenn auch in Vierzeilern, in alternierenden vierhebigen Jamben steht. Lenaus Gedicht auf den aufkeimenden Frühling wird nicht nur im Titel aufgegriffen, sondern auch im zentralen Bildkomplex des Glockengeläuts: „Und all die tausend Herzen läuten / Zur Liebesfeier dringend laut."[184]

Mittelbar knüpfte Kurz – wie bereits im Maulbronner Gedicht *Als ein Schmetterling ins Licht flog, und sich verbrannte* – an die Bildtradition des Hafis an, der das Ostwind-Motiv mehrfach als Liebesboten deutete, denn Hauptreferenztext des Gedichts *Liebesfeier* ist offensichtlich ein berühmtes Suleika-Gedicht aus Goethes *West-östlichem Divan* (1819/1827), das von Marianne von Willemer (1784–1860) verfasst wurde. In der ersten Strophe heißt es hier:

> Was bedeutet die Bewegung?
> Bringt der Ost mir frohe Kunde?
> Seiner Schwingen frische Regung
> Kühlt des Herzens tiefe Wunde.[185]

So können die „tausend Zungen" und „tausend Glockenstimmen" bei Kurz auch analog zu den „tausend Küssen" und „tausend Grüßen" im *Divan* gelesen werden, ja wenn es bei Kurz über den Ostwind heißt: „So linde kühlt mich sein Gefieder", bezieht sich das offensichtlich auf Willemers/Goethes dritte Strophe: „Lindert sanft der Sonne Glühen, / Kühlt auch mir die heißen Wangen […]"[186]. Trotz der thematischen Verschiebung muss *Liebesfeier* also als Komplementärtext zum

183 Zitiert nach: Evangelisches Gesangbuch 1996, Nr. 330. Vgl. auch die prominente Platzierung *im Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg* (1843), Nr. 4.
184 Lenau 1989–2004 I, S. 148.
185 HA II, S. 80.
186 HA II, S. 80.

Liebesgedicht aus dem *West-östlichen Divan* gelesen werden oder als literarische Reaktion auf den Anfangsvers „Was bedeutet die Bewegung?".

Bringt die *Liebesfeier* bzw. *Auf dem Berge* die Heimaterfahrung aus der topologischen wie chronologischen Distanz zur Darstellung, so schildert Kurz in *Aus der Heimath*, das zeitgleich in den Druck ging, den Heimatverlust. Weil das lyrische Subjekt nicht aus eigenen Kräften seine Heimat verlassen kann, „Denn der Fuß, unwillig würd' er, / Zaudernd über die Grenze schreiten", und auch die „eigensinnigen Rosse" instinktiv umkehren würden, „Wenn sie fremde Luft nur wittern", muss es der „fühllos" drängende Fluss auf „schwanker Fähre" davontragen. Doch das geschieht im Bewusstsein, nicht mehr zurückkehren oder andernorts ankommen zu können, denn der Fluss ist gebettet: „Zwischen himmelhohen Ufern, / Wo man nirgends landen kann." (jeweils nach SW I, 28) Wie in *Die Glocken der Vaterstadt* bedeutet der Abschied von der Heimat ihren unwiederbringlichen Verlust. Da in *Aus der Heimath* auf jeglichen Hinweis intrinsischer Motive des lyrischen Ichs, die vertraute Umgebung zu verlassen, verzichtet wird und das Gedicht im Bedeutungsfeld des Flusses als Metapher des Lebens schlechthin schließt, erscheint das Verlassen der Heimat als äußerliche oder naturgegebene Notwendigkeit, wie sie etwa in den berühmten Fluss-Fragmenten Heraklits formuliert ist: „Wir steigen in denselben Fluss und doch nicht in denselben, wir sind es und wir sind es nicht."[187] Wie das lyrische Subjekt in *Liebesfeier (Auf dem Berge)* andeutet, dass der Dichter das Heimatgefühl evozieren könne, so sucht auch Hermann Kurz immer wieder seine Heimatstadt Reutlingen, die er bereits als Jugendlicher verlassen hatte, in seinen Texten auf. Noch in *Schillers Heimatjahren* findet Heinrich Roller dort mehrfach Zuflucht. Als Kurz 1842 den zweiten Band des Romans abschloss, schrieb er an den in Reutlingen geborenen Lyriker und Pfarrer Gottlob Kemmler (1823–1907): „Ich schreibe eben dran; auch Reutlingen kommt wieder vor und soll wirken wie eine gute Suppe in einem kalten Magen."[188] Es ist niemand anderes als der Großvater Johannes Kurtz, den er als Amtsbürgermeister Reutlingens und Freund Heinrich Rollers darstellt, verdeutlicht am Wappen der Familie Kurz:

> Heinrich ließ endlich Messer und Gabel sinken, nahm noch einen herzhaften Schluck aus dem zinnernen Becher, worin ein Löwe, auf drey Bergen stehend, eingegraben war, lehnte sich dann, angenehm ermattet, in den Großvaterstuhl zurück [...]. (SH 3, 120)

187 Zitiert nach: Capelle [9]2008 (Hg.), S. 99.

188 Hermann Kurz an Gottlob Kemmler, Reutlingen, 18.11.1842 (BF, 624). Kemmler wurde wirkungsgeschichtlich bedeutsam mit seinem Nachruf auf Friedrich Hölderlin vom Juni 1843. Vgl. Gottlob Kemmler: Hölderlin, in: Morgenblatt für gebildete Leser, 26.6.1843, Nr. 151, gedruckt und kommentiert in: Hölderlin 1943–1985 VII.3, S. 365–368.

5 Dichterkult und Nationalbewegung: Die Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes (1836) und die Enthüllung des Schiller-Denkmals (1839)

Kennzeichnend für das lyrische Frühwerk von Hermann Kurz ist die produktionsästhetische Praxis, Texte bekannten Melodien zu unterlegen, zur Vertonung geeignete Texte zu verfassen oder unter Wahrung der rhythmisch-musikalischen Struktur zu übersetzen. Aufgrund der populären Vertonungen von Friedrich Silcher weisen diese Texte eine kaum zu überschätzende, dabei wenig beachtete Wirkungsgeschichte auf und gehören nach wie vor zum weiteren Kanon der Chorliteratur. Zentrale Bedeutung besaßen die Liedtexte aber auch für die politische Sozialisation des jungen Dichters, denn mit einem Gedicht für den 1827 gegründeten Reutlinger Liederkranz brachte er sich bereits als 16-jähriger Klosterschüler in die bürgerlich-freiheitliche Bewegung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ein.[189]

Gesangvereine nahmen Anteil an der Konstitution von ‚Öffentlichkeit', die im Unterschied zur institutionalisierten Organisation und der Privatsphäre als sozialer Raum innerhalb einer Kommunikationssituation entsteht.[190] Die ‚bürgerliche Öffentlichkeit' ist grundlegend von der Sozialstruktur abhängig, denn sie entfalte sich nach Jürgen Habermas im „Spannungsfeld zwischen Staat und Gesellschaft, aber so, dass sie selbst Teil des privaten Bereichs bleibt"[191] und schwinde in der Dialektik einer „mit fortschreitender Verstaatlichung der Gesellschaft sich gleichzeitig durchsetzenden Vergesellschaftung des Staates" zugunsten einer „repolitisierten Sozialsphäre".[192] Gesangvereine schufen einen Artikulationsraum, den die Sänger auch zum Ausdruck politischer Ideen besetzen konnten und kompensierten damit die fehlende Garantie der Meinungs- und Pressefreiheit sowie der Versammlungsrechte. Die ästhetische Chiffrierung politischer Inhalte im Gesang ließ gewissermaßen einen hermeneutischen Schutzraum entstehen, wobei aber – wie beim politischen Lied auch – die operative Funktion des Gesangs mit ihren performativen Handlungsimplikationen deutlich wurde.[193] Hermann Kurz dichtete für den Reutlinger Liederkranz den in den *Maulbronner Gedichten* überlieferten Text *Zum Jahresfeste des Reutlinger Liederkranzes (im Sept.)*, den er mit

189 Zum Repertoire des Liederkranzes vgl. Schäffer 1890.
190 Vgl. dazu die Ausführungen in: Düding 1988.
191 Habermas 1990, S. 225.
192 Habermas 1990, S. 225.
193 Vgl. zu den Genremerkmalen des politischen Lieds die theoretischen Überlegungen von Kühlmann 2010, S. 785–787.

dem Vermerk versah „Komponirt von F. Dieffenbacher." (MG, 15) Johann Friedrich Dieffenbacher (1801–1882) wurde in Calmbach (Bad Wildbad) als Sohn eines Schulmeisters geboren und nach der Gründung des Reutlinger Liederkranzes zum Musikdirektor gewählt.[194] Üblicherweise wurden an einem Vereinsjubiläum auch eigens vertonte Gelegenheitsgedichte aufgeführt. Und so erklang anscheinend dieses Gedicht von Hermann Kurz, das er auf den 7. Februar 1830 datierte, in Dieffenbachers Vertonung zum dritten Jahrestag des Liederkranzes im Herbst des Jahres. Die Verbindung von Sänger- und Bürgerethos, von ästhetischer und politischer Freiheit gibt die Tiefenstruktur des Texts vor:

> Frei sind wir: der Töne Geister
> Dulden keine Sklaverei,
> Herzen haben keinen Meister
> Und die Melodie ist frei.
> Magst ihn finden!
> Magst ihn binden!
> Spottend fliegt der Ton vorbei. (MG, 15)

In den Schlussversen zitierte Kurz ein „edles Dichterherz" (MG, 16), Verse aus *Sängers Morgenlied* von Theodor Körner, den er, wie oben gezeigt, zeitlebens verehrte. Sie haben im Textzusammenhang keine narrative Funktion, legen aber mit Verweis auf den poetischen Helden der Befreiungskriege rückwirkend eine nationale und politische Lesart nahe.[195]

In Stuttgart knüpfte Hermann Kurz an dieses Engagement an, schrieb zur Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes am 15. August 1836 eine Rede über den Dichter-Musiker Christian Friedrich Daniel Schubart und wurde als Berichterstatter für die von August Lewald herausgegebene Zeitschrift *Europa* zum deutschen ‚Nationalfest' geschickt, zur Enthüllung des Schiller-Denkmals in Stuttgart am 8. Mai 1839. Der Stuttgarter Liederkranz war der bedeutendste Kulturverein Württembergs und wurde durch seinen Einsatz für das Nachleben Friedrich Schillers in allen deutschen Ländern bekannt.[196] Ein Honoratorenkreis unter-

194 1830 wurde er Kantor des Ulmer Münsters, wo er ein halbes Jahrhundert lang wirkte. Vgl. [Art.] Dieffenbacher, in: Raberg 2010, S. 66.

195 Vgl. dazu ausführlich Slunitschek 2013.

196 Gerhard Jäger sieht den Ursprung des Vereins in den Zeiten der Hohen-Karlsschule selbst. Ausgehend von der „Freyheitsfeier" vom 15.12.1780 über die „namenlose Vereinigung der Carlsschüler" um Schiller und Zumsteeg und der seit 1785 zusammenkommenden „Sonntags-Abend-Gesellschaft" habe sich der Stuttgarter Liederkranz entwickelt. (Vgl. Jäger 1999) Dabei handelt es sich aber eher um einen ideengeschichtlichen Zusammenhang und weniger um eine historische Entwicklung.

stützte den Männergesangverein, mit dem Hermann Kurz teilweise bereits zuvor in enger Verbindung stand. Im Jahr 1824 wurde die Zentralfigur der württembergischen Liberalen, Albert Schott d.Ä. (1782–1861), Vorsitzender des Liederkranzes. Als Abgeordneter der Paulskirche, vor allem als Mitglied des Stuttgarter Rumpfparlaments, unterstützte ihn der spätere Redakteur des *Beobachters*. Zu den Ehrenmitgliedern gehörten Personen aus Kurz' akademischem Umfeld, darunter Friedrich Silcher, Ludwig Uhland oder Gustav Schwab, aber auch die literarischen Vorbilder Eduard Mörike und Wilhelm Hauff oder Johann Georg von Cotta und ehemalige Schüler der Hohen-Karlsschule.[197] Erst im Januar 1839 lernte Hermann Kurz die Leiterin des Frauenliederkranzes, Emilie Zumsteeg (1776–1857), kennen,[198] obwohl er regelmäßig die Verlagshandlung für Musikalien der Familie besuchte. Wie die Trauerrede auf die Komponistin, Klavierlehrerin und Tochter des Komponisten von Schillers *Räuber* zeigt, war ihre Begegnung auch für Emilie Zumsteeg bedeutsam:

> Aber es hat ihr auch die Liebe und Verehrung von keiner Seite gefehlt. Selbst ihr König hat durch Aussetzung eines Jahresgehalts die Anerkennung ihrer Verdienste um Hebung und Veredlung der Musik huldreich ausgesprochen. Unsere städtischen Behörden haben den hohen Werth ihrer Wirksamkeit durch Ehrengaben wiederholt dankbar gerühmt, und der befreundete Umgang, den Namen wie Just. Kerner, Gust. Schwab, Ed. Mörike, Herm. Kurtz, Nik. Lenau, Graf Alexander von Württemberg u.A. mit ihr pflegten, konnte überzeugend genug beweisen, welch ein Werth ihr beigelegt ward.[199]

Nicht zuletzt das zugesprochene Jahresgehalt von Emilie Zumsteeg zeigt, dass der Liederkranz auch von staatlicher Seite anerkannt war. Nachdem Louis Hetsch (1806–1872) 1835 die Stelle als Universitätsmusikdirektor in Heidelberg antrat, wurde mit Christian Stadelbauer (1792–1852) ein Kanzlist des Innenministeriums Dirigent des Liederkranzes.

Vordergründig hatte sich der Liederkranz auch zusammengefunden, „um sich durch Gesang zu vergnügen, um den Volksgesang durch Mehrstimmigkeit und Verdrängung schlechter Lieder und Melodien zu veredeln und solchen in seiner Veredlung zu verbreiten", wie es in den Statuten von 1825 hieß. Erst in der Überarbeitung von 1850 wurde das übergeordnete Ziel der Vereinigung verdeutlicht – „sein Zweck ist die Pflege des Volksgesangs und mit ihr die Bildung

197 Vgl. zum Überblick: Sauer 1999.

198 Vgl. den Brief von Kurz an Marie Caspart, 7.1.1839 (BF, 499).

199 Zum Gedächtniß von Emilie Zumsteeg, geb. den 9. Dezember 1776, Stuttgart [1857], S. 6f., StA Stuttgart, 2263 (Familienarchiv Zumsteeg-Henning), Nr. 16. Darin auch der Nekrolog von J. G. Fischer, der am 16.8.1857 im *Schwäbischen Merkur* erschien.

und Veredlung des Volkslebens überhaupt, die Erweckung und Erwärmung eines vaterländischen, deutschen Sinns".[200] Die Gleichsetzung von ‚vaterländisch' und ‚deutsch' zeigt an, dass nicht die Identität als Bürger des württembergischen Territorialstaats gestärkt werden sollte, sondern die als Bürger eines gesamtdeutschen Staates, dessen Konstitution kurz zuvor gescheitert war. Die nationalpolitische Bedeutung des Liederkranzes wird vor allem in den Gedenkveranstaltungen zu Ehren Friedrich Schillers, des deutschen Nationaldichters, deutlich.[201] Bereits 1826 hatte sich im Liederkranz ein „Verein für Schillers Denkmal" (später: Stuttgarter Schillerverein) zusammengefunden. Jährlich begingen die Mitglieder neben dem Stiftungsfest im August und dem Neujahrsfest auch ein Schillerfest am Todestag des Dichters und sammelten dabei für das 1839 enthüllte Denkmal. Kurz' Schubart-Rede und sein Essay über die Enthüllung der Schillerstatue stehen beide in Verbindung mit dem Stuttgarter Liederkranz. Seine Texte verorten auch ihn als Autor, sei es der operativ handelnde oder beobachtende, in der liberalen und nationalen Bewegung des Vormärz in Württemberg.

An seine Freunde Adelbert Keller und Rudolf Kausler, die womöglich erst aus der *Schwäbischen Chronik* (17.8.1836) von seinem Beitrag zur Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes erfahren hatten, schrieb er im September des Jahres:

> Die Rede vom Liederfest war allerdings von mir, und zwar über Schubart. Ich habe sie ins Mbl. gegeben und Hauff, nach seiner Manier, angenommen ohne sie zu geben. Ich werde sie zurückfordern und dann kannst Du sie lesen. Sie ist wahrhaftig nicht schlecht und mit um so mehr Haltung geschrieben, da S. [Ludwig Seeger?] sich während der Zeit in meinem Schlafzimmer mit einer Jungfrau beschäftigte.[202]

Sowohl der Text als auch der politische Kontext blieben unbekannt und Kurz selbst erwähnte im Jahrzehnte später entstandenen handschriftlichen Werkverzeichnis ausschließlich eine „Rede für die Tübinger Liedertafel, Juli 1839"[203]. Erst Thomas Hölz, der die Quellen zu diesem Ereignis für den höheren Geschichtsunterricht aufbereitete, fand in den Akten des württembergischen Innenminis-

200 Zitiert nach: Elben 1855, S. 260. Elben, der selbst eine wichtige Rolle im Stuttgarter Liederkranz eingenommen hatte, legte seine *Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes* auch als Monographie vor. Vgl. Elben 1894.

201 Vgl. die Ausführungen über den „Stuttgarter Ur-Liederkranz" in: Düding 1984, S. 166ff.; des Weiteren zum Thema: Noltenius 1984, Langewiesche 1993, Klenke 1998; Brusniak / Klenke 1999; zur Wirkungsgeschichte allgemein: Gerhard 1998.

202 Hermann Kurz an Adelbert Keller und Rudolf Kausler, 10.9.1836 (BKe).

203 Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2914.

teriums eine Abschrift der Rede von Hermann Kurz und die Dokumentation des historischen Zusammenhangs, in dem sie stand.[204]

In den sich an die Fahnenweihe anschließenden bürokratischen Vorgängen sieht Hölz zurecht einen Modelfall, der den Konflikt zwischen mündigem Bürgertum und restaurativem Obrigkeitsstaat plastisch werden lässt: Als König Wilhelm I. von Württemberg im *Schwäbischen Merkur* von der Weihe der Vereinsfahne auf dem Schillerfeld mit Befremden erfuhr, ließ er eine Untersuchung anordnen. Die Fahne sah er als „kein angemessenes Vereinigungs-Zeichen"[205], interpretierte sie also als Anmaßung, als alternatives Nationalsymbol und Zeichen sozialer Einheit und Souveränität einer parastaatlichen Gemeinschaft. Es sollte geklärt werden, ob die Veranstaltung ordnungsgemäß angemeldet und unter Polizeiaufsicht stattgefunden habe, wer Hermann Kurz, der Verfasser der Festrede, und Christian Benjamin Dreizler (1794–1869), der Festredner, seien und welche Absichten der Gründer und Leiter verfolge. König Wilhelm I. ließ betonen, dass er Vereine „für den Zweck der Veredlung des Gesanges" befürworte, er aber in jüngster Zeit eine Tendenz beobachte, „welche in mehr als einer Beziehung eine strengere polizeiliche Aufsicht auf dieselben motivieren dürfte".[206] Aus dem Brief wird deutlich, dass König Wilhelm die Statuten des Vereins sehr wohl kannte, gleichzeitig zeigte er sich aber vor dem Hintergrund des Hambacher Fests, des Frankfurter Wachensturms und der Franckh-Korseritz'schen Verschwörung besorgt, der Liederkranz könne ein Zusammenschluss von „Demagogen", Oppositionellen oder gar Revolutionären sein.

Der Stadtdirektionssekretär von Kirn gab postwendend eine Antwort, die nicht nur von der Sympathie des Verfassers zeugt, sondern auch in ihrer beschwichtigenden Art in der Angelegenheit selbst begründet ist: Der Liederkranz treffe sich jeden Dienstag im Kaffeehaus Werner ausschließlich „zum Zwecke musicalischer Unterhaltung"[207], und andere Sängerbünde hätten erst angeregt, dass sich auch der Stuttgarter Liederkranz eine eigene Fahne gab. Vorsteher und Dirigent seien selbst Staatsdiener, die Veranstaltung sei angemeldet gewesen und ohne Zwischenfälle verlaufen. Im Weiteren wird ersichtlich, wie Hermann Kurz an den Auftrag der Schubart-Rede kam. Da unter den Mitgliedern des Liederkranzes weder ein geeigneter Autor noch ein entsprechender Redner

204 Vgl. Hölz 2009.
205 Geheimer Legationsrat Goes an Oberregierungsrat von Waechter, 19.8.1836, zitiert nach: Hölz 2009, S. 54.
206 Hölz 2009, S. 54.
207 Stadtdirektionssekretär von Kirn an Oberregierungsrat von Waechter, 20.8.1836, zitiert nach: Hölz 2009, S. 56.

zu finden war, fragte Dirigent Carl Christian Stadelbauer zunächst bei Gustav Schwab an, ob er eine Rede über den württembergischen Dichter anfertigen könne. Sowohl Schwab als auch der ehemalige Karlsschüler und Staatsrat Georg Friedrich von Fischer (1767–1841) und August Friedrich Gfrörer (vgl. Kap. VI. 3) hatten aber abgelehnt. Der Bibliothekar Gfrörer und spätere Freund von Hermann Kurz empfahl schließlich den jungen Schriftsteller, über den von Kirn mitteilte:

> Kurz ist ein junger Theologe aus Reutlingen, der sich seit verfloßenem Frühjahre dahier aufhält und mit Litterarischen Arbeiten, so viel mir bekannt ist – poetischen Versuchen, sich beschäftigt. Er scheint ein geordneter Mensch zu sein, und es ist noch nichts Nachtheiliges über ihn bekannt geworden.[208]

Die Sorge des württembergischen Königs ist natürlich, retrospektiv betrachtet, nicht unbegründet. Allein der Tagungsort des Liederkranzes ist auffällig, denn nachdem Gustav Friedrich Werner (1809–1870), der sogenannte Affenwerner, das Kaffeehaus seines Vaters übernommen und um den ersten Tiergarten Stuttgarts erweitert hatte,[209] entwickelte es sich zum bekannten Treff der Stuttgarter Liberalen und wurde später das Sitzungslokal des Stuttgarter Volksvereins. Hermann Kurz avancierte zum Redakteur des wichtigsten Oppositionsblattes und Dreizler wurde ein Vertrauter des Revolutionärs Gustav Struve.[210]

Auch wenn die Stuttgarter Fahne, die vom Frauenliederkranz nach einem Entwurf des Malers und Professors an der königlichen Kunstschule Johann Heinrich Dietrich (1787–1846) gestickt wurde, sich in heraldischer Hinsicht kaum von anderen Vereinsfahnen unterschied, kann in ihr durchaus eine politische Provokation gesehen werden. In ihrem Zentrum zeigt sie Harmonia, die Göttin des ästhetischen aber auch sozialen Zusammenspiels. Nicht zufällig fand das Fest auf dem Schillerfeld, einem Grundstück des Liederkranzes vor den Toren der Stadt, statt und war damit – wie das Engagement des Liederkranzes überhaupt – dem Dichter als Vordenker bürgerlicher Freiheit gewidmet. König Wilhelm I. hatte die Schillerverehrung in Württemberg durchaus unterstützt, war aber offensichtlich empört über den performativen Akt der Weihe, durch den die symbolische Handlung zur sozialen wurde und eine neue Qualität bekam. Verdächtig schien König Wilhelm natürlich das vom Dirigenten angeregte Thema der Festrede, Christian Friedrich Daniel Schubart. Tatsächlich politisierte Hermann Kurz die Veranstaltung, indem er nur wenig über Schubart als Ideal der ausgelassenen musikali-

208 Von Kirn an von Waechter, 20.8.1836, zitiert nach: Hölz 2009, S. 56.
209 Vgl. zuletzt: J. Kurz 2015.
210 Vgl. den Hinweis in: Reiß 2004, S. 91.

schen Geselligkeit schrieb und seine Rede auf die politische Verfolgung des Dichter-Musikers konzentrierte.

An der Textur der Rede können kaum die klassischen Redeteile Exordium, Narratio, Argumentatio und Peroratio abgelesen werden, trotzdem verweist sie auf die rhetorische Ausbildung von Hermann Kurz. Er entwarf eine Disposition, die sich nach dem Prinzip des Ordo naturalis am Zweck und Gegenstand der Rede orientierte und sich nach einer inneren Logik, stabilisiert durch Kohärenz- und Kohäsionsmittel, entwickelte. Den ungleich längeren Ausführungen und Deutungen zu Schubarts Leben sowie einigen Gegenwartsreflexionen steht ein Einleitungsteil voran, der das Sängerfest zunächst als reine Kunstveranstaltung markiert: „Die heitere Sitte, der Tonkunst und Poesie gesellig zu huldigen und die Stiftung eines solchen Vereins kunstliebender Menschen mit einem Feste zu begehen, ruft uns heute wieder auf dieser Stelle zusammen." (R, 1) Kurz lotet in knappen Ausführungen das Verhältnis von Text und Musik aus, wobei er nach Vorbild der Romantiker, etwa nach Wilhelm Heinrich Wackenroder, Musik als metaphysische Kunst sieht, als „schöne Seele" gegenüber dem „schönen Leib" der Poesie. In der musikalischen Bedeutungsebene, der Fixierung des Texts in zeitlicher und deklamatorisch-interpretierender Hinsicht, sieht Kurz die „geistigen Worte", womit Musik den „unbewußten Gehalt" (R, 1) des Texts ausspreche. Die Huldigung eines Dichters an Sängerfesten gelte nicht nur dem Gedächtnis „eines durch seine Geburt uns angehörenden Dichters" (R, 1), sondern auch eben jener Verschwisterung. Damit ist bereits der ästhetische Teil zu Ende, denn mit der Begründung, warum nicht über den „großen Dichter" (R, 2), also Friedrich Schiller, gesprochen werde, deutet sich nun eine politische Wendung der Rede an. Schiller habe nicht nur „in der deutschen Literatur ein schwäbisches Kaiserthum gestiftet", sondern überhaupt eine „geistige Weltherrschaft" (R, 2) begründet. In diesem Sinn führt Kurz frei nach Schillers *Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg* (1782) nun Schubart ein, denn „noch manchen Mann, noch manchen Held gebar das Schwabenland" (R, 2).

Die „historische Würdigung" Schubarts behandelt keine musikalischen oder literarischen Einzelwerke, denn es sei eine Zeit gewesen, in der die Form dem Zweck untergeordnet worden sei. Traditionsbildend habe Schubart durch seine zeitkritische und politisch-emanzipative Haltung gewirkt, er sei ein „Mensch des Augenblicks, ein Held der Geistesgegenwart" gewesen, seine Werke schlichtweg Resultate eines „neuen Denkens" (R, 3).[211] Dieses Schubart-Bild war trotz der weithin verbreiteten Anerkennung des Dichters – vor allem als Wegbereiter Friedrich Schillers – durchaus umstritten. David Friedrich Strauß sah eben in Schu-

211 Vgl. zur Produktionsästhetik und Rezeption: Schick 2002.

barts Spontaneität ein ästhetisches Manko. Es habe ihm nicht nur eine glückliche gesellschaftliche Stellung gefehlt, sondern auch die „harmonische Ausstattung von innen“: „In Schubarts Begabung überwog Sinnlichkeit und Einbildungskraft über Verstand und Willen in einem Grade, der ihm die Behauptung des Gleichgewichts äußerst schwer machen mußte.“[212] Dagegen rühmt Hermann Kurz vor allem die Furchtlosigkeit, mit der Schubart in den Gedichten und Beiträgen für die *Deutsche Chronik* seine Gesinnung ausgesprochen habe. Obwohl es sich um eine historische Retrospektive handelt, bietet Kurz in seiner Rede immer wieder Gelegenheit zur Gegenwartsreflexion und nimmt implizit auch Bezug auf die Veranstaltung.

> Es war kein kleiner Gedanke, in dem verknöcherten teutschen Reiche das Panier der Freiheit zu erheben, und Schubart, dem verwandten Genius seines Freundes Bürger folgend, hat diesen Gedanken männlich repräsentirt, in der Zeit der Willkühr und nur durch erträumte Palliative beschränkter Machtvollkommenheit hat er die Geheimnisse einer Fürsten Gruft auf so kühne Weise enthüllt, daß alle Gleichgesinnten an ihm einen Stützpunkt, einen Sprecher zu finden hoffen durften. (R, 4f.)

Mit dem „Panier der Freiheit“ erinnert Kurz an den eigentlichen Anlass der Versammlung, die Einweihung der Fahne des Liederkranzes. Das 1780 während der Gefangenschaft diktierte Gedicht *Die Fürstengruft* interpretiert er als enthüllte Wahrheit. Deuten sich aber im bissigen Gedicht auf den Untergang der irdischen Herrschaft und die Egalisierung aller Standesunterschiede im Tod der Bewusstseinshorizont und das bürgerliche Selbstverständnis der Gegenwart an, so stehen die gegenwärtigen Generationen, mit ihnen der Stuttgarter Liederkranz, in Schubarts Nachfolge. So heißt es auch im Folgenden, seine Ansichten seien damals zum „Ausdruck der herrschenden Stimmung“ geworden, wie etwa das *Kaplied*, das *Freyheitslied eines Kolonisten* (1775), zeige. Auch Justinus Kerner erinnerte sich noch in seinem *Bilderbuch aus meiner Knabenzeit* (1849) an diesen Umstand:

> Es ist mir auch noch wie ein Traum, daß ich die letzte späteste Lieferung der von dem Herzog Karl an Holland verkauften, nach dem Kap bestimmten Truppen, unter dem Gesänge des schönen Liedes von Schubart: ‚Auf, auf ihr Brüder, und seid stark!‘ die Schloßallee hinabziehen sah.[213]

Die Schlusspassagen über Schubarts Gefangenschaft, durch die er zum lebendigen Symbol fürstlicher Willkür wurde, können nicht nur als Narration gelesen werden, sondern als konkrete Aufforderung an die Hörer gelten, entgegen staat-

212 Strauß 1849 I (Hg.), S. 4.
213 Kerner 1849, S. 10.

licher Repressionen für bürgerliche Rechte einzutreten: „Doch aus den Regionen eines hochstrebenden Muthes müssen wir ihm auch tief hinunterfolgen in die Nacht der Gefangenschaft [...]." (R, 5f.) Auch wenn es über Schubart heißt, „ihn sandte das Vaterland nicht hinaus, es drükte ihn mit eisernen Armen an sich, und wurde ihm zur Folterkammer seines Genius" (R, 6), so kann dies nur auf die restriktiven Maßnahmen des Vormärz und die Unterdrückung politischer Bewegungen bezogen werden. Legt Kurz auch den Schwerpunkt seiner Rede auf den Konflikt zwischen Schubart und dem württembergischen Hof, so bricht er seine Ausführungen mit dem vielsagenden Hinweis ab: „Doch diß führt uns auf traurige Betrachtungen, bittere, welche der Heiterkeit dieses Abend Abbruch thun könnten [...]." (R, 10) Stattdessen solle der Hörer sich den „schwäbischen Falstaff" in den geselligen Runden am Neckar vergegenwärtigen. Dabei verdeutlicht Kurz mit seiner Rede, dass gerade die Zusammenkünfte im halbprivaten Bereich grundlegend waren für Schubarts Beitrag zu einer politischen und freiheitlich orientierten Bürgerkultur, auch wenn Bernd Jürgen Warneken recht haben dürfte, wenn er über den Dichter schreibt: „Schubart war ein Parteigänger des Bürgertums, das seine Freiheitsrechte als allgemeine Menschenrechte formulierte, aber kein Vertreter von distinktiver Bürgerlichkeit."[214]

Der Stuttgarter Liederkranz versammelte Mitglieder unterschiedlicher politischer Tendenz, königstreue Beamte ebenso wie Vordenker der liberalen Bewegung in Württemberg. Dass es sich dabei keinesfalls um eine organisierte Opposition handelte, zeigte sich etwa in näherer Zukunft, als mit der Errichtung des ersten Schillerdenkmals am 8. Mai 1839 nach gut 15 Jahren ein Etappenziel des Schillervereins erreicht war. König Wilhelm I. hatte ihn bei seinem Vorhaben unterstützt und 1841 waren die Gesangsbeiträge des Stuttgarter Liederkranzes wichtiger Bestandteil der Feier zu Wilhelms 25. Thronjubiläum. Die Existenz einer deutschen Kulturnation ohne verfassten Nationalstaat fand im Xenion *Das deutsche Reich* (1797) einen polemischen Ausdruck:

> Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
> Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.[215]

Nationalpolitische Bestrebungen lassen sich deutlich an den Schillerfeiern beobachten. Sie stehen aber einem Selbstverständnis der Organisatoren als patriotische Württemberger gegenüber.[216] Darin wurde durchaus kein Widerspruch

214 Warneken 2009, S. 381.
215 NA I, S. 320.
216 Vgl. dazu die Studie unter Berücksichtigung des Stuttgarter Schiller-Denkmals: Schmoll 1995.

wahrgenommen und das Spannungsverhältnis im Sinne des Föderalismus gelöst. So hatte auch Hermann Kurz seine Romane über das Württemberg des 18. Jahrhunderts immer auch als Beiträge zum ‚vaterländischen' Gedanken gesehen. Auch die Zeitdokumente, die in den Sockel des Schillerdenkmals eingelassen wurden, zeugen für die Gleichzeitigkeit württembergischer und deutscher Identität. Neben der Stiftungsurkunde, der Spenderliste, des *Schilleralbums* samt der Manuskripte,[217] einer einbändigen Cotta-Ausgabe von Schillers Werken und zwei Kristallflaschen, gefüllt mit Getreide des Jahres 1838 und württembergischem Wein des legendären Jahrgangs 1834, legten die Mitglieder des Schillervereins sowohl einen Zollvereinstaler als ‚deutsche' Währung als auch Gulden mit dem Konterfei von Wilhelm I. bei.[218] Das nach einem Entwurf von Bertel Thorvaldsen (1770–1844) von Johann Baptist Stiglmaier (1791–1844) gegossene und von Schillers Freund Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845) aufgestellte Denkmal sollte nach Willen der Stifter alle Zeiten überdauern. In der Stiftungsurkunde wurde die Gründung des Liederkranzes und damit des Schillervereins geradezu als Anfang einer neuen Epoche bewertet:

> Im Jahre christlicher Zeitrechnung Eintausendachthundertvierundzwanzig, im neunten Jahre der Regierung König Wilhelms I., zweiten Königs von Württemberg, wurde von Gesangsfreunden in Stuttgart, ein Verein unter dem Namen ‚Liederkranz' gegründet.[219]

Entsprechend sollte das Denkmal nicht nur an Friedrich Schiller selbst erinnern, sondern vor allem ein Zeugnis der Schillerverehrung mit seinen ästhetischen, aber auch sozialpolitischen Implikationen sein, schließlich war in der Urkunde nur von einem Volk und den Deutschen die Rede: „Möge dasselbe bis in die spätesten Zeiten einem glücklichen Volke die Verehrung bezeugen, welche die jetzt lebenden Deutschen dem großen Dichter zollen."[220] In diesem Sinn wurde das Schillerfest 1839 bereits von den Zeitgenossen als erstes deutsches ‚Nationalfest' gefeiert und interpretiert.

Zu einem Konflikt kam es im Vorfeld der Veranstaltung nicht aufgrund des Gedankens nationaler Einheit und der damit einhergehenden Abwertung der territorialen Kleinstaaterei, sondern aufgrund der kultischen Verehrung und religiösen Überhöhung des Dichters. Das evangelische Konsistorium wollte das Glockengeläute während der Enthüllung des Denkmals verhindern. Gustav Schwab

217 Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart, Stuttgart 1837.
218 Vgl. Willmann 1999, S. 234f.
219 Zitiert nach: Willmann 1999, S. 235.
220 Willmann 1999, S. 235.

widmete sich in seiner Festrede eben jenem Vorwurf des „Götzendiensts".[221] In Bezug auf die religiöse Inszenierung und Schwabs Ausführungen sah Christian Reinhold Köstlin (1813–1856), ein Kommilitone von Hermann Kurz, in seinem umfangreichen Essay *Das Schillerfest in Stuttgart* für die *Hallischen Jahrbücher* (Nr. 138–143) sogar einen kulturgeschichtlichen Kulminationspunkt, der sich am 8. Mai 1839 – auf Schillers Todestag, den 9. Mai, fiel Christi Himmelfahrt – offenbart habe: „Dieses Nationalfest war ein religiöses Fest, ein Fest, wodurch die Menschheit die Offenbarung Gottes in einem Genius gefeiert hat. Ein Fest, das als solches erst im 19ten Jahrhundert möglich war und diesem daher ganz eigentümlich angehört."[222] Der epochale Charakter werde nach Köstlin bereits an den Teilnehmern sichtbar, denn auf die Frage, wer dieses Fest gefeiert habe, antwortet er: „das Volk, und um es deutlicher zu sagen, der dritte Stand, eben derjenige, welchen das neunzehnte Jahrhundert zu seinem Rechte gebracht hat."[223]

Der Dichter von *Schillers Heimatjahre*, dessen Roman nach wie vor keinen Verleger gefunden hatte, besuchte die Einweihung des Schillerdenkmals im Auftrag von August Lewald (1792–1871). Lewald brachte regelmäßig Artikel, literarische Beiträge und Rezensionen in seiner 1835 gegründeten Zeitschrift *Europa. Chronik der gebildeten Welt*, die erste deutsche Zeitschrift mit eigenem Feuilletonteil.[224] Der Auftrag war naheliegend, schließlich hatte Hermann Kurz einige Wochen zuvor in der *Europa* die Roman-Episode *Schillers Traum* veröffentlicht.[225] Die eindringliche und literarisch durchaus ambitionierte Festbeschreibung wurde weithin wahrgenommen und auch nachgedruckt.[226] Kurz war einige Wochen vor dem Schillerfest nach Stuttgart gekommen und bewohnte dort das Zimmer des Buchhandelsgehilfen Moritz Cohen (Pseudonym: M. Honek), nach Kurz „ein sehr belesener und gebildeter Jude"[227], für dessen Volkskalender er laut Verlagsankündigung 1842 eine Erzählung schrieb und dem er seinen Kontakt zu Karl Goedeke und der *Hannover Zeitung* verdankte.[228] Demnach bezog Kurz in

221 Vgl. zu den Festreden Prinz 1994.

222 Reinhold [Köstlin] 1839. Nachgedruckt in: Oellers 1970 I (Hg.).

223 Reinhold [Köstlin] 1839. Nr. 142.

224 Vgl. Selbmann: [Art.] Lewald, August, in: Killy² VII, S. 385f.; Selbmann: [Art.] Lewald, August, in: NDB XIV (1985), S. 408f.

225 Vgl. Kurz 1839d.

226 Vgl. den anonymen Abdruck in: Medau 1839 (Hg.), S. 369ff.

227 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 17.12.1838 (BF, 402). Von seinem Stuttgart-Aufenthalt berichtete Kurz im Brief vom 3.5.1839.

228 Vgl. Honek 1842 (Hg.). Darin womöglich *Gevattersfrauen*, da die Erzählung von Sattlers *Württembergischer Geschichte* inspiriert wurde, die Hermann Kurz mehrfach in seinen Arbeiten

der Hirschstraße 28 Quartier,[229] wenige Meter vom Marktplatz und Schlossplatz entfernt und konnte die gesamte Veranstaltung gewissermaßen vom Fenster aus beobachten.

Das Essay *Der achte Mai* ist ein Erlebnisbericht, der Gattungsmerkmale des späteren Features zeigt. Kurz führt im Zeitraffer die Vorbereitungen sowie chronologisch die Ereignisse des 8. Mais vor Augen. Erzählpassagen wechseln mit Erörterungen und Reflexionen mit Dokumenten, die Kurz im Wortlaut interpoliert, mit Eindrücken, Beobachtungen und Anekdoten. Nach mündlichen Mitteilungen oder Zeitungsberichten schildert Kurz den feierlichen Transport von der bayerischen Erzgießerei in München über Ulm und Esslingen nach Stuttgart, wo das Denkmal bei Nacht aufgestellt wurde:

> Nun mehrte sich mit jedem Tage die Erwartung, die Spannung, vom Morgen bis zum Abend war der „Schillerplatz" – denn von einem alten Schloßplatz wußte man schon nichts mehr – von Gruppen besetzt, welche nach dem verschleierten Propheten hinaufsahen. Er war mit einer grauen Hülle knapp umwunden, welche seine Umrisse deutlich hervortreten ließ, und Manchem als ein Bild seines einstigen Lebens in Stuttgart erscheinen mochte, wo der Genius, „verkannt und sehr gering," in die entstellende Form des Regiments=Medicus eingepuppt war.[230]

Die Ankunft der ersten Gäste, einschließlich der Familie Schiller, sowie die Einkehr des Frühlings wird assoziativ mit der Intervention des evangelischen Konsistoriums verbunden, die ein „leichtes Wölkchen an so heitrem Himmel"[231] gewesen sei. In diesem Zusammenhang klingen auch kritische Töne an, wenn Kurz anmahnt, mancher hätte sich „aus Schillers Prachtgewändern einen mehr oder minder passenden Rock zugeschnitten".[232]

In einzelnen literarischen Szenen wird nun die Atmosphäre des Vorabends abgebildet. Die ersten Liederkränze, allen voran die Tübinger Liedertafel mit dem Universitätsmusikdirektor Friedrich Silcher, reisen mit Extrapost an, und in den Stuttgarter Straßen erklingt das Studentenlied *Gaudeamus igitur*. Im Quartier im Südwesten der Stadt, dem Koppenhöfer'schen Garten, findet am Abend ein Liedvortrag statt, bei dem nicht nur Silchers Originalkompositionen, sondern auch seine Volksliedbearbeitungen zu hören sind. Sicher ist dieser Hinweis auch dem

---

nutzte. Noch als Cohen nach Hannover übersiedelt war, bestand Kontakt zwischen den beiden Autoren, was der Briefwechsel mit Hermann Harrys (1811–1891) bezeugt.

229 Vgl. das Stuttgarter Adressbuch Schwarzmann 1839 (Hg.), S. 32.

230 Kurz 1839d, S. 386.

231 Kurz 1839d, S. 386.

232 Kurz 1839d, S. 386f.

Umstand geschuldet, dass Kurz selbst mit diversen Texten und Übersetzungen einen nicht geringen Teil zu Silchers Repertoire beigesteuert hatte. Die nächtliche Kulisse zeigt schließlich Handwerker, die beim Licht lodernder Pechkränze an der Tribüne arbeiten – „und die Hammerschläge dröhnten weithin durch die stille Nacht"[233] –, während der Abendstern über dem Haupt des verhüllten Denkmals schwebt. Kurz erinnert sich an die Finalszene von Goethes *Egmont*, schließlich wird dem Helden die Verurteilung wegen Hochverrats nicht nur bei Nacht mitgeteilt, die Vorwürfe lasteten auch „wie Keulschläge auf einen Helm" (5. Akt, 5. Szene).

Anhand eines literarisch aufbereiteten Spaziergangs durch die Straßen Stuttgarts und der detaillierten Beschreibung der Enthüllungsfeierlichkeiten vermittelt Hermann Kurz seinen Lesern den literarischen Prozess der Historisierung. Auch in seinem Schiller-Roman verweist er mit dem Untertitel „Vor sechzig Jahren" – abgesehen von der Anspielung auf Walter Scotts *Waverly* – einerseits auf die historische Distanz des Romans, andererseits aber auf die zeitliche Nähe und den rasanten Prozess der Geschichtswerdung. Das Haus des Uhrmachers Hettenbach in der Eberhardstraße (zuvor: Langer Graben), das einst Balthasar Haug (1731–1792) bewohnt hatte, wird nun als letzte Wohnstätte des Regimentsarzts Schiller in Stuttgart wahrgenommen. In den Erinnerungen von Ludwig Friedrich Göritz (1764–1823), die 1838 unter dem Titel *Schiller in Jena* mitgeteilt wurden und auf die Kurz Bezug nimmt, findet sich auch die Anekdote über die Komplizenschaft zwischen Schiller und Otto Wilhelm Alexander von Rau. Der Obrist hatte Schiller erlaubt, nach Mannheim zu fahren, und sich, als Schiller aufgeflogen war, mit ihm bei Nacht im Garten des Hauses getroffen, wo er erfuhr, dass ihn der Dichter nicht kompromittiert hatte. Dieser Geschichte, die Schiller „immer mit Behaglichkeit in vertraulichen Stunden"[234] erzählt hatte, begegnet Kurz nun am Originalschauplatz wieder. Das Gebäude wird zum historischen Relikt stilisiert, an dem sich Schillers Leben abzeichne, denn „diese Wände sahen die ersten Geburtswehen des Fiesco und hier wurde der leichte Koffer mit den zwei zerbrochenen Pistolen gepackt, und zur Verzweiflung des getreuen Streicher jene unzeitige Ode bei schon aufgezogenen Segeln vorgelesen"[235].

In der mitgeteilten Anekdote über eine alte Frau, die sehen wollte, um wen man so viel „Aufhebens" mache, und die später „an einer der Tribünen niedergekauert, und unverwandt nach der Statue blickend" gesehen wurde, verdeutlicht Kurz ebenfalls wie mit Schillers Andenken auch Stuttgart und seine Zeitgenossen

233 Kurz 1839d, S. 387.
234 Vgl. Göritz 1838.
235 Kurz 1839d, S. 389.

historisiert wurden. Als sie nämlich das Denkmal erblickte, rief sie aus: „Jesus! d e r Herr ist's? Den kenn' ich ja! Der war Feldscheerer: auf dem kleinen Graben hat er gewohnt, und ich hab' ihn bedient!"[236]

Anders als Köstlin betont Kurz nicht die religiöse Grundierung des Fests und sieht in Schwabs Ausführungen über den vermeintlichen „Götzendienst" der Schillerverehrung eine „wohlverstandene, polemische Wendung"[237] der Festrede. Sehr wohl aber interpretiert auch Hermann Kurz die Einweihung des Schillerdenkmals als Nationalfest und zwar nicht nur in der Programmatik der Organisatoren, sondern auch in der nicht kalkulierten, sich aus dem Tagesgeschehen ergebenden Symbolik. So weist Kurz in seiner Beschreibung des Festzugs, der sich von der Eberhardstraße aus in Gang setzte, gesondert auf den Liederkranz von Darmsheim bei Böblingen hin, „der in schlichten Bauerröcken und mit einfachem Schilde den Platz betrat"[238]. Im Theater wurde an den Vortagen Schillers ‚Nationaldrama', die *Wallenstein*-Trilogie, gezeigt und die Gärten und Sommerlokale der Bürger- und Museumsgesellschaft konnten – wie zu den jährlichen Schillerfeiern üblich – kostenlos besucht werden.[239] Nach der Beschreibung der Tribünen, auf denen Kurz die Familie Schiller, noch lebende Mitschüler und den 96-jährigen Lehrer Oberst Jacob Friedrich von Rösch (1743–1841), verschiedene Diplomaten sowie Theaterdirektoren und -regisseure erblickt, schildert er eine „ärgerliche Scene" während des Einzugs der Liederkränze auf dem Festplatz.

> Nun waren die Tribünen ziemlich gefüllt, der freie Platz aber zwischen diesen und dem Monument noch fast ganz leer, vielleicht eben darum, weil diejenigen, die ihn einnehmen sollten, ein zu großes Gedränge befürchtet hatten. Als aber die Sänger eingezogen waren, drang das Volk in Massen nach, natürlich ohne Karten lösen zu wollen; die Festordner eilten herbei und suchten die Eingedrungenen zum Theil mit Stößen zurückzutreiben – ein peinlicher Anblick! – und das englische System kam etwas in's Schwanken, bis die Behörden sich in's Mittel legten und Befehl gaben, Jedermann ohne Ausnahme hereinzulassen.

236 Kurz 1839d, S. 396.

237 Kurz 1839d, S. 393.

238 Kurz 1839d, S. 389.

239 Der Vorsitzende der Stuttgarter Museumsgesellschaft war Georg von Reinbeck (1766–1849), der gleichzeitig den Schillerverein leitete und das Schillerdenkmal der Stadt übergab. Hermann Kurz war des Öfteren in der Silberburg anzutreffen. Das dürfte mitunter daran gelegen haben, dass der Bruder seines Freundes Rudolf Kausler, Eduard (von) Kausler, von 1835–1837 Vorsitzender der Museumsgesellschaft war. (Vgl. Lotter 1907, S. 179.) Im Nachlass (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3166) ist eine Bleistiftzeichnung von Kurz erhalten, die er im Frühjahr 1838 an Eduard Mörike sandte. Von seinem Zimmer im Stuttgarter Karlsbad aus konnte er die Gartenanlage sehen.

> So füllte sich auch dieser Raum, der sonst vielleicht leer geblieben wäre, und der populärste Dichter Deutschlands genoß nun die Huldigung aller Stände.[240]

Dieser Zwischenfall war umso bemerkenswerter, als weder Polizei noch Militär abgestellt worden war, um die Veranstaltung zu überwachen, die Organisation also vollständig in Händen des Schillervereins lag und die Gewalt von teilnehmenden Bürgern selbst ausging. Weder in *Cottas Morgenblatt*, in dem bereits am 9. Mai die vollständige Festrede und in den folgenden Ausgaben die vorgetragene, von Joseph von Lindpaintner vertonte Mörike-Kantate („Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen") und andere Beiträge abgedruckt wurden,[241] noch in den *Hallischen Jahrbüchern* wird etwas Entsprechendes berichtet.

Eine durchaus kritische Berichterstattung wird wiederum deutlich, als Hermann Kurz anmerkt, die Vertonung von Uhlands *Freie Kunst* (1813), „Singe wem Gesang gegeben", habe „zu den Füßen des Dichterfürsten etwas republikanisch"[242] geklungen. Schließlich stellt das Gedicht einen Abgesang an die klassisch-epigonale Kunst dar, die kalten Marmorsteine und toten Tempel sollen gegen die frisch-lebendigen Eichenhaine romantischer ‚Volkspoesie' eingetauscht werden. Ebenso verschweigt Kurz nicht, dass bereits bei den Veranstaltungen am Nachmittag auf dem Schillerfeld – der Regisseur und Opernsänger Johann Baptist Krebs (1774–1851) deklamierte gemeinsam mit Gustav Schwab Gedichte – nur noch die Insignien der Liederkränze zu sehen gewesen seien, während die Sänger sich in die Biergärten zurückgezogen hatten.

Der Charakter eines Volksfests wurde der Veranstaltung sowohl in argumentativer als auch performativer Hinsicht eigen. Gustav Schwab und mit ihm Hermann Kurz betonten, dass „Hunderttausende vom Pallaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Grenzen"[243] die Errichtung des Monuments unterstützt hatten. Mit diesem Engagement sei also ebenso eine Egalisierung der Standesunterschiede einhergangen wie die Aufwertung des Denkmals zum international anerkannten Nationalsymbol. Die Veranstaltung fand ihren Höhepunkt mit dem von allen Liederkränzen gemeinsam gesungenen *Auf, Brüder, auf, beginnt das Lied der Weihe*, mit dem das Denkmal der Stadt übergeben wurde. Den Text dieses Lieds, das auf die Melodie von *Wo Mut und Kraft in deutscher Seele flammen* (1813) gesungen wird, schrieb der Leiter des Esslinger Liederkranzes, Rektor des Esslinger Pädagogiums und spätere Gründer des Schwäbischen Sängerbunds Karl Pfaff (1795–1866). An seiner Vita kann paradigmatisch der

240 Kurz 1839d, S. 390f.
241 Anonym 1839.
242 Kurz 1839d, S. 393f.
243 Kurz 1839d, S. 393.

Zusammenhang zwischen Gesangsbewegung, Vormärz und Revolution 1848/49 abgelesen werden, denn später engagierte er sich als Redner auf Volksversammlungen und leitete den Liederkranz des Esslinger Volksvereins. Mit der Einweihung des Schiller-Denkmals leisteten die Anwesenden im Akt des Singens einen Treueschwur auf das ‚deutsche' Vaterland:

> Auf, Brüder, auf, beginnt das Lied der Weihe, stimmt kräftig an den festlichen Gesang; dem deutschen Land, dem Land der Kraft und Treue, tön unser Lied mit hellem Jubelklang! Dich haben wir erkoren, dir haben wir geschworen, o Vaterland, im Kampfe fest zu stehn, für dich, wenns gilt, auch in den Tod zu gehn![244]

Pfaffs Text, den er allem Anschein nach für die Einweihung des Schiller-Denkmals verfasste, wurde als Vaterlandslied in allen deutschen Ländern unter dem Titel *Des Deutschen Schwur* bekannt und über Generationen hinweg jedenfalls in studentischen Kreisen tradiert. So nahmen es Friedrich Silcher und Ludwig Erk auch in ihr *Allgemeines deutsches Kommersbuch* (1858) auf.[245]

Der Streit um Thorvaldsens Darstellung des gebeugten Schillers wird von Kurz versöhnlich mit dem Kommentar eines Marbacher Bürgers, der sich über die Anmaßung ärgerte, mit der Stuttgart sich Schiller zu eigen gemacht hatte, beigelegt – „da Er einmal dasteht, möcht' ich ihn selbst nicht wieder wegnehmen"[246]. Schließlich sah Hermann Kurz in diesem Fest vom 8. Mai 1839 einen symbolischen Akt, der über den eigentlichen Anlass hinauswies:

> Kein ähnliches ist je in Würtemberg gefeiert worden, es ist eine That, deren Früchte wir ahnen, und die Nachwelt wird vielleicht diesen Tag, als den Einschnitt einer Periode bezeichnen. Eine ruhige, des deutschen Namens würdige Begeisterung hat die Theilnehmer dieser Feier getragen, und wenn die Schleifen, die Bänder, die jeder zum Gedächtniß des achten Mai nach Hause bringt, auch in verschiedenen Farben spielen, so wird doch Ein Ton unvergänglich in den Herzen nachklingen.[247]

Wie der Stuttgarter Liederkranz sich mit seiner Fahnenweihe auch nach Meinung des Königs einer nationalstaatlichen Symbolik bediente, so sah Kurz in den an die Gäste verteilten Bändern die Verkörperung eines fortschreitenden Nationalbewusstseins – auf ihnen war ein Bild des Denkmals zu sehen.

Zwanzig Jahre später, an Friedrich Schillers 100. Geburtstag, war nicht nur die Revolution 1848/49 und damit der verfasste deutsche Nationalstaat geschei-

244 Zitiert nach: Silcher / Erk [75]1906 (Hg.), Nr. 6, S. 6.
245 Das Lied findet sich noch in der aktuellen 165. Auflage (Kehl am Rhein 2013).
246 Kurz 1839d, S. 395.
247 Kurz 1839d, S. 397.

tert, sondern auch Hermann Kurz auf dem wirtschaftlichen Tiefpunkt seiner Schriftstellerlaufbahn. Vom 9. bis 11. November fanden in etwa 440 deutschen und 50 ausländischen Städten Gedenkfeiern statt.[248] Während sich 20 Jahre zuvor die Veranstalter der Stuttgarter Schillerfeier keiner Kontrolle unterlagen, wurde in Zeiten der Restauration befürchtet, die Parteigängerschaft der Demokratie könne den durch die Feste geschaffenen öffentlichen Artikulationsraum besetzen. So wusste die preußische Polizei über die in Frankfurt geplante Veranstaltung zu berichten, „die Demokratie [verbinde] Nebenzwecke mit dieser Feier",[249] und tatsächlich sollen neben „Vivat"-Rufen auf Schiller, auch das revolutionäre „Vivat Robert Blum" gehört worden sein.[250] Noch immer aber vereinte der Dichter alle Stände, denn immerhin stiftete Wilhelm I., Prinzregent von Preußen, im Jubiläumsjahr einen Schillerpreis.

Um nicht an den angesetzten Feierlichkeiten teilnehmen zu müssen, schützte Kurz eine Krankheit vor. Im Brief an Rudolf Kausler vom 27. Oktober 1859 zeigte sich, dass er die Schillerverehrung durchaus aus persönlicher Enttäuschung, aber auch aus Zorn über die rein rhetorische Funktionalisierung des Dichters ablehnte: „Die kommerzienrätliche Nation deckt sich mit dem Feigenblatt ihres erlogenen Schillerkultus, während kein Mensch mehr von ihnen den Schiller liest, und gebraucht gegen die Lebenden Ausflüchte, um ihnen nichts schuldig zu sein." (BKa) Von Kurz' Schiller-Roman hatte sein Verleger Franckh zum Jubiläumsjahr die Titelauflage *Schiller's Heimatjahre. Fest=Ausgabe zu Schiller's 100jährigem Geburtstage. Mit Schiller's Jugendbild nach Guibal's Gemälde* veranlasst. Da die Bücher als Remittenden von den Buchhandlungen zum Verlag zurückkehrten, nannte Hermann Kurz sie sarkastisch die „Festkrebsausgabe"[251].

Zu den städtischen Schillerfeiern hatte die im Oktober 1859 konstituierte Schillerstiftung aufgerufen, um die Grundlage für den Fond zur Unterstützung mittelloser Schriftsteller zu legen. Sie galten demnach auch der Etablierung des Schriftstellers als bürgerlicher Beruf in einem durchweg kommerzialisierten Markt. So hieß es in § 1 der Satzung, die Stiftung habe die Aufgabe, „[deutsche] Schriftsteller und Schrifstellerinnen, welche für die Nationalliteratur [...] verdienstlich gewirkt haben [...], dadurch zu ehren, dass sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge

248 Vgl. zur internationalen Dimension der Schillerfeiern: Logge 2014.
249 Zitiert nach: Noltenius 1988, S. 243.
250 Vgl. Noltenius 1988, S. 247f.
251 Vgl. I. Kurz 1906, S. 267. Pekuniär profitierte Kurz von der *Fest=Ausgabe* nicht, da er von seinem Verleger Franckh keine Extrazulage bekam.

Hilfe und Beistand darbietet."[252] Auf Initiative von Johann Georg Fischer, der Mitbegründer des Stuttgarter Filialvereins und Mitglied des Verwaltungsrats war, wurde Hermann Kurz als einer der ersten Schriftsteller mit dem Ehrensold bedacht. Ab 1860 erhielt er eine jährliche Unterstützung, die noch die verwitwete Marie Kurz bis zu ihrem Tod 1911 ausgezahlt bekam. Dabei waren Paul Heyse und Johann Georg Fischer im Vorfeld darum besorgt, ob er das Geld der Schillerstiftung überhaupt annehmen würde. Fischer hatte bereits mit Kurz' Verleger geplant, „jene Wohlthat verdeckterweise und zwar unter der Form eines von der Verlagshandlung freiwillig erhöhten Honorars für eine u. die andere Schrift zuzuschieben"[253]. Auch bat er Eduard Mörike, Kurz auf den Beschluss des Stiftungsrats vorzubereiten, der allerdings aufgrund des angespannten Verhältnisses mit dem Hinweis ablehnte, Fischer selbst sei der geeignete Mann dazu.[254] J. G. Fischer erzählte seinem Sohn, dem späteren Kurz-Forscher Hermann Fischer, vom Tag der ersten Zahlung folgende häusliche Szene: „An mir bliebs hangen, und herzklopfend hab ich die erste Rate mit 150 Thr nach OberEßlingen an Kurz, gebracht. Er fraß mich schier vor Stolz u. sie, aufrichtig wie sie [Marie Kurz] ist, fraß mich schier aus Dankbarkeit."[255]

Die Annahme des Ehrensolds war insofern auch von institutionsgeschichtlicher Bedeutung, als Hermann Kurz sie entgegen der Satzung der Schillerstiftung mit einem Artikel in der *Allgemeinen Zeitung* sowie der Berliner *Nationalzeitung* öffentlich machte und damit eine vereinsinterne Streitfrage löste. Der Verwaltungsrat hatte ihn gebeten, den Ehrensold anzunehmen „als Merkmal aufrichtiger und theilnahmsvollster Anerkennung, geschöpft aus einer nationalen Stiftung, welche Schillers Namen trägt, an deren Resultat Niemand ein näheres Recht besitzt, als der dichterische Geschichtsschreiber seiner Sturm- und Drangjahre"[256]. Die Gründung der Schillerstiftung würdigte Hermann Kurz als „Beginn einer Nationalvertretung für geistige Zwecke"[257] und betonte in seiner Zeitungsmitteilung, dass er den Sold nur dann als Ehrengeschenk wertschätzen könne, wenn die Öffentlichkeit, die er in der Stiftung repräsentiert sehe, davon erfahre:

252 Zitiert nach: Schwabach-Albrecht 2005, S. 16.

253 Eduard Mörike an Paul Heyse, 12./13.4.1860, zitiert nach: HKA XVII, S. 104. Vgl. darin auch die betreffenden Zeilenkommentare und Anmerkungen, worin auch zentrale Passagen aus der Personalakte im Goethe-Schiller-Archiv Weimar (GSA 134/44,23) angeführt werden.

254 Vgl. Eduard Mörike an Johann Georg Fischer, 26.5.1860, zitiert nach: HKA XVII, S. 107.

255 Johann Georg Fischer an Hermann Fischer, 8.2.1894, zitiert nach: HKA XVII, S. 589.

256 Kurz 1860. Vgl. auch den Teilabdruck in der Dokumentation von Ziegler 1864.

257 Kurz 1860.

> Der Nation, in deren hartem Dienst der Schriftsteller arbeitet, sind diese Steuern dargebracht, den Ausdruck des Nationalwillens sind diese Vertreter darzustellen berechtigt, und in diesem Sinne könnte selbst derjenige, für welchen Geld eben nur Geld ist, auch in materieller Förderung pflichtgetreu erachteter Arbeit eine Unterstützung nach dem gemeinen Klang des Wortes nicht erblicken.[258]

6 Schwäbische Provinz und deutsche Republik: *Die beiden Tubus*, Fassung letzter Hand – ein Aus- und Rückblick

Sowohl die Romane *Schillers Heimatjahre* und *Der Sonnenwirt* als auch viele Erzählungen von Hermann Kurz weisen politische Implikationen auf. Die Bedeutung seiner oben vermessenen politischen Sozialisation während des Vormärz wird noch in den letzten Lebensjahren deutlich, als er seine Novelle *Die beiden Tubus* zu einer Großerzählung über den frühen Liberalismus in Württemberg erweiterte und umarbeitete. Die seither nur in Ansätzen rekonstruierte Entstehungs- und Werkgeschichte umfasst damit das gesamte Schriftstellerleben von Hermann Kurz, denn die novellistische Kernidee notierte er bereits um 1836.

In drei Fassungen ist die Meisternovelle überliefert: 1. In der Originalfassung, die in den Memoiren *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859) unter dem Titel *Zwischen dem sechsten und dem siebenten Buch. Ein Roman* erschien. 2. In der von Paul Heyse gekürzten und 1874 im *Deutschen Novellenschatz* erschienenen Fassung. Dies ist die heute allgemein bekannte, durch die Werkausgaben, aber auch durch die Reclam-Ausgabe von 1975 (RUB 3947/48) verbreitete Fassung.[259] 3. In einem stark erweiterten Manuskriptfragment, welches sowohl das korrigierte Handexemplar von 1. umfasst als auch einen bislang nie veröffentlichten zweiten Teil. Diese ‚Fassung letzter Hand' spiegelt den letzten Arbeitsstand wider und wird unter Anhang 3 vollständig mitgeteilt.

In allen Fassungen bleibt aber die ursprüngliche Handlungsstruktur und Problemstellung erhalten: Die zwei schwäbischen Landpfarrer aus A…berg und Y…burg pflegen gleichermaßen die Gewohnheit, morgens mit ihren Fernrohren einen optischen Spaziergang durch die Gegend zu unternehmen. Zufällig lernen sie sich während dieser „Fernseherei" kennen. Es entspinnt sich ein freundschaftlicher Blick- und Briefwechsel zwischen dem lebensfrohem A…berger und

258 Kurz 1860.

259 Unter den vielen Nachdrucken in Anthologien und teils illustrierten Einzelausgaben ist besonders der zum 50-jährigen Bestehen des Rainer Wunderlich Verlags herausgegebene Sonderdruck aus der Anthologie *Innerhalb Etters* (1826) zu nennen: Kurz 1976.

dem misanthropischen Y...burger. Als aber das Landexamen ihrer beiden Söhne auf der Residenz ansteht, treffen sich die so unterschiedlichen Gemüter und sind sich von ihrem ersten Wortwechsel an unsympathisch. Was aus der Ferne so vielversprechend angeht, endet in der Nähe als Katastrophe.

Zunächst hatte Kurz die Erzählung als novellistisches Zwischenspiel seiner Memoiren, als „Schaltblätter" (E 2, 125), als Überleitung zu seinen Erinnerungen an die Schulzeit konzipiert, auch wenn *Die beiden Tubus* fast zwei Drittel des gesamten Buchs einnehmen. Die Erlebnisse im Kloster Maulbronn erzählte Kurz aber schließlich nicht in einer Fortsetzung der *Denkwürdigkeiten,* sondern in den *Jugenderinnerungen* (1861). Nach anspielungsreichen satirischen Selbstbetrachtungen, einer kritischen Bewertung der ersten schriftstellerischen Pläne und einer Polemik gegen die zeitgenössische Literaturszene enden die Memoiren mit dem Vorhaben, von der heiteren Begegnung mit niemand geringerem als dem Erzschwarzkünstler Faust zu erzählen:

> Ehe wir aber dorthin gelangen, ist uns ein großer und weiter Umweg auferlegt, nicht bloß ein räumlicher und zeitlicher, sondern auch eine Abschweifung des Geistes. Wir müssen nämlich zuvor, das Gebirge entlang und durch das Land hinab, einen Roman durchwandern, der mit meinen Denkwürdigkeiten in geheimen Zusammenhange steht, so daß ich dieselben erst dann wieder aufnehmen kann, wenn wir an der Hand der erzählenden Muse das vorgesteckte Ziel erreicht haben werden. (E 2, 125)

Dieser Flug auf Fausts Mantel führt nämlich den Leser durch das Land *Zwischen dem sechsten und siebenten* Buch – durch *Die beiden Tubus* – und von dort aus folgt er Wilhelm von A...berg nach Maulbronn. Während Paul Heyse die Erzählung mit dem Tod des Pfarrers von A...berg enden ließ (Fassung 2), erzählte Kurz in der Originalausgabe vom weiteren Lebensweg der Söhne und stiftete eine erneute Verbindung der beiden Pfarrersfamilien: Wilhelm von A...berg wurde in das Maulbronner Seminar aufgenommen, Eduard von Y...burg aber fiel durch die Prüfungen. Seitdem gibt es keine Spur mehr von ihm. Als Wilhelm erfährt, dass die Pfarrleute aus Y...burg verstorben sind und eine Tochter namens Kunigunde zurücklassen, bittet Wilhelm seine Mutter, diese als Hausmädchen anzustellen. Die Pfarrerskinder verlieben sich ineinander. Während einer liebevollen Kabbelei geht der Tubus von A...berg zu Bruch. Somit wird symbolisch das distanzierte Verhältnis der Elternhäuser aufgehoben, Wilhelm gesteht Kunigunde seine Liebe und bietet ihr als Wiedergutmachung seine Hand an. Zuletzt rufen die Verlobten nach Eduard, er solle, sofern er nicht mehr lebe, von einem schöneren Stern auf diesen glücklichen Augenblick herabsehen – „Lächelt aber auf irgend einem Theil der Welt die Sonne deinem Erdendasein noch, so nimm unsern vereinten Gruß, und möge eine Ahnung in dieser Stunde dich umwehen, dir kündend, was kein Götterbote künden kann!" (E II, 293) Als erste Idee für die Fortsetzung, die

womöglich bereits für den dritten Band der *Erzählungen* geplant war, ergänzte Kurz handschriftlich in seinem Exemplar: „Brief von Eduard aus Amerika, er ist Officier in einer Grenzfestung gegen die Indianer und könnte den Tubus brauchen."[260] Die Kürzung dieses offenen Schlusses geht auf eine Herausgeberentscheidung von Paul Heyse zurück. Wie das Manuskript und die angeregte Diskussion der Herausgeber des *Deutschen Novellenschatzes* zeigt, sah aber, anders als vielfach behauptet, bereits Hermann Kurz den Titel „Die beiden Tubus" vor und schlug auch Heyse die gegenüber der Originalausgabe entsprechend gekürzte Textgestalt vor.

Als Heyse im März 1871 die *Erzählungen* von Hermann Kurz studierte, um eine geeignete Novelle für den *Novellenschatz* auszuwählen, war er in einer Verlegenheit. *Das gepaarte Heiratsgesuch (Der schwäbische Merkur)*, ein historisches Kuriosum aus der Stuttgarter Presse, sei zu kurz gewesen, *Die beiden Tubus* dagegen habe man kaum eine Novelle nennen können. Emanuel Geibel (1815–1884) wünschte sich Kurz' *Simplicissimus*, dessen erstes Erzählwerk überhaupt, da es, wie er später noch einmal gegenüber Heyse betonte, „in Erfindung und Anlage vortrefflich"[261] sei. Einen Monat später hatte Heyse aber noch einmal sein Verhältnis zu *Die beiden Tubus* überdacht und schrieb an Kurz:

> Ich habe dir noch über A-berg und Y-burg schreiben wollen, daß es jammerschade wäre, wenn du nicht noch einmal Hand anlegtest und die humoristische Kapital=Novelle vollends herausarbeitetest, die nur noch so wenig bedarf um omnibus numeris absoluta zu sein. Ich meine nach dem Zerwürfniß der Väter u. dem Bund der Söhne noch ein kräftiger Aufschwung der Erfindung, damit Eduard nicht zu verschwinden braucht. Und die Töne zum Schluß weniger parodistisch. Sollte dir unser Thesaurus nicht Lust machen? Die Erfindung ist so glänzend, die Hauptsachen auch schon so schön geglückt, noch ein Ruck und wir können durch diesen Butzengeiger die fernsten Sterne der Unsterblichkeit observieren.[262]

Hermann Kurz hatte Scheu zu seiner Erzählung zurückzukehren, für weitreichende Veränderungen weder Zeit noch Muße, „denn unser jetziges Publikum hat alles eher als Humor".[263] Der Freund und bewährte Ideengeber Rudolf Kausler schlug Kurz vor, den Charakter des Y...burgers neu zu konzipieren, um die Geschichte abzurunden. Der menschenscheue Pfarrer solle keinen Widerwillen gegen ein persönliches Treffen mit dem Amtskollegen von A...berg haben, sondern sich freuen, wieder unter Leute zu kommen. Erst das politische Gespräch

260 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 10749 [Korrekturexemplar].
261 Vgl. Geibel an Heyse, Lübeck, 4.6.1871, in: Petzet 1922 (Hg.), S. 222; Geibel an Heyse, Lübeck, 8.4.1873, in: Petzet 1922 (Hg.), S. 239.
262 Heyse an Kurz, 13–15.4.1871, BSB München, Heyse-Archiv I.33. Kurz, Hermann.
263 Kurz an Kausler, 14.7.1872 (BKa).

über die Griechische Revolution müsse die Freundschaft zerstören. Auch sollte Kurz einige Zitate streichen, denn ein guter Teil sei nur Theologen, ja schwäbischen Theologen verständlich. Schließlich könne die Erzählung nach dem Tod des A...bergers und dem Satz „Sei dir die Erde leicht!" sehr gut schließen und der Inhalt im Titel „Teleskopische Freundschaft oder Freundschaft zweier Deutscher" angedeutet werden.[264] Tatsächlich schlug Kurz im September 1872 Heyse vor, die Geschichte mit einigen Korrekturen in der heute bekannten Länge zu drucken.

> So hab ich denn wieder einmal den „Blick= Brief= und Wortwechsel zweier Deutscher" hinter mir. [...] Ich denke, wenn man der Fratze, die der Autor selbst dabei macht, möglichst Haar und Bart ein wenig stutzt (Nägel ganz zu beschneiden), sonst die Geschichte läßt wie sie ist, die Befreundung der beiden Knaben streicht und mit dem Tod des A...bergers schließt oder vielmehr abbricht, so hat man für den Nothfall – wenigstens dem Titel genügt.[265]

Heyse war begeistert von der Idee, kein Ende mehr über das Grab des A...bergers hinaus zu suchen und bat Kurz, das Eisen doch gleich zu schmieden, die Geschichte druckfertig zu machen. Es fehlte Kurz schließlich nur noch eine passende Definition des Landexamens – wiederum angeregt von Rudolf Kausler –, die sich nun am Ende des ersten Kapitels findet. Doch motiviert von diesen letzten Korrekturen und Ergänzungen, die ihm leicht von der Feder gingen, fasste er den Entschluss, sich doch noch einmal an einem neuen Ende zu versuchen. Wie die Geschichte jetzt ausging, machte sie ihm den Eindruck, als halte ein Zug mitten in voller Fahrt an und pfeife in der Septime: „Das Wesentliche ist freilich hier zu Ende, aber die Geschichte will ausklingen."[266] Hermann Kurz hatte von Anfang an einen zweiten Teil der *Tubus* eingeplant, wie der Kommentar „Ende dieses Theils (Fortsetzung, wo nicht Schluß, folgt.)"[267] auf dem Manuskript zeigt.

Schließlich wurde der Abdruck der *beiden Tubus*, über den Kurz und Heyse nunmehr zwei Jahre diskutierten, dringender. Im Frühling 1873 schrieb Heyse, dass noch keines ihrer Werke im Novellenschatz erschienen sei, werde ihnen als Koketterie ausgelegt. *Die beiden Tubus* sollte nun eine „Doppelnovelle" werden, in deren zweitem Teil Kurz ausführlich die versöhnliche Geschichte der Pfarrerssprößlinge erzählen wollte. Allein es fehlte noch eine glückliche Stunde: „Für das Was hat, glaub ich, der Labor improbus hingereicht, ob auch für das Wie, ist eine andre Frage, die du dereinst beantworten wirst."[268] Heyse verfolgte

264 Kausler an Kurz, 17.6.1872, DLA Marbach, A: Kausler, Rudolf Z4127/3.
265 Kurz an Heyse, Tübingen, 25.9.1872, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.
266 Kurz an Heyse, Tübingen, 23.10.1872, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.
267 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2765.
268 Kurz an Heyse, Tübingen, 20.4.1873, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.

diesen Plan nicht mit Wohlwollen und sah darin die eigenen literarischen Grundsätze des *Deutschen Novellenschatzes* missachtet, die für ihre Werke doppelt so streng gewahrt werden müssten, wenn sie sich „mit Bescheidenheit unter die Elite reihen wollten." Musternovelle könnten *Die beiden Tubus* nur sein, wenn die Erzählung nach den ersten drei Kapiteln abbreche. Außerdem war sich Heyse sicher, dass niemand „mit dem nöthigen Organ zum Spaßverstehen"[269] darin etwas Unerledigtes sehen werde. Doch Kurz blieb stur und antwortete: „Gebiete mir, was menschlich ist, Liebster, aber zu einer humoristischen Dissonanz, wie der Schluß von Cap. 3 als Punctum finale wäre, kann ich never never never meine Zustimmung geben."[270] In der Kunst halte er nun einmal die humoristische Dissonanz für das schlimmste und wollte sich nicht mit den „fatalen" Kapiteln 4 bis 6, die Heyse noch unbekannt waren, auf später vertrösten lassen. Fatal waren sie, weil auch nach rund 70 Seiten Manuskript noch nicht die ersehnte Schlussharmonie erreicht war. Nach Marie Kurz zwang er sich in diesen Oktobertagen zum Humor, kam aber mit seiner Arbeit nicht wie gewünscht voran. Und noch immer bekniete ihn Heyse, seinen Standpunkt zu überdenken:

> Und so wären wir wieder bei unsern Tubuspfarrern angelangt, die ich mitschicke, damit du einmal in einer wirklich recht guten Stunde die 3 ersten Kapitel vor dir vorüberziehen lassest als dein eigner geneigter Leser, und dich fragst, wie ich mich gefragt habe, ob am Schluß nicht wirklich gerade die durch dies Thema bedingte heiter ironische, wehmüthig zufriedene Stimmung übrig bleibt. [...] Ich bitte dich so sehr ich kann, wirf dieses mein herzlichstes Anliegen nicht gleich weg, sondern bedenke, daß Niemand mehr, als ich selbst, sorgfältig darauf sehe, dich hier in vollem Glanz u. nicht bloß um Gotteswillen erscheinen zu sehen.[271]

Drei Tage später, am 10. Oktober 1873, starb Hermann Kurz.

Von einem „Scheitern" an der Überarbeitung, kann, wie in den Textausgaben suggeriert wird,[272] nicht die Rede sein. Isolde Kurz illustriert in ihrer Biographie anhand der späteren Arbeit an *Die beiden Tubus*, wie die durch berufliche und soziale Umstände gehemmte Produktionskraft sich ein letztes Mal vergeblich bahnbrechen wollte. Am Manuskript des zweiten Teils will sie sogar das Ausbrechen eines alten Nervenleidens, ja den Beginn einer geistigen Umnachtung ablesen. Während der Enthüllung des Uhland-Denkmals in Tübingen am 14. Juli 1873 – dem Tag des Sturms auf die Bastille – hatte sich Kurz einen Sonnenstich zugezogen, an dessen Spätfolgen er wohl starb: „Von da an war sein Befinden

269 Heyse an Kurz, Aibling, 9.9.1873, BSB München, Heyse-Archiv I.33. Kurz, Hermann.
270 Kurz an Heyse, Tübingen, 12.9.1873, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.
271 Heyse an Kurz, München, 7.10.1873, BSB München, Heyse-Archiv I.33. Kurz, Hermann.
272 Zuletzt in: Kurz 2009, vgl. hier das Vorwort, S. 18.

gestört. Eine novellistische Arbeit, mit der er sich beschäftigte, jagte die schlummernden Dämonen noch weiter auf."[273] Während der manischen Arbeit seien ihm Ideen und Einfälle zugeflogen, die er nicht alle habe festhalten können, und man habe ihn allein in seinem Zimmer laut auflachen hören: „Aber der Guss sollte nicht mehr gelingen; die eigentliche künstlerische Tätigkeit war gehemmt, es blieb alles in chaotischem Zustand."[274] Tatsächlich zeugt das Manuskript mit seinen mehreren Korrekturanläufen von einem flüchtigen Schreiben und kann mit der Bedeutungsdichte und elaborierten Sprache des ersten Teils kaum konkurrieren. Während in der Originalfassung über detailliert geschilderte Szenen reflektiert wird und über Verfahren der Intertextualität weite Diskurszusammenhänge eingebunden werden, ist der zweite Teil eher ein Abenteuerroman mit rasanten handlungsorientierten Szenen und Dialogen sowie Slapstickeinlagen und ähnlichem. Die Deutung des zweiten Teils der *Tubus* als das Requiem eines wahnsinnigen und scheiternden Autors mag ihren literarischen Reiz haben und somit ihre Berechtigung im Zusammenhang von Isolde Kurz' Biographik, die oftmals einer hagiographischen Familienikonographie ähnelt, zumal auch ihre Mutter Marie Kurz über die erste Arbeitsphase ähnliches berichtete.

Hermann Kurz hatte seine Arbeit an *Die beiden Tubus* im Oktober 1855 im Stuttgarter Königsbad begonnen, einem idyllisch gelegenen Haus im Nordosten der Stadt (Cannstatter Straße, Richtung Berg). Nachdem der Autor mit seiner Familie in der Militärstraße von Krach und Nervenleiden geplagt war, fand er in dieser ehemals königlichen Villa mit ihren hohen hellen Räumen und der großzügigen Parkanlage, genügend Ruhe. Marie Kurz überlieferte eine eindrückliche Szene aus dem Jahr 1858, der Zeit vor Drucklegung der *Denkwürdigkeiten:*

> Das dritte Jahr das wir im Königsbad zu brachten, war ein sehr schweres. Euer armer Vater, für den die Sorgen um Erhaltung der Familie immer quälender wurden, hatte sich von seinem „Roman" der Pfarrer von Yburg und Aberg überarbeitet, seine Nerven, die von jeher sehr empfindlich waren, wurden dergestalt überreizt, daß eine gefährliche Krankheit drohte. Dabei war er menschenscheu und ließ oft wochenlang Niemand zu sich, tagelang selbst mich nicht, manche Nacht bracht ich an seinem Schlüsselloch zu u. spähte nach dem geliebten Kranken, der nicht beobachtet u. nicht bewacht sein wollte.[275]

Der zweite Teil der *Tubus* besitzt nicht allein dokumentarischen Wert, denn in der reziproken Lesart beider Erzählkomplexe erschließt sich erst die autobiographische und politische Bedeutung des Werks sowie der eigentliche und bereits

273 I. Kurz 1906, S. 334f.
274 I. Kurz 1906, S. 336.
275 Mohr 1998 V (Hg.), S. 8.

im ersten Teil angelegte Fluchtpunkt der Erzählung. Die bisher unveröffentlichte und nur mangelhaft referierte Geschichte der Pfarrerssöhne führt zurück in den württembergischen Vormärz und die Jugend des Autors. Die thematische Spannweite von provinzieller Kulturgeschichte zu den europäischen National- und Unabhängigkeitsbewegungen zeigt sich dabei als reflektiertes Erzählmodell. Während im Hintergrund des ersten Teils um die Pfarrer von A...berg und Y...burg der griechische Unabhängigkeitskampf (1821ff.) steht, behandelt der zweite die „Demagogenverfolgung" in Stuttgart nach dem Frankfurter Wachensturm und der Franckh-Koseritz'schen Verschwörung (1833). Durch den zweiten Teil rücken die politischen Exkurse des ersten Teils in den Vordergrund und die Erzählung über das württembergische Landexamen wird mitunter zu einem Stück deutscher Revolutionsliteratur.

Die kulturgeschichtliche Dimension der Erzählung wird zum einen im Handlungsgeschehen deutlich – angefangen von der Ausgestaltung der Pfarrhausszenen mit intertextuellen Verweisen auf Ottilie Wildermuths *Schwäbische Pfarrhäuser* aus den *Bildern und Geschichten aus dem schwäbischen Leben* (Stuttgart 1852) bis hin zur ausführlichen Darstellung des Landexamens als gesellschaftliches Großereignis in Württemberg –, zum anderen ist auch die Entstehungsgeschichte der Erzählung von kulturgeschichtlichem Interesse, denn *Die beiden Tubus* wurde inspiriert von einer bislang unbekannten Gestalt aus Kurz' Gegenwart. Bereits Isolde Kurz wies darauf hin, dass es sich laut eines Taschenbuchs ihres Vaters bei A...berg und Y...burg um Rechberg und Frickenhofen handele.[276] Doch diese Notiz ist nicht – wie zu erwarten wäre – in späterer Zeit aufgezeichnet worden, sie rührt aus den Anfängen seiner Schriftstellerlaufbahn, entstand also zwanzig Jahre vor der Ausführung der Novellenidee: „Die beiden Pfarrer (Rechberg und Frickenhofen), die einander durch den Tubus kennen lernen, als Anknüpfung einer Novelle."[277] Womöglich stieß Hermann Kurz auf diese Notiz, als er seine alten Aufzeichnungen für die Memoiren der *Denkwürdigkeiten* sichtete.

Im Westen des Rechbergs war noch die Burg Hohenrechberg zu sehen, die erst 1865 durch Blitzschlag zur Ruine wurde. Auf dem höher gelegenen Plateau im Osten steht die barocke Wallfahrtskirche St. Maria, nebst dem Pfarrhaus und einem kleineren Mesnerhaus. Der gesamte Rechberg war noch unbewaldet und bot ein ungestörtes Rundpanorama der imposanten Landschaft. So war er immer schon ein beliebtes Ausflugs- und Pilgerziel, während dem in der idyllischen Einsamkeit lebenden Pfarrer das Recht oblag, die Besucher zu verköstigen und sie zu fortgeschrittener Stunde auch in seinem Hause zu beherbergen. Hermann

276 Vgl. I. Kurz 1906, S. 210.
277 Notizbuch 1836, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1546 [letzte Seite].

Kurz kannte die schwäbischen Kaiserberge bestens und beobachtete zweifellos des Öfteren vom Gipfel des Rechbers aus die Frickenhofer Höhe, die sich am Horizont abzeichnet. Noch als Redakteur des *Deutschen Familienbuchs* in Karlsruhe druckte er folgende Mitteilung, eine patriotische Selbstkarikatur, ab:

> Im Fremdenbuch auf dem Rechberg (nicht weit vom Hohenstaufen) steht zu lesen: „8. Juli 1834 erstiegen 12 Teutsche aus dem alten ..... den Hohenstaufen mit den Gefühlen, welche ein ächter Teutscher nährt, wenn er den totalen Ruin teutsch-kaiserlicher Burg betritt. Den Nachmittag verbrachten Unterzeichnete auf dem teutsch=charakteristischen Rechberg mit Nachdenken auf Vergangenes und herzliche Wünsche auf die zukünftige Zeit.“ (DF 3, 168)

In seinen frühen, die schwäbische Geschichtslandschaft behandelnden Erzählungen, in *Abenteuer in der Heimat* und *Die Liebe der Berge* (vgl. Kap. V), gebrauchte Kurz den Reiseführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) von Gustav Schwab als Inspiration und Informationsquelle. Da die Idee zu *Die beiden Tubus* auf das Jahr 1836 fällt, verwundert es nicht, darin einen Hinweis auf den Pfarrer von A...berg zu finden. Schwab hatte 1821 den Rechberg besucht und schrieb über die beeindruckende Aussicht, wie der Chronist Joseph Epple aus dem inzwischen verloren gegangenen Fremdenbuch mitteilte, die treffenden Verse:

> Sonnenschein und Wald und Tal,
> Drüber kahlen Windes Flügel.
> Schneegebirg im Abendstrahl,
> Ringsum grün und goldne Hügel;
> Alles reimet die Natur –
> Du, mein Lied, wie wenig nur![278]

In *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) und in ähnlicher Weise in den *Wanderungen durch Schwaben* (1837) berichtete er:

> Hinter der Kirche steht das Pfarrhaus, wo unsre Wandrer von einem freundlichen, in hohem Grade gefälligen und der Gegend sehr kundigen Geistlichen wohl aufgenommen, und auf Verlangen mit gutem Weissensteiner Bier erquickt werden. Sie finden hier eine Karte und einen Tubus.[279]

Nach Schwab führten viele Herausgeber württembergischer Reise- oder Regionalliteratur diesen abgelegenen Ort und seinen gastfreundlichen Bewohner an – vor allem aber das nützliche Fernrohr des Pfarrhauses:

278 Epple 1827, S. 12.
279 Schwab 1960, S. 237.

> Auch wird der Genuß dieser wundervollen Natur=schönheiten noch mehr erhöht, wenn man sich des guten optischen Instruments bedient, welches im dortigen Pfarrhaus vorhanden und von Freunden der schönen Natur zu diesem Zwecke dahin gestiftet ist.[280]

Wie aus dieser Schilderung von Johann Leonhard Allé (1777–1857) hervorgeht, dessen Büchlein *Aussichten auf dem Hohen-Rechberg* (1834) exklusiv im Blinden-Asyl zu Gmünd und im Pfarrhaus auf dem Hohenrechberg erworben werden konnte, gehörte der Tubus nicht dem Pfarrer selbst, sondern zählte zum Inventar des Pfarrhauses. Damit scheint die historische Person des damaligen Pfarrers von Rechberg in den 1820er und 1830er Jahren von nachgeordnetem Interesse zu sein. Immerhin verlangten allein die besonderen Bedingungen der Pfarrstelle Gastfreundschaft und Ortskundigkeit. Lange nachdem ein neuer Pfarrer den Rechberg bezogen hatte, empfahl noch Karl Baedeker in seinem *Handbuch für Reisende in Deutschland und dem oesterreichischen Kaiserstaat* (1855) das „gute Fernrohr des Pfarrers und dessen kundige Erläuterung"[281]. Doch der gute Ruf dieses Ausflugsziels wurde offenbar von einer bestimmten Person begründet, denn Johannes Scherr, 1817 in Rechberg geboren,[282] schrieb im zweiten Band seines kulturgeschichtlichen Romans *Schiller* (1856) ebenfalls über den Pfarrherrn mit dem Tubus, der auf dem Rechberg seinen Wohnsitz habe, und fügte in Klammern hinzu: „(ich setze voraus, es hause noch immer, wie vor Zeiten, dort ein gefälliger Pfarrherr)".[283] Nicht nur Hermann Kurz war mit dem Achtundvierziger befreundet, der nach Scheitern der Revolution nach Zürich ins Exil ging und dort zum Ordinarius des Polytechnikums wurde, auch seine Frau Marie Kurz hatte ihn bereits vor der Bekanntschaft mit ihrem späteren Mann kennengelernt.

Die bisher namenlose Berühmtheit auf dem Rechberg fällt einem gewissen Johann Evangelist Bieg zu, der am 15. Dezember 1774 in Straßdorf geboren, 1797 zum Priester geweiht und 1806 in Hohenrechberg investiert wurde. Da die betreffenden Akten des Diözesanarchivs Rottenburg im frühen 20. Jahrhundert

280 Allé 1834, S. 2. Vgl. dazu der Spendenaufruf von Binder 1825: „Schon längst wird auf dem benachbarten Berge Rechberg, der um der schönen und weiten Aussicht willen, die man von demselben aus genießt, so häufig besucht wird, ein gutes Fernrohr, das nicht nur die nähere Umgebungen, sondern auch das weiter Entfernte dem sonst unbewaffneten Auge rein und deutlich darstellen würde, vermißt. Es haben sich nun zwar schon mehrere Besucher dieses Bergs zu einem Beitrag vereinigt, und denselben auch bereits geleistet: der Kostenaufwand für den Ankauf eines soliden Fernrohrs ist aber bedeutender, als daß er hievon schon bestritten werden könnte. […]"

281 Baedeker [6]1855, S. 415.

282 Zu Scherr vgl. Iglhaut / Ilgner: [Art.] Scherr, Johannes, in: Killy² X, S. 314f. sowie zuletzt Bernhardt 2016, S. 146ff.

283 Scherr 1856 II, S. 115.

vernichtete wurden, sind nur noch einige Daten zu seiner Person, aber keine Personalakte mehr erhalten. Im Pfarramt der Kirchengemeinde St. Maria Hohenrechberg findet sich aber noch eine *Orts=chronik der Pfarrei Hohenrechberg*, die Bieg ab 1828 führte und worin auch seine Nachfolger sowohl politische als auch kirchliche Besonderheiten bis weit ins 20. Jahrhundert dokumentierten. Hier erzählt Bieg von Witterung und Ernteerträgen, von einem erfrorenen Pfeifenmacher, davon, wie Herzogin Henriette von Württemberg unter seiner blühenden Linde speiste, von Einbrechern im abgelegenen Pfarrhaus, die er mit Pistole und Flinte vertrieben hatte, nicht ohne zuerst daran zu denken, sie zu erschießen, oder von einem Dieb, der mit einer Fischgräte den Opferstock plündern wollte. Ausführlich berichtet er von einem Besuch von Jérôme Bonaparte (1784–1860), dem jüngsten Bruder Napoleons:

> Am 26. August 1815 machte Hieronimus Bonaparte, Exkönig von Westphalen, mit seiner Gemahlin Katharina, in Begleitung mehrerer Officiers von Göppingen aus, wo er damals wohnte, einen Ausflug hierher auf Hohenrechberg. Pfarrer Bieg mußte demselben die Umgegend, namentlich das Schloß bei Ellwang zeigen, weil dem Prinzen Hieronimus dieses Schloß zum ferneren Aufenthalt, von seinem Schwiegervater, vom König Friedrich von Württemberg, angewiesen war. Hierauf trank Hieronimus am Brunnen beim Pfarrhaus ein Glas Braun Bier mit weißem Zucker vermischt. Die Herren Officiers ließen sich ein paar Bouteilein Wein trefflich schmecken.[284]

Auch wenn Bieg seinen wertvollen Tubus mit keinem Wort erwähnte, wird er dem ehemaligen Westfalenkönig die rund 30 Kilometer Luftlinie mit seinem Fernrohr verkürzt haben sowie die Zeit mancher Wanderer mit seinen spannenden Geschichten. Biegs Amtsbruder auf dem Hohenstaufen, Ernst Christian Eduard Keller (1792–1881), hatte ebenfalls eine Karte und einen Tubus für Wanderer im Haus. Keller gründete mit Unterstützung vieler Honoratioren wie Georg von Cotta oder Gustav Schwab den ersten Hohenstaufen-Verein (1833) zur Erhaltung und Wiederherstellung seiner Barbarossakirche als eines der letzten Überbleibsel des hohenstaufischen Kaiserhauses. Seinen Tubus nutzte er vor allem für detailreiche Panoramabilder und Rundumsichten. In seinem erhaltenen Skizzenbuch ist auch eine Federzeichnung *Aussicht gegen Ost – von der Hoehe des Hohenrechbergs* aus dem Jahr 1831 erhalten, die eine typische Szene auf dem benachbarten Kaiserberg vorstellt: Im Hintergrund steht die schöne Kirche St. Maria, vor ihr die Linde, „in deren Schatten sich des Sommers Gesellschaften der Umgegend

284 [Johann Bieg / Nachfolger:] Orts=chronik der Pfarrei Hohenrechberg in a) politischer und b) kirchlicher Hinsicht, Pfarramt St. Maria Hohenrechberg.

versammeln". Zur Rechten steht Johann Bieg vor seinem Pfarrhaus.[285] Womöglich hatte Hermann Kurz selbst an einer dieser gastfreundlichen Runden teilgenommen und dabei den Tubus-Pfarrer persönlich kennengelernt. Bieg wurde im September 1834 die Pfarrei Söflingen bei Ulm übertragen, wo er am 27. Dezember 1836 starb.

Der Pfarrer von Rechberg war Inspiration für Hermann Kurz, nicht aber Vorlage für seinen A...berger. Er entlehnte von ihm die Gewohnheit, mit einem Tubus über die Umgegend zu schweifen, nicht aber sein Lebensumfeldes, geschweige denn die Konfession. Rechberg ist katholisch, die Pfarrer von A...berg und Y...burg sind evangelisch. Rechberg und Frickenhofen bezeichnen exakt die Nord-Süd-Achse auf dem Kartenblatt „Gmünd" (1839) aus dem *Topographischen Atlas des Königreichs Württemberg*, die kartographischen Extreme.[286] So werden auch in *Die beiden Tubus* den schwäbischen Dörfern die Namen A...berg und Y...burg gegeben, denn die entfernt im Alphabet verorteten Vokale A und Y bezeichnen, stellvertretend für ihre Bewohner, die unterschiedlichen Charaktere. Der gutmütige, weltoffene Pfarrer darf auf den lichten Höhen von A...berg leben, während sich der misanthropische, von der Welt zurückgezogen lebende Pfarrer in der Y...burg verschanzt. Als Hermann Kurz zwanzig Jahre nach seiner ersten Notiz zu *Die beiden Tubus* seinen Plan ausführte, entschied er sich dafür, seinen archetypischen Charakteren sprechende Namen zu geben. Die historischen, geographischen und regionalliterarischen Hintergründe sind dabei für die Entstehung der Erzählung aufschlussreich, doch für ihr Verständnis selbst unerheblich.

Ebenso können auch jenseits des Landexamens, das Kurz selbst als Jugendlicher absolviert hatte, zahllose biographische Reminiszenzen gefunden werden, doch weder im erfolglosen Y...burger oder gutmütigen A...berger noch in den beiden Sprösslingen Eduard und Wilhelm ist ein Selbstporträt von Hermann Kurz zu sehen. Wie Isolde Kurz nach den Memoiren ihrer Mutter zu erzählen weiß, wetteiferte er zu Zeiten der *Beiden Tubus* mit dem Y...burger. Während dieser sein karges Leben allein mit seinem gebratenem „Backsteinkäse", dem selbstzerstörerischen „Schwindelhaferweine" und stinkenden „Hanfcigarren" versüßte (vgl. TU, 47), so aß auch Hermann Kurz bisweilen nur eine karge Schwarzbrotsuppe, seine „spartanische Suppe", mit einem Käsebrot, ersetzte den Wein durch Essigwasser und wenn der Tabak ausging, drehte er seine Zigarren aus getrockneten

285 Privatbesitz Göppingen/Faurndau, teilweise und ohne Johann Bieg abgebildet in Ziegler 1983, S. 162.

286 Allein auf Gustav Schwabs *Neckarseite der Schwäbischen Alb* konnte sich Hermann Kurz mit der geographischen Verortung der Erzählung nicht bezogen haben, denn auf der *Spezialkarte der Alb* aus Schwabs Anhang ist Rechbergs Gegenstück Frickenhofen nicht mehr abgebildet.

Erdbeerblättern.[287] Andererseits erinnert auch das Auftreten des Pfarrers von A...berg im dunkelblauen, statt schwarzen Rock an Hermann Kurz, denn im Tübinger Stift brachte ihm seine Kleidung den Spitznamen „das blaue Genie" ein.

Bei der Freundschaft der Tubus-Pfarrer, die bei näherer persönlicher Bekanntschaft in die Brüche ging, kann auch die Verbindung zu Eduard Mörike assoziiert werden. Der fruchtbaren, teils überschwänglichen Korrespondenz zwischen Kurz und Mörike stand ein erstes Treffen gegenüber, das die Beziehung zwar nicht beendete, aber für einige Monate ein distanziertes „Sie" veranlasste. In einer Tagebuchnotiz über den Abend des 21. Novembers 1838, die Mörike an seine Freunde sandte, teilte er seinen Ärger über Kurz mit: „Seine Manieren widerstreben meinem natürlichen Gefühl; er hat, besonders andern gegenüber, so etwas Süffisantes und da ich meinen Verdruß nicht länger verhehlte, so kams bereits zu kleinen Reibungen."[288] Und am 22. November folgte eine Notiz, die unmittelbar auf *Die beiden Tubus* bezogen werden kann: „Briefchen an Kurtz im Bett Morgens bei Licht geschrieben, worin ich ihm vorschlage, vor der Hand nur durch schriftliche Communikation einander nahe bleiben zu wollen." Im Brief vom 9. Januar 1839 reflektierte Kurz über ihre in mehrfacher Hinsicht distanzierte Beziehung und formulierte mithin auch den Grundkonflikt seiner späteren Novelle:

> Ferner ist oft näher, lieber Mörike. Ich habe schon oft in meinem Kämmerlein geseufzt, und es hat mir fast das Herz abgestoßen, dass Unsersgleichen (vergeben Sie den anmaßlichen Ausdruck) nicht in nackter Kommilitonenfreundschaft zusammen gut tun will: wer die Schuld hat, ist schwer zu sagen, vielleicht eine Naturnotwendigkeit. (BW, 132)

Wie die Kernerzählung mit einem Streit der Pfarrer über die politische Gegenwart endet, sollen sich Kurz und Mörike vollends während der Revolution 1848/49 zerstritten haben. Isolde Kurz teilte eine allenfalls unterhaltsame, dabei „unverbürgte Überlieferung" mit, wonach Kurz während eines zufälligen Treffens in Stuttgart über Mörikes politische Teilnahmslosigkeit ungehalten geworden sei und nach Theodor Körners *Männer oder Buben* (1813) gerufen habe: „Wer heute keine Partei ergreift, von dem heißt es: Pfui über dich Buben hinter dem Ofen."[289] Nach jahrzehntelangem Schweigen kam ein erneuter Kontakt erst wieder aus der Notwendigkeit zustande, Mörikes Einverständnis zur Aufnahme von *Mozart auf der Reise nach Prag* in den vierten Band des *Deutschen Novellenschatzes* (1871) einzuholen. Eben dieser geschäftliche Anlass musste Hermann Kurz verstimmt

287 I. Kurz 1906, S. 262.
288 Zitiert nach: HKA XII, S. 229.
289 I. Kurz 1906, S. 172.

haben, so dass Heyse ihn mit den verständigen Worten ermunterte: „Freilich tritt man nicht gern zum ersten Mal nach langem Meiden über die Schwelle eines Freundes bloß um sich ein wenig Feuer für seine Cigarre auszubitten."[290] Zunächst wurde Adolf Kröner (1836–1911) eingeschaltet, der gerade Kurz' *Geschichtsbilder aus der Melacszeit* (1871) verlegte, um mit Mörikes Verleger Ferdinand Weibert (1841–1926) über die Rechte zu verhandeln. Kröner betonte, die Zustimmung zum Abdruck sei vor allem als eine „Intervention zu Gunsten der Lebensverhältniße von Herrn Herm. Kurz"[291] zu verstehen. Als ein glücklicher Ausgang in Aussicht war, meldete sich Kurz persönlich bei Mörike. Dass ein bestimmter Eklat zum Bruch zwischen Kurz und Mörike geführt hatte, ist insofern unwahrscheinlich, als Kurz gegenüber Heyse beteuerte, er wisse nicht, womit er „vor x Jahren an seine Sensitivität angestoßen habe"[292]. Nach ausbleibender Antwort spekulierte Kurz bereits, ob dies an „persönlicher Abkühlung" oder aber an „Altersschwäche der poetischen Empfänglichkeit"[293] liege. Endlich antwortete Mörike am 10. Mai 1871 und es folgte die späte Aussöhnung, freilich ohne Mitteilung, was damals geschehen war:

> Und jetzt den wärmsten Händedruck für Deinen lieben Brief, d.h. zunächst für die gute Gesinnung, die Dir den Gedanken dazu eingab und für die stille Absolution, welche ich mir daraus entnehmen durfte. – Mehr will ich nicht darüber sagen. (BW, 200)

Dieser für beide Autoren so wichtigen Beziehung kann in *Die beiden Tubus* nachgespürt werden, ohne dass sie eindeutig thematisiert wird. Doch auch in den *beiden Tubus* erfährt der Leser nicht, worüber sich der A...berger und Y...burger zuletzt entzweit haben; der Streit war „im Bier untergegangen" (TU, 115). Sofern sich Kurz während der Arbeit an der Erzählung von seinen Erinnerungen an Mörike hatte leiten lassen, könnte gefragt werden, ob nicht die späte Versöhnung zum Plan beigetragen hatte, *Die beiden Tubus* unbedingt versöhnlich beschließen zu wollen. Auch gewisse Details lassen vermuten, dass Kurz jedenfalls punktuell während der Abfassung der *Tubus* an Eduard Mörike dachte, so findet sich etwa zur Bemerkung, Kundigunde von Y...burg habe ihrem Bruder etwas zu sehr geglichen, „als daß nicht unter dieser Aehnlichkeit das Weibliche im Ausdruck ihrer Züge ein wenig hätte leiden sollen" (TU, 137f.), eine entsprechende Stelle in den Notizbüchern. Hier notierte Kurz einen sarkastischen Scherz über Klara

290 Heyse an Kurz, o.D., BSB München, Heyse-Archiv I.33. Kurz, Hermann.
291 Weibert an Mörike, Stuttgart, 13.4.1871, zitiert nach Simon 1997, Nr. 99.
292 Kurz an Heyse, Tübingen, 25.4.1871, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.
293 Kurz an Heyse, Tübingen, 1.5.1871, BSB München, Heyse-Archiv VI. Kurz, Hermann.

Mörikes Gestalt: „Der junge Mann, den Sie da bei sich haben, hat große Aehnlichkeit mit Moerike's Schwester."[294]

Nur teilweise ist *Die beiden Tubus* ein „kleiner Provincialculturroman", wie Hermann Kurz die Erzählung in seinem Manuskript der *Denkwürdigkeiten* auszeichnete. Der geplante und von Heyse verwendete Untertitel „Blick=, Brief= und Wortwechsel zweier Deutscher" bezieht sich gar auf den legendären *Briefwechsel zweier Deutscher* (1831) von Paul Pfizer und die Diskussion um das Verhältnis von nationaler Einheit und bürgerlicher Freiheit, die das deutsche Bürgertum spaltete. Kurz selbst lieferte mit der Novelle *Die beiden Tubus* einen humoristischen Kommentar zum Vormärz in Württemberg, der die Atmosphäre der Zeit eindrucksvoll vor Augen führt. Die Zeit der Erzählung fällt zusammen mit allseits beachteten Ereignissen des griechischen Unabhängigkeitskriegs gegen die Osmanen. Dabei illustrierte Kurz das paradoxe Verhältnis der Württemberger zu den Freiheitsbewegungen des frühen 19. Jahrhunderts und karikierte den Philhellenismus der Staatsbeamten. Das württembergische Landexamen fand immer im September des Jahres statt und im September 1822 wurde durch ein spektakuläres Manöver das Schiff des türkischen Großadmirals bereits zum zweiten Mal zerstört: Als Reaktion auf das sogenannte Massaker von Chios ließ Andreas Vokos Miaulis (1769–1835), Oberbefehlshaber der griechischen Flotte, seinen Matrosen Konstantin Kanaris in der Nacht vom 18. auf 19. Juni 1822 im Kanal von Chios das Schiff des türkischen Admirals, genannt Kapudan Pascha, Kara Ali in die Luft sprengen. Im September desselben Jahres schickte Miaulis wiederum Brandschiffe aus, um auch das Schiff des Nachfolgers zu zerstören. Die griechischen Brander flohen unter türkischer Flagge scheinbar vor feindlichen Schiffen in den Schutz der türkischen Flotte und legten nachts an die Schiffe des Admirals und Vizeadmirals an. Von ebenso großer Ausstrahlung war der wichtige General und Vorbereiter der griechischen Revolution Alexander Ypsilanti (1792–1828), der 1821 von den Österreichern festgesetzt wurde. Vielfach erschienen Gedichte auf den Freiheitskämpfer, das populärste ist wohl *Alexander Ypsilanti auf Munkacs* von Wilhelm Müller. Im Werner'schen Biergarten in Stuttgart feiern liberale Pfarr- und Staatsbeamte die militärischen Erfolge der Griechen:

> Da stürzten zu seiner großen Erleichterung ein paar Spätlinge mit einer politischen Neuigkeit in die Versammlung. Wißt ihr's noch nicht? riefen sie. So eben ist die Nachricht beim östreichischen Gesandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Pascha wieder einmal in die Luft geblasen, zum zweitenmal in Einem Jahr!
> Die ganze Gesellschaft sprang auf.
> Hurra!

294 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1548.

> Ein Teufelskerl, der Miaulis!
> Kapudan hoch! und immer höher!
> Vivat sequens! rief ein angehender Vicar, der frisch von der Universität herkam.
> Und mögen alle die Pumphosen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!
> Und der Metternich –
> Ein junger Actuarius hatte diesen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorsichtiger Kanzleirath schnitt die Fortsetzung ab mit der Frage: Was macht denn der Alexander Ypsilanti? Und als ihm geantwortet wurde, der sitze immer noch, wandte er sich an einen pensionirten Steuerbeamten, der sich nebenher mit Poesie beschäftigte, und forderte ihn auf, diesem Patrioten ein Musenopfer zu bringen. (TU, 104f. vgl. SW XII, 152f.)

Der politisch desinteressierte, aber schlecht gelaunte Pfarrer von Y...burg weigert sich, auf die Griechen anzustoßen und sagt: „Der Deutsche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur Andere vorschieben?" (TU, 107) Darauf stellt ihn ein empörter Justizbeamter mit strengem Ton zu Rede: „Wollen Sie damit sagen, der Deutsche solle selbst eine Revolution machen?" (TU, 107) Der Y...burger sucht nach weiteren Provokationen, fragt nach Matthäus 22,21 („So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!"), inwiefern eine Revolution nach christlichem Verständnis überhaupt vorgesehen sei, und sorgt damit für eine weitschweifige, bald eskalierende Kontroverse über die Legitimität des Tyrannenmords. Mit Blick auf den radikalen Burschenschafter Karl Ludwig Sand, der 1819 den Dichter August von Kotzebue erstochen hatte, weil er in ihm einen Vaterlandsverräter sah, fragt der Pfarrer von Y...burg den Justizbeamten, ob es rechtmäßig sei, einen Patrioten, der für „Freiheit und Vaterland" (TU, 110) focht, hinzurichten. Sein Korrespondenzpartner aus A...berg versucht die Diskussion beizulegen und das Thema historisch zu entrücken. Doch auch den tödlichen Schuss von Wilhelm Tell auf den Reichsvogt Gessler sowie das Attentat von Harmodios und Aristogiton, „deren Preis wir schon in der Schule sangen" (TU, 112), auf Hipparchos sieht der Y...burger als strittige Fälle an. Damit provoziert er die Konservativen zu denkwürdigen Eingeständnissen; der Justiziar ermahnt sich zur politischen Disziplin und gesteht ein: „Nein, gewiß wäre Athen unter den Pisistratiden viel glücklicher gewesen als unter der Republik, die mit der Zeit einen Gerber Kleon und derlei Halunken gebar." (TU, 113)

In dieser Diskussion sieht der Erzähler bereits die Spaltung der politischen Landschaft während der Revolution 1848/49 vorweggenommen und legt den streitenden Parteien die Spottnamen der späteren Paulskirchen-Rechten, also der konstitutionellen Monarchisten, und der republikanischen Demokraten bei, die er noch in der Erstausgabe als „embryonische Ultras" bezeichnete:

> Da jedoch die Meisten künftige „Heuler" waren, so ereignete sich der sonderbare Umstand, daß Harmodios und Aristogiton, die armen Jungen, einst die Sterne der Jugend, jetzt aus politischen Rücksichten per majora verdonnert wurden. Die Minderzahl, muthmaßlich aus embryonischen „Wühlern" bestehend, gab sich alle Mühe sie zu retten, und bot daher die ganze Kraft der Stimmen auf; allein dieses Vorbild wurde sogleich von der Mehrheit nachgeahmt, und so war bald vor lauter Hören gar nichts mehr zu vernehmen. (TU, 113)

Zuletzt beschimpft der Pfarrer von A...berg den intriganten Y...burger als „Giftmichel" und „Metternichianer", der Pfarrer von Y...burg seinen einstigen Freund als „Strohkopf" und „Meuchelmörder". Der kulturgeschichtliche Exkurs wird also rückgebunden an die politische Gegenwart, an das Verhältnis zum Liberalismus und dem so genannten Metternich'schen System. In einem ironischen Erzählerkommentar wird die Restaurationszeit nach dem Wiener Kongress seinerseits enggeführt mit der Reaktionspolitik nach dem Scheitern der Revolution 1848/49. Während in der überarbeiteten Fassung allein Miaulis angeklagt wird, der an diesem Streit schuld gewesen sei, heißt es noch in der Originalausgabe bzw. in der Werkausgabe:

> Leser, in dieser Lage gibt es für uns beide nur einen Trost. Sieh hin, dies war der Verlauf und Ausgang einer politischen Unterhaltung im Anfang der zwanziger Jahre. Deutschland im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts! Sieh hin und ermiß das Unermeßliche, ermiß die Riesenentwicklung, die wir seitdem durchgemacht haben. Von deiner politischen Bildung getragen, kannst du sie so gut, vielleicht besser ermessen als ich selbst, und gerne will ich dir daher über diesen Gegenstand das Wort überlassen. (SW XII, 162)

Auf einem erhaltenen Zettel hatte Hermann Kurz die Grundstruktur des zweiten Teils skizziert: „Wilhelms Nennung in Frankfurt ein Namensmißverständnis / Kein Talent zur Revolution / Rettungsfieber auseinander gerettet [...]"[295]. Die politische Wendung der Erzählung wird aber bereits in der Überarbeitung des von Heyse gekürzten Schlusses der Originalausgabe (E 2, 261–293) vorbereitet. In der ersten Fassung wurde nicht erläutert, womit sich der junge Stiftler in Tübingen auseinandergesetzt hatte: „Wilhelm war zwar im Uebergang in die höhere Anstalt vorgerückt, und trat demgemäß ziemlich unternehmend auf, aber in allen anderen Materien eher als im Thema der Liebe." (E 2, 290) Dagegen ergänzte Kurz in der Überarbeitung einen Absatz, der über die Politisierung der Studentenschaft, ausgehend von der Julirevolution in Frankreich und dem Durchzug der polnischen Flüchtlinge, handelt. Diese Ereignisse seien auch für Wilhelm von zentraler Bedeutung gewesen:

295 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 755.

> Indeß die große Mehrzahl noch ungestört in der alten Friedenszeit webte, deren sanfte Dämmerung die Gegenstände nur verschwommen erscheinen ließ, hatten diese Ereignisse, den Tag, welcher den Besonneren schien und nach und nach der ganzen Nation aufgehen sollte, Einzelnen in blendendem, verwirrendem Lichte vorgespiegelt. (TU, 142)

Für den mit Kurz' Werk und seiner Vita vertrauten Leser wird deutlich, dass darin wiederum autobiographische Reminiszenzen zu sehen sind. Bereits in den *Gedichten* finden sich Polengedichte, durch seine Arbeit beim Stuttgarter *Beobachter* waren jedenfalls den Württembergern seine politischen Ansichten bekannt, zuletzt erzählte er von seiner politischen Sozialisation in den *Denk- und Glaubwürdigkeiten*. Indem auch im zweiten Teil die bekannten Motivkomplexe und Personen, etwa auch der „urgreise Erzspaßvogel, der Spaßphönix, den man ihn eigentlich schon wegen seines Alters nennen sollte, der alte Pfarrer von Schn.....ingen" (TU, 184), zu finden sind, entsteht ein kohärenter Gesamtzusammenhang.

In der Originalausgabe gelingt es Wilhelm von A...berg nach mehreren Anläufen, Kunigunde seine Liebe zu gestehen. Dagegen werden sie in der Überarbeitung ein weiteres Mal unterbrochen, da die aufgebrachte Hausvermieterin die Meldung vom Scheitern des Frankfurter Wachensturms überbringt:

> O Herr meine Güte, wissen Sie's schon? schrie sie in fast verzweiflungsvollem Tone. Die Magogen haben die Bundeslade entführen wollen!
>
> Was? rief Kunigunde, die kein Wort begriff, mit starren Blicken die Alte und dann den Freund anschauend – an dem es ihr jedoch nicht entging, daß er die Farbe gewechselt hatte und daß das Lachen, in das er nun ausbrach, etwas gezwungen klang.
>
> Unsere gute Hausfrau lebt noch ganz im alten Testament, sagte er. Ihre Magogen sind ohne Zweifel die sogenannten Demagogen, und dann wird ihre Bundeslade wohl ebenfalls eine Zeitgenossin, also wahrscheinlich die hohe Bundescasse in Frankfurt sein. Haben sie sie gekriegt? (TU, 146f.)

Die Völker des Gog und Magog sollen sich laut der Offenbarung des Johannes mit dem Satan für einen letzten großen Kampf verbünden: „Und sie zogen herauf auf die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt. Und es fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte sie." (Offb 20,9) Der Anschlag der Magogen auf die Bundeslade, also auf den Bund zwischen Gott und dem Volk Israel, wird demnach verglichen mit dem Frankfurter Anschlag der „Demagogen", der Aufwiegler und Volksverführer. Das Frankfurter Attentat fand am 3. April 1833 statt. Akademiker und Studenten stürmten die beiden Hauptwachen der Stadt, um Waffen zu erbeuten, den tagenden Bundestag zu sprengen und die Republik auszurufen, in der Hoffnung, Frankfurts Militär und Bevölkerung würden sich ihnen ebenso anschließen wie die Bewegungen in Nassau, Rheinbayern, Baden und Württemberg. Noch am selben Tag wurde dem Preß-

und Vaterlandsverein mitgeteilt, dass der Plan verraten worden war. Obwohl sich somit das Scheitern vorab ankündigte, zogen die Verschwörer um Gustav Bunsen (1804–1836) trotzdem in den bewaffneten Kampf. Ludwig von Rochau (1801–1873) und andere schrieben später, es habe sich dabei nicht um eine naive Revolte oder verzweifelte Aktion gehandelt, sondern um ein bewusstes politisches Martyrium:

> Wir hatten [...] in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen. Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren. Man wollte der conservativen Partei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, in ihrer Ueberzeugung.[296]

Als Ferdinand, der befreundete Sohn des Stuttgarter „Hauptreactionärs" (TU, 148), zu ihnen stößt und Wilhelm auffordert, umgehend die Stadt in Richtung Schweiz zu verlassen, wird deutlich, dass Wilhelm nicht, wie noch im Entwurf verzeichnet, aufgrund einer bloßen Namensverwechslung verfolgt wird, sondern als bekannter Sympathisant und Unterstützer der Revolutionäre gilt: „Nicht bloß dein catalinarischer Namensvetter, sagte er, sondern auch Catilinchen Nummero zwei, wie er dich zu taufen beliebt hat, bleiben diesmal hängen." (TU, 148) Der Fluchtversuch aus der württembergischen Residenz wird auf Grundlage exakter Ortskenntnis geschildert, Kurz wählte den Weg über „die Anlagen auf dem ..... bade da draußen" (TU, 150), also am Königsbad vorbei, wo er während der Arbeit am ersten Teil der *Tubus* gewohnt hatte. Auch der „patriotische Kutscher K." oder „Bürger R. K." dürfte einen biographischen Hintergrund haben und Rudolf Kausler meinen. Aufgrund des ungeschickten Tölpels Hannibal Böckle wird der Fluchtversuch vereitelt und Kunigunde, die durch Verkauf ihres Tubus die Reise in die Schweiz finanzieren wollte, fährt alleine zum Pfarrhaus von A...berg, wo sie Zwischenquartier beziehen wollten. Wilhelm zieht sich zunächst wieder in seine Wohnung zurück und begegnet dort dem „Deus ex machina" (TU, 172ff.), Eduard von Y...burg, der aus Übersee zurückgekehrt war und sich am Tag des Putschversuchs in Frankfurt aufhielt:

> In Frankfurt nämlich, wo ich ein wenig rasten wollte, plumpse ich plötzlich mitten in diese tolle Pastete da hinein, begreiflich als Zuschauer – na, den Durcheinander könnte ich nicht schildern, wenn wir auch alle Zeit dazu hätten. Besonders merkwürdig war mir das Gebaren der Verschworenen, die sich in der Stadt von einem Schlupfwinkel zum andern herumtrieben, die Einen übers Entkommen, die Andern übers Wiederlosschlagen berathend, laut und ohne jede Vorsicht, so daß die Duselei der blind und taub umherrennenden Polizis-

296 Zitiert nach: Gutzkow 1842 II, S. 142. Vgl. dazu und zum Ablauf des Wachensturms: Heer [2]1965, S. 291–306.

> ten eigentlich noch merkwürdiger ist. Mich interessierte das Schauspiel, ich trieb mich auch ein wenig mit herum, und so höre ich in einer jener Winkelkneipen auf einmal dicht neben mir deinen Namen nennen, Wilhelm, als sehr gravirt. Ich nehme meinen Mann ohne Weiteres aufs Korn und der gibt mir auch ganz treuherzig, im Vertrauen auf meine gute Absicht, einige nähere Kennzeichen an, so daß ich über die Person nicht mehr im Zweifel sein konnte. (TU, 175)

Isolde Kurz nahm irrtümlich an, dass die Erzählung vom Scheitern der Revolution 1848/49 handele und demnach von der Sprengung des Stuttgarter Rumpfparlaments.[297] Tatsächlich aber ist vom Frankfurter Wachensturm die Rede und die Verbindung zu Stuttgart ist in der so genannten Franckh-Koseritz'schen Verschwörung zu sehen.

Der Ludwigsburger Oberleutnant Ernst Ludwig Koseritz (1805–1838) war durch inhaftierte Republikaner auf dem Hohenasperg selbst politisiert worden und sammelte im militärischen Umfeld, aber auch im Bürgertum Unterstützung zu einem vom württembergischen Militär gestützten Staatsputsch. Zum Verschwörerkreis gehörten neben Georg David Hardegg (1812–1879) auch Friedrich Gottlob Franckh, der Flugschriften druckte und später *Schillers Heimatjahre* verlegte, und der Redakteur des *Hochwärter* Rudolf Lohbauer.[298] Franckh knüpfte nach dem Hambacher Fest erste Kontakte nach Frankfurt und ein gemeinsames Vorgehen wurde verabredet. Während dort der Bundestag eingenommen werden sollte, wollte Koseritz strategisch wichtige Regimenter verschieben, das Volk bewaffnen und die württembergische Residenz einnehmen. So heißt es in der *Aktenmäßigen Darstellung der im Königreich Württemberg in den Jahren 1831. 1832. und 1833. Statt gehabten hochverrätherischen und sonstigen revolutionären Umtriebe* (1839):

> In Stuttgart, wo er auf den Beistand der Unteroffiziere dieser Garnison zählte, wollte er durch die Anlagen auf das Königliche Residenzschloß los, um sich der Person Seiner Majestät des Königs zu versichern. Hätte er Stuttgart nicht nehmen können, so wäre es angezündet worden.[299]

Bereits vor dem Frankfurter Attentat wurden führende Revolutionäre festgenommen oder waren auf der Flucht, und der Putschversuch kam nicht zustande. Die Verfolgung der denunzierten Verschwörer des Jahres 1833, womöglich auch die

297 Vgl. I. Kurz 1906, S. 335.

298 Vgl. zu den Verschwörern neben den Darstellungen in den *Lebensbildern aus Schwaben und Franken*: Haug 2011 und Baur 2000. Die Stuttgarter Verschwörung wurde besonders in Hinblick auf Georg Büchner wahrgenommen. Vgl. Grab 1989 und Arnsberg 1990.

299 Aktenmäßige Darstellung 1839, S. 33.

Verhaftung von Friedrich Gottlob Franckh vom 9. Februar, waren Vorbild für Wilhelms Flucht im zweiten Teil von *Die beiden Tubus*. In der *Aktenmäßigen Darstellung,* die bereits einen Monat nach Abschluss des sich über sechs Jahre erstreckenden Gerichtsverfahrens erschien, heißt es zu Anfang:

> Als in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 die französische Juli-Revolution Bewegungen auch unter den Nachbarvölkern hervorgerufen und namentlich in Belgien und Polen Nachahmung gefunden hatte, da erhob sich auch in Deutschland eine revolutionäre Partei, deren Endzweck auf den Umsturz der deutschen Regierungen und auf Vereinigung der verschiedenen Bundesstaaten in Eine große und untheilbare Republik gerichtet war.[300]

Die historische Linie von der Juli-Revolution über die Gründung des Preß- und Vaterlandsvereins und das Hambacher Fest zu den gewaltsamen Umsturzplänen wird auch in den *Tubus* thematisiert. Auf Kunigundes Frage, ob Wilhelm von A... berg in diese Vorgänge verwickelt sei, antwortet dieser: „Bis zu einem gewissen Grade. Zwar bin ich mir bewußt, nichts Unrechtes gethan zu haben, aber –“ (TU, 148). Offensichtlich ist er selbst nicht aktiver Teilhaber der Verschwörung, sondern mehr Sympathisant der liberalen und republikanischen Bewegung, nimmt sich aber durchaus als Komplize wahr. Diese Verschränkung von revolutionärem Bewusstsein und der eigentlichen revolutionären Aktion wird noch während der Flucht, die durch Eduards Geschick gelingt, diskutiert.

Eduard von Y...burg gibt vor, die Predigten seines Vaters, der freilich nie eine notiert hatte, herausgeben zu wollen und gibt am Passierposten Wilhelm von A... berg als jungen nordamerikanischen Methodistenprediger aus, der ihm dabei helfe. So gelingt es ihnen in Richtung Y...burg zu fliehen. In dieser Szene deutet sich eine neue Konstellation an, die Hermann Kurz nicht mehr aufgezeichnet hat: Während Kunigunde sich in A...berg befindet, wo inzwischen ein „gutmüthiger Polterer“ (TU, 149) lebt, werden Wilhelm und Eduard in Y...burg einkehren. Bevor sie abreisen, kauft Eduard bei einem Trödler den wertvollen Tubus seines Vaters zurück, während Kunigunde den Tubus des verstorbenen Pfarrers von A...berg bei sich führt. Wie ihre Väter sich zunächst über einen „Blickwechsel“ kennenlernten, war allem Anschein nach eine Familienzusammenführung über die teleskopische Distanz geplant. Das Fragment endet aber mit einem letzten Dialog, in dem die biographisch grundierten Charakterkonflikte angesprochen werden. Eduard fragt seinen Jugendfreund, inwiefern er Interesse an einem politischen Umbruch habe und ob er tatsächlich ein „starker Redner“ (TU, 194) sei. Da nicht geklärt wird, ob Wilhelm aus Scham oder Wut errötet, bleibt diese Frage offen:

300 Aktenmäßige Darstellung 1839, S. 5.

> Ich frage dies, fuhr Eduard fort, weil man häufig wahrnehmen kann, wie Einer durch eifriges Redenhalten in Betheiligungen, denen er von Haus aus fremd ist, in Thathandlungen, die er ursprünglich gar nicht beabsichtigte, hineingeführt wird. So ist es gewiß auch bei diesen politischen Verbrecherschaften gar vielfach zugegangen. Jedenfalls seid ihr sammt und sonders, Männer der That wie Männer des Worts, durch und durch lateinische Verbrecher – ich sage das in dem Sinn, in dem man von lateinischen Reitern spricht freilich, ob aus Deutschland je und auf irgend einem Wege doch etwas zu machen sein wird, das bleibt für mich verborgen, bleibt eine schwere schmerzliche Frage. Ich möchte wohl auch einmal in einem deutschen Parlamente sitzen, nicht um Reden zu halten, sondern um Anträge zu stellen mit kürzester Begründung: soll es aber jemals dahin kommen, so wird noch viel verbrochen werden müssen von allen Seiten her – nicht bloß von Lateinern. (TU, 194)

Eduard vergleicht die akademischen Revolutionäre mit dem Philosophen, der schlecht zu Pferd sitze, kritisiert also ihre Unfähigkeit, das Geplante in die Tat umzusetzen. Zwar werden die revolutionären Umsturzversuche als „Verbrecherschaften" bezeichnet, doch als notwendige Voraussetzung für die deutsche Republik gesehen.

Während Wilhelm in universitären und politisch-philosophischen Angelegenheiten bewandert ist, dabei aber unfähig, einem Mädchen seine Liebe zu gestehen, vermisst Eduard, der zwar reich an Erlebnissen und Erfahrung ist, eine grundlegende humanistische Bildung, die über lexikalisches und angelesenes Wissen hinausgeht. Bereits am Ende des ersten Teils der *Tubus* wird diese Verschiedenheit ihrer Charaktere verdeutlicht. Wilhelm zog als Primus nach Maulbronn, während Eduard allein in Geschichte und Naturkunde begabt war und auf die Frage, „wer das ist, der dem großen Gesetzgeber im Busch erschien? – der Bewohner des Busches?", nur antworten konnte: „Der Has'!" (TU, 90) Die Frage nach einem ausgeglichenen Verhältnis zwischen philosophischer Reflexion und Lebenspraxis, der säkular verstandenen Vita contemplativa und Vita activa steht somit am Ende des Manuskripts. Eduard hatte seinen Freund mit List aus der Residenz geführt, im Gegenzug soll Wilhelm ihm als Mentor helfen, seine Bildungslücken zu füllen. Dass Hermann Kurz ausgerechnet an dieser Stelle aufgehört hatte zu schreiben, verwundert insofern nicht, als er nach rund 70 Manuskriptseiten zwar eine durchaus spannende Flucht aus Stuttgart geschildert hatte, aber wieder am Ausgangspunkt der Erzählung angelangt war. Nachdem sich die Helden am Ende des ersten Teils im Werner'schen Tiergarten kennengelernt hatten, mussten sie feststellen:

> Sieh, wir beide, wenn wir in Ein Individuum zusammengeschmolzen wären, oder wenn wir wenigstens mit einander unsern Lauf durch die Klöster machen könnten, wir wollten es mit der ganzen Welt aufnehmen. Was sagt Don Carlos? „Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!" (TU, 99)

In den Söhnen der Tubus-Pfarrer werden zwei Lebens- und Charakterentwürfe verkörpert, die an der Vita, aber auch am literarisch-publizistischen Werk von Hermann Kurz abgelesen werden können. Einerseits der philosophisch-theologisch geschulte Poet und Erzähler, andererseits der (real-)politische Publizist. In fast allen seinen Erzählungen wird inmitten einer regional verorteten Erzählwelt das politische Zeitgeschehen thematisiert. Die Entstehungsgeschichte von *Die beiden Tubus* sowie der unveröffentlichte zweite Teil als späte literarische Reaktion auf die Franckh-Koseritz'sche Verschwörung verdeutlichen also nachdrücklich diese für Hermann Kurz charakteristische Werkkonzeption und -ästhetik.

III Regionalität und Historizität

1 Region und literarische Regionalkultur: Die Erzählwelten von Hermann Kurz

‚Region', ‚Regionalität' und ‚Regionalliteratur' als Begriffe der Literaturwissenschaft ersetzen nicht die Begriffe ‚Heimat' und ‚Heimatliteratur', denn mit diesem Begriffssystem wird eine andere Perspektive auf regional verortete Literatur eingenommen. Während ‚Heimat' vor allem von der weithin emotionalen ‚Individuallage' (Pestalozzi) eines betrachtenden Subjekts abhängig ist, ihre Bedeutung und Wertigkeit erst im literarischen Prozess phänomenologisch erschlossen und dargestellt wird und eine literargeschichtliche Analyse entsprechend auf Vermittlungsstrategien von ‚Heimat' als historisches Konzept einzugehen hat,[1] kann eine Region weit mehr anhand objektiver Kategorien identifiziert werden und damit als operativer Begriff Anwendung finden. Eine Region wird begrenzt durch ihre Topographie, durch einen territorialen Einflussbereich, eine entsprechende historisch-kulturelle Prägung der Bewohner und schließlich durch deren Selbstbewusstsein, das sich zumeist dialektisch über ein Anderes und Fremdes definiert. Diese geographische, politische und soziale Bestimmung kann auf verschiedenen literarischen Erzähl- und Bewusstseinsebenen reflektiert werden, so dass die Regionalität der Erzählwelt etwa die Regionalität des historischen (Hauff) oder zeitgenössischen (Auerbach) Personals zur Folge hat, von dem wiederum spezifische Konflikte und Handlungsmuster oder auch eine literarische Sprache – etwa durch dialektale Anleihen – abgeleitet werden können. Diese regionalgeschichtlichen Reflexionen, ob sie nun in der Vergangenheit oder Gegenwart zu verorten sind, stellen kulturell-pragmatische Konstruktionen dar, die als solche nicht allein Regionalkultur literarisch verarbeiten, sondern entwerfen und grundlegend zu ihrer Traditionsbildung und Identität beitragen können.[2] Dies geschieht ausdrücklich dort, wo ein Autor sich der regional verbreiteten, einer Region zugedachten, teils auch nur für eine Region relevanten und in einer Region verständlichen Literatur bedient, um in deren Tradition weiterzuschreiben,[3] unabhängig davon, ob seine eigenen literarischen Arbeiten den engen Kreis der ‚erzählten Provinz' (Mecklenburg) transzendieren. Während ‚Regionalität' zunächst ein Strukturmoment an der Textoberfläche darstellt, wird deren Bedeutung jenseits

1 So geschehen in der Studie von Schumann 2002.

2 Vgl. dazu die methodologischen Ansätze von Kühlmann 2001, bes. S. 121f.

3 Auf das Forschungsdesiderat ‚Regionalliteratur' weist hin: Mecklenburg 1982, S. 10.

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-006

vordergründiger Genremalerei erst über die Betrachtung der intertextuellen und diskursiven Zusammenhänge erschlossen. Sie können die Regionalität und Historizität der Erzählwelt verdeutlichen oder sie infrage stellen, jedenfalls aber weitere Lesarten nahelegen.

Im Frühwerk von Hermann Kurz fallen die verschiedenen Definitionsperspektiven der ‚Region' in eins. Die literarische Aneignung des Elternhauses, der Vaterstadt Reutlingen und der heimatlichen Landschaft stellte die Herausforderung seines Frühwerks dar, wobei Reutlingen als ein in sich geschlossener geographischer, politischer und kultureller Mikrokosmos verstanden werden muss. Schließlich nahm Hermann Kurz nicht nur auf regional verortbare Sagen und Anekdoten Bezug, sondern ebenso auf die Regionalliteratur Reutlingens und Württembergs.

‚Region' ist insofern für die deutsche Literatur eine elementare Kategorie, als auch der politischen und kulturellen Entwicklung Deutschlands kein zentralistisches System zugrunde liegt, sondern das Prinzip des Regionalismus. Vielfach wurde davon ein Dilemma des deutschen historischen Romans abgeleitet; so auch von Julian Schmidt (1818–1886) in seinem 1852 in der Zeitschrift *Die Grenzboten* erschienenen Aufsatz *Der vaterländische Roman:*

> Für die Deutschen müßte die Aufgabe eigentlich noch viel verlockender sein, als für irgendein anderes Volk; denn wir haben zwar im Allgemeinen ein ziemlich lebhaftes Nationalbewußtsein, aber es fehlt uns die Bestimmtheit, auf die wir dasselbe anwenden können. Mit unsrer gegenwärtigen Politik läßt sich nicht viel aufstellen, und unsre Traditionen sind gering. Das Letztere liegt keineswegs an einem Mangel historischen Lebens in unserer Geschichte, wir haben unsre großen Zeiten so gut gehabt, wie die Engländer und Franzosen, es liegt lediglich in der Zersplitterung unsrer Geschichte in kleine Kreise, die doch wieder nicht abgeschlossen genug waren, um sich selbst die Tradition lebendig zu erhalten [...]. Zu einem anziehenden historischen Gemälde gehört ein gewisser Reichthum an geschichtlichen Figuren, die sich an einen und denselben Ort zusammenführen lassen. Wo sollte man einen solchen Ort in Deutschland suchen?[4]

Andere, darunter Wilhelm Dilthey, schätzten dagegen gerade die Vielzahl von politischen, sozialen und kulturellen Formen der deutschen Länder, mithin den polyvalenten Vaterlands-Begriff, und sahen vor allem in der diegetischen Aneignung der unterschiedlichen provinziellen Bezirke einen positiven Befund spezifisch deutscher Literaturtradition. Dabei handelte es sich nicht um die mystische Beschwörung einer genealogisch begründeten ‚Stammescharakteristik', obwohl

4 Zitiert nach Bucher / Hahl / Jäger / Wittmann 1981 II, S. 278. Darin auch weitere Ausführungen über den Realismusbegriff von Julian Schmidt. Vgl. davon ausgehend die Ausführung zu Wilhelm Raabes *Unseres Herrgotts Kanzlei* in: Kühlmann 1993, S. 263ff.

derlei Begriffe durchaus Verwendung fanden, sondern um die Wahrnehmung kleinerer, geographisch isolierter und politisch autonomer Soziotope gegenüber der hybriden Großstadtkultur. Im *26. Literaturbrief* für *Westermanns Monatshefte* (44 (1878), S. 219) schrieb Dilthey aus Anlass von Paul Heyses Ausgabe von *Hermann Kurz' Gesammelten Werken* (1874):

> Immer wieder müssen wir das Partikulare und die selbstständige Bedeutung der einzelnen deutschen Landstriche als ein hohes Glück preisen, wenn wir unsere Literatur ins Auge fassen. Nicht die Dichter, welche in Berlin auf dem großen Markte des Lebens herrschen, geben unserer Literatur das kernhafte Gepräge, sondern dies sind solche, welche von partikularer Stammesnatur in örtlicher Abgeschiedenheit sich einen guten Teil bewahrt haben.[5]

Um also den Verdacht zu entkräften, es handele sich etwa bei Hermann Kurz um einen Literaten von allein regionaler Geltung, ist keine apologetische Argumentation und Rhetorik notwendig, wie sie sich bei Isolde Kurz findet und nach ihr bei vielen weiteren Herausgebern: Demnach habe der Denker, Forscher, Sprach- und Literaturkenner Hermann Kurz „den ganzen damaligen Kulturkreis überschaut und so in seiner Person auch die andere Seite des Schwabentums, das Weltschwabentum, verkörpert."[6] Auch wenn es richtig ist, dass Hermann Kurz mit seiner umfassenden sprachlichen und historischen Bildung, den vielen Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Italienischen, Lateinischen, Griechischen und Mittelhochdeutschen, seinen Studien zur Antike, zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit oder zur europäischen Philosophiegeschichte, nicht als Regionaldichter, sondern als Gelehrter europäischen Formats gesehen werden muss, bemühte sich Isolde Kurz um ein komplementäres Verständnis seines Gesamtwerks, wonach sich ihr Vater seiner Heimat mit „liebender Selbstbeschränkung"[7] widmete, und nicht um die notwendige semantische

5 Dilthey 1914–2006 XVII, S. 181f. Gleichzeitig, so schreibt Dilthey weiter, verbanne sich aber der Dichter damit oftmals selbst vom Markt, es sei kaum einem Dichter gelungen aus der provinziellen Abgeschiedenheit heraus die Nation für seine Literatur zu gewinnen (vgl. Dilthey 1914–2006 XVII, S. 182). Viele Biographen und spätere Rezensenten sahen darin die Ursache für den ausbleibenden markttechnischen Erfolg von Hermann Kurz. Vgl. dazu Heuss 1913, S. 265*:* „Er wurzelt im Lokalen, im altreichsstädtischen Reutlingen, und in der Territorialgeschichte Alt-Württembergs – das sind aber Sonderdinge so eigner Art, daß der Welt da draußen der Geschmack dafür nur schwer aufgeht, kaum den Landsleuten."

6 Kurz 1926, S. 6 [Vorwort I. Kurz].

7 Kurz 1926, S. 6. Daher auch der Titel „Innerhalb Etters", entlehnt aus der Erzählung *Bergmärchen*, in dem die neugierigen Reutlinger Kinder der „lebendigen Sage" Reutlingens, dem alten Buchdrucker zuhören: „An gewöhnlichen Tagen aber hielt er uns seine Vorlesungen innerhalb Etters." (SW IX, 173)

Entgrenzung des ‚literarischen Regionalismus'. Dabei reflektierte Hermann Kurz ausdrücklich die von Julian Schmidt formulierte Problemstellung einer ‚vaterländischen' Geschichtsdichtung, indem er etwa seine reichsstädtische Erzählwelt mit der Stadtgründung durch die Staufer einführte oder das württembergische Epochenporträt *Schillers Heimatjahre* mit dem Titelhelden in einen kulturnationalen Kontext rückte. Auch ‚Region' ist schließlich ein Relationsbegriff, der allein in Bezug auf ein übergeordnetes Prinzip, etwa der Nation, verstanden werden kann, und gerade für Deutschland nur in einer Dialektik von Einheit und Vielheit oder Teil und Ganzem sinnvoll wird.[8]

Dies wird nicht zuletzt anhand des Entstehungskontexts regionalhistorischer Texte von Hermann Kurz evident, etwa im bislang unbekannten Aufsatz *Sonntagmorgen in Betzingen*, der für die größte deutsche Illustrierte *Die Gartenlaube* entstanden war.[9] Der Münchner Genremaler Theodor Pixis (1831–1907) war 1863 durch den Süden Württembergs gereist und hatte im legendären Trachtendorf Betzingen eine idyllische Dorfszene eingefangen: *Betzinger Bauern am Sonntagmorgen nach der Kirche*.[10] Für einen begleitenden Aufsatz über die weltweit bekannte Tracht, über Brauchtum und Geschichte Betzingens, kam eigentlich nur Hermann Kurz infrage. Dem Herausgeber und Redakteur Ernst Keil (1816–1878) war es nach wenigen Jahren gelungen, aus seiner Illustrierten fürs kleinbürgerliche Familienglück ein Bildungs- und Unterhaltungsblatt mit unerhört hoher Auflage zu machen, in dem alle bekannten Autoren ihrer Zeit publizierten. Die *Gartenlaube* gilt heute als erstes Beispiel moderner Massenpublizistik. Dabei legte Keil größten Wert darauf, dass die Beiträge für die Serie „Land und Leute" über teils entlegenste ländliche Orte in der Manier idyllischer Genrebilder verfasst wurden, als Bilder ‚deutscher Volkskultur'.[11]

> Es scheint mir nämlich, bei der großen Verbreitung meiner Gartenlaube auch in Gegenden, wo man unbedingt von Betzingen noch nichts gehört hat, durchaus nothwendig den Leser

8 So wurde Kurz – gerade nach der Reichsgründung – als national bedeutsamer Autor rezipiert, wie etwa die Rezension der von Paul Heyse besorgten *Gesammelten Werke von Hermann Kurz* (1874) in der illustrierten Zeitschrift *Über Land und Meer* (17 (1874), H. 1, S. 7) zeigt: „Hätte er uns nur ‚Schiller's Heimathjahre', diese poetische Verherrlichung des großen Dichters geschenkt, er würde uns für alle Zeiten unverloren sein; aber auch sein Sonnenwirth, seine zahlreichen Novellen, seine lyrischen Dichtungen müssen ihn jedem sinnigen, mehr in die Tiefe gehenden, als auf's Aeußere sehenden Gemüthe werth und theuer machen. So hat sich denn Heyse nicht nur ein Verdienst um seinen Freund, [...] sondern auch um die deutsche Literatur und das deutsche Volk erworben [...]."

9 Zur Identifikation vgl. Kurz 2015, S. 243ff.

10 Vgl. den Katalog Heimatmuseum Reutlingen 2007 (Hg.), S. 114.

11 Vgl. dazu die Überlegungen in: Gruppe 1976, S. 84ff.

> in einigen lebendigen einleitenden Worten über Betzingen und dessen topographische Verhältniße etc. zu unterrichten, vielleicht im Gewand einer Sommerwanderung dahin und daran dann den Ausgang aus der Kirche, den man, eben in diesem Momente nach Betzingen gekommen, zufällig mit anschaut u. wo man sich an der schönen Landestracht erfreut hat, zu knüpfen.[12]

Inspiriert von Pixis' Zeichnung und erweitert anhand von Keils Anforderungsprofil entwarf Hermann Kurz seinen kulturgeschichtlichen Essay, der schließlich im Juli 1864 erschien. Er stellte keine Flucht vor der Lebenswirklichkeit des aufziehenden Industriezeitalters in eine romantisch verklärte Vorzeit dar, Hermann Kurz schlug den Ton des sachkundigen Ethnographen an und kritisierte sogar, dass der Maler die Szene in „leiser künstlerischer Idealisirung"[13] dargestellt hatte. *Sonntagmorgen in Betzingen*, auf den ersten Blick eine regionalhistorische Glosse, wurde von einem Münchner Maler initiiert, von einem Leipziger Verleger in Auftrag gegeben und in einer Auflage von 180 000 Exemplaren durch den gesamten deutschen Kulturraum versendet. Nach Kurz' Tod erschien in der *Gartenlaube* (1874, Nr. 4, S. 72) auf Leserwunsch sein Gedicht *Nachlass*.

Obwohl sich die ehemalige Reichsstadt Reutlingen, topographisch im schwäbischen Albvorland abgegrenzt, als ein weithin autonomer Herrschaftsbereich mit eigenständiger kultureller und historischer Tradition durchaus als Erzählwelt anbot, wurde sie nur selten zum Vorbild fiktional-literarischer Diegese. Das dürfte auch daran gelegen haben, dass sich nur wenige Schriftsteller in der südwestdeutschen Provinz niederließen. Sie bevorzugten eher die württembergische Residenz Stuttgart oder die Universitätsstadt Tübingen. Anders als in Nürnberg oder Ulm gab es in Reutlingen keine stehende Bühne und in der Oberamtsbeschreibung von 1824 heißt es sogar, „man hat weder Alleen zum Spazierengehen, noch Comödien und Caffeehäuser".[14] Dies dürfte aber weniger mit dem „Philisterton einer alten Reichsstadt"[15] zusammenhängen als mit der allseits verbreiteten

12 Ernst Keil an Hermann Kurz, Leipzig, 2.6.1864, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3045.

13 Kurz 2015, S. 245.

14 Memminger 1824, S. 130.

15 Wilhelm Waiblinger erinnerte sich an seinen Umzug nach Reutlingen als eines Abschieds von aller ästhetischen Unterhaltung: „Eine solche gänzliche Umgestaltung meiner Verhältnisse hatte freilich zu Anfang etwas höchst Unerquickliches, Störendes und Unerfreuliches für mich, zumal da ich die vielen Freuden der Residenz nun plötzlich mit der Langeweile einer Provinzialstadt, und die feinen Weltsitten [...] mit dem Philisterton einer alten Reichsstadt vertauschen mußte. [...] Von all' den Lustbarkeiten und Privatbeschäftigungen des Theaters, der Poesie, der Malerei, hatten sie keinen Begriff. Sie trieben sich auf der Straße umher, wenn sie aus der Schule entlassen wurden, und ich fühlte mich zu gebildet, zu erwachsen, als hätte ich mich dazu verstehen können." (Waiblinger 1980–1988 III, S. 561.) Wenn Waiblinger das Fehlen repräsentati-

Theaterfeindlichkeit protestantischer Geistlichkeit bis ins späte 18. Jahrhundert,[16] obwohl auch Hermann Kurz um 1838 in ein Taschenbuch notierte:

> Zueignung dieser Historien an die Bürger der Reichsstadt: Ihr verachtet zwar diese Geschichten, ‚dummes erlogenes Zeug', die süße kindliche Fabel reizt Euch nicht, der Erwerb fesselt Euch, das Nöthige und Nützliche, Ihr bedenkt nicht ob Euer Treiben einen höheren Nutzen hat – Das Eine was Noth ist – Doch ja, eure Weiber verstehen es, sie sind fromm und das Mährchen wagt sich ja auch in den Himmel.[17]

Hermann Kurz hatte bei diesen Worten, die als ein Vorwort für den Band *Dichtungen* (1839) gedacht waren, seinen Vater, Gottlieb David Kurtz, vor Augen – einen Reutlinger Kaufmann. Wie Kurz im sechsten Buch der *Denkwürdigkeiten* schrieb, lag dessen Rationalismus mit den „armen alten Historien in Fehde", er erachtete sie anders als die Romane zwar nicht für schädlich, habe ihn wegen seiner Neigung zu dem „erlogenen absurden Zeug" (SW XI, S. 71) aber immer verspottet. Trotzdem war ein musikalisch-literarisches Unterhaltungsprogramm im 19. Jahr-

---

ver bildungsbürgerlicher Kultureinrichtungen und Unterhaltungsangebote beklagt und konkret auf den Lebensalltag in einer alten Reichsstadt bezieht, so ist dies nicht unbegründet und kann tatsächlich von der Vorherrschaft der Handwerker als stadtrepublikanische Führungsschicht gegenüber einem marginalen Patriziat abgeleitet werden. Auch nach der Mediatisierung der Reichsstadt waren kulturelle Institutionen wie die öffentliche Bibliothek im Rathaus chronisch unterfinanziert: Zu den 5000 bis 6000 Bänden aus reichsstädtischer Zeit wurde kaum ein weiteres Buch angeschafft, da sich der Fond nur auf symbolische 80 Gulden belief. (Vgl. Memminger 1824, S. 92.)

16 Vgl. dazu Paul 2002, S. 119ff. Ein spätes Beispiel der dogmatischen „Verteufelung" des Schauspiels findet sich in den Memoiren des Reutlinger Küfersohns Johann Jacob Fetzer: „Einst hatte mich mein Vater zu einem Marionettenspiel mitgenommen; dasselbe fand auf der Küferzunftstube statt. Mein Vater als Zunftmeister hatte für mich und meinen Kameraden Schreyvogel Freiplätze bedungen. Ich merkte bald, daß die Puppen durch feine Drähte in Bewegung gesetzt wurden, und, was sie zu sagen schienen, hinter der Leinwand gesprochen wurde. Als wir aber am folgenden Morgen zum Unterricht erschienen, der jedes Mal mit einem Kapitel des hebräischen Textes aus dem Alten sowie des Nachmittags als griechisches aus dem Neuen Testament eröffnet wurde, untersagte uns Gruner zur Strafe das Bibellesen, weil wir gestern abend in der Schule des Teufels gewesen seien. Denn er war in alltäglichen Dingen entweder so unerfahren oder kleingläubig, daß er sich nicht abgewinnen konnte, der Kunst etwas einzuräumen." (Fetzer 1968, S. 18.) Fetzers Lehrer Gruner – „der in der Folge sein Leben in halber Geistesverwirrung zum Grabe fortschleppte und zum Gespött geworden war" (Fetzer 1968, S. 19) – wurde nach diesem Vorfall allerdings entlassen. Vgl. dazu die erste Mitteilung von Schön 1907. Theodor Schön findet den letzten Hinweis auf ein Schauspiel in den Ratsprotokollen der Reichsstadt Reutlingen bereits 1767, ein unsittlicher Theaterabend auf der Kramerzunftstube habe weitere Schauspielengagements in Reutlingen bis zur Mediatisierung verhindert. Vgl. Schön 1909, S. 95.

17 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1547.

hundert, vor allem getragen von Laientheater, Gastspielen oder den Konzerten des Reutlinger Liederkranzes, in Reutlingen durchaus vorhanden.[18]

Die Oberamtsstadt war vor allem im Buch- und Verlagswesen über den deutschen Südwesten hinaus bekannt geworden, für Volks- und Erbauungsbücher und für die ansässige Kalenderproduktion. In einer Redensart jüngeren Datums heißt es: „Die Reutlinger werden meist alle gehängt, nämlich die Kalender."[19] Spätestens mit Christian August Vulpius' Räuberroman *Rinaldo Rinaldini*, worin Goethes Schwager den Reutlinger Nachdruckern eine Figur widmete und kursorisch deren fragwürdige Geschäftspraxis als Räuberhandwerk verurteilte, wurde Reutlingen berüchtigt als Hochburg des Raubdrucks.[20] In *Schillers Heimatjahre* wird dem jungen Friedrich Schiller von seinen Freunden unterstellt, er stehe wegen seiner „löschpapiernen Exemplare" der *Räuber*, die eigentlich auf Selbstkosten bei Metzler gedruckt wurden, im Sold der „Reutlinger Presse" (SH 3, 130). Etwa mit Wolfgang Menzels *Antrag die Regierung um ein Gesetz zu bitten, wodurch der Nachdruck als ein das Eigenthum beeinträchtigendes, der öffentlichen Moral schädliches, und die Ehre des würtembergisches Namens vor dem Auslande verunglimpfendes Institut unbedingt aufgehoben würde* (Stuttgart 1833) wurde das durch königliche Einzelprivilegien gesteuerte Urhebergesetz erneut zur Disposition gestellt und besaß damit auch in Kurz' Romanen trotz historischer Verortung nachdrückliche Aktualität.

Hermann Kurz war derjenige Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, für den die Geschichte und Gegenwart Reutlingens vorrangige Inspiration war und der im spezifischen kulturellen, sozialen und politischen Gepräge Reutlingens ein

18 Vgl. etwa den Beleg von Schauspielaufführungen aus der Schwäbischen Chronik bei Schön 1906, S. 2–3, oder zum Reutlinger Liederkranz die Vereinschronik Schäffer 1890.

19 [Art.] Reutlinge[n], in: Fischer 1904–1986 (Hg.) V, Sp. 323. Fischer folgt darin Nefflen 1837, S. 123.

20 Ein desertierter Soldat will sich für die Räuberbande rekrutieren lassen mit der Empfehlung, er habe Erfahrung in dieser Branche bereits in seiner Heimatstadt Reutlingen gesammelt: „Ich lief davon und habe Lust, ein Handwerk zu treiben, das mir, obwohl in anderer Art, von jeher sehr gefiel und behagte. Mit einem Worte, das *Rauben* war vorlängst schon meine Sache. Von Geburt bin ich ein Deutscher, geboren in Reutlingen, wo ich das Zugreifen lernte. Ein Buchdrucker von Profession erhob ich mich bald zum *Nachdrucker*. Es ist dies ein sehr leichtes Geschäft, zwar unerlaubt, trägt aber etwas ein. Man braucht nur zu vigilieren, welches Buch Aufsehen macht, und guten Abgang verspricht. Gleich fährt man darüber her, druckt es auf Löschpapier mit abgestumpften Lettern nach, schickt's in die Welt und streicht's Geld ein. Dabei lebt es sich gut und ruhig, denn es ist bei uns erlaubt, dies zu tun. Man fürchtet keine Strafe, weil keine zu fürchten ist, und lacht darüber, daß man uns Diebe, Piraten, Schufte, Schurken und schlechte Menschen nennt. Zwar weiß man wohl, daß man das ist, aber man lacht dennoch und nachdrucket immer fort. So stiehlt sich es wirklich gut!" Vulpius 1980, S. 455f. Vgl. dazu Widmann 1973. Zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reutlinger Buchgeschichte vgl. Widmann 1967.

Ideen-, Anekdoten- und Geschichtenmonopol fand, das er vor allem in seinem frühen Novellenwerk bearbeitete und dabei Darstellungsverfahren erprobte, die bereits auf seine weitläufigen Geschichtsromane vorausdeuten. Wenn sich bislang die Intelligenz des Stadtbürgertums in Sachen literarischer Produktion seit Beginn der Frühen Neuzeit eher auf das Verfassen von religiösen Schriften und Stadtchroniken konzentrierte,[21] so wandte sich Kurz dem Schreiben fiktionaler Literatur mit regionalem Profil zu. Unter den Reutlinger Intellektuellen des 19. Jahrhunderts war Hermann Kurz aber nicht nur der einzige, dessen Werk sich durch einen Bezug auf Reutlingen auszeichnete, er war überhaupt der einzige bekannte Reutlinger Poet seiner Zeit. Zwar können auch Johann Jacob Fetzer (1760–1844), Friedrich List (1789–1846), Gustav Werner (1809–1887), Gustav Heerbrandt (1819–1896), Theophil Rupp (1805–1876) oder Adolf Bacmeister (1827–1873) als Gestalten des Reutlinger Geistesleben genannt werden, doch waren sie immer mehr Jurist, Ökonom, Pfarrer, Verleger, politischer Aktivist oder Philologe als Dichter. Andere, wie Wilhelm Friedrich Waiblinger (1804–1830), der zwei Jahre das Reutlinger Lyzeum besuchte, wurden nur wenig von der ehemaligen Reichsstadt geprägt und haben dort auch nur eingeschränkt ein Nachleben aufzuweisen.

Die Person Hermann Kurz und sein Werk sind konstruktive Elemente Reutlinger[22], schwäbischer[23] und deutscher[24] Gedächtniskultur geworden. Insofern

21 Vgl. dazu die chronologischen Materialien in B. Bausinger 1996.

22 Ein Indiz dafür ist die museale Würdigung des Autors u.a. im HMR.

23 Allein der erste Band des *Schwäbischen Wörterbuchs* dokumentiert, wie Hermann Kurz von Keller / Fischer als produktiver Rezipient des schwäbischen Dialekts wahrgenommen wurde. Fischer wertete für seine lexikographischen Studien offensichtlich den gesamten Briefwechsel aus: Im Artikel *Paradiesgarte*^{n} heißt es: „Tropisch, offenbar auf pop. Rede beruhend, HKurz in einem Brief von 1835: Der Simplicius … ist noch im Paradiesgärtle und macht Schneballen sive in lumbis patrum." (Sp. 634) Der Artikel *Bratwurst* nimmt dagegen Bezug auf einen Brief aus den letzten Lebensmonaten: „Aufs Gewissen nehmen wie die Katz die Br.' HKurz in einem Brief 1873" (Sp. 1362). Da Hermann Fischer erst 1906 den Briefwechsel von Kurz mit Kausler und Keller veröffentlichte, könnte die Auswertung der Korrespondenzen zunächst durch die Arbeit am *Schwäbischen Wörterbuch* motiviert worden sein. Fischer benutzte aber auch die von ihm herausgegebenen *Hermann Kurz' Sämtliche Werke*. So wird als Referenz für die Streiche der schildbürgergleichen Bopfinger Kurz' *Den Galgen! sagt der Eichele* (1847) angeführt (vgl. Art. Bopfingen, Sp. 1292). Teilweise ist eine Unterscheidung von Redensart und individuell-schwäbischem Wortgebrauch dem Herausgeber nicht möglich, wie der Artikel *Aufhasple*^{n} zeigt: „‚Das ist eine Sünd', die unser Herrgott gewisslich zu den andern Missethaten mit a. wird' HKurz 5, 152; ob aber volksüblich?" (Sp. 385).

24 Vgl. u.a. das *Historische Schlagwörterbuch. Ein Versuch* von 1906 (ND: Hildesheim 1968) von Otto Ladendorf, das Kurz vor allem wegen seiner Kritik der parlamentarischen Sprache (*Denk- und Glaubwürdigkeiten)* rezipiert. In der Diskussion des Schlagworts ‚Brennende Frage' aus der

steht Kurz wirkungsgeschichtlich in der Tradition der Reutlinger Stadtchronisten Jacob Frischlin (1557–1621), Johann Fizion (1573–1653), dessen *Cronica* erst 1862 von Bacmeister in den Druck gegeben wurde, Matthäus Beger (1588–1661) oder Lorenz Hoffstetter (1629–1692), an der Seite von Carl Christian Gratianus (1780–1852), Christoph Friedrich Gayler (1780–1849) und Carl Bames (1806–1875). Kurz dokumentierte nämlich nicht allein das Selbstverständnis der Stadtrepublikaner, sondern wollte es – vor allem mit den *Familiengeschichten (Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)* – aktiv mitgestalten, indem er Motive und Zusammenhänge aus der Geschichte des Gemeinwesens für seine eigene Gegenwart aufbereitete. Einerseits zeigte er das Regionale vor einem ideellen Horizont und pflegte eine Art performativer Erinnerungskultur, andererseits diente ihm die Erinnerung als Orientierung im erlebten Raum. Insofern ist dies auch politisch zu verstehen, als die Reutlinger Stadtchroniken keinen repräsentativen Charakter für eine oligarchische Führungsschicht besaßen, sondern Schriften für das Stadtbürgertum waren.[25] Trotz des fiktionalen Handlungsgeschehens sind Kurz' frühe Erzählungen wie die späten *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859) auch Beiträge zur Reutlinger Überlieferungsgeschichte und werden als solche nachdrücklich, wenn auch ironisch gebrochen, reflektiert.

Während Christoph Friedrich Gayler die Notwendigkeit einer neuen Stadtchronik darin begründete, „daß der Urkunden, da sie größtentheils ihre politische Bedeutung verloren, immer weniger werden; daß viele Denkmähler in der Stadt und Gegend nach und nach verschwinden müssen [...]; daß der Sagenkreis wenigstens mit jedem Abgang eines 80 oder 90jährigen Greisen sich verengert [...]"[26], suchte Hermann Kurz in Erzählungen die Zeitzeugen und Relikte des alten Reutlingens auf, um eben von jenen Ereignissen und Sagen etwas zu erfahren.

Zeit des Vormärz schreibt Ladendorf: „Die ganze Schale des Spottes aber gießt Herm. Kurz 11, 56ff. darüber aus, indem er bald von ‚den modern-romantisch-bengalisch-gegensätzlich-brennenden Arbeits- und Genußlebensfragen der Jetztzeit', bald von den ‚lichterloh brennenden Fragen von Kopfes-, Herzens- und Geldeswert' spricht." (S. 37) Oder über das Programmwort ‚Völkerfrühling': „Kein Wunder, daß darauf im Revolutionsjahr 1848 das Schlagwort mit neuem Schwunge ertönte. Herm. Kurtz 1, 34 bemächtigte sich seiner sofort in einem im März 1848 gedichteten herrlichen Vaterlandslied: ‚Ja, und säuselnd bricht der große / Schöne Völkerfrühling an." (S. 326)

25 Vgl. Lang 2003. Zu Reutlingen das Kapitel „Merkwürdige Verfassung der Stadt Reutlingen" in: Fetzer 1968, S. 7–12. Obwohl in der proto-demokratischen Verwaltungsstruktur die Wahlmänner von den Zünften gestellt wurden, bildete sich insofern ein Handwerkerpatriziat, als einzelne Familienverbünde politische Schlüsselpositionen einnahmen. Vgl. Gemeinhardt 1995, S. 700.

26 Gayler 1840–1845 I, S. XI.

Seinen Erzähler ließ er vor allem mit dem Großvater durch die Reutlinger Landschaft streifen:

> Dazwischen ruhte er mit mir aus und erzählte mir mit dem Stolz eines ächten Reichsbürgers aus der früheren Geschichte der Stadt: Glück und Unglück bewahren sich in einem so engen Kreise ein viel treueres Gedächtniß, als in der breiten Zersplitterung eines größern Staates. (G, 8f.)

Am Ende seiner *Familiengeschichten* erinnert sich der Erzähler noch einmal an die stolze Regine, die seinen Großvater einst zurückwies, und versichert, dass er sie als über neunzigjährige Frau noch kennengelernt habe. Er sieht vor allem noch ihre große Nase, „die das eingesunkene Gesicht wie ein Usurpator beherrschte", vor sich. Sie sei häufig mit einem jungen Studenten zusammengesessen, der sie mit Schnupftabak versorgte, und es sei ein wahres Schauspiel gewesen, wenn sich die beiden „über die Kluft eines Jahrhunderts hinüber" befehdeten: „Sie ist nun schon längst dahingegangen, und mit ihr ihre Nase, das Denkmal einer bedeutenden, tüchtigen Vorzeit." (G, 99)

Bedingt durch die Überschaubarkeit und Familiarität des Kleinststaats, erscheint Kurz die Stadtgeschichte als eine einheitliche Formation von Geschehenszusammenhängen und Akteuren, die vor allem in mündlicher Form überliefert wurde. Die Faszination für die Reichsstadtgeschichte bei Hermann Kurz und seine Entdeckung des alten Reutlingens als personalstilistisch markanten Gegenstands seiner fiktionalen Texte steht jedoch in Zusammenhang mit der jüngeren Staatsgeschichte. Mit Napoleons territorialer Neuordnung der deutschen Länder wurden Jahrhunderte alte Stadtrechte aufgehoben, was gerade im einst kleinparzelligen Württemberg notwendig zu einem historischen Bruch und einem damit einhergehenden Identitätskonflikt führte, der immer wieder literarisch evident wurde.[27] So wie Gayler die durch die Mediatisierung hinfällig gewordenen Verwaltungsakten und Urkunden der Stadt in seiner Stadtchronik auswerten wollte, um sie vor dem Vergessen zu bewahren, so wollte auch Hermann Kurz mit seinen eigenen Erzählungen einem Überlieferungskontinuum der Stadt- und Familiengeschichte zuarbeiten.

27 Noch in der postum erschienen *Chronica von Reutlingen* (1875) nahm Carl Bames in heiteren Versen Partei für das ‚moderne' Württemberg. Etwa in seinem Gedicht *Der Posthannesle* beschrieb er die Folgen der Reichsstadtautonomie für die infrastrukturelle Anbindung Reutlingens. Der alte Postweg führte an Reutlingen vorbei, Gepäck und Briefe mussten einem Boten außerhalb übergeben werden: „Dies war die gute alte Zeit, / Die vielgepries'ne Herrlichkeit! / Ganz anders sind wir jetzt daran, / Mit Bahnhof, Post und Eisenbahn. – / Wer noch reichsstädtisch ist gesinnt, / Scheint vornen wie von hinten blind." Bames 1985, S. 302f.

Obwohl die ‚Familiengeschichten' und ‚reichsstädtischen Historien', die Kurz' Novellen- und Skizzenbände *Genzianen* und *Dichtungen* umfassen, Jahrzehnte nach der Mediatisierung Reutlingens entstanden, sollten sie von der „reichsstädtischen Heimat"[28] erzählen. Die pseudo-gattungstypologischen Untertitel lassen auf Kurz' konzeptuelle Vorstellung schließen und reflektieren dabei – wie schon der Erzählrahmen der *Familiengeschichten* – sein grundlegendes Anliegen: Die Betonung des familiären Verwandtschaftsverhältnisses von Autor und Gegenstand bürgt für die Authentizität sowie Kontinuität der Darstellung und damit für eine reichsstädtische Traditionsbildung. Die Reichsstadtgeschichte findet in den Familienmitgliedern ebenso ihre Repräsentationen wie in der Topographie. Reutlingen als untergegangenes Staatswesen war Hermann Kurz auch noch über die städtebaulichen Relikte bekannt, die sich für eine objektive Darstellung anboten und auf das Engste mit seiner Glockengießerfamiliengeschichte verbunden sind. Mit der Mediatisierung der Reichsstadt setzte für Hermann Kurz eine neue regionalgeschichtliche Epoche ein, an deren Schwelle er aufgewachsen war und deren literarischer Chronist er werden wollte. Da dieses Ereignis eine allumfassende Veränderung des Stadtalltags bedeutete, der für die erste neu-württembergische Generation eine Selbstverständlichkeit war, für ihre Elterngeneration aber ständig den Verlust der politischen Autonomie repräsentierte, wurde die Reichsstadtzeit mit ihren Bürgern, obwohl sie in Hermann Kurz' Jugend noch keine 20 Jahre zurücklag, zu einer weit entfernten Vergangenheit. Erzählt wurde also im Spannungsverhältnis zwischen Alt-Reutlingen und Neu-Württemberg: Während Menschen und Landschaft Reutlingens ein Kontinuum darstellen, ist die genuin erzählerische Leistung in der narrativen Rekonstruktion Reutlingens als reichsstädtisches Territorium zu finden, das in seiner politischen Integrität nicht mehr existierte und für die jüngere Generation bereits historisch geworden war.

Auf den „Reichsstädter Hermann Kurz"[29] wurde in biographischen Darstellungen und Interpretationen mehrfach hingewiesen, doch dabei die „reichsstädtische Identität" einerseits als ein mystisch-nativer Charakterzug verklärt, andererseits als faktualer Ausdruck und nicht als eine bewusste literarisch-fiktionale Inszenierung dieses kulturhistorischen Phänomens gelesen. Paul Heyse sprach in seiner Einleitung zur ersten Werkausgabe (1874) davon, dass dem „jugendlichen Romantiker" die Kindheit als „ein Stück fertiger historischer Dichtung vor der Seele"[30]

28 Vgl. den Lebenslauf für Hub 1846 (Hg.), S. 687 / DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 27484.
29 So der Titel von Borst 1959; wieder abgedruckt in: Stadt Reutlingen 1988 (Hg.). Dieser Aufsatz ist die Vorarbeit für Borsts stark erweiterten und vermehrten Aufsatz im siebenten Band der *Lebensbilder aus Schwaben und Franken.*
30 GW I, S. XI.

gestanden sei, entsprechend leitete Isolde Kurz vom häuslichen Schweigen seitens ihres Vaters über die Reutlinger Vorfahren ab, er habe diese Gestalten auf immer in Poesie verwandelt: „Für ihn waren sie nunmehr völlig das, was seine Phantasie aus ihnen gemacht hatte."[31] Hermann Kurz suchte Reutlingen mehrfach in verschiedenen Textgattungen auf; in seinem Gedicht *Die Glocken der Vaterstadt* und in den frühen Erzählungen ebenso wie im Roman *Schillers Heimatjahre*, vor allem aber wurde Reutlingen zu einem Erzählzentrum in den weithin ironisch überzeichneten Selbstbetrachtungen der *Neun Bücher historischer Denk- und Glaubwürdigkeiten*.

Eine Deutung der ‚Reichsstadtromantik', die auf eine mentalitätsgeschichtliche Einordnung des Autors abzielt, würde zunächst vor der Frage stehen, wie Belege für das Verhältnis zur Reichsstadtgeschichte in fiktionalen Erzählzusammenhängen zu interpretieren seien und welcher Aussagewert ihnen beigelegt werden könne.[32] Die *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* sind auch weniger als Memoiren und damit als biographische Quelle zu lesen, vielmehr leisten sie einen humoristisch-konstruktiven Beitrag zum Werkverständnis[33] – wie bereits der Titel in Anlehnung an die neun Bücher der *Historien* von Herodot und an Gaylers

31 I. Kurz 1906, S. 15.

32 Wenn bei der Interpretation von autobiographischen Schriften von neueren philologischen Ansätzen abgesehen wird, wie der Berücksichtigung von performativen oder rezeptionsästhetischen Elementen der Bedeutungskonstitution, so bleibt doch auch bei klassischen hermeneutischen Verfahren zu klären, inwiefern das autobiographische Erzählen überhaupt Aussagekraft besitzt in einem neuen Bezugssystem. Für Wilhelm Dilthey etwa ist die Autobiographie die instruktivste Form für das „Verstehen von Leben": „Hier ist ein Lebenslauf das Äußere, sinnlich Erscheinende, von welchem aus das Verstehen zu dem vorandringt, was diesen Lebenslauf innerhalb eines bestimmten Milieus hervorgebracht hat. Und zwar ist der, welcher diesen Lebenslauf versteht, identisch mit dem, der ihn hervorgebracht hat." (Jeweils nach Dilthey 1914–2006 VII, S. 199f.) Die Bedeutung einzelner Geschehensmomente werde nach Dilthey aber erst im Prozess des Erinnerns aktuell (Vgl. Dilthey 1914–2006 VII, S. 201) und besitzt damit nur eingeschränkt Gültigkeit für Erlebnisse und Empfindungen der Vergangenheit. Unter dieser Annahme werden gewisse Schlussfolgerungen problematisch: So etwa, wenn Borst eine Losung aus der Einleitung zur Erzählung *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* mit einem Tagebucheintrag von Eduard Mörike kombiniert als interdependent zu lesende Momente einer Charakterisierung von Hermann Kurz: „Den Stolz der Reichsstadt, ‚unseren städtischen Nationalstolz', wie er ihn ungeniert nennt, stets mit sich führend – ‚er hat so etwas Süffisantes', schreibt Freund Mörike einmal beleidigt –, willig geleitet von einem konsequenten Individualismus [...] stößt er als Dichter auf eine Episode schwäbischer Geschichte, auf die er geradezu stoßen *mußte:* ‚Schillers Heimatjahre'." (Borst 1962, S. 219.)

33 Auf diese werkimmanente Funktion wies Kurz immer wieder hin, so etwa wenn auf der „Rückseite des Titels" (*Denkwürdigkeiten*) vermerkt werden sollte: „Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen ist Jedermann gestattet." (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2816)

Chronik der Reutlinger *Denkwürdigkeiten* anzeigt. Als sich Hermann Kurz in seinem Frühwerk auf Reutlingen als Erzählwelt bezog und dabei die reichsstädtische Identität in Ansätzen narrativ abbildete, so veräußerte er dabei kein unbewusst hervorgebrachtes Symptom, sondern verfolgte zunächst eine bestimmte poetische Darstellungsabsicht. Die Erschließung Reutlingens als literarische Kulisse ist nämlich ästhetisch motiviert. Teils sogar in formaler Sicht lehnte sich Kurz an die Gattungstradition der Stadtchroniken und Chroniken Württembergs an. Die Gebrauchsschriften dienten als Motivrepertoire, Erzählrahmen oder Quellenmaterial seiner Erzählungen und Romane, er referierte einzelne Passagen, montierte sie in Textcollagen ein oder ließ die Chroniken selbst in den Erzählungen aufscheinen, um eine Lesefiktion in der Art einer Mise en abyme darzustellen. Als der junge Held Heinrich Roller in *Schillers Heimatjahren* Zuflucht in der Reichsstadt Reutlingen fand, „setzte er sich zu Chroniken und alten Büchern, wie ein Sohn im elterlichen Hause, der seine Ferien nicht ganz müßig verdämmern will." (SH III, S. 129) Seiner Erzählung *Das Zauberbild* stellte Kurz ein ausführliches Zitat aus Johann Georg Begers *Umbständliche Relation wie es mit der Reformatione der Stadt Reutlingen [...] begangen* voran, ließ in der Erzählung *Liebeszauber* seinen jungen Helden eine alte Chronik lesen, bevor dieser seine Tante bittet, eine Geschichte aus dem alten Reutlingen zu erzählen, oder verarbeitet in *Den Galgen! sagt der Eichele* (1847) einen Schwank, der bereits in der *Wirtembergischen Chronik* von 1656 und noch in Christoph Friedrich von Stälins *Wirtembergischer Geschichte*[34] überliefert wurde.

Hatte er diese Erzählverfahren bei den Romantikern, aus den Volksbüchern und anderen Vorläufern historisch-realistischer Literatur kennengelernt, so bezog sich Kurz inhaltlich auf die relevanten Ereignisse schwäbischer und vor allem Reutlinger Geschichte. Von dieser besonderen produktiv-literarischen Aneignung aus, nicht in epigonischer Nachfolge eines Walter Scotts,[35] erschloss

34 Vgl. Stälin 1841–1873 III, S. 485. 1870 schrieb Hermann Kurz auch über die Geschichte vom „wüllinen Kappenzipfel" und das Epitaph der beiden Ritter, die 1460 während des Kriegs zwischen Ulrich V. von Württemberg und dem Pfalzgrafen Friedrich I. bei Lauffen gefallen waren, eine kleine Miszelle und berief sich wiederum auf Stälins Chronik: Vgl. Kurz 1870, S. 95–96.

35 So schreibt etwa Barbara Potthast in ihrer Habilitationsschrift: „Scott läuft den deutschen Erfolgsschriftstellern den Rang ab und avanciert zum Marktführer, daher wird, – in der Epoche eines bereits kapitalisierten Literaturmarktes – seine Art, Geschichtsromane zu schreiben, von anderen in Serie und industrieller Manier nachgeahmt. Dies geschieht keinesfalls heimlich und verschämt, sondern ganz offen: Willibald Alexis, Wilhelm Hauff und Hermann Kurz bekennen sich ausdrücklich dazu, der deutsche Walter Scott sein zu wollen." (Potthast 2007, S. 36.) In Bezug auf Hauff, Alexis und Kurz ist sogar regelmäßig von einer „qualitativ absteigenden" Scott-Nachfolge die Rede (Vgl. Geppert 2000, S. 480). Dieses vielfach wiederholte Urteil über Hermann Kurz und *Schillers Heimatjahre* verwundert insofern, als kein Autor es für notwendig hält, den Roman wenigstens kursorisch zu analysieren und dies argumentativ zu begründen. Auch wenn

sich Hermann Kurz das Feld des historischen Erzählens und des historischen (schwäbischen) Romans wie vor ihm Wilhelm Hauff mit seinem Roman *Lichtenstein* (1826) und nach ihm Joseph Victor von Scheffel mit seinem *Ekkehard* (1857): Hermann Kurz' besondere literarische Entwicklung verläuft mit der Anlehnung an die Reutlinger Chronistentradition gewissermaßen parallel zum historischen Sonderweg, den die Reichsstädte des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation selbst als traditionsreiche souveräne Kleinstaaten darstellten. Wenn seinem ersten großen Roman *Schillers Heimatjahre* eine intensive Recherche in Stuttgart voranging und er unter anderem die Notizen über die Hohe Carlsschule von Schillers Freund Johann Wilhelm Petersen auswertete, für sein Opus magnum *Der Sonnenwirt* die Gerichtsakten über den Fall des Johann Friedrich Schwan bearbeitete[36] oder noch in seinem Spätwerk die Synthese zwischen historischem Erzählen und Historiographie als Fluchtpunkt seines Arbeitens benannte,[37] dann nahm diese Entwicklung ihren literarischen Anfang zunächst im Umgang mit den Reutlinger Chroniken, Geschichts- und Gebrauchsschriften vor dem Hintergrund der literarischen Innovationen seiner Zeit. Die „kindlichen Anschauungen" Reutlingens sind also keine Ansammlung von Erinnerungen, voyeuristischen Einblicken in die Familienbiographie, literarisch aufbereiteten Lokalkenntnissen und stadtgeschlichen Ereignissen – auch wenn dies Teilaspekte seiner Erzählungen darstellen. Hermann Kurz spielte hier mit den Formen des fiktiven und faktualen Erzählens, was vielen Lesern und Rezensenten entgangen war. So gab auch Paul Heyse die frühen Erzählungen im neunten Band der *Gesammelten Werke* unter dem missverständlichen Titel *Hauschronik* heraus.[38]

Hermann Kurz hier und da auf Walter Scott verwies und seinen Roman *Schillers Heimatjahre* ursprünglich „Heinrich Roller oder vor sechzig Jahren, schwäbische Geschichten" nennen wollte (Vgl. SH, V), kann von dieser Hommage an die *Waverly*-Romane keineswegs eine ‚Nachahmungsmasche' abgeleitet werden. Es ist in der Nachfolge-Rhetorik allenfalls ein Indiz für die Popularität von Walter Scott zu finden, ein poetisches Vorlagenmuster – jenseits des Entwurfs eines ‚mittleren Helden' – konnte bislang nicht plausibel nachgezeichnet werden.

36 Ein Druck des Fahndungsbriefs, Abschriften der Göppinger Gerichtsakten u.a. befinden sich im Teilnachlass in der WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 343 IIb., im DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3171 sowie auf dem Vorsatz der Ausgabe von Jürgen Schweier: Kurz 1980.

37 Vgl. die Vorbemerkungen in Hermann Kurz' *Bilder aus der Geschichte Schwabens* (1859), später erschienen als *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit* (1871) und vor allem die vorausgegangene Skizze im Manuskript *Geiselschicksale:* „Neben der sachstrengen Historiographie und dem historischen Roman liegt ein Gebiet, welches die unsere Zeit mit Glück anzubauen begonnen hat, das der geschichtlichen Lebensbilder." (Anhang 4.1)

38 Paul Heyse erkannte durchaus an, dass in den frühen Erzählungen von Hermann Kurz der Boden geschildert werde, „in welchem der historische Sinn des Dichters wurzelte" (GW I, X.), verwarf sie aber größtenteils als „Vorpostenplänkeleien" (GW I, XXVII.) gegenüber *Schillers Hei-*

Wie Kurz sich mit Verweis auf die für die Erzählwelt relevanten Schriften in die Tradition der hiesigen Chronisten stellte, so kontrastierte er diese Form der Regionalität durch eine Vielzahl von intertextuellen Verweisen und Anspielungen: In den frühen Erzählungen von Hermann Kurz verdichten sich also geschichtliche Ereignisse, persönliche Erlebnisse und Erinnerungen sowie Lektüre-Erfahrungen zu komplexen Erzählwelten. Diese werden in der Geschichte der Reichsstadt Reutlingen und der Gegenwart des noch jungen Königreichs Württemberg verortet. Entsprechend umfasst der Personenfundus weitestgehend die eigene Familie, jugendliche Freundeszirkel und stadtbekannte Persönlichkeiten. Zentrale Motive und Handlungsmuster der literarischen Tiefenstruktur verweisen aber auf die Literatur des 18. Jahrhunderts, auf die Reutlinger Volks- und Erbauungsbücher oder etwa auf die zeitgleich entstandenen Studien und Übersetzungen. Einerseits waren es demnach die regionale Kultur, die heimatliche Topographie und Geschichte, die ihm zur Vorlage dienten, andererseits schrieben sich mit virtuosen intertextuellen Verweisen und Reminiszenzen literarhistorische und kulturgeschichtliche Diskurse in die Texte ein, die über die Grenzen Württembergs und der schwäbischen Literatur hinausweisen, um weitläufigere Bedeutungshorizonte zu erschließen.[39]

Mehr noch als im Großvater findet dieser Werkaspekt ihre symbolische Verdichtung in der Erzählerfigur des Buchdruckers, der den reichsstädtischen Sagenkreis repräsentiert, denn „Mythus und Historie wohnten in ihm friedlich beisammen." (SW IX, 172) Im Vorwort ‚Reichsstädtische Geschichten', das sich in den *Dichtungen* (1839) findet, und später im *Bergmärchen* (2. Fassung) geht dem Erzähler „die Muse leibhaftig zur Seite, in Gestalt eines alten Buchdruckers" (SW IX, 172), in *Der Blättler* heißt er der „willkommene Märchenerzähler" (SW I, 205), in der *blassen Apollonia* begleitet ihn „die wandelnde Chronik, die lebendige Sage"

matjahre mit dem Hinweis, diese Art von Intimität wäre nur dem arrivierten Dichter zugestanden worden: „Zwar enthielten die Genzianen schon einige jener musterhaft erzählten Novellen (Simplicissimus; Der schwäbische Merkur; wie der Großvater die Großmutter nahm), die den Beruf des Dichters zur volksthümlichen Erzählung außer Zweifel stellten. Daneben aber standen die tollen Schwänke und Schnurren aus der Studentenzeit, die heute, wo das Bild des Dichters vollendet vor uns steht, seinen Freunden so werthvoll sind, während sie damals wohl im besten Falle nur Befremden erregt haben mögen. Erst der fertige Künstler kann den Anspruch machen, daß die Welt auch an seinen persönlichen Liebhabereien und den übermüthigen Auswüchsen der Entwicklungsjahre Interesse nehme." (GW I, XXV.)

39 In diesem Sinn wurden seine Novellen durchaus schon wahrgenommen. Vgl. Krell 1919 (Hg.). Diese kommentierte Leseausgabe des Reallehrers Krell wurde für den Unterricht an Oberrealschulen und Gymnasien konzipiert, da die bayerische Schulordnung Kurz' Erzählungen für die 5. Klasse empfahl.

(SW X, 51), in *Das Horoskop* begegnet er dem Leser zunächst im altertümelnden Hauskamisol mit einem Zwicker auf der Nase über eine alte Chronik gebeugt (Vgl. SW IX, 160). Er wird aber nicht allein als Erzählerfiktion in die einzelnen Werke eingeführt, sondern auch als kohärenzstiftendes Moment des Gesamtwerks eingesetzt; ein Verfahren, das für Hermann Kurz charakteristisch ist: Als Kurz für die Ausgabe der gesammelten Erzählungen auch das *Bergmärchen* überarbeitete, flocht er dabei die Bemerkung ein, er erinnere sich mit Schrecken daran, als der Buchdrucker „die Geschichte vom Apostaten erzählte, der den lutherischen Glauben abschwor, ohne dafür ein guter katholischer Christ zu werden und obendrein ohne die Braut heimzuführen" (SW IX, 174). Die im Erzählzusammenhang hinfällige Ausführung ist ein Kommentar auf die Einlageerzählung *Der Apostat* in den *Familiengeschichten* bzw. *Eine Reichsstädtische Glockengießerfamilie*, die dem Buchdrucker somit rückwirkend in den Mund gelegt wird. Er ist eine historische Gestalt aus der Reutlinger Kindheit von Hermann Kurz: Dabei handelt es sich allem Anschein nach um Georg Friedrich Rau (1768–1834) aus Pfullingen, der in der Reutlinger Buchdruckerei Fischer-Lorenz-Heerbrandt angestellt war, 1785–1790 als Druckerlehrling, 1792–1810 als Geselle.[40] Wenn Hermann Kurz im Vorwort zu seinem avisierten Zyklus ‚Reichsstädtische Geschichten' und später im *Bergmärchen* (1860) schreibt, er habe keine größere Freude gehabt, als „an Johanni [...] mit unserem alten Buchdrucker eine Wallfahrt auf den Roßberg, die höchste Anhöhe unseres Gebirges, machen zu dürfen" (SW IX, 175), so kann anhand von Dokumenten aus dem Familienkreis die Authentizität dieser Aussage verifiziert werden. Die Mutter Christine Barbara Kurtz schrieb ihrem Sohn vom jüngeren Bruder: „Ernst läßt dich grüssen, er war gestern mit Hr. Rau auf dem Roßberg, u. ist glaube ich zu faul zum Schreiben [...]."[41] Derlei Ausflüge, bei denen Landschafts- und Naturerfahrungen einhergingen mit Erzählungen aus dem Sagenkreis und den alten Chroniken, bieten in zentralen ‚reichsstädtischen Erzählungen' einen fiktionalen Referenzrahmen.

Einige Zeit verfolgte Kurz den Plan, ein weitläufiges Panorama der Reichsstadtzeit bis hin zu seiner eigenen Gegenwart zu entwerfen (vgl. D 39). Tatsächlich kann in den ‚Familiengeschichten' also ein urbaner Vorläufer von Auerbachs *Dorfgeschichten* gesehen werden und in Anbetracht des engen Kontakts zwischen Hermann Kurz und Berthold Auerbachs ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Idee, eine Serie von Erzählungen über das Dorf Nordstetten zu entwerfen, ihr Vorbild im Novellen-Zyklus der Stadt Reutlingen besitzt – hatte Auerbach doch

40 Vgl. die Auswertung des Innungsbuch von Sporhan-Krempel 1976.

41 Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurz, Reutlingen, 14.7.1829, StA Rt. N 40, Nr. 37.

erst 1840 mit seinem Entwurf der Schwarzwälder Dorfgeschichten begonnen.[42] Immerhin war er auch der erste, der den Band *Genzianen* in August Lewalds *Europa* besprach und darin über die drei Lebensbilder der Familiengeschichten schrieb, dass ihm „Sinnigeres, Zarteres und Ansprecherendes" seit langer Zeit in der deutschen Literatur nicht mehr begegnet sei: „Die kerngesunden Charaktere, mit fester Hand gezeichnet, ohne allen Wortschwall und jene stereotypen Phrasen-Circulaire [...]. Das Colorit jenes umfriedeten Bürgerlebens ist wahr und ohne allen Prunk aufgetragen [...]."[43] Die ‚reichsstädtische Erzählung' erreichte gegenüber der ‚Dorfgeschichte' natürlich nie gattungstypologischen Status. Kurz' konzeptioneller Entwurf verweist auch auf eine andere Idee, als Auerbach sie in seinen Dorfgeschichten verwirklichte, denn während Auerbach verschiedene Ereignisse und Personen synchron darstellte, wollte Hermann Kurz einen diachronen Zyklus schreiben, der von der Zeit der Staufer bis zu Napoleon reichen sollte, und damit kein gesellschaftliches Porträt vom Reutlingen der Gegenwart vorlegen, sondern eine erzählende Chronik der gesamten Reichsstadtzeit. Diesen Ansatz verfolgte Kurz aber nie systematisch, so dass in seinem zweiten Erzählband *Dichtungen* zwei weitere „Familiengeschichten" neben einer „reichsstädtischen Historie" erschienen, die aber – ebenso wie *Der Blättler* und *Die Reise ans Meer* – nicht die Reichsstadt zum Gegenstand hatten, sondern von ihr ausgingen oder sich ihres Sagenkreises bedienten. Auch in den weiteren reichsstädtischen Erzählungen wie *Die blasse Apollonia* ist diese perspektivische und thematische Verlagerung zu beobachten.

Bereits in der „Zueignung an einen Freund" (Rudolf Kausler) der *Dichtungen* kündigte Kurz an, vorerst keine Novellen mehr schreiben zu wollen:

> Mag denn jetzt eine lange Pause eintreten, sie wird doch nicht so lange währen als unser Leben, und manche anmuthige Geister, jetzt noch hermetisch in jener Flasche verschlossen, welche die Aufschrift ‚Reichsstädtische Historien' trägt, werden nicht immer vergebens um Verkörperung flehen [...]. (D, [3])

Fortan wolle er sich anderen Arbeiten zuwenden und meint damit seinen „dreibändighistorischKarlherzoglichSchillerSchubartischSchieferdeckerischnationalsechzigbogigen Roman" *Schillers Heimatjahre*.[44] Obwohl verstreut noch einige Erzählungen erschienen, die zweifellos im Umkreis der ‚reichsstädtischen

42 Vgl. den ersten Entwurf zum Zyklus der *Schwarzwälder Dorfgeschichten*, in Bettelheim 1907, S. 427–430 (Beilage B).

43 Auerbach 1838, S. 85.

44 So heißt es in der ersten Ankündigung, an *Schillers Heimatjahren* zu arbeiten: Hermann Kurz an Adelbert Keller, [erhalten] 23.2.1837 (BF 249).

Geschichten' anzusiedeln sind, wurde bis 1858 kein weiterer Band mit Novellen und Erzählungen herausgegeben. Insofern dürfen diese ersten beiden Lieferungen an ‚Familiengeschichten' und weiteren Reutlinger Erzählungen, neben der gleichzeitig entstandenen romanesken Großerzählung *Lisardo* und dem dreibändigen Roman *Schillers Heimatjahre*, als erzählerisches Frühwerk betrachtet werden, das in seiner losen zyklischen Anlage sowohl inhaltlich als auch konzeptionell eine geschlossene Werkgruppe darstellt, die – wie die zweite Fassung des *Bergmärchens* zeigt – in den weitreichenden Umarbeitungen in späterer Zeit eine schärfere Kontur erhalten sollte. Obwohl die Kollisions- und Konfliktstrukturen sich in *Schillers Heimatjahre* gegenüber den Reutlinger Erzählungen unterscheiden, ist dieser Roman komplementär zu sehen, denn damit wird im Frühwerk nicht nur das Stadtbürgertum thematisiert, sondern auch der konkurrierende Stoff der höfischen Welt verarbeitet.

Die Wahrnehmung der eigenen Erfahrungswelt als Reservoir poetischer Stoffe und die Hinwendung zu regionalgeschichtlichen Themen ist bei Hermann Kurz nicht allein auf Wilhelm Hauff zurückzuführen; formal und gehaltsästhetisch orientierte er sich nur wenig an ihm.[45] So gibt es ebenso viele ästhetische Berührungspunkte mit Karl Immermann, von dem Kurz besonders den *Münchhausen* bevorzugte und dessen Sittenschilderungen in den „Oberhofgeschichten" nicht ohne Einfluss auf ihn bleiben konnten. Hauffs Programmschrift des ‚württembergischen historischen Romans' setzte aber zweifellos für viele Autoren Württembergs eine erste Wegmarke im Prozess der literarischen Aufwertung der regionalen Erfahrungswelt, denn er führte den Erfolg von Walter Scotts Romanen auf die Faszination des Unbekannten zurück, dabei aber weniger auf das räumlich als auf das zeitlich Entfernte. Da Württemberg ebenso reich an historisch bedeutsamen und spektakulären Ereignissen sei, so folgerte er, „bewundern wir jedes Fremde und Ausländische nicht, weil es groß oder erhaben, sondern weil es nicht in unseren Tälern gewachsen ist".[46] Sein *Lichtenstein* will entgegen der Lesegewohnheit Zeuge dafür sein, dass die heimatliche Topographie und ihre Geschichte von ebenso großem poetischem Gehalt sei wie die der Schotten und das Spiel mit der sozialen und psychologischen Identifikation hierbei am besten glücken müsse. Scheinbar in diesem Sinn beschrieb auch Hermann Kurz seine Jugendlektüre des *Lichtenstein*:

45 Auch Mojem 2002 warnt in seiner Materialsammlung zur württembergischen Literatur davor, Hermann Kurz als Hauff- und damit als Scott-Nachfolger vorzustellen, „wird er doch wenn überhaupt, von der Literaturgeschichte ohnehin als regionaler Winkelpoet, als schwäbischer Heimatdichter wahrgenommen." (S. 74)

46 Hauff 1970 I, S. 12.

> Und alle diese Gegenstände, die mir [...] teils vom Sehen, teils vom Hören alltäglich waren, sah ich nun auf einmal „romantisch“ verklärt, und wurde gewahr, daß das Bekannte – vielleicht jedoch etwas mehr in der Beleuchtung der Vergangenheit, als im Lichte der Gegenwart – die dichterische Wirkung befördert, anstatt sie aufzuheben, oder, anders gesagt, daß das Heimatgefühl für sich selbst schon eine Quelle der Dichtung ist. (SW XI, 36)

Die gern zitierte, naiv anmutende Passage aus dem vierten Buch der *Denkwürdigkeiten* ist aber kein poetologisches Zeugnis von Hermann Kurz, denn die ironische Selbstreflexion und Überzeichnung – es werden hierbei auch Lesehinweise für das „chinesische Publikum“ (SW XI, S. 35) gegeben – ist nicht zu übersehen. Er nimmt sich im Weiteren selbst als schwärmerisch-romantisches Kind wahr, das einem Wilhelm Hauff oder einer Benedikte Naubert großzügig die historische Unschärfe ihrer Bücher nachsah. Obwohl die Grunderfahrung dafür, dass gerade dort, wo eine vertraute Region behandelt werde, ihr poetischer Ausdruck an Bedeutung gewinnen könne, dass die Ortskenntnis erst die Wahrnehmung der Differenz von erlebter Realität und literarischer Fiktion ermögliche und damit eine „poetische Quelle“ darstelle, sich durchaus auch im Werk von Hermann Kurz wiederfindet, verfolgte er keine epigonale Ästhetik. So beschrieb er auch in den *Neun Büchern Denk- und Glaubwürdigkeiten* ausführlich das Scheitern an einem avisierten romantischen Jugendroman „Die Belagerung von Reutlingen“[47].

Ein literarkritischer Exkurs bei Hauff liest sich, sofern die ironische Selbstreflexion des Erzählers ignoriert wird,[48] zunächst wie eine Arbeitsanweisung für angehende Biedermeier-Autoren: „Der Weg, den die berühmtesten Novellisten unserer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einschlagen, ist ohne Wegsäule zu finden, und hat ein unverrücktes, bestimmtes Ziel. Es ist die Reise des Helden zur Hochzeit.[49]“ Auch Kurz’ entwickelte mit seinen ‚Familiengeschichten‘ ein entsprechendes Erzählmodell: Gegen allen gesellschaftlichen Widerstand erobert Vetter Theodor seine Marie (*Simplicissimus*), die Großeltern finden zu einander (*Wie der Großvater die Großmutter nahm*), ebenso die Urgroßeltern (*[Familiengeschichten]/Die Glocke von Attendorn/Der Apostat*), Tante und

47 Die humoristischen Schilderungen erschienen zunächst in *Cottas Morgenblatt* unter dem Titel *Die Belagerung von Reutlingen* (Nr. 21, 22.5.1859). In den *Denkwürdigkeiten* heißt es darüber: „Wer sich meiner früheren Erzählungen aus jener großen Epoche meines Lebens erinnert, wer also weiß, wie mir damals Kopf und Herz vor reichs- und vaterstädtischer Romantik zu springen drohten, der errät den Titel des Romans von selbst; denn selbstverständlich hieß er: ‚Die Belagerung von Reutlingen‘.“ (SW XI, S. 38)

48 Vgl. zu selbstreferentiellen Verfahren bei Hauff u.a. Neuhaus 2002, S. 206–209; zur ironischen Lesart von Wilhelm Hauffs *Lichtenstein* vgl. die Analyse in Neuhaus 2002b, S. 48–63.

49 Hauff 1970 I, S. 296f.

Onkel (*Liebeszauber*) sowie Heinrich Roller und sein Lottchen *(Schillers Heimatjahre*). Doch während Wilhelm Hauff, indem er den Kampf Herzog Ulrichs von Württemberg gegen den Schwäbischen Bund als Folie für die konfliktreiche Liebesgeschichte des bündischen Georg Sturmfeder und der herzogstreuen Marie von Lichtenstein verwendete, das persönliche Schicksal gegenüber den (württembergischen) Weltbegebenheiten betonte, erzählte Kurz die humoristische Liebesgeschichte zweier Reutlinger Bürger, um von den einengenden sittlichen Anforderungen der Zeit zu berichten. Die „Reise des Helden zur Hochzeit" bedeutete für Kurz die Aussöhnung persönlicher Leidenschaft mit gesellschaftlichen Zwängen. In der literarischen Adaption der eigenen Erfahrungswelt rückte er nicht nur die historischen Stoffe näher an die Gegenwart, auch das Personal wurde gewissermaßen weiter regionalisiert, indem er keine historischen Helden, sondern zunächst gewöhnliche Bürger als Protagonisten wählte.

Während die Anlehnung an Wilhelm Hauff oder Walter Scott und andere sich mehr im poetologischen Programm als an der poetischen Faktur zeigt, so werden die Reiseführer durch Schwaben,[50] vor allem Gustav Schwabs *Neckarseite der Schwäbischen Alb*, zum Motivrepertoire und zur Vorlage für Landschaftsschilderungen. Dieser Umstand wird bereits im Titel und humoresken Vorwort zu den *Genzianen* angedeutet. Der Autor warnt seine Leserschaft davor, dem offenbar symbolischen Titel einen Wert beizumessen, denn er verstehe nichts von Botanik und habe den Namen allein im Anhang zu Gustav Schwab *Neckarseite der Schwäbischen Alb* unter den vaterländischen Pflanzen gefunden (vgl. G III).[51] Im Kapitel

50 An Eduard Mörike schrieb Kurz am 22. Februar 1838: „Wenn Sie zu mir kämen, so würden Sie mich in lauter Württembergicis vergraben antreffen […]." (BW, 100)

51 So wie Cervantes im *Don Quijote*, der 1839 auch in Übersetzung von Adelbert Keller und Friedrich Notter in Stuttgart bei Metzler erschien, das Vorwort über das Vorwort handeln lässt, reflektiert Hermann Kurz im Vorwort der *Genzianen* über die Titelgebung: Abgesehen von der regionalen Verortung, die ihm auch mit den Titeln „Schwäbische Novellen", „Novellen aus der Heimath", „Schwabenstreiche" oder „Sechs Schwaben, producirt von dem Siebenten" geglückt und wirkungsgeschichtlich womöglich zuträglicher gewesen wäre, hätte er sich eigentlich gewünscht, die Sammlung „Simplicianische Geschichten" zu nennen, in der Hoffnung nicht nur einige äußerliche Charakterzüge nachgebildet, sondern geradezu Nachfahren von Grimmelshausens Figuren geschaffen zu haben. Dies sei aber nur noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts möglich gewesen. Womöglich wäre auch dieser Titel verkaufssteigernd gewesen, schließlich wurden auch 150 Jahre zuvor, die meisten Romane vor allem als ‚Simpliziade' etikettiert, um an den Erfolg von Grimmelshausens Schelmenroman anzuknüpfen. Schließlich bekennt Kurz, er könne ewig über Titel schreiben, sogar ein ganzes Buch: „Wunderliche Fata eines titelsüchtigen teutschen Autors." (G, V) Mit dieser Anspielung auf die *Wunderliche Fata einiger See-Fahrer, absonderlich Alberti Julii* (1731) von Johann Gottfried Schnabel gibt Kurz einen erneuten Hinweis auf die eingeflochtenen intertextuellen Verweise: Reutlingen wird ihm zur Insel Felsenburg, zum

„Merkwürdige Pflanzen der Alb“ zählte Gustav Schübler (1787–1834), ab 1817 Professor für Naturgeschichte und Botanik an der Universität Tübingen, Gewächse nach Fundorten auf, die nur auf der Schwäbische Alb gehäuft vorkommen und in anderen Gegenden Württembergs fehlen. Darunter befindet sich auch die Gentiana verna, der blau blühende Frühlings-Enzian.[52] Auch weiterhin verfährt Hermann Kurz im Ton der Captatio benevolentiae, verweist aber mit Infragestellung jeglicher Sinnstiftung eben auf den Assoziationshorizont der Pflanze. Seine Freunde werden an seinen studentischen Spitznamen „das blaue Genie“ gedacht haben, schließlich tritt Kurz selbst in Form seines Alter Ego Cäruleus in der den Band abschließenden Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* auf. Des Weiteren lässt der blaue Enzian an die blaue Blume der Romantik denken. Wenn dieselbe aber dem naturkundlich geschulten Reiseführer von Gustav Schwab entnommen wird, so verweist sie eben nicht auf eine romantische Naturverklärung, sie wird zum Symbol des objektiven Erzählens im regionalen Zusammenhang.[53] Zuletzt spielt Kurz noch auf die *Herbstviolen* von Carl Spindler an, die wie Kurz' *Gedichte* bei Hallberger in Stuttgart verlegt wurden, und damit nicht zufällig auf den „deutschen Walter Scott“ und badischen Erfolgsschriftsteller.[54]

Für seine ‚frührealistischen‘ Arbeiten verwendete Kurz in Jugendjahren diesen großen Reiseführer der Alb als Vorlage und Ideengeber, ja lieh sich aus Schwabs persönlichem Fundus Landkarten für seine Reisetouren aus.[55] In der Erzählung *Abenteuer in der Heimat*, worin der Held Schwabs Routen prüfend und um landschaftliche Beobachtungen erweiternd nachreist[56] und ihm das Wental bei Steinheim am Albuch gezeigt wird:

---

reichsstädtischen Eiland, von dem aus er wie der alte Albertus Julius seine Familiengeschichten erzählt. Am liebsten hätte Kurz seinen Band schlicht „Novellen“ genannt, der heterogenere zweite Band, als Fortsetzung der *Genzianen* geplant, wird *Dichtungen* heißen.

52 Vgl. Vierter Anhang. Geognostisches, Mineralogisches und Botanisches über die Alb von Professor D. Schübler, in: Schwab 1823, S. 307–311, nicht abgedruckt in: Schwab 1960.

53 Hermann Kurz selbst hatte die Blume überhaupt nicht gekannt, woraufhin ihm, laut Briefwechsel, eine Verehrerin einen Enzian in sein Handexemplar zeichnete. Dazu dichtete Hermann Kurz *An A.G.*: „So zeigst du mir die Genziane, / Nach welcher ich mein Buch genannt. / Und entriessest mich dem Wahne / Daß ich zuvor sie nicht gekannt. // Wie oft im ätherblauen Röckchen / An meiner heimschen Berge Rand / hat sie die zarten blauen Glöckchen / Begrüßend gegen mich gewandt. […]“ (mit dem Vermerk 1836 in: DLA Marbach: A: Kurz, Hermann 48.2918.)

54 Vgl. u.a. Menzel ²1836 III, S. 304. Zu Spindler vgl. Luckscheiter 2010.

55 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Gustav Schwab, 12.6.1837 (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 15746), worin er seinen Besuch bei Friedrich Notter ankündigt: „Ich werde heute auf dem Bergheimer Hofe von Ihrer Karte dankbaren Gebrauch machen.“

56 Darauf wies bereits Jürgen Schweier in seinem Nachwort hin: Kurz 2001, S. 109ff.

> Ich selbst verstehe von der Geographie so wenig als von der Kabbala; einige geographische Handbücher die mir zu Gesichte gekommen sind, erwähnen dieses Thales nicht. Schwab hat sich streng an seinen vorgezeichneten Plan gebunden, und wirft an dieser Grenze der Alb angelangt nur einen freundlichen Scheideblick auf den Aalbuch herüber. (SW XI, S. 128)

Des Öfteren spielte Hermann Kurz während seiner literarischen Expeditionen auf Walter Scott an, denn während seiner Reise über die Schwäbische Alb fiel ihm wieder alles ein, was er „je von Hochschottland gelesen und geträumt hatte" (SW XI, S. 123). Als er in der Bibliothek der Tübinger Museumsgesellschaft die eben erschienene geographisch-historisch-literarische Gesamtdarstellung *Wanderungen durch Schwaben* (1837) von Gustav Schwab entdeckt hatte, schrieb er über diesen Band aus der Reihe *Das malerische und romantische Deutschland* (1836–1842) an Schwab: „Ein solches Buch hat uns längst gefehlt, und wir mußten immer die Schotten beneiden, die in diesem Punkte so glücklich waren."[57] Es war für ihn also ein erstes Beispiel dafür, wie die historische Tiefe an der Oberfläche der schwäbischen Landschaft der Gegenwart gezeigt werden könne, Grundlage für weitere historische und realistische Darstellungen Schwabens, es sei sogar ein „leckeres Gericht"[58] für seine eigene Tafel geworden.

Damit sind die *Neckarseite der Schwäbischen Alb* und die *Wanderungen durch Schwaben* als ergänzendes Arbeitsmaterial zu den historiographischen Arbeiten der Zeit zu verstehen: Ludwig Uhlands Sagenforschungen zu Friedrich, Pfalzgraf von Tübingen, und Dietrich von Bern, die 1856 im ersten Jahrgang der *Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Altertumskunde* erschienen, hatte Kurz nicht allein aus wissenschaftlichem Interesse verfolgt, Uhland habe damit vor Augen geführt, was man wissen müsse, um die Zeit des Mittelalters „lebendig" darzustellen:

> Wir armen Romanschreiber sind erbärmlich dran. Seit ich die Feder zum erstenmal angesetzt habe, dreht sich mein ganzes Dichten und Trachten um die frühere deutsche Geschichte, und noch immer fehlt es an der exemplarischen Fülle der historisch-archäologischen Vorarbeiten, um darauf fußen und endlich den Schritt in eines der alten Jahrhunderte wagen zu können.[59]

---

57 Kurz an Schwab, Buoch, 23.31838, zitiert nach: Fischer 1908c, S. 6.

58 Fischer 1908c, S. 6. Damit ist vor allem die Schilderung des Schwarzwalds in *Schillers Heimatjahren* gemeint.

59 Hermann Kurz an Ludwig Uhland, 5.1.1857, zitiert nach: Wittkop 1988, S. 160. Hermann Kurz hatte Adelbert Keller und Ludwig Holland für deren postum herausgegebene Ausgabe *Ludwig Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*n seine Aufzeichnungen und Vorlesungsmitschriften zur Verfügung gestellt. Am 24. April 1863 schrieb Hermann Kurz aus Kirchheim an Adelbert Keller über den Wert dieses Projekts: „Durch das Erscheinen dieser Vorlesungen wird

Obwohl sich Kurz, wie vor allem seine Romanpläne zum „Armen Konrad“ um 1855 zeigen,[60] immer wieder früheren Jahrhunderten der deutschen, vor allem schwäbischen Geschichte widmen wollte, habe ihm etwas für eine farbige und ‚realistische‘ Darstellung gefehlt, so dass er immer wieder zum 18. Jahrhundert – so geschehen in *Schillers Heimatjahre* und dem *Sonnenwirt* – zurückkehrte, für das er nicht einmal eine „besondere Vorliebe“ gehabt habe.[61]

Wie grundlegend Schwabs *Neckarseite der Schwäbischen Alb* für das Werk von Hermann Kurz war, verdeutlich nicht zuletzt die Entstehungsgeschichte der Meistererzählung *Die beiden Tubus*. Waren die schwäbischen Reiseführer zentrale Inspirations- und Materialquellen für Hermann Kurz, so wurden seine Werke, die sich regionalen Stoffen widmeten, selbst zur Referenz historisch-topographischer Reiseliteratur: Gustav Schwab druckte in seinen *Wanderungen durch Schwaben* das Gedicht *Maulbronn* (1836) ab und leitete sie mit den wenigen Worten ein: „Und was derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein junger Schwabendichter uns erzählen.“[62] Damit wurde das Gedicht über die deutschen Länder hinaus bekannt, denn als Schwabs landeskundliche Reihe unter dem Titel *L'Allemagne romantique et pittoresque* in Paris erschien, besorgte er auch von *Maulbronn* eine französische Übersetzung: „O cloître silencieux!“[63] (vgl. Kap. II.2)

Der Heilbronner Gustav Kuttler reiste um 1859 mit der Eisenbahn durch ganz Schwaben und hatte dabei das Gesamtwerk von Hermann Kurz im Gepäck, besuchte Stuttgart, die Hohe Carlsschule und das Pfarrhaus von Illingen mit *Schillers Heimatjahre*, las in Ebersbach den *Sonnenwirt* und in Reutlingen die kleineren Erzählungen und Novellen.[64] Selbst *Die beiden Tubus* zeigen eine

---

mir nun endlich einer meiner liebsten Jugend= und Lebenswünsche erfüllt. Er hätte nicht so bescheiden sein sollen. Wenn er diesen Schatz – so unvollkommen er ihn nannte – seinem Volke beruhigt hingegeben hätte, wie viel Herzen und Geister wären der Sache gewonnen worden, die ja doch nicht mit dem Kopf allein betrieben sein will! Wie vergriffen vom Nachschlagen läge das Buch bei mir! Wie viele Seiten wären mit Papierstreifen bezeichnet! Nur – spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ (nach BKe)

60 Vgl. dazu: I. Kurz 1906, S. 198f.

61 Vgl. Hermann Kurz an Ludwig Uhland, 5.1.1857, zitiert nach: Wittkop 1988, S. 160.

62 Schwab 1837, S. 28. Vgl. auch: Schwab 1847, S. 29–30; Rank 1852 (Hg.), 252–254; Glökler 1863 III, S. 23–25.

63 Schwab 1838b, S. 45–47.

64 Kuttler 1859, S. 35 (Stuttgart), S. 56 (Ebersbach), S.167f. (Reutlingen), S. 174 (Maulbronn), 182f. (Illingen). Mitunter führte die Rezeption von Kurz' ‚realistischen‘ Schriften als landeskundliche oder kulturanthropologische Quellen zu bemerkenswerten Rezeptionsphänomenen. So führte der Populärwissenschaftler Otto Ule (1820–1876) eine Episode aus *Schillers Heimatjahren* in seinen Aufsatz *Kaffee und Thee als Nahrungs- und Genußmittel* (1865) ein, um die Anfänge der

Rezeptionsgeschichte jenseits Schwabens auf, obwohl sie weithin als beste Wiedergabe der Regionalkultur wahrgenommen wurden, wie etwa der entsprechende Artikel in der *Enciclopedia Italiana* verdeutlicht: „Die beiden Tubus', la più apprezzata di tutte, è notevole per fine umorismo e felice riproduzione del tono di vita svevo."[65] Ernst von Wolzogen (1855–1934), Gründer des Berliner Kabaretts Überbrettl, feierte mit einer Bearbeitung grundlegender Motive – wie des Besuchs des Superintendanten oder der Lichtputze – aus *Die beiden Tubus* seinen ersten durchschlagenden Erfolg. *Die Gloriahose. Eine thüringische Pastoralgeschichte* erschien 1897 im Verlag Carl Krabbe in Stuttgart, habe seinen Namen in den Redaktionen aller deutschen Zeitungen und Zeitschriften bekannt gemacht und ihm die Türen der besten Berliner Gesellschaft geöffnet.[66] Wenn von Wolzogen in seinen Memoiren davon erzählt, seine Erzählung sei entstanden aus „vielen netten Pastoralanekdoten", die ihm „unser guter alter Pfarrer Thieme in Kalbsried einst erzählt hatte"[67], so kann daraus gefolgert werden, dass *Die beiden Tubus* inzwischen geradezu volkstümlich geworden waren.

Neben der regionalliterarischen Rezeption bestätigte auch die Literaturkritik Kurz vielerorts, dass er es mit seinen ‚Familiengeschichten' und ‚reichsstädtischen Geschichten' geschafft habe, die Geschichte, das individuell Erfahrene und Alltägliche seiner schwäbischen Heimat in eine überzeugende literarische Form zu überführen. In der Beilage zu den *Süddeutschen Blättern für Leben, Wissenschaft und Kunst* (Nürnberg) sprach der Rezensent vom „lebendigen Umspinnen der Erinnerung" mit literarischen Ideen, die Familiengeschichten seien Epheuranken, die sich um die Häuser der alten Reichsstadt winden oder um den Becher der Jugendjahre, auf den die Namen der Freunde eingraviert seien.[68] Kurz' Texte dienten ihm als Beispiel für das Verdienst des Dichterkreises um Ludwig Uhland, eine eigene literarische Kultur hervorgebracht zu haben, gerade darin, dass ihre unverwechselbaren Vorlagen genuin schwäbisch seien. Gleichzeitig polemisierte er gegen Karl Gutzkow, der kurz zuvor in einem Aufsatz die schwäbischen Lite-

Kaffee-Mode und die damit einhergehende häusliche Verlegenheit der Zubereitung zu illustrieren: „Eine der ergötzlichsten Bereitungsweisen schildert Hermann Kurz in *Schillers Heimatjahre*. Eine Frau Pfarrerin auf dem Schwarzwalde will hier einem Gaste aus der Residenz den ersten Kaffee, den sie in ihrem Leben bereitet hat, vorsetzen, und siehe da – sie hat ihn wie Haferbrei geschmälzt. ‚Denn Schmälzen', sagt der Pfarrer, ‚ist das Höchste, was sie weiß, und mehr oder weniger Schmalz, das ist hier zu Lande das Maaß der Achtung, welches man einem Besuche erweisen will.'" (Ule 1865, S. 35.)

65 Emma Mezzomonti: [Art.] Kurz, Hermann, in: Enciclopedia Italiana XX (1933).

66 Vgl. Wolzogen 1922, S. 65.

67 Wolzogen 1922, S. 52.

68 Vgl. Anonym [Dr. R] 1837c, S. 35.

raten fragte, was sie jenseits von Spaziergängen in der Abendsonne, von gemütlichen Stimmungen interessiere: Sie spinnen zwar „poetische Sommerfäden", doch „wo ist Prometheus?"[69] Statt sich die weltüberwindenden heroischen Stoffe anzueignen, kleideten sich die schwäbischen Autoren – so schrieb Gutzkow nach Goethe – in den „sittig-religiöse-poetischen Bettlermantel". Die literarische Aneignung der Heimat, ihrer Menschen und ihres Alltags führte aber nicht zur Trivialität der Darstellung. Wenn Hermann Kurz die Mehrzahl der frühen literarischen Arbeiten in und um Reutlingen spielen ließ, so waren sie nicht allein bestimmt und verständlich für die Region, von der sie handeln. Regional verortete Literatur dient in diesem Sinn eben der Sinnstiftung des Alltags, dabei ermöglicht die regionale Darstellung eine induktive Vermittlung anthropologischer Grundphänomene, denn das Besondere, repräsentiert durch die Lokalkultur, verweist auf allgemeine Strukturen der sozialen Beziehungen von Menschen. Die regionale und faktische Referenz der literarischen Diegese ist für die eigentliche Bedeutungskonstitution des Kurz'schen Werks insofern sogar unerheblich, als es eben ihr Ziel war, die größtenteils unbekannte Reichsstadt als exotische Erzählwelt zur Darstellung zu bringen.[70]

‚Regionalität' wurde im Erzählwerk von Hermann Kurz bewusst dazu eingesetzt, einen Werkzusammenhang zu stiften und war nicht einer beschränkten Erfahrungswelt des Autors geschuldet, wie das Textkorpus der gesammelten *Erzählungen* (1858–61) zeigt. Aus der Masse an Texten, die während der in Forschung und Biographik eklatant vernachlässigten Redakteurszeit für den C.F. Müller Verlag in Karlsruhe entstanden,[71] entnahm Kurz etwa *Das Todtenlaken* (später: *Das Arcanum*) und verlegte den Handlungsort der Erzählung aus diesem Anlass erst nach Reutlingen. Mit Texten wie *Die Kammerboten und der Bischof von Konstanz, Otto der Große, Ludwig von Baden (der Türkensieger), Agnes Bernauer*

69 Gutzkow 1836 I, S. 65.

70 Auch wenn Hermann Hesse bereits 30 Jahre nach Kurz' Tod aus Anlass der neuen Werkausgabe in der Reihe von *Max Hesse's Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben* schrieb, man könne vieles von Kurz kaum mehr klassisch nennen, und auch den Erzählungen nur noch eine kurze Lebensdauer diagnostizierte: „Sein Werk hat vielleicht als Ganzes betrachtet, schon jetzt nicht mehr die des Klassischen, der Zeit Entrückten. Aber seine beiden historischen Romane sind noch immer schön und lesenswert, und viele seiner kleineren Erzählungen wirken noch mit voller Frische, manche von ihnen gehören auch gewiß zum Bleibenden, mindestens noch weit über unsere Generation hinaus." Hesse 2001–2004 XVI, S. 235. Vgl. zum Thema das Kapitel „Ironie und Aktualität. Humor bei Hermann Kurz" in: Bausinger 2016, S. 286–300.

71 Die einzige Arbeit zu diesem Komplex ist die sorgfältige Untersuchung zu Lucian Reich (1817–1900), seiner Zusammenarbeit mit Kurz und dem *Deutschen Familienbuch*. Dopita (2007) weist nicht allein auf bisher unbekannte Texte von Hermann Kurz hin, sondern auch auf die enge Zusammenarbeit von Schriftsteller und Künstler. Vgl. Kap. VI.3.

oder vor allem *Rudolph von Habsburg* nahm sich Kurz in Karlsruhe aber auch der älteren ‚größeren' deutschen Geschichte an oder beschäftigte sich mit Stoffen wie dem Leben und Tod des katalonischen Wegelagerers Wenceslas Urinate in der Übersetzung *Der Mann mit zwei Köpfen*. Entsprechend hätte er weltläufigere Erzählungen im Repertoire gehabt als diejenigen, die später in Überarbeitung neu herausgegeben wurden. Doch Kurz entschied sich aus personalstilistischen und kohärenzstiftenden Gründen für ein regionales Profil.

Tatsächlich plante Kurz bereits in Karlsruhe eine Neuausgabe seiner Erzählungen unter Berücksichtigung der für das *Familienbuch* entstandenen Beiträge:

> Ich bin im Begriff, meine Familiengeschichten neu herauszugeben. Sey doch so gut, mir umgehend die Genzianen und die Dichtungen zu schicken. Ich denke, mit dem Neuen könnte es eine ganz ordentliche Sammlung geben.[72]

Der befreundete Historiker August Friedrich Gfrörer (vgl. Kap. VI. 3) hatte ihm neben einer gutbezahlten Goethe-Biographie nach dem Vorbild von Karl Hoffmeisters fünfbändiger Personal- und Werkmonographie *Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang* (Stuttgart 1838–1842), die nie zustande kam, auch eine mögliche Neuauflage der *Genzianen* bei Adolph Becher (Rieger'sche Buchhandlung) vermittelt:

> Ich mußte lezten Montag, da ich Becher wegen eines Geschäftes besuchte, aufs lebhafteste an Sie denken, besonders da ich erfuhr, daß das Familienbuch nicht fortgesetzt wurde. Ich forderte Becher auf, Ihre Genzianen neu aufzulegen u. Ihnen sogleich 150 fl. Honorar, samt einer entsprechenden Barzahlung, im Fall das Buch gut ginge, zu bewilligen. Becher erklärte sich bereit dazu, wenn ich Ihren Verleger Carl Erhard zur Einwilligung bewegen könne. Ich ging sogleich zu dem dicken Karl hin u. denken Sie, er hat nun seine Einwilligung gegeben gegen das Versprechen, daß nicht der selbe Titel u. der ganze Inhalt wieder abgedruckt werde.[73]

Als neuen Titel schlug Gfrörer ihm „Reichsstädtische Geschichten aus Schwaben oder so etwas" vor, um den Zyklus als Gegenentwurf zu Berthold Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten* zu kennzeichnen. Diesen Plan einer Neuausgabe der gesammelten Erzählungen setzte Kurz erst in den Jahren 1858 bis 1861 um.

---

72 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 13.5.1845 (BKa).

73 August Friedrich Gfrörer an Hermann Kurz, 26.1.1846, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3032.

2 ‚Poesie der Wirklichkeit' und ‚Heimlichkeit' als Leitbegriffe des Frühwerks: *Die Schwaben* (1842)

Ein bislang in der Kurz-Forschung kaum wahrgenommener, aber in persönlicher und literarischer Hinsicht wichtiger Förderer von Hermann Kurz war der Schriftsteller Ludwig Amandus Bauer (1803–1846). Im Januar 1836 zog Kurz in die württembergische Residenz. Wie Gustav Schwab hatte Bauer sich in Stuttgart, wo er seit 1835 als Professor des Katharinenstifts, später des Gymnasiums lebte, des jungen Übersetzers und Schriftstellers angenommen. Aus dem erhaltenen Briefwechsel ist zu sehen, dass am Anfang der Dichterfreundschaft das prosaische Ereignis einer Wohnungssuche stand. Am 16. März 1836 schrieb Bauer an Kurz:

> Daß ich erst heute zu einer bestimmten Antwort komme, davon liegt der Grund in der Unfügsamkeit meiner Meubels. Denn ich und meine Frau haben gestern jeden denkbaren Versuch gemacht, dieselben unter die Zimmer links von der Wohnstube zu vertheilen; aber vergeblich: es wollte nicht anders gehen, als so, daß man sich hätte beengt fühlen müssen. Nun aber ist mir unter den Widerwärtigkeiten des Lebens diejenige eine der größten, wenn Geräthschaften allzu nahe beysammen stehen, sonderlich da, wo ich arbeiten soll, und ich sehe mich also in der Verlegenheit, Ihnen zu sagen, daß ich – nach genauerer Veranschlagung der Sache blos jenes Eine Zimmerchen, welches meine Frau Ihnen gezeigt hat, zu vermiethen im Stande wäre, damit aber würde freylich Ihrem Bedürfnisse nicht entsprochen seyn, und ich muß Sie daher wegen meiner voreiligen Zusage recht sehr um Nachsicht bitten. Möchte übrigens doch jenes kurze Gespräch als Anknüpfungspunkt einer weiteren Bekanntschaft gelten dürfen, so ließe … sich hoffen, daß wir bald unter einem andern Dach friedlich zusammenwohnen könnten […].[74]

Tatsächlich müssen bald darauf mehrere Treffen andernorts stattgefunden haben, denn am 10. September 1836 erzählte Kurz seinen Freunden Rudolf Kausler und Adelbert Keller von einem geselligen Abend, an dem sie sich „Zug auf Zug und Glas auf Glas" (BF, 66) kennenlernten: „Wir beide führten das Wort und waren sichtlich über einander verwundert."[75] Und Hermann Kurz brachte zeitweilig mehrere Tage im Haus des Ehepaar Bauers zu: „Es wird daher gut angelegt seyn, wenn Sie bald und öfters Ihrem alten Stuttgarter Neste zufliegen, sich mir vors Fenster setzen u. Kiwitt pfeifen; ich werde dann schon aufmachen und soviel an mir liegt, den Vogel festhalten."[76] In dieser Zeit schrieb Kurz an seiner Stu-

74 Ludwig Amandus Bauer an Hermann Kurz, Stuttgart, 16.3.1836, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 344 B (11).

75 Ludwig Amandus Bauer an Hermann Kurz, Stuttgart, 16.3.1836, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 344 B (11).

76 Ludwig Amandus Bauer an Hermann Kurz, o.D., WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 344 B (11).

dentennovelle *Das Wirtshaus gegenüber*, in der er Mörikes Werk, insbesondere dessen Roman *Maler Nolten* (1832) als den legitimen Erben von Goethes *Wilhelm Meister* feierte. So liegt es nahe, dass Bauer bekannt war, welches Bild Kurz von Mörike hatte, als er ihm die Vollendung von Mörikes Libretto *Die Regenbrüder* anvertraute. Bauer, der ebenso wie Kurz bei Hallberger veröffentlichte, diente aber nicht allein als Mittelsmann zwischen Kurz und Mörike, gemeinsam überzeugten sie den Cotta-Verlag davon, Mörikes *Gedichte* herauszugeben.[77] Offenbar hatte Bauer den ehemaligen Mitarbeiter der *Allgemeinen Zeitung* Johannes Mährlen (1803–1871) um Mithilfe gebeten. Am 16. Dezember 1837 schrieb er an Kurz, der inzwischen in Buoch im Remstal, wo Rudolf Kausler eine Vikarsstelle angetreten hatte, lebte: „Mährlen hat die Sache ins Reine gebracht: Cotta zahlt voraus. Lassen Sie sich übrigens dadurch nicht abhalten, einen Ritt hierher zu machen bei der angenehmen, und auch etwas russischen Luft."[78] Schließlich verhalf Bauer seinem jüngeren Freund Kurz auch zur öffentlichen Würdigung. In seinem postum veröffentlichten *Panorama der deutschen Klassiker,* einer *Auswahl des Schönsten und Anziehendsten aus den Meisterwerken deutscher Poesie und Prosa von Lessing bis auf die neueste Zeit* (1847), sah er auch die im März 1843 in *Cottas Morgenblatt* vorab gedruckte Episode „Schillers Flucht aus Stuttgart" aus *Schillers Heimatjahre* vor.[79] Bauers Dramen, in denen er das Phantasiereich Orplid auf die Bühne bringen wollte, war für Kurz dagegen ein „Concilium von wunderbaren Gedanken auf irgend einer fernen mondbeleuchteten Haide" (BW, 156), wie er am 18. Juli 1837 an Mörike schrieb.

Vor allem aber ist Ludwig Amandus Bauer ein bedeutender Essay von Kurz zu verdanken, *Die Schwaben.* Hermann Kurz schrieb seine Skizze ursprünglich für Bauers groß angelegtes Kaleidoskop der Gegenwart deutscher Stämme, das unter dem Titel „Deutsches Land und Volk, nach seinen bleibenden Erinnerungen, seinen wichtigsten Erzeugnissen und Leistungen und seinen wesentlichsten

77 Kurz setzte sich immer wieder für Schriftstellerkollegen ein, so etwa für den Bauern und Autodidakten Valentin Baur, deren Gedichte er 1836 an *Cottas Morgenblatt* vermittelte. Im Jahr 1844 wollte er die Cotta'sche Buchhandlung davon überzeugen, Georg Friedrich Daumers Hafis-Übersetzung in ihr Programm aufzunehmen: „Dieser geschmackvollen wohlklingenden Arbeit, von welcher mir eine bedeutende Anzahl Proben zur Hand sind, wüßte ich keine passendere Verlagsfirma, schon um deßwillen, weil sie sich dann aufs Natürlichste an den *Westöstlichen Divan* anreihen würde, welcher das Interesse für den persischen Dichter erstmals angeregt hat. (Hermann Kurz an Georg von Cotta, 29.2.1844, zitiert nach: Tgahrt 1982 (Hg), S. 636) Daumers *Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte* erschien dann 1846 bei Hoffmann und Campe in Hamburg.
78 Ludwig Amandus Bauer an Hermann Kurz, 16.12.1837, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 344 B (11).
79 Vgl. Schott 1847 (Hg.), S. 74–78.

Bedürfnissen geschildert von Deutschlands Schriftstellern"[80] bzw. „Deutschland im 19. Jahrhundert" erscheinen sollte. Obwohl die Reihe bereits angekündigt war, Ludwig Bechstein (1801–1860) sein Buch über Thüringen abgeschlossen hatte[81] und auch Karl Buchners (1800–1872) Arbeiten zu Hessen vorangeschritten waren,[82] kam die Herausgabe nicht zustande. Für den Band über Schwaben war Hermann Kurz als Autor vorgesehen. Er schrieb an Adelbert Keller am 1. Januar 1841 aber: „So habe ich eine Einleitung zu Bauers nicht erscheinendem Archiv geschrieben […]." (BF, 620) Schließlich beschränkte sich der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung Macklot (Karlsruhe), bei der einst auch Johann Peter Hebels *Alemannische Gedichte* (1803) erschienen waren, auf die schwäbische Landschaft und seine Kulturgeschichte und veröffentlichten 1842 die Anthologie *Schwaben, wie es war und ist. Dargestellt in einer freien Folge von Aufsätzen in Schwaben geborener oder doch einheimisch gewordener Schriftsteller.*

In dieser Zeit war Hermann Kurz längst als Schriftsteller und bester Kenner schwäbischer Verhältnisse bekannt, wie etwa die Rezension von Karl Hagen (1810–1868), des späteren Geschichtsprofessors in Heidelberg und Abgeordneten der Nationalversammlung, zeigt:

> Da er über den schwäbischen Volkscharakter überhaupt spricht, so bedauern wir, daß der Verf. sich so kurz gefaßt hat. Nach seinem neuesten Werke „Schiller's Heimathjahre" zu schließen, hätte er zur Beleuchtung des Gegenstandes noch gar Manches beitragen können. […] Manche treffliche Bemerkungen sind indessen doch in diesem Aufsatze enthalten: insbesondere scheint er mir in der „Heimlichkeit" und in den verschiedenen Aeußerungen derselben den Schlüssel zum schwäbischen Charakter getroffen zu haben.[83]

Der einleitende Aufsatz *Die Schwaben*, ein Brief an den Herausgeber Ludwig Amandus Bauer, wurde vordergründig als ein Beitrag zur ‚Stammescharakteristik' des Schwaben verfasst und wird bis heute in diesem Sinn auch gelesen.[84] Er ist aber gleichzeitig ein Kommentar zur Geschichte und thematischen Traditionsbildung der ‚Schwäbischen Dichterschule', deren Kontinuitäten und Diskontinuitäten Friedrich Notter im selben Band umriss, sowie seiner eigenen

80 Vgl. Allgemeine Bibliographie 1841 VI, S. 204.

81 Ludwig Bechstein: Thüringen in der Gegenwart, Gotha 1842.

82 Es erschien wenige Jahre später im Verlag der Macklot'schen Buchhandlung, wo auch Bauers „Deutsches Land und Volk" hätte verlegt werden sollen: Karl Buchner: Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart, mit Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel, Oertlichkeiten, Staat, Gesellschaft und Leben, Karlsruhe 1845.

83 Hagen 1843, S. 100.

84 Zuletzt nachgedruckt in: Schmoll 2010 (Hg.).

Poetik.[85] Hermann Kurz' Essay *Die Schwaben* erschien nach den in dieser Untersuchung behandelten Werken, und auch die Arbeit an *Schillers Heimatjahre* war größtenteils abgeschlossen. Ist er also im Sinn eines ästhetischen Selbstkommentars zu lesen, so können die zuvor verfassten Erzählungen als Belege und Beispiele für seine Ansichten gesehen werden.

‚Heimlichkeit' benannte Karl Hagen zurecht als zentrales Phänomen, das in *Die Schwaben* analysiert wurde. Doch Hermann Kurz arbeitete in seinen Texten weniger an einer psychologischen Erklärung dieses spezifischen, dabei durchaus ambivalenten ‚Heimatgefühls' als vielmehr an ihrer literarischen Evokation: Theodor in *Simplicissimus* lebt zu sehr in Abgeschiedenheit, um sich in der Gesellschaft zurecht zu finden, Franz in *Familiengeschichten (Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)* muss erst seine Heimat verlassen, um sich dort schließlich wieder als „gemachter Mann" niederzulassen und in der Hexameternovelle *Der Blättler* zieht Peter gar in die Türkenkriege, weil es ihm „zu wohl in der Heimat" (SW I, 106) ist. Das Heimatgefühl sei für Kurz die „Quelle der Dichtung" selbst gewesen, wie er in den *Denkwürdigkeiten* und im Nachwort zu *Schillers Heimatjahren* schrieb. Deswegen habe er auch lieber Hauffs *Lichtenstein* (1826) gelesen als die Romane von Walter Scott. In der Lektüre heimatlicher Stoffe sei „ein leiser Nachklang der Heimseligkeit" (SW XI, 37) gelegen, die er als Kind empfunden habe. Der Neologismus ‚Heimseligkeit', dessen Bedeutung er später in der erschütternden Erzählung *Die blasse Apollonia* (1845) am dichtesten und nachdrücklichsten beschrieb, ist nicht nur als Zustand der tiefsten Behaglichkeit zu sehen, sondern beschreibt einen bestimmten emotionalen Zustand: Seligkeit sei demnach nicht (nur) in der zukünftigen Vollendung und Verklärung des Lebens im Angesicht göttlicher Gnade zu sehen, sondern in der emotionalen Rückkehr des Menschen zu seiner inneren Heimat, dem ‚Goldenen Zeitalter' der Kindheit (Novalis), ihrer Anschauungen und ihrer Gefühlswelt. Auch insofern schrieb Peter Härtling zurecht im Vorwort zur Neuausgabe des *Sonnenwirts* im Jürgen Schweier Verlag: „Doch er hat von keiner begrenzten Heimat geträumt, sondern von jener, in der wir, nach Bloch, noch nicht sind."[86] Die Apotheose der Kindheit weist nicht nur eine christologische Dimension auf, sondern eine sich literarisch immer wieder formulierende Ideengeschichte von der Antike bis zur Gegenwart.

85 In diesem Sinn abgedruckt in der Festgabe zum 175. Geburtstag des Dichters in: Härtling / Kurz 1988.

86 Härtling 1980, S. XII. Bei Bloch heißt es ja ausdrücklich: „Hat er [der Mensch] sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat." (Bloch 1977 V, S. 1628.)

Hermann Kurz knüpfte mit seiner Poetik vor allem an Ansätze der Romantik an, deren Dichter zuletzt nachdrücklich das Kind als ästhetisches Ideal benannten.[87] Doch während etwa Novalis das Kinderspiel analog zur „universalen Freiheit des schöpferischen Künstler-Ichs"[88] sah, betonte Kurz nach Mörike immer wieder den Wirklichkeitsbezug kindlicher Phantasie. Auch wenn es streckenweise wirkt, als sei ‚Heimlichkeit' oder ‚Heimseligkeit' bei Kurz ein phänotypischer Charakterzug des Schwaben, so ist sie für ihn vielmehr ein poetisches, dabei erbauliches Ideal, dem er sich mit seinem Frühwerk verpflichtete.

‚Heimlichkeit', was den Schwaben „so wohl macht in der Heimat", ist gleichzeitig Ursache für die „poetische Krankheit"[89] des Heimwehs. Das psychopathologische Phänomen der ‚Nostalgia', die sogenannte „schwere Schweizer Krankheit", war Kurz bestens bekannt. Die Erzählung *Die blasse Apollonia* diente noch Karl Jaspers in seiner maßgeblichen Studie *Heimweh und Verbrechen* (1909) als exemplarischer Fall für Kindsmord aus Heimweh.[90] So wanderlustig der Schwabe auch sei, er werde immer von der Sehnsucht nach Heimlichkeit, der „Poesie der Heimath"[91] erfasst.[92] Die schwäbische Heimlichkeit verhalte sich dabei zum ‚Comfort' des Engländers, wie die Liebe zur Sinnlichkeit, sei also keine rein äußere Empfindung, sondern ebenso eine allumfassende innere Haltung. Gerade in der semantischen Doppeldeutigkeit des Begriffs, der in der dialektalen Verwendung

87 Vgl. zu den ideengeschichtlichen und literarischen Traditionen Mähl 1965, aus der Masse der Studien jüngeren Datums: Ewers 1989, Alefeld 1996; Richter 1997, Grob 1999, Kremer: 2003, Steinlein 2004 sowie diverse Aufsätze in Roeder 2014 (Hg.).

88 Alefeld 1996, S. 240.

89 Härtling / Kurz 1988, S. 11.

90 Vgl. dazu Bunke 2009, Slunitschek 2012.

91 Härtling / Kurz 1988, S. 11.

92 Noch im *Sonnenwirt* heißt es: „Der Schwabe, obgleich er eines der unstätesten Völker ist und vielleicht sogar seinen Namen vom Schweben und Schweifen hat, ist doch darum dem Heimtum nicht minder als dem Wandertriebe verfallen. Während viele jahraus, jahrein entlegene Länder durchziehen, kleben andere an ihrer Heimstätte fest, als ob sie mit ihr verwachsen wären, – ja, man erzählt von einer alten Frau, die in Tübingen auf der Ammerseite wohnte, sie habe nie in ihrem Leben den Neckar gesehen – und selbst von jenen reißt sich mancher erst nach vergeblichen Versuchen und nur um den Preis des bittersten Heimwehs von der heimischen Scholle los, mag aber auch freilich, wenn einmal das Heimweh überwunden ist, an sich erleben, daß die Heimat, die er nicht entbehren zu können glaubte, Jahre lang fern und tot und seinem Herzen etwas Fremdes hinter ihm liegt. Doch wird es kaum einen geben, den nicht wenigstens im Alter wieder die Sehnsucht nach den heimischen Bergen, Tälern und Gewässern befinge. Freilich werden diese widersprechenden Triebe der Wanderlust und der Heimseligkeit, die bei dem Schwaben nur mit besonderer Stärke hervortreten, in jedem Menschenschlage wahrzunehmen sein." (SW V, 155)

zum einen auf ein bekanntes und konkretes Phänomen, andererseits auf etwas Abstraktes und Verborgenes verweist, sah Kurz dessen eigentlichen Gehalt:

> Heimlich! so sagen wir, wenn wir zu verstehen geben wollen, daß es uns so recht an Leib und Seele wohl ist, daß die geheimsten Saiten unseres Wesens mitklingen, und heimlich, uns selbst verborgen ist unser ganzes Treiben und Thun.[93]

Diese ‚Heimlichkeit' weise den Schwaben selbst als poetisch aus, im wörtlichen Sinn der *poiesis*. Somit sei der schwäbische Dichter nicht durch ein außergewöhnliches Talent ausgezeichnet, sondern darin, dass er sich über die „Poesie der Heimat" bewusst werde und sich ihr überhaupt widme. Die Heimat selbst, hier als Genitivus subjectivus zu lesen, besitzt ein poetisches Moment, das es allein literarisch zu adaptieren gilt.

> Etwas Schöpferisches, eine Mischung aus Gemüth und Witz, eine Poesie liegt in unserer Sprache, und die Anerkennung, die unsere Dichter finden hat nichts Enthusiastisches an sich, sondern, wenn's hoch kömmt, eine Art von Billigung, die zu sagen scheint: „So hätt' ich's auch machen können, wenn ich's nicht hätte bei mir behalten wollen."[94]

Wenn auch dieses mentalitätsgeschichtliche Aperçu nach empirischen Gesichtspunkten durchaus plausibel ist, so sind diese Ausführungen der poetologischen Haltung des Autors geschuldet, der sich bereits in vielen seiner frühen Erzählungen als Schriftsteller des sogenannten Poetischen Realismus zeigte.

Ausdrücklich sprach Kurz in *Die Schwaben* von der „Poesie der Wirklichkeit"[95], doch ist darin keine begriffsgeschichtliche Antizipation des späteren Realismus- oder gar Naturalismusbegriffs zu sehen. Hermann Kurz beschrieb damit eine grundlegende Wegmarke der Entwicklung einer ‚realistischen' und referenznahen Erzählhaltung. Auch Otto Ludwig (1813–1865) notierte in seinen *Romanstudien:* „Poesie der Wirklichkeit, die nackten Stellen des Lebens überblumend, die an sich poetischen nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgehoben" und auch er forderte die „Ausmalung der Stimmungen und Beleuchtung des Gewöhnlichsten im Leben mit dem Lichte der Idee"[96]. Aber Kurz dachte nicht an die poetische Aneignung der Wirklichkeit im Sinn eines Genitivus objectivus, sondern verstand unter ‚Poesie der Wirklichkeit' die poetische Qualität der empirisch erfahrbaren ‚Sinnenwelt'. Der Stil der sogenannten Schwäbischen Dichterschule, des Kerner-

93 Härtling / Kurz 1988, S. 11.
94 Härtling / Kurz 1988, S. 12.
95 Härtling / Kurz 1988, S. 13.
96 Ludwig 1977, S. 547.

und Uhlandkreises sei also schlicht, schmucklos und frei von Pathos gewesen, da sie gewissermaßen in einem poetischen Land lebten – „wir athmen im Reich des Lebens, nicht des Papiers"[97]. Hermann Kurz leitete davon auch eine gewisse Zurückhaltung in literarischen Auseinandersetzungen und eine vordergründige Tendenzlosigkeit vieler schwäbischer Autoren, einschließlich sich selbst, ab. Werk und Autor, literarischer Diskurs und persönliche Empfindsamkeit, „Dinge und Personen"[98] seien in Schwaben nämlich nicht voneinander zu trennen.

Hermann Kurz dürfte dabei an ein Ereignis aus jüngerer Zeit gedacht haben. 1836 erschien Heinrich Heines Schrift *Die romantische Schule,* in der auch Uhland trotz einiger durchaus lobender Bemerkungen polemisch angegangen wurde.[99] Als die Verleger des *Deutschen Musenalmanachs*, den Gustav Schwab gemeinsam mit Adalbert von Chamisso herausgab, ihn im Jahr 1837 mit einem Bildnis von Heinrich Heine erscheinen lassen wollten, obwohl zunächst Uhland dafür vorgesehen war,[100] zog Schwab seine Herausgeberschaft zurück. In einem Brief von Chamisso an Gustav Schwab vom 9. März 1836 ist diese Auseinandersetzung eindrücklich dokumentiert:

97 Härtling / Kurz 1988, S. 14.

98 Härtling / Kurz 1988, S. 17.

99 Vgl. dazu Mojem 2012.

100 Vgl. auch den Brief von Sophie Schwab an Justinus Kerner vom 8.3.1836: „Reimer [Verleger der Weidmannschen Buchhandlung] wünschte außerordentlich, eine gute Zeichnung von Uhland zu bekommen, um dem diesjährigen Almanach sein Bild vorne hin zu drucken, er schickte deshalb einen Prof. Felsing aus Darmstadt hierher, um die Zeichnung zu machen. Mein lieber Mann, der aber wohl weiß, wie verhaßt Uhland das Zeichnen seines Bildnisses ist, munterte diesen Felsing auch noch auf, nach Tübingen zu reisen, um Uhland selbst zu sehen, und gab ihm einen Brief an ihn mit. Nun muß Felsing aber dem Uhland so ungeschickt über den Hals gekommen sein, und da dieser die Art und Weise von Uhland überhaupt nicht kannte, muß ihn die unfreundliche Aufnahme so abgeschreckt haben, daß er nach seiner Zurückkunft dem Verleger erklärt hat, er werde nie das Bild von Uhland zeichnen oder stechen. – In dieser Not hat nun Reimer, wie wir glaubten, mit Zustimmung der Berliner, an Heine um sein Bild geschrieben; meinem lieben Mann war dies gleich sehr unangenehm, er erfuhr es aber erst, nachdem es schon geschehen war, Niembsch sagte auch gleich, da gebe er nichts in den Almanach, verbot aber dies gegen den Verleger zu äußern. Inzwischen kam nun das Verbot der Heineschen Schriften und dergleichen, – wir hofften, die Sache werde sich zerschlagen. Nun kommt aber kürzlich die Nachricht, daß das Heinesche Bild schon gestochen wird. Chamisso ist so krank, daß er wünscht, mein lieber Mann soll die Sorge für den Almanach fast ganz übernehmen, inzwischen kommt nun auch das niederträchtige Urteil von Heine über Uhland und die schwäbischen Dichter in seinem neuesten Buche; Pfitzer, Menzel, Graf Alexander, alle erklären, sie geben keine Beiträge, und auch mein Mann findet, daß seine Ehre es nicht erlaubt, besonders seine Freundschaft für Uhland nicht, seinen Namen im Almanach zu nennen." (Zitiert nach T. Kerner 1897 II (Hg.), S. 103.)

> Ich kann die Ansicht nicht theilen, welche Ihren Kreis und Sie selbst bestimmt hat.
>
> Das zu dem Almanach gegebene Bild scheint mir lediglich Sache der Buchhandlung zu sein. Ich hätte selber nicht mein Bild einer Gedichtsammlung von Dichterfürsten und Fürstendichtern vorgesetzt – Hätten Sie es gethan?
>
> Unser Meister Uhland hatte unserer Hoffnung eine schroffe Weigerung entgegengesetzt. [...] Ich würde zu einem gemeinsamen Wirken meinen Namen zu Heines Namen nicht gesellen. – Dazu bin ich zu sehr ein anderer Mensch. Aber er gilt mir für einen Dichter, wofür er Ihnen auch gilt, und darauf kommt es hier an. [...] Der Deutsche Musenalmanach ist eine offene Halle worin der König von Bayern und Demagogen, Platen und Immermann, Schlegel und Menzel ohne einander zu berühren sich ergehen.[101]

Die Weidmannsche Buchhandlung bat daraufhin Heinrich Heine, um einen umfangreichen Beitrag zum *Musenalmanach*, schließlich habe er die gesamte Schwäbische Dichterschule zu ersetzen.[102] Tatsächlich kündigten neben Ludwig Uhland und Justinus Kerner, Graf Alexander von Württemberg, Karl Mayer, Gustav Pfizer und auch Nikolaus Lenau ihre weitere Mitarbeit auf. Dieser Fall führte bekanntlich zu weiteren polemischen Schriften gegen die betreffenden Autoren. In der Einleitung des *Schwabenspiegels* (1839) fragte Heine die sogenannte Schwäbische Schule,[103] die ihm so viel Kummer bereitete: „Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? [...] Was habt ihr gegen mein Gesicht?“[104] Hermann Kurz' Verhältnis zu dieser Diskussion wurde deutlich, als sein Freund Rudolf Kausler in der Zeitschrift *Der Spiegel* eine Rezension von Justinus Kerners *Der Bärenhäuter im Salzbade*,[105] erschienen in Lenaus *Frühlingsalmanach* (1835), vorlegte. Kerners Schattenspiel besitzt zwar ironische und selbstironische Anteile, weist aber auch Motive, Konflikte und Darstellungstechniken der romantischen Literatur auf. Kausler sah hier einen Abgesang der Romantik überhaupt:

> Es ist freilich sehr verzeihlich, wenn sie sich noch nicht in die Rolle alter Herren zu finden wissen, denn sie haben kaum erst aufgehört, die Opposition der Jugend gegen die alte aufgeklärte Prosa der Kantischen Zeit zu bilden, von der jetzt noch bedeutende Eisschollen in Deutschland umherliegen.

Sie seien sich nur zu fein, „um von der Estrade ehrenvoll ausgedienter Klassiker herab wohlmeinende Zuschauer abzugeben, vor denen die Jugend ehrfurchts-

101 Adalbert von Chamisso an Gustav Schwab, 9.3.1836, StaatsB Berlin, Nachlass Adalbert von Chamisso, K. 18, Nr. 14, Bl. 37–38. Vgl. dazu die Einleitung in Kossmann 1909, S. XVIIIff.

102 Vgl. den Brief der Weidmann'schen Buchhandlung an Heine, 9.5.1836, in: HSA XXIV, S. 397.

103 Zur terminologischen Diskussion vgl. Zimmer 2014.

104 HSA IX, S. 271.

105 Vgl. zu Kerners *Bärenhäuter*-Bearbeitung Bogner 1997.

voll den Hut zieht"[106]. In einem Brief vom 25. Februar 1837 kritisierte Hermann Kurz, dass die Romantik-Diskussion schon lange anachronistisch geworden sei, ermahnte seinen Freund aber gleichzeitig, die feindselige Stimmung gegen die schwäbischen Autoren nicht noch zu befeuern. Stattdessen sei eine Polemik gegen die Weltschmerz-Dichter und Vertreter des modischen Orientalismus, wie sie später von Kurz im *Epilog zur „Reise ans Meer"* (1839) vorgeführt wurde, wünschenswert. Anscheinend gab auch für Kurz der Streit zwischen Heine und den Dichtern des Uhlandkreises Anlass, sich von der Literatur des Jungen Deutschland zu distanzieren, zu deren Leserschaft und Sympathisantenkreis er sich noch im *Abenteuer in der Heimath* (1836) bekannt hatte:

> Wer sind denn diese Romantiker? Uhland – schweigt! Schwab – hat sich gehäutet und ist längst kein Romantiker mehr; so bliebe denn Kerner übrig, dessen literarische Unmündigkeit jedoch nicht erst aus seinem Alter datirt: er war von jeher ein Naturkind. [...] Wir Schwaben müssen jetzt ohnehin nichts sagen was diesen lausigen Nordteutschen Wasser auf die Mühle gießt. Wie sehr bin ich bekehrt, der ich noch vor 2 Jahren im Geist mit ihnen conspirirte! Ueberhaupt müßte eine Polemik gegenwärtig die Herren Lenau, Grün, Feuchtersleben, Freiligrath etc. treffen, die Romantik hat lange den Tanzplatz verlassen.[107]

In *Die Schwaben* diagnostizierte und forderte Kurz aber kein reines Ästhetentum, ohne soziale und politische Verantwortung. Er schrieb ausdrücklich, der Versuch einer „sozialen Umwälzung" des Jungen Deutschland habe seine „plausiblen Seiten"[108] gehabt. Das ausbleibende literarpolitische Engagement süddeutscher Autoren, für das sie angefeindet wurden, sei aber weder mit ihrer Mentalität noch mit ihrem poetischem Anspruch vereinbar gewesen – „unsere Art, zu produciren, schließt eine rege Theilnahme an der Tagesliteratur eher aus"[109]. Wie diverse Werke von Hermann Kurz zeigen, ist er aber durchaus als politischer Autor im weiteren Sinn zu sehen und nahm sich als solcher auch selbst wahr. In *Die Schwaben* beklagte Kurz einen „tiefen Riß, der seit einem Jahrzehend auch unsere geselligen Verhältnisse zerklüftet" und meinte damit das gespaltene Verhältnis der Württemberger zu den freiheitlichen Bewegungen der 1830er Jahre, wie er es später im ersten Teil von *Die beiden Tubus* karikierte. Bei der Wahl vom Dezember 1831, zehn Jahre vor Erscheinen des Essays, manifestierte sich dieser Konflikt auch in parlamentarischer Hinsicht. Die liberale „Bewegungspartei", darunter Uhland, Pfizer und Albert Schott d.Ä., stellte in der zweiten Kammer des

106 Kausler [Sigl. 21] 1837, S. 46.
107 Kurz an Kausler, 25.2.1837 (BKa).
108 Härtling / Kurz 1988, S. 15.
109 Härtling / Kurz 1988, S. 15.

württembergischen Landtags fast die Hälfte der Abgeordneten. Dieser Wahlerfolg gelang vor allem durch die publizistische Unterstützung der Oppositionszeitung *Der Hochwärter,*[110] Vorgänger des *Beobachters*, den Hermann Kurz während der Revolution 1848/49 redigierte.

Sprach er von einem schwäbischen Nationalcharakter oder von Vaterlandsliebe, die er empfunden habe, so verstand er unter Schwaben nicht Württemberg, keine politisch-territoriale Einheit, sondern eine historisch entwickelte und gegenwärtig existierende ‚Kulturnation'. Bauers Projekt erschien ihm als ein „ächtdeutsches Unternehmen", denn schließlich sollten auch nach Vorstellung von Kurz die den vielen deutschen Territorialstaaten historisch vorgelagerten ‚Stämme' einst einen verfassten Einheitsstaat bilden. Die frühen Erzählungen weisen, obwohl sie als Humoresken angelegt sind, allesamt eine kulturgeschichtliche Dimension auf. Trotz ihrer regionalen und lokalen Anbindung stellen sie aber keine Symptome eines weltabgewandten Provinzialismus dar. Hermann Kurz verstand sie als Teil deutscher Gedächtniskultur. Schwaben habe bislang „nicht unbedeutende Beiträge zum großen Nationalschatz geliefert", dem auch der Autor verpflichtet sei:

> Vom Verkünder des tausendjährigen Reichs, dem ältern Bengel, soll das Wort herrühren, daß unser Land in seinen Grundfesten von einer goldenen Kette umschlossen sey: wenn sie von ächtem Metall ist, so ist sie nicht spröde und muß über das gesammte Reich deutscher Nationen ausgedehnt werden können, und daran mitzuarbeiten, theuerster Freund, soll unsere Aufgabe und die Befestigung unserer Freundschaft seyn.[111]

Die „goldene Kette" Schwabens ist in diversen Sagen, etwa für den nahegelegenen Ursulaberg in Pfullingen oder den Reutlinger Hausberg, die Achalm (vgl. VI. 2), als magisch-phantastische Umhegung überliefert. Kurz sah darin einen symbolischen Schutzkreis, der alle äußeren Bedrohungen fernhält und auf alle deutschen Länder ausgedehnt werden solle. Nicht zufällig führte er in diesem Zusammenhang Johann Albrecht Bengel (1687–1752), einen der „frommen Schwabenväter" (Mörike), ein. Für das Jahr 1836, in dem Kurz als Schriftsteller und Übersetzer nach Stuttgart zog, hatte Bengel den Beginn des tausendjährigen Friedensreichs ausgerechnet.[112] Kurz setzte also den chiliastischen Glauben an die Wiederkunft Jesu Christi analog zur politischen Vorstellung eines „Reichs deutscher Nationen". Dabei handelt es sich weder um das einstige Heilige römische

110 Vgl. Mann 1992, S. 294. Zur Wahl von 1831 vgl. Brandt 1987, S. 98ff.

111 Härtling / Kurz 1988, S. 18.

112 Vgl. Bengel 1740, S. 1073: „Anno 1836 d. 18. Jun. [...] Die Historie selbst ist bisher nicht eben an diese Tage gebunden, sie bleibet aber doch nahe genug bey denselben."

Reich deutscher Nation noch um den Deutschen Bund der Restaurationszeit, sondern um einen zukünftigen deutschen Bundesstaat im Sinne des Vormärz und der späteren Paulskirchenverfassung.

Hermann Kurz benannte ‚Heimlichkeit' nicht nur als anthropologische und ästhetische Kategorie, sie sei auch Ursache dafür, dass dem Schwaben vorgeworfen werde, er habe etwas „Monologisches"[113]. Bereits die Erziehung, aber auch die Lage des Landes mache aus dem Schwaben etwas „Abgeschlossenes"[114] und damit auch Unzugängliches für den Außenstehenden. Nicht in der Stille also, wie es bei Goethe heißt, bilde sich ein Talent (Leonore in *Torquato Tasso*), sondern in der ‚Heimlichkeit'. Rhetorisch deutete er das Unverständnis für viele schwäbische Dichter um und wertete es auf als etwas ‚Verborgenes'. Bereits als Student las Hermann Kurz den Briefwechsel Goethes mit Carl Friedrich Zelter, der ihm lange Zeit als bestes Buch überhaupt galt.[115] Hier ist neben Heines Polemik der locus classicus der Degradierung schwäbischer Literatur zu finden, und der Kurz sicher noch gegenwärtig war. Neben dem Streit um Heines Bildnis für den *Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1837* hatte Gustav Schwab sich auch geweigert, Gedichte aus Goethes Nachlass in den Jahrgang aufzunehmen.[116] Als Goethe die *Gedichte* (Stuttgart 1831) von Gustav Pfizer las, fand er neben einigem Talent vor allem „deprimirende Unpotenzen" vor. Die Heimat Uhlands, der ebenso als deutscher Klassiker galt wie Schiller und er selbst, schien ihm eine literarische Ödnis zu sein:

> [Aus] der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. [...] Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.[117]

Auch der pejorative Diminuitiv schwäbischer Autoren – Heine nannte sie „Leutchen", Goethe „Herrlein" – wurde von Kurz positiv gewendet. Wie diverse poetologische Reflexionen und nicht zuletzt die Erzählungen von Kurz selbst zeigen,

113 Härtling / Kurz 1988, S. 16.

114 Härtling / Kurz 1988, S. 15.

115 Am 24. April 1834 schrieb Kurz an Kausler, der Briefwechsel Goethe / Zelter sei das „köstlichste Buch, das ich je gelesen habe, delikat bis zum Rausch – stelle dir lauter Frühling und Sonnenschein vor, und eine Derbheit, die man nach den prächtigsten Melodien vom Blatt singen könnte." (BF, 54)

116 Vgl. Halub 1992, S. 85.

117 Johann Wolfgang von Goethe an Carl Friedrich Zelter, 4.10.1831, zitiert nach: WA IV. 49, S. 102.

wählte er nicht aus Verlegenheit anstelle traditionsreicher oder tragischer Stoffe, die gewöhnlichen und alltäglichen Stoffe.

Die Skizze *Das alte Paar. Eine kurze Liebesgeschichte*, die im zweiten Prosaband *Dichtungen* (1839) und zuvor in *Cottas Morgenblatt* (21.4.1838, Nr. 96) erschien, muss ebenso wie *Die Schwaben* als eine theoretische Nachbemerkung auf seine bisher veröffentlichten Werke gelesen werden. Kurz schilderte die treue, dabei unspektakuläre Liebe zweier mittelloser Mittfünfziger, die erst im höheren Alter ein gemeinsames Leben aufbauen konnten. Zwar sei es die größte Leistung der Dichtkunst, sich den Mythos von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander, von Romeo und Julia oder Abaelard und Heloisa anzueignen:

> Und doch! vielleicht ist dieser Triumph leichter zu erwerben als der prunklose, für die Meisten unsichtbare Sieg über einen unbedeutenden, leidenschaftslosen Stoff, als die Kunst, dem Unbedeutenden Bedeutung zu geben, im Kleinen groß zu seyn und die flache Gewöhnlichkeit des Tageslebens mit sanfter Wärme zu beseelen. (D, 88)

Der *Deutsche Musenalmanach für das Jahr 1838* erschien wieder unter der Herausgeberschaft von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab – ein Beitrag aus Goethes Nachlass eröffnete ihn, aber ein Bildnis von Ludwig Uhland war auf dem Vorsatz zu sehen. Justinus Kerner, Gustav Pfizer und andere Dichter aus Schwaben lieferten Beiträge, darunter auch Hermann Kurz mit dem *Märchen vom Waldfegerlein,* einer anmutigen allegorischen Darstellung eines heranwachsenden Kindes, geschrieben für die kleine Nichte Marie Caspart (1831–1913) seines Freundes Rudolf Kausler.[118]

In den ersten Erzählungen von Hermann Kurz, die stilistisch bereits auf sein späteres Erzählwerk vorausdeuten, schilderte er vordergründig und teils in novellistischer Prägnanz Liebesgeschichten, Ausflugsfahrten und Familienanekdoten aus der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen. Er inszenierte somit regionale Erinnerungskultur und Tradierungszusammenhänge. Wie die Erzählerfigur sich an Kindheits- und Jugendtage erinnert, so werden auch Gedichte, Lieder, Romane

118 Vgl. Kurz 1838. Marie Caspart wurde später die engste Vertraute seiner Gattin Marie Kurz, geb. von Brunnow. Vgl. dazu den im Manuskript gedruckten Briefwechsel mit der Freundin Marie Caspart : Briefe von Marie Kurz an Marie Caspart von 1852 bis 1911. Transcription von Hella Mohr, 2 Bde., Tübingen 1999. Die Bände liegen im Hermann Kurz-Kabinett der StB Rt (Sammlung Jürgen Schweier), Dok Kurz, H. 13.10/11, und im DLA Marbach, A: Kurz°Kurz, Marie HS.1999.0040.00002/3; eine Auswahlausgabe befindet sich in der WLB Stuttgart, 60a/80260. Die Briefe sind online einsehbar unter URL: <http://kilchb.de/hella_mohr/transsciption_kurz_caspart1.html>.

und Gebrauchsschriften von der Frühen Neuzeit bis zu seiner Gegenwart über innerfiktionale Reminiszenzen oder intertextuelle Markierungen in die Erzählhandlung integriert. Damit band er die Regionalgeschichte an einen weitläufigen literarischen Diskurs an. Vor allem Grimmelshausen, der Erfinder des deutschen ‚realistischen' Romans, und später Gottfried von Straßburg, der Begründer der ‚sozialen' Literatur in Deutschland, nahmen eine Zentralposition ein für den jungen Hermann Kurz, der das poetische Moment – die ‚Heimlichkeit' – seiner persönlichen Erinnerungen und Episoden aus der Stadt- und Familiengeschichte aufsuchte, um die ‚Poesie der Wirklichkeit' zur Darstellung zu bringen.

3 Grimmelshausen und die Tradition des ‚realistischen Romans'

Die literarhistorischen und editionsphilologischen Beiträge von Hermann Kurz sind unter poetologischen und werkgenetischen Gesichtspunkten mit seinem Gesamtwerk eng vermittelt, seine kritischen Aufsätze und Editionen älterer Werke waren mithin der Traditionsbildung sowie Standortbestimmung der eigenen Ästhetik zugedacht und verdeutlichen, dass es sich bei den frühen Erzählungen weder um naiv-biedermeierliche Unterhaltungsliteratur handelt noch um „kunsttheoretisch wenig [bedeutende]"[119] Werke: Grimmelshausens *Simplicissimus* interpretierte Kurz als „realistischen Roman"[120], später bezeichnete er Gottfried von Straßburgs *Tristan und Isolde* als „socialen Roman des Mittelalters" (TI, LXXI), und er beobachtete, dass die Heldengedichte Homers mit ihren Sittenschilderungen für die Griechen dasselbe gewesen seien, was für die Zeitgenossen „die besseren historischen Dichtungen sind".[121] Diese Art ästhetischer Selbstvergewisserung, die Interferenz von historischer Quellenarbeit und persönlicher Gegenwartsverortung, wird nicht nur in diversen Essays offensichtlich, sondern auch im produktiv-literarischen Prozess reflektiert, sei es explizit in den Vorworten und Erzählrahmen der (historischen) Erzählungen und Romane oder implizit in der motivisch-thematischen Arbeit und dem Entwurf einer poetischen Faktur. Es handelt sich dabei also um ein je verschieden realisiertes Dar-

119 Markwardt 1937–1967 IV spricht davon, Kurz sei „sowohl im Kunstwollen wie im Kunstschaffen anlehnungsbedürftig" (S. 692) und vermisst offenbar eine poetologische Gesamtdarstellung des Autors, die sich aber allein implizit aus den verstreuten Aufsätzen rekonstruieren lässt.
120 Kurz 1837b, S. 17.
121 Hermann Kurz: Die Aufgabe unserer Poesie, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1557.

stellungsprinzip von Hermann Kurz.[122] Als Kurz 1837 den *Simplicissimus* einen ‚realistischen Roman' nannte, lieferte er der beginnenden literarischen Epoche des Realismus als erster das Stichwort zu ihrem Programm.[123] In mittelbarer Nachfolge der Brüder Grimm oder Joseph Görres', Achim von Arnims, Clemens Brentanos und Ludwig Tiecks suchte Hermann Kurz bereits während seines Studiums nach neuen kulturgeschichtlich bedeutsamen Quellen und Werken, wenn auch dies aus anderen literarischen und literarhistorischen Motiven geschah.[124] Die literarische Aneignung älterer deutscher Literatur, seien es Schwänke und Anekdoten, Lebensbilder, Romane oder Chroniken, war aber ebenso inspiriert von den Sammlungen und produktiv-literarischen Adaptionen der Romantiker, wie sie auf die Entstehung der Germanistik als Fachdisziplin verweist, die sich, wie Ulrich Wyss schrieb, der Notwendigkeit stellen musste, „zugleich die poetischen Fascinosa aus versunkenen Welten in die Gegenwart heraufzuholen und den historischen Prozeß zu rekonstruieren, der die Gegenwart vom Vergangenen ebenso trennt wie er beides verbindet."[125]

---

122 Noch als Mitarbeiter beim Stuttgarter *Beobachter* wurde dies deutlich; so etwa 1857 als Hermann Kurz in Betreff des ‚Neuenburghandels' seine Essays *Neujahrsbetrachtung* und *1847 und 1857* veröffentlichte: Statt einer informationsbezogenen Darstellung des preußisch-schweizerischen Konflikts um die Unabhängigkeit der Schweizer Exklave zeichnet er den Schweizerkrieg (Schwabenkrieg) von 1499 nach, der ebenso viel Ähnlichkeit mit der Gegenwart besitze wie das Revolutionsjahr 1848, in dem die République et Canton de Neuchâtel ausgerufen worden war, um schließlich nach den Folgen der Restauration in Deutschland zu fragen. (Vgl. Kurz 1857) Die Autorschaft des anonym erschienen Artikels ist gesichert, da Kurz diesen Essay in sein handschriftliches Werkverzeichnis aus den 1860er Jahren aufnahm. (Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 482914.)

123 Auch Hartmut Steinecke ist kein früheres Beispiel aus der Begriffsgeschichte des ‚realistischen Romans' bekannt: „Hermann Kurz ist, soweit ich sehe, der erste, der das Adjektiv in programmatischer Weise mit dem Roman zusammenstellt." Steinecke 1984, S. 20f. Steinecke weist auch in seiner Bibliographie auf die zentrale poetologische Bedeutung der Grimmelshausen-Rezension von 1837, auf das Nachwort von *Schillers Heimatjahre* und das Vorwort von *Der Sonnenwirt* hin.

124 So unterstützte Hermann Kurz seinen Freund Adelbert Keller etwa bei der Suche nach Fastnachtspielen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, die Keller schließlich 1853 als Bände 28 bis 30 in der *Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart* veröffentlichte. Vgl. Hermann Kurz an Adelbert Keller, 31.12.1834, nach BKe.

125 Wyss 1991, S. 176. Diese doppelte Herausforderung, der sich Hermann Kurz gegenübersah, nämlich einen Gegenwarts- wie Vergangenheitsbezug darzustellen, wird vor allem in der Übersetzung von *Tristan und Isolde* (1844) deutlich. Ebenso, wenn Hermann Kurz die *Märe vom Feldbauer* nach Franz Pfeiffers Abdruck (in: Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde 1 (1857), H. 3) übersetzt und mit den Worten einführt: „Die Erzählung ist so voll echter Komik und zugleich so – modern, daß es sich gewiß verlohnt, das mittelhochdeutsche Original in den neueren Sprachformen einem größeren Leserkreise vorzuführen." (Kurz 1857c, S. 336)

Die ersten kritischen Beiträge, in der die Wechselbeziehung von literarischen und literarhistorischen Arbeiten evident wurde, publizierte Hermann Kurz in der Zeitschrift *Der Spiegel. Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik* (1837–1838), die beim Verlag Metzler in Stuttgart erschien,[126] sie standen zweifellos auch in zeitlicher und inhaltlicher Verbindung mit den eigenen literarischen Arbeiten.[127] Der Literaturgeschichtsschreibung ist vor allem sein Aufsatz über Eduard von Bülows Ausgabe *Die Abenteuer des Simplicissimus* (1836) in der 5. und 6. Nummer (18.1.–19.1.1837) bekannt, worin er als erster stichhaltig die These darlegte, „der Verfasser des Simplicissimus hieß nicht Greiffenson, wie in den Literaturgeschichten zu lesen steht, sondern Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, aus Gelnhausen gebürtig!"[128] Bülows Edition, „die am Übergang zur germanistischen *Simplicissimus*-Forschung steht",[129] nahm Kurz zum Anlass, seine bereits über ein Jahr zurückliegende Entdeckung zu veröffentlichen, so dass dieser Text letztlich keine Rezension, sondern eine literarhistorische Miszelle darstellt. Sie wäre weitaus populärer geworden, hätte sich in Tübingen ein Verleger für die geplante „Auswahl aus den übrigen Werken des Simplicissimus"

126 Obwohl die Zeitschrift zeitweise sogar den Veröffentlichungsturnus verkürzte und ihren Umfang erweiterte, erschien am 31. März 1838 die letzte Nummer. Zur Einführung vgl. Wittmann 1982, S. 428ff.

127 So kann bereits die Rezension zu Andreas Streichers *Schillers Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785* (1836) in der vierten Nummer des *Spiegels* (14.1.1837) als Hinweis auf die eigene Beschäftigung mit Schillers Leben für den Roman *Schillers Heimatjahre* gesehen werden.

128 Kurz 1837b. ND: Die erste Identifizierung Grimmelshausens als Verfasser des *Simplicissimus* durch Hermann Kurz in der Rezension der *Simplicissimus*-Bearbeitung Eduard von Bülows, Münster 1981 (Sondergabe für die Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft 2). Auf die lange Zeit verloren geglaubte Rezension wies als erster hin: Koschlig 1960, S. 198ff.

Die Lösung der Verfasserfrage wurde bereits von seinen Zeitgenossen wahrgenommen und brachte Hermann Kurz, neben seiner Artikelserie über den *Simplicissimus* in der *Allgemeinen Zeitung* (5.8.–10.8.1865), immerhin die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock (1865) ein. Insofern war Kurz' Entdeckung langfristig jedenfalls kein „Fund ohne Folgen", so der Titel von Pfeiffer 1988. Ausgehend von Adelbert Kellers Edition für die *Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart* (Bd. 33, Stuttgart 1854, S. 1128) wurde er allgemein bekannt, besonders die einflussreichen Mitglieder des *Litterarischen Vereins* werden davon Notiz genommen haben, und so finden sich auch in späteren zeitgenössischen Ausgaben immer wieder Hinweise auf seine Entdeckung. Vgl. u.a. Grimmelshausen 1863; Vilmar 1862, S. 590.

Bereits 1823 hatte Karl Hartwig Gregor von Meusebach (1781–1847) Grimmelshausen als wahren Namen des Autors der simplicianischen Schriften entdeckt, ohne aber seine Vermutung zu publizieren. Vgl. Koschlig 1976, zu Meusebach bes. 644ff; zu Kurz S. 655f. Vgl. zur Diskussion auch den Forschungsbericht in Koemann 1993, bes. S. 12–16.

129 Martin 1999, S. 265.

gefunden, die Kurz unter dem Titel „Kriegs= und Friedensgeschichten aus der Zeit des 30j. Kriegs“ mitsamt seiner „Abhandlung“ (BF, 388) aus dem *Spiegel* veröffentlichen wollte.

Hermann Kurz hatte, wie aus seiner Abhandlung hervorgeht, nicht nur die erste und zweite Auflage des *Simplicissimus* von 1669, spätere Ausgaben und Reprisen zur Hand, sondern auch die dreibändige Werkausgabe *Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus* (1683–1685). In seiner originellen Argumentation für die Autorschaft Grimmelshausens bezog sich Kurz zunächst auf den „Beschluß“ des sechsten simplicanischen Buchs,[130] worin nicht nur eröffnet wird, dass es sich bei den zahlreichen Pseudonymen des Autors um Annagramme handelt, hier fand Kurz auch eine Unstimmigkeit in der Herausgeberfiktion: Der Unterzeichner H.J.C.V.G.S. zu Cernheim gibt zwar vor, die hinterlassenen Schriften des Samuel Greiffenson von Hirschfeld herauszugeben, kündigt aber gleichzeitig an, „seine Feder ins Künftige mehrer zu spitzen“.[131] So lag es für Kurz nahe, nicht nur von einem einzigen Autor sämtlicher, in diesem Zusammenhang erschienener simplicianischer Schriften auszugehen, sondern Grimmelshausen, dessen Initialen ihn als Herausgeber identifizieren, auch die Autorschaft zu unterstellen; zumal dessen Name mit einer historisch verbürgten Gestalt, Krafft von Crailsheim, in Verbindung steht. Schließlich diente ihm das Sonett zu Anfang von *Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb= und Leids=Beschreibung* als letztgültiger Beweis für seine Hypothese:

> Der Grimmelshäuser mag sich, wie auch bei den Alten
> Der alte Proteus thut, in mancherlei Gestalten
> Verändern, wie er will, so wird er doch erkannt
> An seiner Feder hier, an seiner treuen Hand.[132]

Hermann Kurz war seit Abschluss des Theologiestudiums bei seinem Onkel Heinrich August Gottlieb Mohr (1780–1861) als Pfarrgehilfe in Ehningen vor allem mit

130 Vgl. u.a. in der Ausgabe Grimmelshausen 1683–1685 I, S. 863–864. Diverse spätere Grimmelshausenforscher weisen unabhängig von Kurz ebenfalls auf die betreffenden Stellen hin. So etwa bereits Echtermeyer 1838 oder später Passow 1843.

131 Zitiert nach: Kurz 1837b, S. 18.

132 Kurz 1837b, S. 19. (Sperrung von Hermann Kurz, im Original heißt es in Vers 1 „Grimmelshauser“) Ein weiterer Hinweis wäre der Pericles zugeschriebene *Kurtze Zuruff an den Grimmelshäuser* als Vorrede zu *Des durchlauchtigsten Prinzen Proximi, und seiner ohnvergleichlichen Lympidae, Liebs=Geschicht=Erzehlung* gewesen (in: Grimmelshausen 1684 III, S. 346): „Was bringt er uns wieder vor alte Geschichten?“ etc. Zur Problematisierung der Widmungstexte vgl. Weydt 1985, S. 38.

Predigten und Katechismusunterricht beschäftigt.[133] Doch tatsächlich arbeitete er bereits hier eingehend über die Frage der Autorschaft simplicianischer Schriften. Am 15. November 1835 bat er Rudolf Kausler, der in dieser Zeit Stiftsbibliothekar war, und den späteren Indienmissionar Gottfried Weigle dringend um weitere Simpliciana:

> Was zum Teufel schickt ihr mir denn meine Sachen nicht? Hat sie denn das Kameralamt Pfullingen in Beschlag genommen, während ich hier beständig katechisire über das „du sollst dich nicht gelüstenlassen"? [...] Aber die literarischen Bücher brauche ich gar zu notwendig, ich habe gelesen den Simplicissimus, den Springinsfeld, die hurenhafte Courage, das wunderbare Vogelnest, den keuschen Joseph, verstümmeltes Sprachgeprang, satyrischen Pilgram etc. etc. etc. und habe höchst bedeutende Gedanken darüber, leider aber bin ich (trotz dem daß ich auch den Philander v. Sittenwald studirt habe) immer noch nicht im Klaren ob der Verfasser Moscherosch ist oder nicht. Ich brauche also Fränzchen Hinterlist, und wo möglich alte Compendia (Moscherosch † 1669 ungef.).[134]

Der junge Theologe hatte demnach zuerst Johann Michael Moscherosch im Verdacht, Autor der simplicianischen Romane zu sein.[135] Nicht nur die zeitlich-thematische Lokalisation und werkästhetische Ähnlichkeit zwischen Grimmelshausens und Moscheroschs Schriften legten dies nahe, sondern auch die zeitgenössische literarische Rezeption ihrer Werke. In der Nachschrift desselben Briefs bat Kurz um Achim von Arnims *Wintergarten* (Berlin 1809), in dem eine „simplizianische Erzählung von Soldaten und Zigeunern"[136] vorkomme. Tatsächlich verband Arnim hier aber das Handlungsgeschehen aus Moscheroschs *Soldaten-Leben* mit Motiven aus Grimmelshausens *Springinsfeld*.[137] Über Werkgenese und Druckgeschichte konnte Kurz den im Zusammenhang zu früh verstorbenen Moscherosch als Autor des *Simplicissimus* ausschließen, und bereits zwei Wochen später schrieb er an Adelbert Keller, er glaube, wenn er keine widersprüchlichen Quellen

133 Von Heinrich Mohr ist eine gedruckte Predigt erhalten: Heinrich August Gottlieb Mohr: Die Ehrfurcht, die wir unserem König schuldig sind. Eine Predigt auf das am 28. Septemb. 1817 gefeierte Geburtsfest Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg über 1 Petr. 2,17. Tübingen o.J.

134 Hermann Kurz an Rudolf Kausler / Gottfried Weigle, Ehningen, 15.11.1835 (BKa). Daraufhin sandten sie Kurz die *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts* (1801–1819) von Friedrich Ludwig Bouterweck zu, die ihm aber nicht weiterhalf. (Vgl. Hermann Kurz an Adelbert Keller, [erhalten] 24.11.1835.)

135 Zur gemeinsamen Wirkungsgeschichte von Moscherosch und Grimmelshausen vgl. Schäfer 2001.

136 Hermann Kurz an Adelbert Keller, [erhalten] 24.11.1835 (BF, 56). Gemeint ist der „vierte Winterabend" *Philander unter den streifenden Soldaten und Zigeunern im Dreißigjährigen Kriege*.

137 Vgl. dazu Martin 2000, S. 257ff.

aus Tübingen erhalten werde, sei „unter den vielen Pseudo-Namen Greiffenson's der ächte Christoffel von Grimmelshausen".[138]

Das umfangreiche Lektüreprogramm, das ihn Grimmelshausen identifizieren ließ, begann Kurz mit einem Text von Moscherosch, mit der *Wunderlichen und Wahrhafftigen Gesichte Philanders von Sittewald* (1640). Mindestens 18 weitere simplicianische Werke untersuchte er und kam Grimmelshausen offenbar zunächst dadurch auf die Spur, dass dieser stets in literarisch randständigeren Zusammenhängen als Verantwortlicher zeichnete: So notierte er über *Dietwalds und Amelindens anmutige Lieb- und Leidsbeschreibung*, sie sei „unbedeutend, so daß man den Verf. des Simpl. nicht darin erkennt", oder zu *Des durchlauchtigen Prinzen Proximi und seiner ohnvergleichlichen Lympidä Liebesgeschichterzählung*: „Ebenfalls unbedeutend dem Stoffe nach, die Form ist zwar etwas breit, zeugt aber von Kunst." Zu Grimmelshausens *Satyrischer Gesicht und Traum-Geschicht* schrieb Kurz schließlich: „Hier ist wieder ganz der witzige und rasche Ton des Verfassers des Simplicissmius; eine Satyre voll guter Einfälle."[139]

Zuletzt wies Stefan Knödler auf der Hermann-Kurz-Tagung 2013 darauf hin, dass sich unmittelbar an Kurz' Beschäftigung mit der Verfasserfrage ein weitschweifiger Editionsplan anschloss, der, wenngleich nicht umgesetzt, doch Aussagekraft für sein Verhältnis zur älteren deutschen Literatur besitzt. Im November 1835 und damit unabhängig von der später erschienenen Bülow-Ausgabe schlug Kurz seinem Freund Keller vor, gemeinsam eine „Bibliothek classischer altteutscher Romane" zu entwerfen, wovon auch der *Simplicissimus* Teil sein sollte:

> Man würde mit dem Fortunat etwa anfangen, dann Eulenspiegel etc. etc. denen man eine Rundung gäbe. [...] Wollen wir uns nicht gleich umthun? Die älteren umarbeiten, die neuern, den Simplex, die asiatische Banise etc. etc. mit Einleitungen begleiten, daßs patscht?[140]

138 Hermann Kurz an Adelbert Keller, [erhalten] 4.12.1835 (BF, 57). Aus Tübingen hatte er keine Materialien mehr bezogen, womöglich wurde er mit seiner Hypothese auch nicht ernst genommen, denn am 13. Dezember schrieb er an Rudolf Kausler und Gottfried Weigle: „Da muß sich so ein armseliger Vicar von der gelehrten Universität aus ganz forsch sagen lassen: S[amuel] G[reiffenson] ist eine historische Person, restituire den Simplex getrost etc. und wenn er fragt: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? dann wird er als ein Ignorant verachtet und keiner Antwort gewürdigt." (BKa)

139 Jeweils zitiert nach der Lektüreliste zur *Simplicissimus*-Recherche: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1537.

140 Kurz an Keller, Ehningen, 20.11.1835 (BF, 57). Für dieses Vorhaben fand sich allerdings kein Verleger. Ein Fragment zur *Asiatischen Banise* findet sich aber im Nachlass von Hermann Kurz. (Vgl. WLB Stuttgart Cod. hist. 343 4b.)

Neuausgaben der alten ‚Volksbücher', mit denen Hermann Kurz ebenso sozialisiert wurde wie noch Hermann Hesse[141], die er bestens aus Reutlingen mit ihrer Nachdruck- und Kolportagewirtschaft kannte und ihn sogar noch zu seinem *Sonnenwirt* inspiriert haben dürften, waren längst salonfähig und zu einem zentralen Instrument nationaler Selbstvergewisserung geworden. Joseph Görres hatte mit seinem Buch *Die teutschen Volksbücher* (1807) eine Generation zuvor den Kanon dieser Gattung geliefert, Gustav Schwab mit seinem *Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wieder erzählt* (1836, Neuaufl. 1843 unter dem Titel *Die deutschen Volksbücher*) eine bis ins 20. Jahrhundert populäre Bearbeitung alter Volksbücher vorgelegt.[142] Als Hermann Kurz mit seiner Ausgabe von Widmanns und Pfitzers *Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti* (1834) eine beliebte Bearbeitung der Historie im Stil der Reutlinger Volksbücher vorlegte,[143] war dies also einer überregionalen Nachfrage geschuldet und gerade für einen mit literarischen und historischen Studien beschäftigen Theologen nicht ungewöhnlich. Nun plante Kurz also eine Fassung des *Simplicissimus*, die ebenfalls, wie aus dem zweiten Teil seiner Rezension im *Spiegel* hervorgeht, nicht den Gelehrten, sondern dem Publikum zugedacht war.[144] Da „die Eingänge, Uebergänge und Wendungen die ganze eigensinnige Wunderlichkeit des Zeitgeschmacks" verraten, sollte man vor allem jene „modernisieren"[145]. Mit einer Bearbeitung des ersten Kapitels, das unmittelbar mit der Beschreibung der familiären Verhältnisse des Simplicius

141 Vgl. *Unterm Rad*, Hesse 2001 II, S. 242.

142 In Schwabs *Diarum* vermerkte er 1842 „1 Ex. an Kurz gegeben" zu haben und meint allem Anschein nach die zweite, vermehrte Auflage der *Deutschen Volksbücher.* Vgl. DLA Marbach, A: Schwab, HS.1995.0185.00155. (Fiche 293)

143 Keller 1874 schrieb in seinem *Nekrolog:* „Kurzs erstes schriftstellerisches Auftreten fällt noch in die Studentenzeit, wo er für die Reutlinger Drucker, die damals noch regelmäßig die deutschen Volksbücher auf grauem Löschpapier für die Jahrmärkte zurechtmachten, das seit langer Zeit fehlende Faustbuch neu bearbeitete." (S. 124) Hierzu verwendete Hermann Kurz ein Exemplar von Adelbert Keller (Nürnberg 1674). Während die Originalausgabe bis 1726 sieben Auflagen erlebte, und sie noch von Johann Wolfgang von Goethe für seinen *Faust* benutzt worden war, erlebte die Neuausgabe von Kurz mindestens drei Auflagen zu Lebzeiten (1834, 1838, 1869). Zur 900-Jahr-Feier der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Reutlingen wurde sie wieder herausgegeben von Bernd Mahl, Kirchheim 1990.

144 Adelbert Keller dagegen legte mit seiner vorbildlichen vierbändigen Grimmelshausen-Ausgabe (1854–1862) in der *Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart*, die noch heute als Schriftenreihe von Achim Aurnhammer und Dieter Martin (beide Freiburg) im Verlag Hiersemann (Stuttgart) fortgesetzt wird, ein akademisches Pendant vor. Er besorgte auch 1880 eine Neuausgabe des *Johannes Faust* von Widmann / Pfitzer für die BLVS.

145 Kurz 1837b, S. 21.

beginnt, lieferte er im Rahmen seiner Abhandlung einerseits ein Indiz, bereits an einer eigenen Ausgabe gearbeitet zu haben, andererseits ein Beispiel für eine stilistische, vor allem lexikalisch-syntaktische Aktualisierung des *Simplicissimus* nach seiner Vorstellung.

Die Entdeckung von Grimmelshausen als Autors des *Simplicissimus* und die damit einhergehenden eigenen Editionspläne stellen aber ebenfalls nur Teilaspekte der Beschäftigung mit den alten deutschsprachigen Schriften dar. In seiner Bülow-Rezension entwarf er darüber hinaus eine Skizze zum Traditionsverständnis des realistischen Romans und der deutschen Literatur überhaupt. Nicht zufällig wurden in der Bülow-Rezension, wie schon gegenüber Adelbert Keller, neben dem *Simplicissimus* auch der *Eulenspiegel* oder die *Asiatische Banise* angesprochen. Während der *Eulenspiegel* „mit seinem derben, köstlichen Realismus" ein erstes Beispiel dieses Typus' in Deutschland gewesen sei, habe sich mit der Faustsage der Idealismus – in einer Kombination von „Gelehrsamkeit und Wunderglaube" – der Poesie bemächtigt und jenseits der Satyre durchgesetzt.[146] Diese Literatur habe weitestgehend, wie die „süßliche Abenteuerlichkeit der asiatischen Banise" zeige, die alte Schäferpoesie adaptiert. In diesen „Schwall von Phantasterei" sei aber der *Simplicissimus* als eine „Gemähldegallerie voll ächten, frischen und gesunden Lebens" [147] hereingebrochen. In der avisierten „Bibliothek classischer altteutscher Romane" sollten demnach die divergierenden Hauptströmungen deutscher Literatur, die realistischen und idealistischen Traditionen, wie Hermann Kurz sie auch in seiner eigenen Gegenwart beobachtete, dokumentiert werden.

Die programmatische Besetzung dieser Begriffe wird schließlich zu Ende seiner Rezension noch einmal unterstrichen, wenn Kurz über den *Simplicissimus* schreibt, er werde „für alle Zeiten das Muster einer gesunden und natürlichen Darstellung bleiben"[148]. Der pathologische Befund des *Simplicissimus* als eines „gesunden", da weitestgehend natürlich-realistisch geschrieben Romans, distanziert ihn, dialektisch betrachtet, von der „krankhaften", also der romantischen und der idealistischen Literatur. Obwohl hier Goethes Gespräche mit Eckermann anklingen,[149] wird nicht allein das Phantastisch-romantische verworfen, sondern vor allem ihr eigentlicher Antipode, das Klassisch-idealistische, die Darstellung

146 Bezeichnenderweise widmete sich Hermann Kurz in seinem nächsten Beitrag für den *Spiegel* der Faustsage (Nr.13–14, 15.2.1837–18.2.1837).

147 Jeweils nach Kurz 1837b, S. 17.

148 Kurz 1837b, S. 22.

149 U.a. das Gespräch vom 2. April 1829: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke." (FA II.12, S. 324.)

der inneren Welt, der „schöne Schein", das psychologisch und ästhetisch Selbstbezügliche, zugunsten einer Literatur des objektiven, referenzbezogenen, sich der äußeren Wirklichkeit nähernden Erzählens. Ursächlich für die wenigen realistischen Texte in der deutschen Tradition sei die intellektuelle Weltflucht nach dem Dreißigjährigen Krieg gewesen, die allein wieder produktiv werden konnte in einer *Insel Felsenburg* und den anderen Robinsonaden. Mit diesen diskussionswürdigen Erwägungen wird der Suche nach dem Autor des *Simplicissimus* die Suche nach der Tradition des ‚Realismus' als Richtschnur der eigenen literarischen Arbeiten vorangestellt. Der terminologische Vorschlag, Grimmelshausens *Simplicissimus* als ‚realistischen Roman' zu bezeichnen, und der Anspruch, nach entsprechenden literarhistorischen Konzepten von ‚Realismus' zu suchen, antizipierte gewissermaßen die Realismus-Debatte des 20. Jahrhunderts, worin die Barockliteratur im Allgemeinen, vor allem aber das Werk von Grimmelshausen nach Wirklichkeitserfahrungen durchleuchtet wurde.[150]

Die Beschäftigung mit Grimmelshausen und der Tradition des ‚realistischen' Erzählens wirkte nachhaltig auf Hermann Kurz, denn noch als Redakteur des *Deutschen Familienbuchs zur Belehrung und Unterhaltung*, an dem er vom Herbst 1844 bis zur Einstellung der Zeitschrift 1846 intensiv mitarbeitete, veröffentlichte er aus Anlass der neu erschienenen, für das 19. Jahrhundert grundlegenden *Geschichte der deutschen Nationalliteratur* von August Friedrich Christian Vilmar (1800–1868) die Miszelle *Der deutsche Roman*.[151] Vilmar hatte in Ritterholds von Blauen, d.i. Philipp von Zesens, *Adriatischer Rosemund* (Amsterdam 1645) den ersten Beleg für einen deutschen Roman gefunden, „dessen Inhalt, ohne in eine sogenannte Schäferei eingekleidet zu sein, eine Liebesgeschichte war" (DF III, 104), so dass Hermann Kurz 1845, also zur 200-Jahr-Feier, seine literarteleologischen Thesen der Bülow-Rezension, geschult an Vilmars Vorlesungen, zusammenfasste, um am Ende dieser Entwicklung den historischen und sozialen Roman seiner Gegenwart zu setzen.

> Auf diese ‚adriatische Rosemund' [...] könnte also die deutsche Literatur heuer ein Jubiläum begründen, vielleicht mit demselben Rechte, mit welchem der Vertrag von Verdün eines hervorgerufen hat.

150 Vgl. u.a.: Alewyn 1963 und 1965, Spriewald 1978, Geueln 1977, Schweitzer 1983. Zur Exemplifizierung des Realismus-/Naturalismusphänomens bei Grimmelshausen vgl. bes. Battafarano 1976, Kühlmann 2008, S. 131ff.

151 Im laufenden Jahrgang erschienen auch Auszüge aus Vilmars Literaturgeschichte zu Johann Wolfgang von Goethe (*Göthes Denkmal*, in: DF III, S. 1–4) sowie ein kurzer Aufsatz über den Romantik-Begriff (Vilmar: Romantisch, in: DF III, S. 135).

> Später folgte die asiatische Banise, von Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, die Begründerin der politischen Romane, worin Staats= und Liebesaffairen in merkwürdiger Mischung abgehandelt wurden.
>
> Der einzige Roman des 17. Jahrhunderts, welcher poetischen Werth hat, ist der 1669 erschienene Simplicissimus, ein treues, lebendiges Bild aus dem dreißigjährigen Kriege, und noch jetzt einer der besten deutschen Romane. Sein Verfasser, der unter verschiedenen Namen schrieb, war Hans Christoph von Grimmelshausen, gebürtig aus Gelnhausen, und straßburgischer Amtsschuldheiß zu Renchen im jetzigen Großherzogthum Baden. [...]
>
> Mit der lebendigen Richtung des Simplicissimus verwandt sind die Robinsonaden, welche 1721 begannen und die berühmte Insel Felsenburg (1731–43) hervorriefen. Auf diese folgten die empfindsamen Romane, dann die Ritter= und Räuberromane, dann die Familienromane (Lafontaine etc.) und endlich der historische Roman. Mit diesem sind wir in der Gegenwart angelangt. Er hat jetzt die Gestalt des socialen Romans angenommen, und wenn er ausgewachsen ist wird er immer noch größer. (DF III, 104)[152]

In dieser Miszelle wird deutlich, dass Fluchtpunkt der Gattungsentwicklung für Kurz immer ein ‚realistisches' Erzählverfahren war, das sich schließlich der historisch überprüfbaren Wirklichkeit stellen sollte.

1843 waren *Schillers Heimatjahre* erschienen und die ersten Kapitel vom *Sonnenwirt* in Arbeit. In den großen Geschichtsromanen selbst, deren poetologischer Metadiskurs jenseits der Vor- und Nachworte bislang noch nicht wahrgenommen wurde, knüpfte Hermann Kurz an diese Diskussion an und explizierte die Motive für und die Anforderungen an eine ‚realistische' Ästhetik. Kurz hatte in seiner Bülow-Rezension *Wallensteins Lager* von Friedrich Schiller als einziges ‚realistisches' Beispiel neuerer Zeit benannt und verwies damit auf eine Diskussion, die Schiller selbst führte. Nach der *Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs* (Frankfurt/Leipzig 1792) plante Schiller seinen Wallenstein „ächt realistisch" darzustellen. An Humboldt schrieb er am 21. März 1796, er hoffe „auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat." Bei Marquis von Posa und seinem Don Carlos habe er „die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht", bei Wallenstein aber wolle er die fehlende Idealität des Charakters durch „bloße Wahrheit"[153] entschädigen. Über die Probleme der Darstellung Wallensteins und historischer Sujets auf histo-

152 Darin folgt Kurz grundlegend Vilmar 1845, S. 432–442, ergänzte aber den kurzen Abriss zur Genese des Romans um die Gattung des ‚Sozialromans'. Auch Vilmar sah allein in Grimmelshausens *Simplicissimus* ein literarisches Werk von Rang, während die anderen Beispiele ihm allein dienten „zum deutlichen Beweise, wie diese Literatur der Romane, im Ganzen ohne Kunstwert und kaum im Einzelnen hier und da zu beachten, als Moment der Culturgeschichte, da sie jede Stufe derselben seit nun fast zweihundert Jahren treulich begleitet, nicht ohne Bedeutung ist" (Vilmar 1845, S. 440).

153 Jeweils nach: Friedrich Schiller an Wilhelm von Humboldt, 21.3.1796, NA XXVIII, S. 204.

riographischer Grundlage lässt Hermann Kurz seinen Helden Heinrich Roller im Schlusskapitel von *Schillers Heimatjahre* mit dem Dichter diskutieren:

> Es gibt allerdings noch ein höheres Interesse als das vaterländische, das Interesse der Menschheit [...]. Aber ich fürchte es ist noch zu frühe; wir sollten die Schule der Nationalität durchgemacht haben, eh wir zu einem so hohen Standpunct gelangen können. Wie ist das nun möglich bei unsern öffentlichen Zuständen und bey dem Zustand unsrer Historiographie? Ich habe mir jetzt einen nationalen Stoff gewählt; aber sag' mir nur, warum kann ich nun schlechterdings nicht an diesen Wallenstein hinkommen? Weil ich am dreyßigjährigen Krieg empfinden mußte daß wir keine Geschichte haben, daß wir keine schreiben können! Ein Historiker schreibt gutsmuths dem andern nach, aber an den lebendigen Quellen fehlt es ganz, und was nützen uns die Thatsachen die wir kennen, so lange die Zeugen ihrer Beweggründe noch in den Archiven liegen? (SH III, S. 545f.)

Hermann Kurz verarbeitete hier eine Passage aus der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs*, worin Schiller schrieb, es habe sich das Dokument noch nicht gefunden, „das uns die geheimen Triebfedern seines [Wallensteins] Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte".[154] Kurz sah in der Suche nach einer geeigneten dramatischen Form für den *Wallenstein* Schillers eigentliche Leistung als wegweisenden Dichter im Übergang zum 19. Jahrhundert. So erkennt sein Alter Ego Heinrich Roller in den Ansätzen Friedrich Schillers die ‚universalgeschichtliche' Idee, das Schicksal nicht nur als eine übergeordnete Macht darzustellen, sondern auch als eine politische und geschichtliche. Dafür sei aber eine neue Zeit notwendig und ein politischer Umschwung. Während Schiller selbst auf nichts weiter als Bildung hinarbeiten könne – „denn Bildung ist geistige Freyheit" –, liege es an den Nachkommen, „das öffentliche Leben zu erweitern und die Principien der Freyheit und Ehre darein überzutragen." (SH 3, 548)[155] Diese fiktiv-literarische Auseinandersetzung mit dem ‚Realisten' Friedrich Schiller ist also eine politische Parteinahme.

Hatten die Romantiker um die Brüder Grimm als Hauptmotiv ihrer Quellenarbeit die nationale Identitätsstiftung angeführt, so wird sie bei Hermann Kurz, gespiegelt an seinem Romanhelden Heinrich Roller, zu einer politischen Notwendigkeit erklärt, zum literarischen Beitrag für eine bürgerlich-freiheitliche Gesellschaft. Im ästhetischen Diskurs sahen Zeitgenossen wie Karl Hoffmeister, der sich für seine fünfbändige Biographie *Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser* (Stuttgart 1838–42) teils auf dieselben Quellen bezog wie Hermann Kurz

154 NA XVIII, S. 329. Vgl. dazu die weiteren Materialien in: Oellers 2005.

155 In der zweiten, gekürzten Fassung, die mitunter einer Selbstzensur gleichkommt, ist diese Schlusspassage ins Abstrakte gewendet.

in *Schillers Heimatjahre*, die immer wieder unterbrochene Arbeit am *Wallenstein* als Ausdruck eines personalstilistischen Grundproblems: „Der Gegenstand, von dem er ein objektives Gemälde bilden sollte, lag seiner eigenen Empfindungsweise fern, und er fühlte sich so unendlich unheimisch auf diesem neuen Feld der reinen Darstellung."[156] Hermann Kurz sah das Formproblem des *Wallensteins* dagegen als ein Symptom der deutschen Literaturtradition und Ideengeschichte seit dem *Simplicissimus*, in der sich eine ‚realistische' Darstellung nie habe etablieren können und in der bis in seine eigene Zeit keine Grundlagen geschaffen worden seien. Das ästhetische Gespräch von Heinrich Roller und Friedrich Schiller wird unterbrochen vom Leichenzug Herzog Karl Eugens: „Ich ahne was es ist! rief Heinrich. Da geht eine Zeit zu Grabe, sagte der Dichter." (SH III, S. 349) Person und Werk Friedrich Schillers, dem Kurz nicht aus willkürlicher Zuneigung oder markttechnischen Überlegungen seinen ersten Roman widmete, werden aber nicht nur zu Symbolen eines politisch-historischen Umbruchs, sondern vor allem eines literarischen hin zu einer ‚realistischen' Poetik, wie sie der Roman *Schillers Heimatjahre* in einer selbstreflexiven Lesart selbst vorführt. Die Engführung von objektiver Darstellung und gesellschaftlichem Engagement deutet demnach bereits auf den sich in den 1850er Jahren etablierenden Bürgerlichen Realismus hin.

Vor allem auf Ebene der Textgestaltung sah Kurz die literarische Verwandtschaft zwischen den Romantikern und Grimmelshausen. In der Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* erschien vom 5. bis 10. August 1865 ein weiterer Aufsatz von Hermann Kurz über Grimmelshausen unter dem Titel *Zur Geschichte des Romans Simplicissimus und seines Verfassers*. Hierin fasste er vor allem die weiteren Erkenntnisse seit seiner Entdeckung der wahren Autorschaft zusammen und diskutierte die Neuigkeiten über Grimmelshausens Werk und Leben.[157] Zunächst würdigte er aber die genaue Wahrnehmungsgabe des Autors einerseits, die

156 Hoffmeister 1838–1842 III, S. 341f.

157 Aufgrund der unglücklichen Formulierung zu Anfang des Artikels könnte verstanden werden, dass Hermann Kurz darauf verzichtet, sein Verdienst um die Entdeckung Grimmelshausens als Verfasser des *Simplicissimus* zu benennen: „Den Werth des Simplicissimus und der andern Schriften von Grimmelshausen, das Fortleben dieses Romans in unserer Literatur, die Freude die Lessing an ihm hatte, seine Auffrischung durch mehr oder weniger glückliche Bearbeiter, die endliche Veranstaltung sachgemäß treuer Ausgaben der Simplicianischen Schriften, die derselben vorhergegangene Wiederentdeckung des Verfassers [...] – das alles dürfen wir hier als bekannt voraussetzen." Kurz 1865, S. 3161. Tatsächlich aber wird im weiteren Verlauf des Texts deutlich, dass Hermann Kurz, anders als Boeckh 1961 vermutet, diesen Satz durchaus auf sich als Verfasser bezog, da der Begriff in Bezug auf Grimmelshausen gesperrt erscheint (Vgl. Kurz 1865, S. 3161: „[...] was wir zur Lebensgeschichte des Verfassers beibringen").

Romankomposition andererseits. Dem ‚romantischen Element' des *Simplicissimus*, das Kurz 30 Jahre zuvor etwa hinsichtlich der Mummelsee-Episode als wesensfremd getadelt hatte, wird nun ein Synergieeffekt in Verbindung mit dem vorherrschenden ‚Realismus' zugeschrieben:

> Seine Gestaltungsgabe ist unvergleichlich, und von einer stets die Augen offen haltenden Beobachtung unterstützt die Assimilationskraft; womit er den nächsten besten Stoff, sey es aus dem umgebenden Leben, sey es aus einer ihm eben in die Hände gefallenen auswärtigen Novelle, in seine Darstellung verarbeitet, erweckt wegen ihrer Leichtigkeit auch da Erstaunen wo die Verschmelzung nicht so ganz organisch wird; seine derb realistische Auffassung steht mit einem romantisch phantastischen Flug in der glücklichsten Mischung [...].[158]

Die Frage, welchen Platz Phantastik innerhalb einer objektiven und an der empirischen Wirklichkeit geschulten ‚realistischen' Literatur einzunehmen habe, deutete Kurz bereits in seiner Bülow-Rezension an. Die Mummelsee-Episode zeige, dass selbst Grimmelshausen unter dem Einfluss des „gelehrten Wunderglaubens" eines Faust und der psychologisierenden Darstellungstradition in Deutschland gestanden habe. 1865 lobte Kurz zwar den „romantisch phantastischen Flug" des Romans, doch allein in Kombination mit der „derb realistischen Auffassung". Dabei handelte es sich also nicht um eine Revision seiner früheren poetologischen Position oder um einen terminologischen Fehlgriff. Was Hermann Kurz als „romantisch phantastischer Flug" bezeichnet, relativiert nicht die strenge Ausrichtung der Erzählperspektive auf die äußere Welt, sondern betrifft ein auch in seiner näheren literarischen Gegenwart beobachtbares produktionsästhetisches Verfahren, das zur ‚romantischen' Heterogenität der Texte führte.

Der Realismus-Begriff blieb zeitlebens Richtschnur seines poetologischen Systems, sowohl was die Bewertung alter Literatur anging als auch die Kritik aktueller:[159] In seinen Vorworten für den gemeinsam mit Paul Heyse herausge-

158 Kurz 1865, S. 3161.

159 Die intensive Auseinandersetzung mit aktuellen Diskussionen sind im Briefwechsel mehrfach belegt: Als Friedrich Theodor Vischer Revisionen an seinen Novellen *Cordelia* und *Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner* für das *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten* (hg. von Eduard Mörike und Wilhelm Zimmermann, Stuttgart 1836) mit dem Verweis vornahm, „die Personen sprechen zu sehr selber aus, was sie seien, er müsse das mehr ins Objektive verstecken", verwirft Kurz diese Abstraktion mit ironischem Blick auf Jakob 1,22: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein". Weiter beklagt er die Verkümmerung der vorgeblichen ‚Universalpoesie' zur reinen poetischen Absichtserklärung, wenn er Adelbert Keller ankündigt, dieser werde bald eine Dichterschule vorfinden, „welche, wie jener alte Maler unter seine Produkte

gebenen *Deutschen Novellenschatz* befragte er die Romantiker vor allem zu ihrem Verhältnis zur ‚realistischen' Schilderung:[160] Achim von Arnim seien etwa in *Dolores* (1810) oder *Die Kronenwächter* (1817) wahre Lebensgemälde gelungen, doch aus bloßer Laune verschütte er „den Schauplatz eines vermeinten Lebens mit Gerümpel von Surrogaten des unbegreiflichen Schlages […]".[161] Von Clemens Brentano brachte Kurz direkt zu Anfang ein Zitat aus einem Brief an dessen Nichte Sophie von Schweizer, das die Tragik der romantischen Ästhetik konturieren sollte: „O mein Kind! wir hatten Nichts genährt als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen!"[162]

Selbst drängte Hermann Kurz alles Phantastische in die Binnenhandlung seiner Novellen, es findet so, exemplarisch zu beobachten in der ersten Fassung des *Bergmärchen* (1839), seinen Platz erst in einer von der Erzählgegenwart entfremdeten Einlageerzählung, vorgetragen von einer ebenfalls als Erzählerfiktion markierten Gestalt.[163] Wo es Träger eines diskursiven Gehalts in der Handlung selbst ist, wird das Phantastische konfrontiert mit der diegetisch umrissenen Realitätserfahrung der handelnden Personen, was mitunter zu burlesker Situ-

schreibt: Dies ist ein Ochs, einem zu verstehen geben wird: Nachbar! es ist nicht bös gemeint, es ist kein Löwe, sondern in dieser Dichtung ist die Idee des Geldes verkleidet, in jener die des Ackerbaus, in einer andern des sich fügen müssens unter die Umstände etc. etc. Summa summarum, aus der Poesie wird eine Idee der Poesie werden, und wenn das noch mehr verfeinert wird, so bleibt der letzte Niederschlag das, was wir Studenten eine Laus der Idee zu nennen pflegen." (Jeweils: Kurz an Keller, Reutlingen, 31.12.1834/1.1.1835, in: BF 55.)

160 Hermann Kurz lieferte in seinen Vorworten weniger eine (obligatorisch) begeisterte Vorstellung der angeführten Autoren, die den erneuten Abdruck in der Anthologie von Seiten der Herausgeber legitimieren würde, er kritisierte vor allem handwerkliche und poetologische Unzulänglichkeiten und machte sie damit zu einer zentralen Quelle für seine eigene späte Literarästhetik.

161 Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.) I, S. 165 [Vorwort von Hermann Kurz].

162 Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.) I, S. 109 [Vorwort von Hermann Kurz].

163 Andreas Jäggi skizziert dieses zeittypische Erzählverfahren, das bei Hermann Kurz allerdings hinreicht bis zur Seltenheit einer dreimal verschachtelten Erzählkonstruktion, exemplarisch anhand des *Bergmärchens* nach: „Besonders eindrücklich wird hier aber das allmähliche Zurückschreiten in einem Zeitkontinuum (Rückwendungsfunktion) und das etappenweise Annähern an eine nicht reale Wirklichkeitsebene demonstriert." (Jäggi 1994, S. 140) Im Vorwort zu Brentanos *Geschichte vom braven Kasperl* wird die Funktion dieses Verfahrens benannt. Mit der Erzählung *Die blasse Apollonia* (1845) hatte Kurz ein zentrales Motiv dieser Novelle selbst bearbeitet. Während Brentano das zuckende Richtschwert als Signal des Unheils unmittelbar in die Haupthandlung einführt, wird die Erzählebene bei Kurz mehrfach gebrochen. Eben dies fordert er überhaupt für die Behandlung solcher Motive, „denn der Aberglaube kann nur dann poetisch wirken, wenn er durch dritte oder vierte Hand überliefert wird […]." (Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.) I, S. 110 [Vorwort von Hermann Kurz].)

ationskomik, aber auch regelmäßig zu einem impliziten Kommentar auf rezipierte Vorlagen führt. Als Heinrich Roller in *Schillers Heimatjahre* (II, Kap. 16) während seines Zugs durch den Schwarzwald am Mummelsee ankommt, wollen ihm zunächst die tradierten Geschichten seiner Kindheit zur erlebten Wirklichkeit werden. Doch bevor ihm in Gedanken die Nixen, Simplicius oder der König der Wassergeister erscheint, wird er unterbrochen von der nüchtern materialistischen Bemerkung, der Mummelsee eigne sich hervorragend zur Körperpflege, sei also nichts weiter als ein in den äußeren mechanischen Naturzusammenhang eingelassener Ort:

> Heinrich wandte sich etwas verstimmt und ging am Ufer hin, um das Mährchen seiner Kinderjahre, das ihm so plötzlich in der Wirklichkeit entgegengetreten war, ungestört zu betrachten. Es reizte ihn nach einigen Zügen sich umzusehen, die ihm besonders in der Erinnerung geblieben waren, und wirklich! Kein Fisch tauchte in den dunkeln Fluthen auf; kein Vogel regte sich in den umgebenden Zweigen; ohne ein lebendes Wesen zu beheerbergen ruhte der See, ein einsames Wunder, auf seinen der Sage nach ungergründlichen Tiefen. [...] Das Fräulein mochte etwas Aehnliches fühlen, als sie, die Finger eintauchend und ihre Augen benetzend, ausrief: das ist das allervornehmste Waschbecken das ich in meinem Leben gefunden habe. (SH II, S. 349)

Die ironische Distanz ist hier innerfiktional der Subjektivierung, erzähltechnisch aber dem Ideal einer ‚realistischen' Erzählperspektive geschuldet und konstituiert erst den diskursiven Gehalt dieser Passage.[164]

Der *Simplicissimus*-Aufsatz von 1865 liest sich teilweise wie ein Selbstkommentar auf die eigenen Erzähltexte des Frühwerks von Hermann Kurz, in dem er sich nicht nur literartheoretisch und -historisch mit den Simpliciana auseinandersetzte. Die produktiv-literarische Grimmelshausen-Rezeption bei Hermann Kurz wurde bisher in der Forschung nur eingeschränkt wahrgenommen und unterschätzt,[165] denn der suggestive Titel seiner Debütnovelle *Simplicissimus*, die mit Grimmelshausens Roman allein eine Anlehnung an den ‚einfältigen' Heldentypus verbindet, beschränkte die Spurensuche auf diesen Text. Da die betreffenden Studien mit dem Erstdruck in *Cottas Morgenblatt* (2.5.–5.5.1836) arbeiteten, entging ihnen das Vorwort der *Genzianen* (1837), das eine weiterführende Unter-

164 Ironie und Humor ist überhaupt ein zentrales Gestaltungsprinzip bei Kurz im Sinne von Preisendanz 1976.

165 Vgl. v.a. Koeman 1993, S. 540–542. Auch Koeman sieht einen Zusammenhang zwischen der Grimmelshausen-Entdeckung und der betreffenden Novelle, sie sei das „literarische Nebenprodukt seines literarhistorischen Interesses" (Koeman 1993, S. 542). Die Grimmelshausen-Entdeckung könnte aber auch als ein Nebenprodukt der Recherche nach poetologischen Vorbildern und poetischen Stoffen gelten, somit als Nebenprodukt seines literarischen Interesses.

suchung zwingend nahegelegt hätte. Tatsächlich fand die literarische Grimmelshausen-Rezeption nämlich sowohl auf poetologischer wie auf diskursiver und intertextueller Ebene statt.[166]

Ansätze des polyhistorischen Romans und literarästhetische Heterogenität, die sich sowohl motivisch-thematisch als auch in der Textkomposition beobachten lässt, nahm Kurz zwar auch in der Literatur seiner Gegenwart wahr, bei Grimmelshausen sah er dieses dialogisierende Werkideal aber antizipiert. Im Werk von Hermann Kurz werden regelmäßig Sagen, Schwänke und Anekdoten, literarische Stoffe und persönliche Erlebnisse bis hin zu einem Landschaft- und Epochenpanorama, wie *Schillers Heimatjahre* es ist, motivisch verdichtet oder poetisch entfaltet, montiert und miteinander konfrontiert. Bereits in seinem ersten großen Erzähltext *Familiengeschichten* (1836, später: *Eine reichsstädtischen Glockengießerfamilie*) erprobte Kurz dieses Erzählverfahren, das er bis zu Grimmelshausen zurückverfolgte. Insofern ist die Einführung des Attendorner Glockengusses aus dem achten Kapitel des *Rathstübel Plutonis* als Einlageerzählung in Kurz' *Familiengeschichten* ein Rezeptionsbeleg in zweifacher Hinsicht. Zum einen kann neben den assimlierenden Adaptionen simplicianischer Motive mit *Die Glocke von Attendorn* eine Grimmelshausen-Sage als integraler Bestandteil einer interdependent zu lesende Textmontage gefunden werden, die sie fiktional kontextualisiert und motiviert. Andererseits leitete Hermann Kurz dieses Verfahren der Interpolation von Grimmelshausens Werken selbst ab. Die *Familiengeschichten* und verwandte Erzählungen antizipierten, jedenfalls in Ansätzen, eine Gattung der Realisten, für die vor allem Wilhelm Meinhold, Heinrich Riehl oder Theodor Storm berühmt wurden – die ‚Chroniknovelle' oder ‚kulturhistorische Erzählung'. Die Regionalität der Erzählungen muss aber zusammengedacht werden mit der literarhistorischen Grimmelshausenstudie aus dem *Spiegel*, die ihnen voranging.

Der Glockenguss von Attendorn, dieses in der deutschen Literatur vor allem durch Wilhelm Müllers Gedicht *Der Glockenguß zu Breslau* aus den *Hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten* (Dessau 1821) berühmt gewordene und „verschiedenartig ausgestaltete Sagenmotiv vom Lehrjungen, der – in Abwesenheit des Meister – auf eigene Faust oder gegen dessen Verbot den Guß selbst erfolgreich vornimmt und dann vom jähzornigen, neidigen oder unredlichen Meister ums Leben gebracht und von der Glocke betrauert wird",[167] wurde durch die Sammlung *Deutsche Sagen* (1816) der Brüder Grimm allgemein bekannt. Sie

166 Als erster publizierte diesen Fund Laistner 1877, S. 484f., jedoch nur mit Verweis auf die Brüder Grimm, später dann mit Bezug auf Grimmelshausen Boeckh 1959, S. 359. Vgl. dazu Boeckhs Erläuterungen, in: Kurz 1971, S. 465.

167 Adelgard Perkmann: [Art.] Glockenguß, in: HdA III, Sp. 877.

entnahmen die Sage aus Grimmelshausens *Rathstübel Plutonis* und publizierten sie zuerst in der *Zeitung für Einsiedler* (1808) von Achim von Arnim gemeinsam mit *Der Glockenguss zu Breslau* aus Daniel Speers *Ungarischem Simplicissmus* (1683) als *Glockensagen*.[168] Zunächst dienten sie als illustrierende Beispiele für die *Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten* (Zeitung für Einsiedler, Nr. 19–20, 4.5.–7.5.1808) von Jacob Grimm. Das Volk habe die äußere Physignomie der Sagen, den zeitlichen Kontext, die Orte und Namen zwar vernachlässigt, „den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren lassen, also daß er die Läuterung der Jahrhunderte ohne Schaden ertragen hat, angesehen die geerbte Anhänglichkeit, welche ihn nicht wollen ausheimisch werden lassen."[169] Und tatsächlich kann die biographische Aneignung dieser Geschichte, wofür die Adaption bei Hermann Kurz ein spätes Beispiel ist, bereits bei Speer beobachtet werden: Speer ließ die Sage, neben einigen anderen Unterschieden, nicht im westfälischen Attendorn spielen. Die betreffende Glocke sei, laut Speer, in der Kirche St. Maria Magdalena in Breslau gehangen, in der er selbst nachweislich am 2. Juli 1636 getauft wurde.

Unter den vielen Varianten der Glockensage mit regionalem Bezug ist aber Grimmelshausens Handlungsstruktur dominierend,[170] wonach ein erfolgreicher Handelsmann eine Platte reinen Golds als profanes Metall getarnt nachhause sendet, wo sie die Mutter für den bevorstehenden Glockenguss spendet. Der Glockengießer erkennt das Edelmetall, während er aber Ersatzmaterial in der Umgegend besorgt, gießt sein Geselle die Glocke und das Gold ist verloren. Hermann Kurz lernte diese Sage während seiner Grimmelshausen-Studien 1835 unmittelbar aus dem *Rathstübel Plutonis* kennen.[171] Nicht nur sein Lektüre-

168 J. und W. Grimm 1808. Die bei Arnim erscheinenden Artikel sind als Vorarbeiten der späteren *Deutschen Sagen* zu verstehen. Vgl. J. und W. Grimm 1816, S. XX. Die Sagen erscheinen schließlich unter Angabe der jeweiligen Quelle als Nr. 125 und 126. Eine Quelle für Grimmelshausens Sage konnte bislang nicht bestimmt werden, doch da sie schon bei Daniel Speer belegt ist, darf sie als eine ‚Wandersage' gelten. In Attendorn wurde sie im Zusammenhang mit dem großen Brand von 1783 überliefert wie die dialektale Variante *De klocke te Attendor'n* zeigt, die dokumentiert ist in: Firmenich 1843 (Hg.), S. 355.

169 J. Grimm 1808, Sp. 155.

170 Vgl. u.a. die Belege in: Pesch 1918, S. 52–53; Ranke ²1924, S. 260f.; Erdmann 1931, S. 90–93, Griepentrog 1975 (Hg.), Nr. 134.

171 Vgl. das Lektüreprogramm zur Identifikation des *Simplicissimus*-Autors, Nr. 8: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1537. Kurz hörte die Glockenguss-Sage womöglich bei Ludwig Uhland. In den Nachträgen zum achten Band von *Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage* (1873) findet sich eine Notiz vom 19.2.1845: „Einsammeln des Erzes bei den Gevattern, das Gold der Witwe zu Attendorn. Der Lehrling zu Breslau." (Uhland 1865–1873 VIII, S. 588, dazu Hollands ausführliche bibliographische Angaben zu den ‚Glockensagen' in Anm. 3, S. 586f.)

programm (Brief vom 15.11.1835) und die Notizen zeigen, dass Kurz sowohl die größeren als auch alle kleineren simplicianischen Schriften gelesen hatte, er reflektierte in seiner Erzählung auch ausdrücklich den Erzählzusammenhang des *Rathstübel*, der aus den *Deutschen Sagen* und anderen Anthologien nicht ersichtlich ist. Obwohl die Erzählerfigur Collybius sagt, dass der Kaufhandel „vor allen andern Handthierungen / Geschaefften und Staenden am aller bequemlichsten seye / Gelt und Gut zugewinnen / und sich groß in der Welt zumachen / bezeugen nicht nur ein oder zwey / sondern unzahlbar tausend Exempel!“[172], wählt er irritierender- und bezeichnenderweise dasjenige Beispiel aus, worin das scheinbar gewonnene Gold zu Neid, Gier und Mord führt. Hermann Kurz löste dieses Paradox auf und kündigt an, dass er nicht *Von der Kunst reich zu werden* sprechen werde, so der Sekundärtitel des *Rathstübel,* sondern von ihren Gefahren. Als Franz in der Erzählung *Familiengeschichten* seiner Geliebten zuspricht, einen reichen Handelsmann zu heiraten, der um ihre Hand angehalten hatte, führt der Vater darauf die Einlageerzählung *Die Glocke von Attendorn* mit den Worten ein:

> Geld macht's nicht; davon können wir Attendorner eine Geschichte erzählen, die für Jeden eine Warnung ist, sich nicht dem heillosen Mammon zu ergeben. Oder vielmehr, die Glocke, die da eben den Abend anläutet, erzählt davon, so oft sie den Mund aufthut. (G, 48)

Ob es sich beim *Glockenguß von Attendorn* zunächst um eine oral tradierte Sage handelte, ist nicht belegt. Naheliegend ist aber, dass die Brüder Grimm gerade diese Passage für ihre authentischen, d.h. „eingeerbten und hergebrachten“[173] Sagen auswählten, da im Gesprächsspiel des *Rathstübels Plutonis* die Erzählerfiktion Collybius davon spricht, er habe sich „diese Histori von alten Leuthen also erzehlen lassen.“[174] Aus diesen Gründen wird auch Hermann Kurz auf einen ausdrücklichen Hinweis verzichtet haben, denn ansonsten pflegte er seine Quellen in einem Anmerkungsapparat anzugeben und markierte sogar die vielen Zitate in seinen Texten typographisch als solche.

In der zweiten Fassung der *Familiengeschichten*, die im ersten Band der *Erzählungen* (Stuttgart 1858) unter dem Titel *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* erschien und weitreichend umgearbeitet wurde, um vor allem eine kohärentere Textgestalt zu entwickeln, wird die Einlageerzählung allein in geselliger Runde vorgetragen, ohne einen Hinweis auf die Grimmelshausen-Vorlage zu liefern und im Erzählzusammenhang eine belehrende Funktion einzunehmen. Während die

172 Grimmelshausen 2007, S. 705.

173 J. u. W. Grimm 1816, S. VIII.

174 Grimmelshausen 2007, S. 708. Auf diesen bemerkenswerten Umstand und weitere Belegstellen macht aufmerksam: Martin 2006, S. 246.

Glocke von Attendorn ihren Titel und damit ihren Status als eigenständige Erzählung verlor, wurde die erste im Druck erschienene Erzählung *Simplicissimus* für die *Erzählungen* umbenannt.[175] In dieser zweiten Fassung wird zwar nach wie vor der Protagonist Simplicius getauft, doch Kurz hob mit der Umbenennung in *Ein Herzensstreich* die anfängliche Erwartungshaltung des Lesers auf.

Von Grimmelshausen und seinem *Simplicissimus* leitete Hermann Kurz jedenfalls eine grobe Bestimmung des ‚Realismus' ab, die am Anfang seines literarischen Werks steht, gleichzeitig kann die zeitnah entstandene Werkgruppe, die er sowohl im Vorwort des ersten Novellenbands *Genzianen* ‚Simplicianische Geschichten' nannte, als auch gegenüber seinen Freunden als „Simpliciana" (BF, 255) bezeichnete, als Beispiel dieser in der Bülow-Rezension entworfenen Tradition einer ‚frührealistischen' Poetik gelesen werden. Die Erzählungen erschienen unter der Kolumne ‚Familiengeschichten' und verbinden damit die produktiv-literarische Grimmelshausenrezeption mit einer fiktiven Familienbiographie. In einem Brief an Eduard Mörike aus Anlass des Glückschuh-Motivs aus dem 1853 erschienen Märchen *Das Stuttgarter Hutzelmännlein* schrieb Hermann Kurz um 1838, Mörike solle aus seinem Schustergesellen einen „umgekehrten Simplizissimus machen, der alles ganz gescheit angreift und, durch sonderbare Zwischenfälle aus der Bahn getrieben, immer unglücklich, ja lächerlich endet" (BW, 172f.), ihn also – um die Geschichte bedeutender zu machen – phylogenetisch aus den vorangegangenen Generationen herleiten, so wie er selbst über seine eigene Herkunft phantasierte. Simplicissimus ist damit nicht nur eine persönliche Reflexionsfigur für Hermann Kurz, seine markanten Charakterzüge adaptierte er auch als kohärenzstiftende Strukturmomente seines frühen ‚familiengeschichtlichen' Novellenzyklus. Dabei handelte es sich durchaus um ein Erzählverfahren mit existenzieller Dimension und biographischer Einfärbung:

> Dieses Mißlingen nämlich [...] scheint den Meinigen – von der gegenwärtigen Generation läßt sich noch nichts sagen – angeboren: mein Vater hatte die größten Ansprüche auf ein gelungenes Leben und ist bitter getäuscht worden; und ebenso ist es mit Onkeln und Vettern gegangen: die einen taugten gar nicht in die Welt, die andern haben mit dem besten Willen und Verstand nichts Gescheites herausgebracht [...], so daß sich einer, der das in seinem Blute fühlt, oft fragen mag: wird dieser Typus so fortdauern oder kommt zuletzt einer, dem Fortuna das gibt, was sie seinen Vorfahren so oft hinhielt und wieder zurückzog? (BW, 172f.)

175 Eine beeindruckend kenntnisfreie Besprechung findet sich von Parzefall 2000, S. 265–267. Parzefall vermutet, der Titel sei aus Marketinggründen gewählt worden (Parzefall 2000, S. 267.), und verkennt damit nicht nur den literarhistorischen Kontext und die Werkgeschichte der Novelle, sie ist auch über die Druckgeschichte derselben vollkommen uninformiert.

Mittels der letzten großen Buchveröffentlichung *Aus den Tagen der Schmach* (1871) und der dabei skizzierten Theorie des ‚geschichtlichen Lebensbilds' kann verdeutlicht werden, inwiefern es für Kurz nahe lag, eine poetologische Verwandtschaft zwischen so verschiedenen Werken wie Grimmelshausens *Simplicssimus* und Schillers *Wallenstein* anzunehmen und sie gleichermaßen als Vorläufer der eigenen ‚realistischen' Ästhetik zu sehen: Indem ein Autor Geschichtserfahrung und Geschichte – ähnlich wie im Roman – am Leben einer Gestalt (oder Region) vorführt, bringe er eine „inviduelle Wirklichkeit" zur Darstellung, „durch welche die allgemeine Geschichte anschaulich, ja oft erst verständlich wird"[176] (vgl. Kap. VI. 3).

4 Faust und die ‚Seele der Geschichte'

Dass die Entstehung von Kurz' Novellen oftmals einherging mit ebenso grundlegenden wie inspirierenden historischen oder literarhistorischen Studien belegen auch die weiteren Aufsätze für den *Spiegel:* Die Essays *Zur Faustsage* und *Splitter und Spähne,*[177] die vor allem von Hermann Kurz' Neuausgabe des Faust-Buchs von Georg Rudolph Widmann und Johann Nicolaus Pfitzer profitierten,[178] entstanden zeitgleich mit der Erzählung *Spiegelfechterei der Hölle*.[179] In den Anmerkungen zu der um einen kommentierten Nachspann erweiterten zweiten Fassung, die im ersten Band der *Erzählungen* unter dem Titel *Das Schattengericht* erschien, wies Hermann Kurz ausdrücklich darauf hin, Passagen aus Georg Rudolph Widmanns *Warhafftigen Historien von den grewlichen vnd abschewlichen Sünden vnd Lastern, auch von vielen wunderbarlichen vnd seltzamen ebeutheuren: So D. Johannes Faustus Ein weitberuffener Schwartzkünstler vnd Ertzzäuberer, durch seine Schwartzkunst, biß an seinen erschrecklichen end hat getrieben* (1599) seiner Erzählung zugrunde gelegt zu haben.[180]

176 Kurz 1871, S. X.

177 Vgl. Kurz 1837c und d.

178 Hermann Kurz 1834 (Hg.). Neuausgabe mit neuer Bibliograhpie: Kurz 1990.

179 Kurz 1837f.

180 Vgl. E 1, S. 359. Während der Arbeit an der Großerzählung *Lisardo* schrieb zwar Hermann Kurz an Adelbert Keller: „Ich freue mich nur auf meine Gespensternovelle. Zwischen den beiden schreib' ich vielleicht das Ding über den Faust." (Hermann Kurz an Adelbert Keller, 8.1.1837, BF, 247) Dabei war aber nicht, wie Hermann Fischer meinte, die *Spiegelfechterei der Hölle* gemeint (vgl. DF III, S. 247). Da Kurz die Novelle im Brief an Rudolf Kausler vom 28.1.1837 auch „das öde Kloster" (BF, 248) nannte, weist dies eher auf die Erzählung *Das Zauberbild* (in: DF III, S. 352–360, später: *Die Zaubernacht*) hin, die zunächst von der Auflösung und Räumung des Reutlinger

Im Januar und Februar 1837 schrieb er an seinem Aufsatz *Zur Faustsage*, der ursprünglich als ein „Riesenwerk"[181] angelegt war. Da aber die Beiträge für die Zeitschrift *Der Spiegel* nur zwei Nummern umfassen durften, musste Kurz sich auf wenige Seiten beschränken.[182] Der Aufsatz wurde – wie bereits Kurz' Beitrag über *Simplicissimus* – begleitet von allgemeinen poetologischen und literargeschichtlichen Reflexionen. In einem Brief an Rudolf Kausler, der sich eines der wenigen Freiexemplare des *Spiegel* wünschte, verdeutlichte er die Programmatik seines Essays:

> So fühl' ich: es ist die Lebenspoesie; die andere, die scholastische Poesie, die ebenso berechtigt ist, der zweite Teil Faust, das kann erst im Alter kommen. Uebrigens merk' ich, daß ich mit meinen „Schandtaten" noch lange wuchern kann, ich gestalte sie jetzt immer freier und willkürlicher, wie du sehen wirst; auch meine Phantasie klopft hie und da an und bittelt und bettelt, ich solle sie ein bißchen über die Stränge hauen lassen: Straf mich Gott! Das will ich auch! Ich will ein neu Gesetz aufstellen diesen Landen, ich will –
>
> Ach was! ich will den Spiegel für dich bestellen.[183]

In der einleitenden, in sich geschlossenen Skizze über den Mythos als „Seele der Geschichte"[184], die der eigentlichen Abhandlung vorausgeht, formulierte Hermann Kurz zum ersten Mal das für sein gesamtes Erzählwerk zentrale Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung. Sie wurde weitestgehend wörtlich im Nachwort zu *Schillers Heimatjahre* (1843) aufgegriffen (vgl. SH 1 394f.), findet sich aber auch in den Vorbemerkungen des *Sonnenwirts* (1846), in den *Geschichtsbildern aus Schwaben* (1859, später: *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit*) und in der Quickborn- und Balderepisode des *Witwenstüblein* wieder (vgl. Kap. IV.5). *Zur Faustsage* wurde angeregt, wie Kurz schrieb, von der Lektüre der kurzen *Disquisitio historica de Fausto praestigiatore* (Wittenberg 1683) von Friedrich Neumann und Carl Christian Kirchner, also der ersten kritischen Arbeit über Dr. Johannes Faust. Die Autoren konnten wenig zur Konturierung einer historischen Person beitragen, führten die Faust zugeschriebenen magischen Fähigkeiten auf die Überlieferung früherer Schwarzkünstler zurück und konstatierten zuletzt: „Sed non merebatur homo in foediore nebula versatus,

---

Franziskanerklosters handelt und die demnach nicht erst während der Karlsruher Redakteurszeit entstand, sondern bereits in Stuttgart entworfen wurde.

181 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Stuttgart, 28.1.1837 (BF, 248).

182 Vgl. nach BKa den Brief an Kausler, Februar 1837. Die gekürzten Teile erschienen schließlich als Nachlieferung im Folgemonat unter dem Titel *Splitter und Spähne. (Zur Faustsage)*.

183 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Stuttgart, 28.1.1837 (BKa, teilweise BF, 248).

184 Jeweils nach: Kurz 1837c, S. 49.

ut clarior hic eluceret. Tantum!“[185] („Doch verdiente es der Mensch nicht, dass er sich in trüberem Nebel wälze, auf dass er umso heller daraus hervor strahle. So viel dazu!“) Diese Aporie der historischen Kritik inspirierte Kurz zu seinem Plädoyer für einen mythologischen Perspektivwechsel: Ein „denkender und aufrichtiger Chronist“ erkenne die Kontingenz der scheinbar kohärenten Weltzusammenhänge an, denn die Akteure seien sich ihrer eigenen Rolle nicht bewusst gewesen. Allein das „papierne, augenlose Monstrum“ der Weltgeschichte konstruiere in der Aneinanderreihung von „ein paar dürftigen Data“ eine teleologische Entwicklung, deren Erkenntniswert fragwürdig sei: „Wenn der dreißigjährige Krieg nur begonnen worden wäre, um mit dem westphälischen Frieden zu endigen, so hätten die Parteien gewiß das Schwert in der Scheide stecken lassen.“ Dagegen setzte Hermann Kurz auf eine Art Volksüberlieferung, von der ein „unbefangener Forscher“ weit mehr profitieren werde. Achim von Arnim sah in „Dichtung und Geschichte“, dem ersten Teil der Einleitung zu *Die Kronenwächter. Bertholds erstes und zweites Leben* (Bd. 1, Berlin 1817), den Dichter als unbewussten Chronisten, dessen Werk als materialisiertes Symptom seiner Zeit gelesen werden müsse. Das ist Hermann Kurz bereits zu Studienzeiten aufgefallen, denn in seinem ersten Buch, der Sammlung *Fausts Mantelfahrt,* schrieb er im Epigramm *Arnim's Kronwächter:*

> Welch' ein treffliches Buch für den streng evangelischen Christen!
> Denn es besitzet den Werth, gar nicht katholisch zu seyn.[186]

In der Einleitung zu seinem Faust-Aufsatz nuancierte Kurz Arnims Ausführungen und setzte an die Stelle der von einem schreibenden Subjekt hervorgebrachten Dichtung – „aus Vergangenheit in Gegenwart, aus Geist und Wahrheit geboren“[187] – den Mythos im Sinne von Grimm:

> Aber glücklicher Weise! das Volk ist überall auch dabei gewesen und hat sich seine eigene Historiographie gebildet, deren wahrhaftige Lüge, das Todte zum Leben erweckend, als sinnvolle Verbesserung neben die lügenhafte Wahrheit der Geschichte tritt. „Es gab“ – sagt Arnim sehr schön – „es gab zu allen Zeiten eine Heimlichkeit der Welt, die mehr werth in Höhe und Tiefe der Weisheit und Lust, als Alles, was in der Geschichte laut geworden.“ Diese Heimlichkeit hat sich in die Sagen geflüchtet, die sie mit halbem kindlichem Verständniß aussprechen und die leblosen Glieder der Geschichte mit schöpferischer Willkür durcheinander weben zu einem beseelten durchsichtigen Körper, zu einem geistigen Bilde des Volkslebens und seiner Offenbarungen, in welchem die Geschichte, scheinbar verstellt

185 Vgl. Neumann / Kirchner 1683, [S. 28].
186 Kurz 1834, S. 8.
187 Arnim 2002 I, S. 519.

> und auseinandergerückt, in der That erst ihre innerlich wahre Gestalt erlangt, gerade wie oft nur eine sehr freie Uebersetzung den Sinn und die eigentliche Seele des Urtextes wiederzugeben vermag.[188]

Obwohl sich Hermann Kurz in seinem Essay auch auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel bezieht, steht die These von der Sage als Träger ‚historischer Wahrheit' konträr zu dessen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Bezüglich der ‚ursprünglichen Geschichte' (Herodot, Thukydides), die von sich erinnernden Zeitgenossen, d.h. „unmittelbaren Geschichtsschreibern", tradiert werde, schließt Hegel ausdrücklich die orale Volksüberlieferung, Sagen und Volkslieder aus, „denn sie sind noch trübe Weisen und daher den Vorstellungen trüber Völker eigen. Hier haben wir es mit Völkern zu tun, welche wußten, was sie waren und wollten."[189] Während Kurz gerade in der ununterbrochenen mündlichen Tradierung ein Zeichen der Beständigkeit sah, schrieb Hegel in seiner *Philosophie der Geschichte*, diese Sagen und Dichtungen seien gegenüber der schriftlich tradierten Geschichte „angeschauter und anschaubarer Wirklichkeit"[190] vergänglich.

Obwohl Hermann Kurz selbst in seinen Werken literarische Quellen und historische Aktenbestände auswertete, teils wörtlich aus ihnen zitierte, schrieb er gegen eine rein positivistische Geschichtsschreibung an. Sie sei deswegen problematisch, da unter den „vielen tausend Akten" nur einige wenige Großereignisse „als Knoten in dem lebendigen Gewebe hängen geblieben sind". Wie er bereits in seinen ersten Erzählungen das Leben der Handwerker, Pfarrer, Dorf- und Stadtjugend porträtierte, so forderte er also eine Geschichte jenseits der sich als Wegmarken darstellenden „Haupt- und Staatsaktionen". Die faktographischen und chronologischen Zusammenhänge allein seien ein äußerer Körper, dessen Seele noch in einer Art ‚kommunikativem Gedächtnis' (Jan und Aleida Assmann) gegenwärtig sei und in Sage und Mythos manifest werde. Wenn die Geschichte mit „schöpferischer", also poetischer, Willkür im unbewussten Tradierungsprozess verzerrt wird, so offenbare sich in dieser „Heimlichkeit" erst ihr eigentlicher Wahrheitsgehalt. Noch im Aufsatz *Die Schwaben* wählte Kurz dieses nur im Zusammenhang bestimmte Bedeutungsfeld als poetologischen Schlüsselbegriff schwäbischer Literatur. Die positivistische ‚Weltgeschichte' dagegen verdichte die Ereignisse einer Epoche zu einem nur scheinbar kohärenten, je nach Darstellungskalkül aber beliebigen Komplex, verwandle sie – in der Sprache der Alchemisten – in ein „caput mortuum"[191], in ein wertloses Ausfallprodukt. Das „geistige Fluidum" der

188 Kurz 1837c, S. 49.
189 Hegel 1970 XII, S. 12.
190 Hegel 1970 XII, S. 12.
191 Kurz 1837c, S. 49.

Geschichte eines Volks werde von der „armseligen Historiographie“ allein nur in seine „anatomischen Theile“ zerlegt und damit trivial, wie es Gellert in seinem ironisch-panegyrischen Gedicht an einen unbedeutenden neunzigjährigen *Greis* vorführte: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“[192]

Kurz behandelte die Sage aber nicht allein aus mythologischem oder historiographischem Interesse, seine Abhandlung impliziert natürlich auch poetologische Aspekte. Der Vitalitätsgedanke der Sage findet sich wieder in den Untertiteln diverser Werk, so ist der *Sonnenwirt* eine „Schwäbische Volksgeschichte“, der *Weihnachtsfund* (1856) ein „Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben“, und auch der Brief an Rudolf Kausler, der von „Lebenspoesie“, „freier und willkürlicher“ Behandlung literarischer Stoffe erzählt, bezieht sich unmittelbar auf Kurz’ mythologische Betrachtungen. Die produktive Eigendynamik der Sage, die Adaption konkreter Sagenstoffe wie *Die Glocke von Attendorn*, und Motive, die vom ‚Volksmund‘ oder volkstümlich gewordenen literarischen Quellen präfiguriert wurden, sollen demnach Vorbild und Material weiterer literarischer Arbeiten werden – etwa in *Die Liebe der Berge* (1839). Hermann Kurz hatte also eine Poetik im Sinn, wie sie in Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* (1835) für das Epos skizziert wurde:

> Während die geschichte durch thaten der menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die sage als ein schein der dazwischen glänzt, als ein duft, der sich an sie setzt. [...] Wo ferne ereignisse verloren gegangen wären im dunkel der zeit, da bindet sich die sage mit ihnen und weiss einen theil davon zu hegen; wo der mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die geschichte zur stütze. Wenn aber mythus und geschichte inniger zusammen treffen, und sich vermählen, dann schlägt das epos ein gerüste auf und webt seine faden.[193]

Bereits 1834 hatte Hermann Kurz eine gekürzte Neuausgabe von Widmanns *Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti* in der Bearbeitung von Johann Nicolaus Pfitzer (1634–1674) besorgt und auch seine Epigramm-Sammlung *Fausts Mantelfahrt* (Reutlingen 1834) greift nicht nur im Titel das Motiv der Faustsage auf, dieses Motiv gibt auch die formale Anlage des Buchs vor.[194] In *Zur Faustsage* führt Kurz zwei Stellen in Widmanns *Warhafftigen Historien* an, die er zu Zeiten seiner Edition nicht wie-

192 Kurz 1837c, S. 49.

193 J. Grimm 1835, S. III. Diese Ausgabe verwendete Hermann Kurz auch für seine Einleitung der zweiten Ausgabe der *Tristan*-Übersetzung. Vgl. TI, VIII.

194 Vgl. dazu zuletzt Stefan Knödlers Beitrag zur Hermann-Kurz-Tagung 2013, der im Erscheinen ist.

dergeben konnte, da ihm die Originalausgabe von Widmann nicht zur Verfügung gestanden habe.[195] In derselben Zeit entstand die historisch-illusionistische Luther-Erzählung *Spiegelfechterei der Hölle. Ein Bild aus der Reformationszeit*, deren Quelle eben jenes Faust-Buch von Widmann ist, das auch grundlegend für Goethes *Faust* war.

Über das Sujet des Aberglaubens ist sie mit dem *Liebeszauber* verwandt und geht ihr in der Druckgeschichte unmittelbar voraus. Anders als in der stoffgeschichtlichen Tradition üblich, konzentrierte sich Kurz in der *Spiegelfechterei der Hölle* nicht auf die Lebenszäsuren und historisch relevanten Leistungen des Reformators, sondern evozierte eine Szene aus dem Familienleben:[196] Luther sitzt an seiner Hausorgel, seine Kinder stehen im Kreis um ihn herum und singen *Ein feste Burg ist unser Gott*. Als der Vers „Und wenn die Welt voll Teufel wär" angestimmt werden soll, tritt Gregor Brück (1483–1557), der Kanzler Johann Friedrichs I. (der Großmütige) von Sachsen, ein. Nachdem Brück mitgeteilt hat, dass Luthers entschiedener Unterstützer auch gegenüber Kaiser Karl V. nicht wanken werde, erzählt Luther von seinen Begegnungen mit dem Teufel, der ihn ebenfalls nicht abhalten könne, sein Werk zu einem guten Ende zu führen. Es folgen verschiedene Episoden und Passagen aus seinen *Tischreden*, die Kurz teils wörtlich aus Widmanns *Historien* entnimmt, in einer sinnlich evozierten Gesprächsszene verarbeitet und dialogisiert. Es handelt sich dabei aber nicht um eine plagiierende Prosaproduktion ohne literarischen Originalbeitrag, wie es Gero von Wilpert in seiner Motivgeschichte des ‚Verlorenen Schattens' darstellte.[197] Die *Spiegelfechterei der Hölle* weist auf die Erzähltechnik der literarischen Montage voraus, wie sie sich erst im 20. Jahrhundert durchsetzte. Die Erzählung ist der Versuch, ein „Bild aus der Reformationszeit" auszugestalten, d.h. die überlieferten Texte in eine szenisch-kolloquiale Situation zu überführen, sie in Sprache („Käthe" für Katharina u.ä.) und Struktur (Unterbrechung, Assoziation etc.) adäquat darzustellen, und erscheint deswegen auch in den *Dichtungen* unter der Kolumne „Skizzen",

195 Kurz 1837c, S. 55: „Ein Abdruck dieser Ausgabe, mit Weglassung der Anmerkungen, erschien zu Reutlingen 1834 im Verlag der übrigen Volksbücher, und als solche mit artigen Holzschnitten versehen. Es ist schade, daß dem Herausgeber, wie es scheint, die alte Widmann'sche Ausgabe von 1599 nicht zur Hand war [...]."

196 Während Luthers Leben bereits im frühen 17. Jahrhundert dramatisch bearbeitet wurde, setzte die Adaption seines Lebensbilds in Roman und Erzählung erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem mit Karl Ludwig Häberlin (1784–1858) und seinem dreibändigen Roman *Wittenberg und Rom* (1840), ein. Kurz' Luther-Montage gehört damit – abgesehen von den Versepen – zu den frühen Beispielen der Prosabearbeitungen. Zur Stoffgeschichte vgl. Frenzel [9]1998, S. 479ff.

197 Vgl. Wilpert 1978, S. 77f.

was ihren experimentellen Charakter unterstreicht. Wie bereits in den *Familiengeschichten (Die Glocken von Attendorn)* und später in *Schillers Heimatjahre*, wo historische Dokumente wie die Rede zum 50. Geburtstag von Herzog Karl Eugen als dramatisches Moment wörtlich in die Handlung eingeflochten wurden, überführte er diesen bereits szenisch gebundenen Komplex der *Tischreden* Martin Luthers in eine biedermeierlich anmutende Familienszene. Den Autor interessierte dabei die vielerorts thematisierte paradox wirkende Erscheinung des Aberglaubens in Zeiten des sich durchsetzenden Rationalismus und die Frage seiner Tradierung. Wie in *Das Zauberbild (Die Zaubernacht)* „nur scheinbar dem mit der Reformation aufgegangenen Lichte ein Morgenlied angestimmt werden“[198] sollte, steht in *Die Spiegelfechterei der Hölle* der Teufels- und Aberglaube Martin Luthers im Zentrum der Handlung und wird in der Rahmenhandlung schließlich gedeutet.

Nachdem einige von Luthers bekannten *Tischreden* im Beisein seiner Kinder gehalten wurden, fängt die kleine Maria an zu weinen:

> Sey ruhig, Maria, mein Kind! rief Luther und küßte sein Töchterlein, das sich mit Thränen der schmerzlichsten Angst an ihn schmiegte, sey ruhig! wie kannst du dich nur in unserer hellerleuchteten, warmen Stube eine solche Furcht ankommen lassen! (D, 116)

Obwohl der Ort der Erzählung in Anwesenheit Luthers, in der Ausgestaltung des Ambientes und seiner sprachlichen Signifikanten als ‚aufgeklärt‘ ausgewiesen wurde, hinterlassen die Erzählungen von der ‚Nachtseite der Natur‘ bleibenden Eindruck in den fiktiven Adressaten und Zuhörern. Die Begründung des Teufelsglauben wird dabei zurückgeführt auf die Dialektik von Gut und Böse, die Tatsache, dass Luther rechtmäßig und gottgefällig handelt, provoziert erst seine Intervention: „Der Fürst dieser Welt ist allezeit geschäftig […]; denn er ist mir ganz aufsäßig und will’s nicht haben, daß ich dem Pabst so hart mitspielen soll.“[199] (D, 107)

Zunächst erzählte Kurz die Geschichte der *Poltergeister, so D. Luthern geplaget haben zu Wartburg in seinem Pathmo*[200] in sprachlich aktualisierter Fassung nach der *Erzehlung / was D. Luther von D. Fausto gehalten hab* aus dem ersten Teil der *Warhafftigen Historien* (D, 107ff.).[201] Darauf folgt die bekannteste Episode über Luthers Kampf gegen den Teufel, die Legende davon, wie Luther während der Bibelübersetzung auf der Wartburg sein Tintenfass nach ihm geworfen habe.

---

198 Hermann Kurz an Rudolf Kausler um 1858, zitiert nach: I. Kurz 1906, S. 208.

199 Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch die Luther-Forschung. Vgl. dazu das Kapitel „Die Reaktion des Teufels“ in Barth 1967, S. 30ff.

200 Nr. 6816, in: Luther 1883–2009 II.6, S. 209f.

201 Vgl. dazu: Widmann 1599 I, [S. X^{r}ff.].

Die Bedenken, ob sich hinter dem Teufelsglauben nichts anderes als „Phantasey" (D, 110) verberge, da Luther, wie seine Frau ihm vorwirft, ein „heftiges" Gemüt habe, werden mit dem Brudermord an Johannes Diasius (1510–1546), wovon auch Philipp Melanchthon berichtete,[202] und der *Schrecklichen Historia von einem Studenten, der sich hatte dem Teufel ergeben*[203] entkräftet. Da in dieser Erzählung ein „Junger von Adel" dem Teufel verfällt, dient sie ihm als Exempel für die Verkommenheit des Adels überhaupt. Aber auch das Verhältnis zu den „armen, unwissenden Leuten" (D, 112), zu Thomas Müntzer (1489–1525) oder eine Episode aus dem Deutschen Bruderkrieg von 1525, die Hermann Kurz 1846 in seiner von Lucian Reich angeregten Ballade *Ostern 1525* verarbeitete (vgl. Kap. VI. 3), werden behandelt. Schließlich teilt Luthers Gast *Zweier vom Adel Geschicht* mit,[204] wie sie auch in Widmanns Faust-Buch zu finden ist:

> Doctor Gregorius Bruck Sächsischer Cantzler / der sagte dem Herrrn Doctori Martino Luther / eine solche verlauffene warhafftige Geschicht / von zweyen vom Adel an Keysers Maximilians Hoff / die waren einander todtfeindt / und schwüren hoch / das einer den andern wollte auffreiben und erwürgen.[205]

Hermann Kurz bettet die Erzählung wiederum in einen fiktionalen Kontext ein, evoziert somit eine lebendig-dramatische Kommunikationssituation und bildet ein spekulatives Tradierungsszenario ab, das an diverse ‚Spinnstubenabende' u.ä. erinnert:

> Bei der Geschichte von dem Studenten, die Ihr vorhin erzählt habt, Herr Doctor, ist mir eine andere eingefallen, die einer bei Hof heute angeführt hat, eine gar seltsame und greuliche Historie, auch von zweien Adeligen, die durch des Teufels Blendwerk und Tücke einen bösen Ausgang erlangt haben. – Erzählet, Herr Kanzler! sagte Luther: es verlangt mich, Eure Historie zu hören. Frau Katharina stellte sich einen Stuhl hinter den Ofen und die Kinder standen lauschend umher. Der Kanzler nahm einen Schluck Wein und begann [...]. (D, 113)

Bürck erzählt von einem Fall der alten germanischen Schattenbuße, die bereits in ähnlicher Weise auch im *Sachsenspiegel* und im *Schwabenspiegel* des Mittelalters überliefert ist:[206] Am Hof Kaiser Maximilians I. träumt Purgstall, er habe

202 In: Newe Zeitung. Wie newlich zur Newburg in beiern einer genandt Alphonsus Diasius seinen Bruder Johannem / grawsamlich ermodet hat / allein aus hass wider die Einige / Ewige / Christliche Lehr / wie Cain den Abel ermordet, [o.O.] 1546.
203 Nr. 3739, in: Luther 1883–2009 II.3, S. 582f.
204 Nr. 4004, in Luther 1883–2009 II.1, S. 71f.
205 Widmann 1599 III, S. 184.
206 Vgl. dazu: [Art.] Schatten, I. bei Scheinbußen und -strafen, in: DRW XII, Sp. 267f. Aber auch: J. Grimm 1854, S. 678.

seinen Todfeind Trotta getötet. Am nächsten Morgen wird dieser tatsächlich mit Purgstalls Schwert erstochen aufgefunden. Er kann zwar Zeugen anführen, die bestätigen, dass er seine Kammer nicht verlassen habe, doch obwohl also der Teufel an seiner Statt gehandelt haben muss, wird er zum Tod verurteilt. Auf Anraten des Hofnarrens und Beraters Maximilians, Kunz von der Rosen (1470–1519), wird Purgstall zur Schattenbuße begnadigt, „zum bürgerlichen Tod verdammt" (D, 116), da sich der Teufel offensichtlich seines Schattens bemächtigt haben muss, um die Tat zu vollbringen. Sein Schatten wird symbolisch geköpft, Purgstall verliert seine rechtliche Integrität und wird des Landes verwiesen.

In der Titelepisode der *Spiegelfechterei der Hölle* wurde ein psychologisches Sujet, das entweder über Somnambulie oder magischen Wunderglauben erklärt werden kann, thematisiert. Und auch über die Diskursansätze zu Aufklärung, Reformation und ‚Bürgerlichkeit' in vorbürgerlicher Zeit passt sich die Erzählung in die Serie der ‚reichsstädtischen Historien' ein. Das Schattenmotiv wurde nicht nach Vorbildern der Literaturgeschichte gestaltet und fiel dadurch aus dem von Gero von Wilpert skizzierten ‚Längsschnitt'. Vielmehr entwarf Kurz nach Anregung seines Aufsatzes *Zur Faustsage* ein für ihn wegweisendes Erzählmodell der Textmontage, das sich vornehmlich dafür eignete, Geschichtsquellen neu zu tradieren; gleichzeitig ist dies ein Beispiel für das Innovationspotential des oftmals als stilkonservativ verstandenen Biedermeiers. Die Erzählung ist insofern auch für die spätere Fassung des *Witwenstüblein*, die darin skizzierte mythologische Kindheitserinnerung und Poetik der ‚einfachen Form' relevant, als Hermann Kurz für die Überarbeitung von 1858 nochmals seine Arbeiten zu Widmanns Faust-Buch zur Hand nahm, was nicht nur der angefügte Quellennachweis zeigt, sondern auch die neu einmontierte Episode über die Erscheinung eines Marienbilds „D. Luther sihet ein gespenst"[207] (Vgl. SW 10, 44f.). Bald wurde seine Erzählung selbst als eine stoffgeschichtliche Referenz rezipiert, wie Ernst Ludwig Rochholz' Compendium des *Deutschen Unsterblichkeitsglaubens* (1867) verdeutlicht.[208]

5 Gottfried von Straßburg und der ‚sociale Roman' des Mittelalters

Hatten die frühen literarhistorischen Studien von Hermann Kurz nachdrücklich Einfluss auf seine eigene Poetik, so galt dies noch mehr für die zahllosen Übersetzungsarbeiten, wie bereits am Verhältnis der Jugendlyrik zu Thomas Moore's

207 Widmann 1599 I, S. 20.
208 Vgl. Rochholz 1867, S. 114.

Liedern und Gedichten gezeigt wurde. Besonders nach dem Band *Dichtungen* von 1839 arbeitete Kurz hochproduktiv an Auftragsübersetzungen und damit an wirkungsgeschichtlich zentralen Werken seines Œuvres. Dazu zählen vor allem Ariosts *Orlando furioso* und Gottfried von Straßburgs *Tristan und Isolde*. Am 28. Oktober 1839 schrieb Kurz an Berthold Auerbach: „Bis zum 8. Dec. hab' ich 10 Bogen des Ariost zu leisten versprochen. Bin begierig ob ichs halten werde."[209] Und tatsächlich schloss Hermann Kurz den ersten Band von *Ariost's Rasender Roland* im Dezember 1839 ab (vgl. BF, 504). Bei dieser Arbeit orientierte er sich vor allem an Johann Diederich Gries' (1775–1842) Übersetzung, die zunächst 1804 bis 1808, dann neu bearbeitet zwischen 1827 und 1828 erschienen war,[210] und an der Übersetzung von Adolf Friedrich Karl Streckfuß' (1778–1844) von 1818, die gerade in dieser Zeit (1839/40) neu aufgelegt wurde. In dem das dreibändige Werk abschließenden Sonett *An J. D. Gries, K. Streckfuß, Peregrinus Syntax und Edmund Bilhuber*, auf das zwar bereits Isolde Kurz hinwies,[211] das aber in keine der Werkausgaben aufgenommen wurde, bedankte sich Kurz auch beim Autor des *Allgemeinen deutschen Reimlexikons* (Leipzig 1826) und bei seinem Jugendfreund Edmund Bilhuber, der ihn bei den letzten Gesängen unterstützte.[212]

> Euch beiden, vielgeehrte Vorarbeiter,
> Vor allen dem Kolumbus unsrer Ahnen,
> Dem ersten Theseus dieser holden Bahnen,
> Der oft mit seinem Faden war mein Leiter:
> Dir, zweiter Hübner, der dem hitz'gen Streiter
> Sein Kontingent gestellt vielfarb'ger Fahnen,
> Der, von getäuschter Mühsal abzumahnen,
> Noch öfter achselzuckend sprach: Nicht weiter!
> Und dir, mein Haimonsbruder, Kampfgenosse,
> Der sich mit mir zu den drei letzten Ritten
> Auf den geflügelten Bayard geschwungen,
> Mit dem ich einst als Milchbart schon zu Rosse
> Gesessen und manch' lust'gen Sturz erlitten –
> Euch sei mein Danklied hier am Ziel gesungen.

Die erste Auflage erschien bei Hoffmann in Stuttgart, dann eine zweite unveränderte Auflage bei Dennig, Finck & Co. 1855 folgte eine dritte bei Rieger (Stuttgart) und postum gab Paul Heyse eine von ihm bearbeitete und von Gustav Doré

209 Hermann Kurz an Berthold Auerbach, 28.10.1839, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.476.
210 Vgl. das Übersetzervorwort in: Kurz 1840–1841 I, S. IXX.
211 Vgl. I. Kurz 1906, S. 54.
212 Kurz 1840–1841 III, S. 474.

(1832–1883) illustrierte Prachtausgabe (1880/81) heraus.[213] Noch Ernst Jünger las diese viel gelobte Breslauer Ausgabe:

> Der Orlando furioso in der kongenialen Übersetzung von *Hermann Kurz* und Paul Heyse, illustriert von Gustav Doré, stand als Prachtwerk in der Rehburger Bibliothek. Das Buch war so schwer, daß ich es nur *knieend* lesen konnte, wie es sich gebührt. Während des Ersten Weltkrieges war der Orlando meine Einführung in die heroische Welt.[214]

Für Adolph Krabbe (Stuttgart) übersetzte Kurz den Abenteuerroman *Japhet in search of a father* von Frederick Marryat (1792–1848), vor allem bekannt für seine Robinsonade *Snarleyyow* (1837). Der Verlag gab die sämtlichen Werke des englischen Marinekapitäns erstmals in deutscher Übersetzung heraus. *Japhet, der einen Vater sucht* erschien nach der Erstausgabe 1843 noch in zweiter (1856) und dritter (1860) Auflage im Verlag Hoffmann. Bei Heerbrandt und Thämel in Ulm, wo auch die politische Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort. Abstimmungen eines Poeten in politischen Angelegenheiten* (1845) verlegt wurde, erschienen ab 1844 ausgewählte Werke von François-René de Chateaubriand (1768–1848). Hermann Kurz übersetzte sowohl das umfangreiche Essay *Genie du Christianisme* (1802) als auch die interpolierten Romane *Atala* (1801) und *René* (1802).[215] Das hier behandelte Sujet der unmöglichen Liebe blieb nicht ohne Einfluss auf Kurz' weiteres Arbeiten, so dass er sich im Anschluss dem durchaus vergleichbaren Stoff von Tristan und Isolde widmete.

Im September 1843 begann Kurz aus eigenem Antrieb seine einflussreiche Übersetzung von Gottfried von Straßburgs Epos *Tristan und Isolde*,[216] das er mit einem eigenständigen, vor allem an den Prosa-*Tristan* von Eilhart von Oberg und die freie Bearbeitung von Karl Immermann angelehnten Schluss versah. Im Mai 1844 konnte er seine Arbeit abschließen und legte damit die erste vollständige Übersetzung ins Neuhochdeutsche vor.[217] Die Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen erschien zunächst bei Rieger (Adolph Becher) in Stuttgart. Im selben Jahr verlegte Adolph Becher noch eine Übersetzung, mit der Kurz den zwei literarischen Helden seiner Jugend gedachte, *Thomas Moore's Paradies und die Peri*.

---

213 Vgl. dazu Kroes 1990, S. 23f.

214 Jünger 2003, S. 194f. (Wilfingen, 25. August 1995) Vgl. zu Kurz' und Heyses *Der rasende Roland* auch Jünger 1978, S. 11.

215 2004 wurde Kurz' Übersetzung von Chateaubriands *Geist des Christentums* neu aufgelegt, finanziert von der Französischen Botschaft: François-René de Chateaubriand: Geist des Christentums. Oder Schönheiten der christlichen Religion, bearb., hg. und mit einer Einleitung versehen von Jörg Schenuit, Berlin 2004.

216 Vgl. zu Kurz' Übersetzung die gründliche Studie Jungmayr 1993.

217 Vgl. Müller 1984, S. 441. Zur Stoff- und Rezeptionsgeschichte vgl. Mertens 2005.

Mit einem Anhang Byron'scher Lieder. Für Freunde der Poesie. Nicht weil *Tristan und Isolde* vergriffen war, sondern um es neu auf dem Markt zu platzieren, erschien 1847 eine zweite Auflage, die Kurz durch eine umfangreiche Einleitung ergänzte.[218] In der Rezension des ersten Bands (1843) für die *Heidelberger Jahrbücher* feierte Adelbert Keller sie als getreue Wiedergabe des Originals und betonte gleichzeitig die Zeitlosigkeit der Handlung:

> Gottfried's Tristan, dieses ewig junge Lied der Leidenschaft, wie es hier mit Recht genannt wird, grundwahr und sittlich trotz seiner Verwegenheiten, trotz aller Verwirrung der sittlichen Verhältnisse, das Werk eines der grössten Dichter deutscher Zunge, erscheint hier zum erstenmal in die jetzt lebende Sprache eigentlich übersetzt.[219]

Hermann Kurz übersetzte Gottfrieds *Tristan* nicht allein dem Inhalt nach, sondern orientierte sich auch an den stichisch fortlaufenden Paarreimen. Das Aroma des mittelalterlichen Textes wollte Kurz dadurch beibehalten, dass er Wörter aus dem Mittelhochdeutschen, die aus dem Kontext und Satzzusammenhang unmittelbar verständlich werden, übernahm. Diese Methode wurde von ihm etwa noch angewandt in der Übertragung und Bearbeitung zweier Schwänke von Hans Sachs, die unter dem Titel *Von den Landsknechten* zunächst im *Deutschen Familienbuch* erschienen: „Neun arme Landsknecht' zogen aus / Und garteten von Haus zu Haus." (DF III, 254) Kurz gibt zwar an, wie das Wort ‚garten' zu lesen sei, nämlich im Sinne von betteln oder fechten, doch offensichtlich war ihm jenseits der Semantik auch der bildliche Vorstellungshorizont von zentraler Bedeutung.

Im neu hinzugedichteten Schluss, der mit 3700 Versen als sein lyrisches Hauptwerk zu gelten hat, thematisierte und legitimierte er Motive und Absichten seines dichterischen Epigonentums. Was nach Wilhelm Kühlmann für Platens und Waiblingers Tasso-Dichtungen gilt, kann auch auf das Verhältnis von Hermann Kurz zu Gottfried von Straßburg übertragen werden:

> Die Anbetung vergangener Größe war ein Akt der Opposition gegen die Prosa des bürgerlichen Lebens. Platens und Waiblingers Kunstreligion revitalisierte das alte humanistische Konzept von *imitatio* und *aemulatio* und verlieh dem Kult des Schönen den Charakter einer melancholischen Revolte, die in der gestaltenden Bewältigung überkommener Formen noch der eigenen Misere den Glanz schöpferischer Souveränität verlieh.[220]

218 Vgl. dazu den Brief von Kurz an Kausler, 7.3.1847 (BKa): „Becher wollte, veranlaßt durch die 2te (Schein=)Ausgabe des Roller, eine eben solche vom Tristan veranstalten, und die Vorrede die ich dazu schreiben wollte, ist zu einer ganzen Abhandlung geworden."

219 Keller 1844, S. 241f.

220 Kühlmann 1995b, S. 220.

Die überwiegend gelobte Übersetzung des *Tristan* war nicht unumstritten. Abgesehen von August Wilhelm Schlegels freier Nachdichtung *Tristan*, von der nur der erste Teil erschienen war,[221] hatte Friedrich Rückert in Oswald Marbachs (1810–1890) Zeitschrift *Jahreszeiten* die Episode *Jung=Tristan*, Marbach selbst die Geschichte der Eltern *Riwalin und Blancheflur* vorgelegt.[222] Marbach, Richard Wagners Schwager, veröffentlichte in seinem *Wöchentlichen Kunst- und Literaturbericht* (1844, Nr. 21) nach Erscheinen von Kurz' *Tristan* eine polemische Rezension, bei der er die Qualitäten seiner eigenen, in neun Jahren entstandenen Teilübersetzung gegenüber der scheinbar misslungenen, mit größter Disziplin und in kurzer Zeit erstellten (8 Seiten pro Tag) Gesamtübersetzung von Kurz in durchaus eitler Weise hervorhob.[223] Kurz reagierte mit der allegorischen Streitschrift *Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen. Zum Besten des Tristansängers und Tristankritikers Hrn. Oswald Marbach mit neu-, mittel- und althochdeutschen aber aller Welt verständlichen Glossen gegeben Karlsruhe den 30 November 1844 von Hermann Kurtz* (1845). Hier lieferte er nicht nur ein allegorisches Rittermärchen auf Marbach als Truchsess am irischen Hof und drei köstliche Glossen, in denen er die Ausführungen seines Kritikers Satz für Satz kommentierte, sondern nochmals wichtige Hinweise auf die Übersetzung selbst:

> Ich ehrte Immermann's Andenken zu hoch, als daß ich so bald nach dem Tode dieses großen Dichters eine unabhängige Behandlung der Tristansage hätte versuchen mögen. Eine freye Uebersetzung Gottfried's schien mir gar nicht am Platze, weil, wie ich dachte, der Zauber dieses alten Gedichtes doch nicht wiederzugeben wäre [...]. Unter diesen Umständen blieb mir also nur noch ein bescheidenes Drittes übrig, nämlich eine ganz getreue Uebersetzung [...].[224]

Noch heute gilt die Übersetzung als diejenige, die den ‚Kunstcharakter' des Epos am besten und eindrücklichsten nachempfinde.[225] Die dritte Auflage von 1877, in

221 Schlegel 1811, S. 98–134.

222 Vgl. Marbach 1839 (Hg.), Nr. 3, S. 126–185 und Nr. 4, S. 211–229.

223 Vgl. Jungmayr 1993, S. 300ff.

224 Kurz 1845, S. 23f.

225 Vgl. das Nachwort von Peter Wapnewski in der Beck'schen Reihe „Die großen Geschichten der Menschheit": „Da aber Form das Wesen der Kunst ist (bis hin zur bewußten Formlosigkeit), sollte hier Gottfrieds Gedicht nach bestem Vermögen doch als Gebilde aus Metrum und Reim vorgestellt und übernommen werden. Da bietet sich nach Prüfung der vielen Übersetzungsproben die Übertragung von Hermann Kurtz an, 1844 zum ersten Male erschienen und 1979 behutsam revidiert von einem der besten Kenner der mittelhochdeutschen Dichtung, dem verdienten Germanisten Wolfgang Mohr [...]." (Gottfried von Straßburg 2008, S. 142) Das Radio Berlin produ-

der auch neben der Einleitung von 1847 diese Satire abgedruckt wurde, war das erste Buch von Hermann Kurz, das der Cotta-Verlag in sein Programm aufnahm. 1880 folgte schließlich eine Cotta-Ausgabe von *Schillers Heimatjahren*.

Die Übersetzung des *Tristan* war vor allem dafür gedacht, Gottfried von Straßburgs Epos „halbkundigen Freunden den Urtextes [...] als Commentar und Aushilfe handlich zu machen".[226] Um eine synoptische Lektüre zu ermöglichen, wurde sie im Format der eben erschienenen Edition von Hans Ferdinand Maßmann (1843) gesetzt. Diese war lange Zeit die einzige überzeugende Ausgabe des Originaltexts überhaupt.[227] In germanistischen Fragen und bei Übersetzungsproblemen wurde Hermann Kurz von Franz Pfeiffer (1815–1868) unterstützt, der, während Kurz den *Tristan* übersetzte, dasselbe Haus in der Sophienstraße in Stuttgart bewohnte.[228] Auch Reinhold Bechstein (1833–1894) arbeitete die Übersetzung in der nächsten bedeutenden, auf ein breites Gelehrtenpublikum berechneten Textausgabe (1869) ein, und er stellte sie ihrer Qualität nach an die Seite von Immermanns *Tristan*-Fragment.[229] Die freie Bearbeitung des *Tristan* von Wilhelm Hertz (1877) bezog sich ebenfalls ausdrücklich auf die Ausgabe von Hermann Kurz. Wie Isolde Kurz berichtet, bat dieser zunächst darum, Kurz' Schluss übernehmen zu dürfen. Da aber eine Überarbeitung der Verse unabdingbar gewesen wäre, lehnte die Familie Kurz ab.[230] So verzichtete Hertz auf eine Vollendung des Epos und gab allein einige Teile von Thomas von Britannien wieder – offensichtlich damit nicht der Eindruck erweckt werde, er wolle mit Kurz konkurrieren: „Unter Benützung seiner mittelalterlichen Fortsetzer hat in neuerer Zeit Hermann

zierte mit Wapnewski auch eine über zehnstündige kommentierte Lesung der Kurz-Übersetzung, die als CD-Box im Münchner Hörverlag erschien. Der gesamte Text, inklusive des hinzugefügten Schlusses, ist mit Holzschnitten und Zeichnungen von Jacob Ritschl in der „Deutschen Bibliothek" (Berlin 1925, Bde. 175/76) erschienen, nachgedruckt im Anaconda Verlag (2009).

226 Kurz [Übers.] 1844, S. VI.

227 Vgl. Marold 2004, S. VII.

228 Am 1. Mai 1858 übersandte Franz Pfeiffer seinen Aufsatz *Über Gottfried von Straßburg* (in: Germania 3 (1858), S. 59–80) mit den Worten: „Gleichzeitig mit diesen Zeilen schicke ich Ihnen unter Kreuzband einen kleinen Aufsatz von mir, der Sie an das Tristans-Jahr 1843/4 erinnern soll, das wir Sophienstr. nr. 12 unter einem Dache, Sie im ersten, ich im dritten Stock, zusammen verbrachten." Zitiert nach: Fischer 1900, S. 180.

229 Zu neueren epischen und dramatischen Adaptionen des Tristan-Stoffs schreibt Bechstein: „Es mag genügen, wenn an Immermann's herrliches, leider unvollendetes Epos, an die schwungvolle Fortsetzung des Gottfriedischen Gedichts von Hermann Kurtz und an Richard Wanger's geistreiche, aber spröde Operndichtung erinnert wird." Gottfried von Straßburg 1869–1870 I, S. XII. Später legte Bechstein eine Monographie zur produktiv-literarischen Tristan-Rezeption in neuerer Zeit vor. Zu Kurz vgl. Bechstein 1876, S. 79ff.

230 Vgl. I. Kurz 1938, S. 89.

Kurz einen Schluss hinzugedichtet, mit dessen hochpoetischer Kraft Simrock sich im Greisenalter nicht mehr hätte messen sollen.“[231]

Der vielleicht bedeutendste Rezeptionsbeleg ist in Richard Wagners Musiktheater *Tristan* (1865) zu finden. Der Komponist kam noch in Venedig mit der Familie Kurz in Berührung, wo er, wie auch Friedrich Nietzsche, vom Sohn Alfred Kurz (1855–1905) medizinisch behandelt wurde.[232] Cosima Wagner stattete Isolde Kurz in Florenz einen Besuch ab[233] und erzählte ihr, die Übersetzung des *Tristan* sei ihrem Mann durchaus bekannt gewesen. Bald vermutete Isolde Kurz, dass der Beitrag ihres Vaters zum Erfolg von Wagners epochalen Kompositionen nicht zu unterschätzen sei. Tatsächlich stand in der Dresdner Bibliothek nicht nur Maßmanns Textausgabe (DB Nr. 40), sondern auch Kurz' Übersetzung (DB Nr. 39).[234] Dass sich Richard Wagner von Kurz' Übersetzung und Vollendung inspirieren ließ, gehörte bald zu den Gemeinplätzen der Wagnerforschung, auch wenn dies in jüngerer Zeit nicht immer beachtet wird.[235] Gerade die ältere Forschung stellte bereits einzelne Motivkomplexe, Figurencharakteristika und Handlungsmomente heraus, bei denen Wagner von Kurz' eigenständigem Beitrag zur Tristan-Dichtung geleitet wurde; so etwa in der Darstellung des Königs Marke als eines schwachen Greises (vgl. TI, 580).[236] Jörg Jungmayrs Studie zeigt, dass Richard Wagner in

231 Gottfried von Straßburg ³1901, S. VIII.

232 Vgl. I. Kurz 1905. Die Biographie von Alfred Kurz erschien schließlich 1910 in den *Florentinischen Erinnerungen* von Isolde Kurz.

233 Vgl. Ónodi 1989, S. 74.

234 Vgl. Westernhagen 1966, S. 25 und 91. Heute findet sich Wagners Exemplar von Kurz' Übersetzung im Nationalarchiv der Richard-Wagner-Stiftung unter der Signatur DB 66. Handschriftliche Eintragungen sind nicht zu finden.

235 In älteren Biographien (vgl. Koch 1907–1918 II, S. 433) oder Büchern für den musikalischen Laien wird regelmäßig auf Hermann Kurz hingewiesen. Vgl. Bauer 1992, S. 291: „Gottfrieds Versepos war Wagner wahrscheinlich in der hochdeutschen Fassung von Hermann Kurz (1844) oder aber in der Übersetzung von Karl Simrock (1855) bekannt.“ In der von Carl Dahlhaus begründeten und von Richard Voss herausgegebenen Ausgabe sämtlicher Werke von Richard Wagner findet sich allein im Materialband zu Wagners *Tristan* eine randständige Nennung. Vgl. Wagner 2008, S. 8.

236 Vgl. dazu Weltrich 1904: „Der Marke der Oper aber hat, als er sich betrogen findet, zu seiner Waffe nichts als ein wehmütiges Klagelied, er ist der passivste und kraftloseste aller getäuschten Ehemänner, und wir hören sogar, daß er seinem ‚wunderhehren‘ Weibe ‚nie zu nahen gewagt‘, daß sein Wunsch ihr ‚ehrfurcht-scheu entsagt‘ habe; Kornwalls ‚müden König‘ nennt ihn ja auch Isolde schon während der Überfahrt. In diesem Punkte freilich ist Richard Wagner durch die Übersetzung, bzw. die Nachdichtung von Hermann Kurz, der in seinen Zusätzen zum Schlusse des Epos von einem alten Manne, ja von ‚eklem Greisengelüst‘ spricht, übel geleitet worden.“ Diese Darstellung ist einer Streitschrift gegen Wolfgang Golther entnommen, der sich darüber öffentlich echauffierte, dass Weltrich davon sprach, Wagners Musikdrama ersetze nicht die Lek-

seinem ersten Entwurf noch ein Ende im Zeichen des „schwarzen Segels" plante, mit dem Isolde Weißhand ihrem geliebten Tristan allen Lebensmut nahm, und diese Schlussszene nur von Hermann Kurz gekannt haben konnte.[237] Wolfgang Golther (1863–1945), Sohn des württembergischen Kultusministers Ludwig von Golther (1823–1876), der sich bei Wilhelm I. seinerzeit für die Besetzung der Bibliotheksstelle in Tübingen durch Hermann Kurz eingesetzt hatte,[238] sah in seinen Tristan-Studien nicht allein die Annahme für gesichert an, dass Kurz' Ausgabe Wagners *Tristan* zugrunde liege. Er vermutete auch, sie habe Wagners späteres Werk bis hin zu Siegfrieds Tod überhaupt beeinflusst.[239] Dabei bezog sich Golther auch auf die Ausführungen des Vorworts, in dem Kurz auf die dramatischen Qualitäten des Epos aufmerksam machte:[240]

> Ein alter Mythus von Erringen und Nichterlangen oder Verlieren zieht sich halbverklungen durch diese Sagen hin, und im Tristan schimmert noch das Heroische und Tragische zwischen dem Höfischen und Modischen hervor. Eben dieser tragische Faden ist mir auch in den glänzenden Geweben Gottfrieds überall sichtbar und scheint mir von der Kritik lange nicht genug beachtet zu seyn: so glaube ich zum Beispiel, daß die Rede der Königin im Garten, welche unter leichten Täuschungen eine dem Lauscher sehr wol verständliche Wahrheit birgt, in einem Trauerspiel von erschütternder Wirkung seyn würde.[241]

Ebenso wie im Hinweis auf die Gartenszene, die bei Wagner im Zentrum des zweiten Akts steht, findet sich eine Verwandtschaft zwischen Kurz und Wagner in der Deutung des Minnetrankmotivs, der Entstehung der Minne, damit im Verhältnis der Bearbeitungen zu ihrem mittelalterlichen Referenztext überhaupt. Die

türe von Gottfried von Straßburgs *Tristan*. Für Weltrich als auch Golther gehörte Hermann Kurz zu den wichtigsten Bearbeitern des *Tristan*-Stoffs. Vgl. Golther 1898, S. 118.

237 Vgl. Jungmayr 1993, S. 312.

238 Vgl. dazu die betreffenden Ausführungen in Allweiss 1974.

239 Vgl. Golther 1929, S. 58. Kurz hatte in seiner Einleitung auf den Zusammenhang aller Mythen hingewiesen (vgl. Kurz [Übers.] 1844, S. IX.), dazu sind markante Parallelstellen in Wagners Schriften zu finden, vor allem im *Epilogischen Bericht* (1862), wo er ausdrücklich vom Zusammenhang aller Mythen schreibt, der ihm durch seine Studien verdeutlicht worden sei. Auch die weitere Verbindung von Tristan und Isolde sowie Siegfried und Brünnhilde verweist auf Kurz (Vgl. Richard Wagner 1871–1873 VI, S. 378ff.). Dazu I. Kurz 1938, S. 91: „Wer von den Millionen Hörern, die in allen Opernhäusern der Welt in Sigfrieds Liebestod geschwelgt haben, weiß etwas davon, daß diese ekstatischen Sehnsuchtslaute zuerst von einem Dichter namens Hermann Kurz im Schlußgesang s e i n e s Tristan angeschlagen worden sind und von da in das Tonwerk Wagners übergeströmt, nicht im Wort, versteht sich, sondern als erschütternder, die menschliche Natur in allen Tiefen aufwühlender Stimmungsgehalt."

240 Vgl. Golther 1907, S. 424.

241 Kurz [Übers.] 1844, S. IX.

genaue Konzeption der Minne im *Tristan*, die Deutung seiner Darstellung, seiner Metaphorisierung und Allegorisierung ist dabei unerheblich.[242]

Richard Wagner bediente sich stellenweise wörtlich der Übersetzung von Hermann Kurz, so dass er dessen Interpretation jedenfalls in Teilen übernahm.[243] Im *Tristan*-Epos von Gottfried von Straßburg wird die Minne zwischen Tristan und Isolde und damit ihr tragisches Schicksal zwar mit dem Minnetrank besiegelt, doch ein inniges Verhältnis entsteht bereits während Tristans erster Irlandfahrt. Nachdem er Isoldes Onkel Morold getötet hatte, dabei aber selbst von dessen vergiftetem Schwert getroffen wurde, begibt er sich als Spielmann ‚Tantris' verkleidet nach Irland, um von Isoldes Mutter geheilt zu werden. Für seine Genesung muss er aber versprechen, ihrer Tochter Unterricht zu erteilen:

und kanstu keiner lêre	Hast du nun irgend größere Kraft
und keiner fuoge mêre	In einer Kunst oder Wissenschaft,
danne ir meister oder ich,	Denn ich und auch ihr Meister hie,
des underwîse sî durch mich.	Um meinetwillen das lehre sie.
dar umbe will ich dir dîn leben	Dafür will ich dir Leib und Leben
und dînen lîp ze miete geben	Zum Lohn und Ehrensolde geben
wol gesunt und wol getân:	Gesund und wieder wohlgethan,
diu mag ich geben unde lân,	Nachdem ich sie geben und nehmen kann,
diu beidiu sint in mîner hant.	Denn beide sind in meiner Hand.
(V. 7855–7868)[244]	(TI, 198)

Er unterweist sie nicht nur in den bereits bekannten Fächern, im Harfenspiel oder in Sprachen, und hilft ihr diese Fähigkeiten zu verfeinern, sondern bildet sie auch in einer ihr noch unbekannten Disziplin aus, der „morâliteit". Er weist sie in die Kunst der „schoenen siten" ein, in die religiöse und gesellschaftliche Sittlichkeit, eine Art angewandter Ethik:[245] „si lêret uns in ir gebote / got und der werlde gevallen" (V. 8016f.). *Tristandes lêre* macht sie zu einer Frau angenehmer Wesensart, mit bestem Benehmen und Auftreten, sie beherrscht Musikinstrumente, kann selbst dichten, lesen und schreiben (vgl. V. 8141–8145). Parallel zur Vollendung ihrer höfischen Bildung gesundet Tristans Körper: „nun was ouch Tristan genesen" (V. 8146). Das Adverb „ouch" bezieht sich einerseits auf Tristans Genesung, andererseits setzt es sie analog zur Bildung Isoldes. Beide

242 Vgl. dazu die betreffenden Passagen aus Huber ²2001; aus der Fülle an Arbeiten zu dieser Fragestellung vgl. Ehrismann 1989, Schweikle 1991 sowie die Bibliographie der Forschungsliteratur in: Gottfried von Straßburg 2004 I, S. XXXIff.

243 Vgl. zu Kurz und Wagner ausführlich Edelmann 2015.

244 Jeweils zitiert nach: Gottfried von Straßburg 2004 I.

245 Zuletzt besprochen von Linden 2009, bes. S. 120f.

erreichen gleichzeitig einen Zustand geistiger und körperlicher Vollkommenheit, sie werden sich – darauf wurde vielfach hingewiesen – ähnlich und ebenbürtig. Damit wird die Wirkung des Minnetranks vorweggenommen:

si heten beide ein herze:	Sie hatten beide Ein Herze,
ir swære was sîn smerze,	Sein Schmerze war ihr Schmerze,
sîn smerze was ir swære;	Ihr Schmerze war der seine,
si wâren beide einbære	Sie waren Eine Gemeine
an liebe unde an leide	An Liebe und an Leide
und hâlen sich doch beide [...].	Und bargen sich's doch Beide [...].
(V. 11731–11735)	(TI, 295)

Wenn auch zum Zeitpunkt, als Tristan wieder nach Parmenien zurückkehrt, noch nicht von Minne zu sprechen ist, und darin eher eine Art von Prädestination der späteren Ereignisse sichtbar wird, so illustriert dieser Handlungskomplex doch zwei zentrale Aspekte des Epos, die Hermann Kurz besonders hervorhob.

Zum einen betonte er, dass die Geschichte von Tristan und Isolde ein tragischer Stoff sei. Und tatsächlich hatte Tristan keine Wahl und musste sich der Schülerin Isolde annehmen, da er sonst an seiner Wunde gestorben wäre: Isoldes Mutter, die später den Minnetrank herstellen wird, erzwingt bereits das Lehrer-Schüler-Verhältnis von Tristan und Isolde und legt damit ungewollt den Grundstein dieser fatalen Liebe. Andererseits ist für Kurz evident, dass es überhaupt keinen magischen Zauber gebraucht hätte, um die Leidenschaft der Liebenden zu motivieren und zu legitimieren: Den Minnetrank sieht er als ein den Vorlagen und dem Sittlichkeitsempfinden der Entstehungszeit geschuldetes Erzählmotiv. Wie Kurz im Kapitel *Die Tristansänger*, der Überleitung zum neu hinzugedichteten Schluss, schrieb, gehöre die ‚Tristanminne' nämlich zur anthropologischen Grunderfahrung, liege im Erfahrungshorizont eines jeden Liebenden. So unterstellte er auch Gottfried von Straßburg, er selbst habe einmal geliebt, hinter seinem Epos stehe eine Wirklichkeitserfahrung, und nur deswegen sei es ihm gelungen, die Liebe literarisch zu evozieren. Damit liege auch das magische Moment der Handlung nicht in der Wirkung eines Aphrodisiakums, sondern im „Zauberrausch der Leidenschaft" (TI, 580). Der Minnetrank ist für Kurz ein narratives Symbol, das auf den ‚Literarisierungsprozess' der Minne zurückzuführen ist,[246] schließlich werde der „verzauberte" Dichter selbst zu einem „Zaubrer aller Sinne":

246 Damit antizipierte er gewissermaßen eine aktuell verbreitete Ansicht über den Minnetrank. Vgl. Young 2002.

Zu solchem Bild der Leidenschaft
Was braucht's noch Zaubertrankes Kraft?
Den Trank den Tristan und Isold
Getrunken, solch ein flüssig Gold,
Ich wähne, trank auch Gottfrieds Mund;
Vom süßen Gift im Herzen wund,
Die brennende Wunde, lächelnd,
Drängt er des Minnezaubers Hort,
Den ganzen, in sein Zauberwort,
Und wird, verzaubert von Minne,
Ein Zaubrer aller Sinne. (TI, 495f.)

Bei Wagner verliebt sich Isolde bereits in Tristan, nachdem sie ihn gesund gepflegt und ihn als den Mörder ihres Onkels erkannt hatte, wie sie in der dritten Szene des ersten Akts Brangäne erzählt. Kein Zauber war dafür notwendig, sondern ein gegenseitiger Blick in die Augen. Wagners Interpretation des Minnetranks als Todestrank, der freilich erst viel später wirkt, geht mit einer Verschiebung seiner dramaturgischen Funktion einher. Wird vom metaphysischen Ballast von Wagners Komposition und ihrer Rezeptionsgeschichte abgesehen und nur die Grundstruktur des Librettos betrachtet, so motiviert er die Liebe zu Tristan durchaus im Sinn von Hermann Kurz.

Isolde
(deren Blick sogleich Tristan fand, und starr auf ihn geheftet bleibt, dumpf für sich).
Mir erkoren, –
mir verloren, –
hehr und heil,
kühn und feig –:
Tod geweihtes Haupt!
Tod geweihtes Herz![247]

Die Liebe zwischen Tristan und Isolde wird weder gerechtfertigt noch durch eine bestimmbare höhere Macht herbeigeführt. Gewiss ist Wagners Deutung der Minne und des Minnetranks auch dem Genre und den Prinzipien der Bühnenpraxis, ihren Möglichkeiten und ihrer Wirksamkeit geschuldet sowie seinen eigenständigen Interpretationsansätzen. Doch während der Lektüre von Kurz' Ausgabe konnte ihm dessen zeitgemäß rationale und historische Auslegung nicht entgangen sein. Kurz sah den Wert des *Tristan* nicht im „mittelalterlichen Plunder"[248], sondern in der tragischen Dialektik der Tristanminne, die das Epos als Grundmotiv durch-

247 Wagner 1871–1873 VII, S. 7f.
248 Hermann Kurz an Franz Pfeiffer, 14.2.1872, in: Fischer 1900, S. 183.

zieht und auch ohne magischen Wunderglauben erhalten bleibt: „liep unde leit diu wâren ie / an minnen ungescheiden." (V. 206–207) Darin folgte ihm Richard Wagner, denn die Wiedersehensszene zwischen Tristan und Isolde eröffnete er mit Versen, welche bereits die das Werk strukturierende Dialektik andeuten.

Während Richard Wagner am Tristan-Stoff „die Liebe als furchtbare Qual"[249] vorführen wollte, also die Auswirkungen der unmöglichen Beziehung aufgrund sittlich-gesellschaftlicher und religiös-moralischer Gesetzmäßigkeiten, so interessierte sich Hermann Kurz mehr für die äußeren Bedingungen und das Verhältnis des Autors zu seiner Zeit. Er sah Gottfrieds *Tristan* wie Grimmelshausens *Simplicissimus* nicht allein als ein historisches oder historiographisches Dokument, sondern betonte immer wieder den Gegenwartsbezug des Epos, die Zeitlosigkeit und damit auch Aktualität des historisch entrückten Stoffs. Deswegen bezeichnete Kurz den *Tristan* auch als den „socialen Roman des Mittelalters" (TI, LXXI)[250]. Das mittelalterliche Epos habe eben in diesem Thema der ungesetzmäßigen Liebe die Problemstellung der sozialen Literatur antizipiert und könne problemlos auch auf andere soziale Ungerechtigkeiten übertragen werden: „Schlummert schon in der Dienstbarkeit Siegfried's und anderen Sagenhelden eine Ahnung von dem Sic vos non vobis das die sociale Literatur den Unberechtigten und Besitzlosen zuruft, so tritt dieser Gedanke in unserem Gedichte mit vollem Bewußtseyn hervor." (TI LXXIf.) Diese in Kurz' Gegenwart durchaus einzigartige Lesart des *Tristan* und die gattungstypologische Verortung des Epos als „socialer Roman" fand durch Johannes Scherr Eingang in die Literaturgeschichtsschreibung. Während er noch seinem für die *Jahrbücher der Gegenwart* verfassten Essay *Meister Gottfried von Straßburg* aus Anlass der zweiten Auflage der Übersetzung (1847) das Kurz-Zitat „Die Tristansage ist der sociale Roman des Mittelalters"[251] als Motto voranstellte, vermerkte er in seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur* (1851) keine Quelle mehr: „Die socialen Conflicte sind recht eigentlich sein Gegenstand: seine Dichtung von Tristan und Isolde ist der *sociale Roman des Mittelalters*."[252]

Bereits während der Vorarbeiten zu seiner Übersetzung hatte Kurz an Adelbert Keller geschrieben: „Gottfried ist so altertümlich modern, daß man verzweifeln möchte."[253] Als Hermann Kurz auf vielfachen Wunsch aus Fachkreisen seine Ausführungen über Gottfried von Straßburg und *Tristan und Isolde*, die er 1868 in

249 Richard Wagner an August Röckel, 23.8.1856, zitiert nach: Wagner 2008, S. 22.
250 Auf die Bedeutung dieser Formulierung für Richard Wagner weist ebenfalls hin: Grill 1997, S. 31.
251 Scherr 1847, S. 680.
252 Scherr 1851, S. 390.
253 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 22./23.9.1843 (BF, 628).

der *Allgemeinen Zeitung* veröffentlicht hatte, nochmals für die Wiener Zeitschrift für Altertumskunde *Germania* zusammentrug,[254] verdeutlichte er diesen Aspekt. In Bezug auf das Gottesurteil heißt es über Gottfrieds *Tristan*:

> Die Sage, die er sich erkoren, handelt von einem Liebespaare, das göttlichen und menschlichen Satzungen entgegentritt. Diese Schuld zu tilgen oder doch zu überschleiern, griff die Sage nach dem Minnetrank, und sie hat ihren Zweck so gut erreicht, daß die beiden Liebenden unantastbare Ideale des Mittelalters wurden. Gleichwohl bleibt zwischen der Dichtung und der Satzung ein Widerspruch bestehen, gegen welchen man die Augen nicht verschließen kann. Ein moderner Dichter wie Immermann sagt in diesem Fall: „Gesetze kämpfen mit Gesetzen", und greift in die eigene Brust, greift in die Tiefen des Geistes seiner Zeit, um der vervehmten [sic] Leidenschaft eine Rechtfertigung zu finden. Dem Dichter und Juristen des 13. Jahrhunderts aber wird es nicht so gut: ihm steht nicht bloß das Sittengesetz und ein weltlicher Strafcodex im Wege, sondern das canonische Recht.[255]

‚Modern' ist also der behandelte Konflikt, ‚altertümlich' Gottfrieds literarische Umgang damit. Mit dem Minnetrank werde die Schuldfrage hinfällig, da er ungewollt und zufällig eingenommen wurde. Die Liebenden sind damit allein Opfer ihres Schicksals oder einer höheren Macht, auf die sich der Dichter berufen kann. Immermann dagegen, als der moderne Dichter schlechthin für Hermann Kurz, habe in seinem *Tristan*-Fragment das Konkurrieren von gesellschaftlicher Sittsamkeit und persönlicher Leidenschaft offen ausgesprochen. Damit sind Tristan und Isolde Vertreter und Verfechter eines anderen Gerechtigkeits- und Ehrempfindens, für das auch der Dichter Partei ergreife.

Das angeführte Zitat ist Immermanns Brangäne-Episode entnommen, in der König Marke die falsche Frau untergeschoben wird. Isolde und Tristan hatten während der Überfahrt symbolisch Ringe getauscht und damit einen intimen Treueschwur jenseits der sozialen und religiösen Ordnung geleistet. Die von einem wirkenden Gott geschenkte Minne und die heilige Tugend der Treue stehen

254 Vgl. Kurz 1870. Dabei handelt es sich um die überarbeitete Fassung der Aufsätze Kurz 1868a/b, die in der Wochenausgabe der *Allgemeinen Zeitung* erschienen waren. Kurz' Ausführungen wurden zwar durchaus wahrgenommen, konnten aber das eigentliche Fachpublikum nicht erreichen. Darauf wies Reinhold Bechstein in seiner Ausgabe des Tristan (Gottfried von Straßburg 1869 I, S. XXX) hin. Karl Bartsch, Herausgeber der von Franz Pfeiffer begründeten Zeitschrift für deutsche Altertumskunde *Germania*, veranlasste daraufhin den Wiederabdruck. Vgl. dazu auch die Rezension im Feuilleton der Blätter für literarische Unterhaltung (6.4.1871, Nr. 15): „Sachgemäße Gelehrsamkeit bietet Kurz in vollem Maße, wenn sie bei ihm auch nicht im Zunftzopf erscheint; dabei hat er es verstanden, seine Arbeit mit einem so freundlichen Gewande auszustatten und zu schmücken, daß ihre Lektüre zum Genusse wird." Zur Stellung von Kurz' Aufsatz in der Tristanforschung vgl. Fritsch-Rößler 1989, Nr. 19, S. 500.
255 Kurz 1870, S. 329.

also in Widerstreit mit Isoldes ehelichen und Tristans gesellschaftlichen Pflichten, so dass ihre gegenseitige Treue notwendigerweise nicht nur zu einem Treuebruch gegenüber Marke und dem Hof führt, sondern auch diametral dem Sakrament der Ehe gegenübersteht:

> Gott hat die Minne zugegeben,
> Die Treue pflanzte selber Gott,
> Und heil'ge Minn' und Treue schweben
> Irr in den Klau'n von Astaroth;
> Die Tugend liegt in Lasternetzen,
> Gesetze kämpfen mit Gesetzen.[256]

Hermann Kurz zitierte die letzten beiden Verse in der Einleitung seines Schlusses (TI, 501). Für ihn wurde der Grundkonflikt der Handlung in diesen Worten nachdrücklich evident: „ureigne Rechte" kämpfen mit „Recht und Pflicht" (TI, 495). Zu Ende seiner freien Dichtung löste er diesen Konflikt in der poetischen Apotheose auf, denn in der Dichtung walte ein „andres Gesetz". Gleichzeitig stellte er sich damit in die Immermann'sche Tradition eines ‚modernen', sich positionierenden Autors. Während Heinrich von Freiberg, Ulrich von Türheim und Eilhart von Oberg zuletzt einen reuigen Marke auftreten lassen, der seine eigenen Sünden bekennt und der Segen über die im Jenseits vereinigten Liebenden gesprochen wird, ruft Hermann Kurz zuletzt noch die nachfolgenden Dichtergenerationen zur kathartischen Läuterung ihrer diesseitigen Leser auf:

> Hier oben aber in der Welt
> Die ihr verworrenes Urtheil fällt,
> Sey frommen Dichtern anbefohlen,
> Die eure Sache unverhohlen,
> Und reinigend indem sie rühren,
> Vor allem Volke mögen führen.
> [...]
> Nein, nein, wo über Grabesnacht
> Des Sängers Saitenspiel erwacht,
> Muß jeder Bann der Erde ruhn,
> Da gelten andre Namen nun,
> Da waltet anders das Gesetz,
> Und die einst schied ein Lügennetz,
> Sind eins nun in der Wahrheit, sind,
> Eins wie das andre Gottes Kind,
> Geläutert hier in Schmerzensgluthen,

256 Immermann 1841, S. 404.

Gebadet in der Dichtung Fluthen,
Rein, gleich der Treue Bild, dem Golde,
Auf ewig Tristan und Isolde. (TI, 582f.)

Die Übersetzung und Vollendung des *Tristan* weist insofern über sich hinaus, als auch die literarische Darstellungstradition explizit diskutiert und damit der stoffgeschichtliche Wandel narrativ abgebildet wird. Mit diesem Schreibverfahren bezog sich Hermann Kurz aber wiederum auf Gottfried von Straßburg, der in seinem Epos die vorhergehenden Bearbeitungen nicht einfach benutzte, sondern kritisch bewertete. Er bediente sich dabei eines geradezu philologischen Verfahrens, indem vor allem anhand der Vorlage Thomas' von England nach quellenkritischer Methode versucht wurde, die „rehte mære" der „edelen herzen" (vgl. V. 5885) zu rekonstruieren. Dafür zeugt etwa die Passage, in der Morgân in die Handlung eingeführt wird. Hier wird auf Thomas' âventiuren verwiesen, der entgegen etablierter Ansichten eine andere Meinung vertrat:

gnuoge wænent unde jehent des, der selbe hêrre er wære und jehent des, ein Lohnoisære, künec über das lant ze Lohnois. nu tuot aber Thômas gewis, der ez an den âventiuren las, daz er von Parmenîe was. (V. 322–328)	Von Vielen zwar wird er genannt König im Land zu Lohnoys, Dagegen Thomas uns bewies, Der's in den Aventüren las, Daß er vom Land Parmenien was (TI, 10)

Wie Gottfried in seinem Prolog schrieb, will er neben den „britûnischen" Büchern auch französische und lateinische Quellen hinzugezogen haben (vgl. V. 150ff.). Kurz besprach in seinem Kapitel *Die Tristansänger* die Hauptquellen Gottfried von Straßburgs, um sich schließlich selbst in der Reihe der Bearbeiter zu verorten. Deswegen vermittelte auch der Vorabdruck dieser Passage in *Cottas Morgenblatt* einen falschen Eindruck ihrer Funktion für das Werkganze. Hier wurde der Anfang gekürzt, die Kritik weiterer Quellen übergangen und nur die Verbindung zu Gottfried von Straßburg und Karl Immermann gedruckt.[257]

Die verschiedenen Varianten der *Tristan*-Schlüsse werden Hermann Kurz – wie auch Richard Wagner – aus der von Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856) besorgten Ausgabe der Werke von Gottfried von Straßburg bekannt gewesen sein. Als Kurz mit der Übersetzung begann, schrieb er Adelbert Keller: „Ich habe eben meinen guten alten Hagen, der freylich manches Unhaltbare haben wird. Wenn du mir ihn nicht geradezu verbietest, so möchte ich bey ihm bleiben, denn

257 Vgl. Cottas Morgenblatt, 13.5.–15.5.1844, Nr. 115–117.

die Ausgabe ist mir von Alters her lieb."[258] Das Kapitel *Tristansänger* eröffnete Kurz mit einer Übersetzung der Anfangsverse von Heinrich von Freiberg (TI, 491f.),[259] der zwar viel zu berichten wisse, das Epos aber mit „allzu reichen" (TI, 492) Bildern beschließe. Gegenüber Heinrichs 6890 Verse, sei ihm Ulrich von Türheims Fortsetzung lieber und mit ihren 3730 Versen „kurz genug" (TI, 492) gewesen. Sie gab Kurz auch den äußeren Rahmen seines Schlusses, der ebenfalls 3700 Verse umfasst. Die Rezeption des *Tristan*-Stoffs gleicht ihm einer steten Verzerrung des Kerngehalts, denn das „hehre Trauerspiel" sei zu einer „lüsternen Fabel" herabgesunken, „Urstein zu Modetand zerbrochen" (TI, 494). Allen voran dachte er dabei an Eilhart von Obergs *Tristan*, von dessen Handschrift Hoffmann von Fallersleben Bruchstücke im ersten Band der Werke Gottfried von Straßburgs mitgeteilt hatte.[260] Eilhart habe „warm gehegt" und nur „halb gelitten" (TI, 494). Bereits der Drucktitel (Nürnberg 1644) verdeutlicht die Kritik an einer verharmlosenden Bearbeitung des tragischen Stoffs: *Herr Tristrant. Ein wunderbarliche und fast lustige Historii / von Herr Tristrant und der schönen Isalden / eins Königs auß Irrlands Tochter / was sie vor grosse Frewd miteinander gehabt haben / und wie dieselbige Frewd gantz trawriglich zu eim End vollbracht ward / sehr lieblich zulesen.* Kurz stellte schließlich fest, dass die „echte Urschrift" des Schlusses nirgendwo anders zu finden sei als im „liedersüßen Mund" (TI 493) Gottfried von Straßburgs.

Um sein Verhältnis zu Gottfried anzuzeigen, evozierte Kurz eine Szene aus der nordischen Mythologie. Dabei bezog er sich auf eine Sage aus dem isländischen *Landnámabók*, das er bereits in der Einleitung seiner ‚Reichsstädtischen Geschichten' erwähnte (vgl. D 39) und, wie er im Anmerkungsapparat anzeigte, auf die Mitteilung der jüngst erschienen Abhandlung *Frau Aventiure klopft an Beneckes Thür* (3. August 1842) von Jacob Grimm: Ein Hirte wacht Tag und Nacht am Grab eines alten Sängers und will ihm ein Huldigungsgedicht schreiben. Er bringt aber stets nur den Vers „Hier liegt ein Dichter" zustande. Eines Nachts erscheint dieser, „rührt" ihm die Zunge (vgl. TI, 493) und vollendet das Gedicht. Sollte der Hirte sich am Morgen an das Lied erinnern können, sei er zum Dichten geboren:

> Und mit gelöster Zungen
> Nachsingt er, was Der gesungen:
> Da grüßt der Morgen mit junger Lust
> Eine erschlossene Dichterbrust. (TI, 493)

258 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 22.9.1843 (nach BKe).

259 Vgl. dazu Henrich von Freibergs Verse 1–39 in: Gottfried von Straßburg 1823 II, S. 5.

260 Vgl. Bruchstücke aus Eilharts von Hobergen Tristan und Isolde ergänzt aus der Dresdner Handschrift, in: Gottfried von Straßburg 1823 II, S. 312–321.

Mit teils wörtlichen Anleihen übersetzte Kurz Grimms Nacherzählung in gebundene Sprache.[261] Diese isländische Sage wurde als Bindeglied zwischen Übersetzung und freiem Schluss eingeführt, weil damit einerseits das Nachdichten des Übersetzers charakterisiert ist, dem der Text vom Dichter in den Mund gelegt werde, damit er ihn in seiner eigenen Sprache wiedergebe, andererseits markierte Kurz, dass es sich im Folgenden um eine Hommage und ein Huldigungsgedicht an Gottfried von Straßburg handelte. Dass Kurz ausgerechnet diese Skaldensage wählte, mag aber auch noch einen biographischen Grund haben. Er vermutete, dass auch Thomas Moore diese Geschichte gekannt und sie ihm als Inspiration des Gedichts *Here sleeps the bard* gedient habe (vgl. TI, 594). Zweifellos gehörte Thomas Moore zu denjenigen Dichtern, denen Hermann Kurz als angehender Schriftsteller nacheiferte (vgl. Kap. II.3). Das Lied des irischen Nationalbarden übersetzte er bereits während seiner Studienzeit in Maulbronn und Tübingen unter dem Titel *Stumm schläft der Sänger. Schottischer Bardengesang*. Es wurde populär in der Vertonung von Friedrich Silcher, die 1835 im ersten Band der *Ausländischen Melodien* erschien. Für Ludwig Uhland war die Skaldensage ein Beispiel der Kunstpflege im Altertum, wie er in einem Manuskript zur Sagenforschung aus dem Jahr 1837 schrieb: „Der jüngere Dichter lernte vom Beispiel der älteren, erhielt auch wohl die Anweisung eines einzelnen Vorgängers […].“[262]

Auch wenn Kurz Gottfried nie begegnet sei, wie der Hirte Hallbiörn dem Skalden Thorleif, gebiete ihm Treue und Pflicht, das Gedicht im Geiste von Gottfried zu beenden. Er führte seine Aufgabe eng mit Tristans Brautwerbung für seinen Onkel Marke:

---

261 Vgl. J. Grimm 1842, S. 28f.: „Hali ein hirte weidete seine schafe oft an dem grabhügel Thorleifs, eines berühmten dichters und pflegte daselbst auch die nächte zuzubringen. da kam es ihm stets in den sinn, wenn er an dem hügel lag, ein loblied auf den verstorbenen zu verfassen, doch der dichtkunst völlig unkund, vermochte er nie mehr als die Worte zusammenzubringen: ‚hier liegt ein dichter!‘ Eines nachts aber als er wieder in den vorigen gedanken auf dem grabe ruhte und entschlafen war, sah er dass der hügel sich aufthat und ein grossgewachsner edler mann emporstieg, der ihn anredete: da liegst du Hallbiörn und möchtest mein loblied wirken, jetzt geschieht eins von beiden, entweder sollst du der kunst von mir theilhaftig werden, mehr als einer der übrigen menschen, oder es ist vergeblich, dass du dich darum abmühst. Ich werde nun die weise vor dir singen und kannst du sie behalten, wenn du erwachst, so sollst du ein grosser dichter sein und das lob vieler männer aussprechen.‘ Darauf fasste er ihn an seiner zunge und sang ein lied, das mit denselben worten: ‚hier liegt ein dichter‘ anhub, aber viel anderes hinzufügte, und nach beendigung der weise kehrte die gestalt in den sich verschliessenden hügel zurück. Hallbiörn im erwachen erblickte noch Thorleifs schultern, das lied aber hatte er vollständig behalten, trieb sein vieh heim und erzählte, was ihm begegnet war. Seit der zeit wurde Hallbiörn ein angesehener dichter, der viele lieder verfasste.“

262 Uhland 1865–1873 VI, S. 376.

So hab auch ich zu manchen Tagen
Dem Meister die Lanze nachgetragen
Und mich in seinem Dienst erbaut:
Da hat er mir seinen Sinn vertraut,
und was ich ihm in den Augen las,
Das sprech ich aus nach meinem Maß. (TI, 498)

An Gottfried von Straßburg lobte Hermann Kurz vor allem, dass er demjenigen Spannungsverhältnis, das er aufzeigte – Treue gegenüber seiner persönlichen Vorstellungswelt einerseits und dem gesellschaftlichen Sittengesetz sowie der literarischen Tradition andererseits –, nicht erlegen sei. Bereits in der Einleitung schrieb Kurz: „Geschichte und Märe sind ihm keine so getrennten Dinge wie uns." (TI, X) Gottfried von Straßburg habe sich zwar grundlegend an der Überlieferung orientiert, dabei aber die äußeren Geschehenszusammenhänge in seinem Sinn literarisch dargestellt und gedeutet:

Er mußt es nehmen wie er's fand:
Freiheit nach innen, nach außen Pflichten,
Das war die Zeit, das war ihr Dichten. (TI, 495)

Das Dichterlob erinnert an Gottfrieds eigene Ausführungen im Literaturexkurs über Hartmann von Aue:

âhî, wie der diu maere beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen durchverwet und durchzieret! (V. 4622–4625)	Ah, der kann Mären bauen Und kann sie außen und innen Mit Worten und mit Sinnen Durchfärben und durchschmücken! (TI, 117)

Während Hartmann mit „cristallînen wortelîn" (V. 4229) gesprochen habe, so lasse Gottfried seine Leser „Auf nie gekannten Auen / Krystallne Wunder schauen" (TI, 496). Kurz legte auch seinem neu gestalteten Schluss das Prinzip der Vorlagetreue einerseits und eines eigenständigen Deutungsansatzes andererseits zugrunde. Es werden fremde Texte – wie Grimms Hallbiörn-Sage – vorlagegetreu einmontiert, Handlungsstrukturen und Motivkomplexe der mittelalterlichen Vorgänger berücksichtigt und mit Immermanns postum veröffentlichtem *Tristan*-Fragment (1841) ein neuer stoffgeschichtlicher Referenzpunkt gesetzt. Wie sich Gottfried von Straßburg an Thomas von Britanniens Bearbeitung orientierte, so fand Kurz bei Immermanns Großgedicht einen präfigurierten Handlungsrahmen.

Im Vorwort zur ersten Auflage der Übersetzung heißt es, Kurz habe Immermanns Tod vor allem beklagen müssen, weil dessen Tristan-Zyklus nicht vollendet worden sei (vgl. TI, V). Aus Immermanns Briefwechsel mit Michael Beer (1837)

kannte Kurz dessen literarische Pläne, noch bevor der vollendete erste Teil und der Prosaentwurf des zweiten Teils veröffentlicht wurden:

> Da ist denn [...] der Plan in mir entstanden, den alten Meister in zeitgemäßer Reproduction aufzuerwecken. Es ist Jammerschade, wenn dergleichen nur für Stubengelehrte oder langhaarige Altdeutsche vorhanden ist; man muß es so wiedergebären, wie Gottfried von Straßburg dichten würde, wenn er heutzutage lebte.[263]

Immermanns Romanzen-Zyklus klinge „freier, kühnlicher beschwingt“ (TI, 501) als Gottfrieds „weiche Saiten“ (TI, 501). Wie Kurz einen Passus aus Heinrich von Freibergs *Tristan* seinem Gottfried-Lob voranstellte, so leitete er die lyrischen Ausführungen über Immermann mit Zitaten aus dem „Vorspiel“ von dessen Nachdichtung ein. Die vielen Vergleiche mit dem *Nibelungenlied* zeigen, dass der *Tristan*-Stoff für Kurz jedenfalls lose verwandt gewesen ist mit den Sagen der germanischen Mythologie.[264] Mit Immermann, den er bereits im *Epilog zur „Reise ans Meer“* (1839) als neuen Nationaldichter feierte, wird gleichzeitig auch *Tristan* als nationaler Stoff interpretiert. Immermann habe nach „treuer Sachsenart“ der Roten Erde (Westfalen) ihre „Heimlichkeiten“ (vgl. Kap. III.2) abgelauscht und „altes Recht und Volksthum“ (TI, 500) dargestellt. Kurz spielte damit auf die Oberhof-Episoden aus Immermanns Roman *Münchhausen* mit ihren Fehmgerichten und der Darstellung des dörflichen Brauchtums an. Die Liebesgeschichte des schwäbischen Jägers und des Findelkindes Lisbeth sei die Grundlage für die fast gleichzeitig entstandene Schilderung der Liebe zwischen Tristan und Isolde gewesen (vgl. TI, 500).

Auch wenn sich Kurz an Immermanns *Tristan* orientierte, hatte er keine epigonale Nachahmung im Sinn, wie aus dem selbstverfassten Lebenslauf für Ignaz Hubs Anthologie *Deutschland's Balladen- und Romanzen-Dichter* (1846) deutlich wird: „Sein letztes Werk ist ‚Tristan und Isolde‘ von Gottfried von Straßburg (Stuttg. 1844), eine Uebersetzung mit einem selbstständigen Schlusse, der zugleich Anknüpfungen an Immermann's hinterlassenes Fragment enthält.“[265] Immermanns Skizzen sollten „die Brücke schlagen“ (TI, 503) zu einem freien Schluss. So evozierte Kurz zunächst seine eigene Schreibsituation:

> Noch sind uns Blätter, rasch geschrieben,
> Von seiner edlen Hand geblieben,
> Nur wenige, ach, und unvollendet:
> Sie seien in dein Lied verwendet. (TI, 503)

263 Vgl. Karl Immermann an Michael Beer, Nr. 52, in: Schenk 1837 (Hg.), S. 258.
264 Zur Stellung dieser Lesart in der Rezeptionsgeschichte vgl. Dickhut 2012, S. 261.
265 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 27484.

Neben einigen unmarkierten Reminiszenzen und Zitaten wies Hermann Kurz im Anmerkungsapparat seiner Übersetzung eine Reihe an Stellen nach, die ausdrücklich auf Immermanns Skizzen basieren. Dabei wird deutlich, dass er Immermanns großformaler Anlage nicht systematisch folgte. Vielmehr bearbeitete er gerade die meditativen und retardierenden Exkurse, die Immermann zwar vorsah, die aber für das eigentliche Handlungsgeschehen unerheblich sind. Gleich zu Anfang seiner Fortsetzung griff er Immermanns Vorspiel zur Isolde Weißhand-Episode auf, die in seinem eigenen Text bereits abgeschlossen war. Immermann notierte:

> [...] Schilderung der Männerliebe im Gegensatz zur Frauenliebe. Ein glückloses Männerherz ist wie ein Kirchhof, die Wohnung irrer Schemen. Das liebeleere Leben der Frau wie der Lauf des Jordans, leise und schleichend, zwischen öden Ufern, an denen doch heilige Geschichte geschah. (TI, 441)

Hermann Kurz bereitete Immermanns Skizzen nicht allein sprachlich auf, sondern erschloss und verdeutlichte ihren Assoziationshorizont – die Gegenwart des Vergangenen:

> Glückloses Frauenleben gleicht
> Des Jordans Lauf, der leise schleicht
> An Ufern hin, die öde stehn,
> Und ist doch Heiliges drauf geschehn.
> Da glimmt ein leises Lebenswort
> Im Herzen unter der Asche fort:
> Ich habe geliebt! Das arme leise
> Wort ist des Herzens Trank und Speise.
> Das Männerherz, des Glücks beraubt,
> Hat ausgelebt und ausgeglaubt:
> Es ist ein stummes Leichenfeld,
> Vom späten Monde trüb erhellt,
> Wo Schemen sich mitternächtlich treffen,
> Das Leben mit Schein des Lebens äffen. (TI, 503f.)

Nicht zuletzt deswegen erschien ihm Immermann als legitimer Erbe Gottfrieds von Straßburg, weil auch dieser mit seinem *Tristan* das eigene Requiem geschrieben hatte (vgl. TI, 499). Beide Dichter starben über der Vollendung des *Tristan* und hinterließen ein Fragment. So gehöre für Kurz neben der Treue und dem Pflichtempfinden gegenüber seinen Vorgängern auch Mut dazu, das Epos zu beenden (vgl. TI, 498). Die Übersetzungsarbeit wurde damit selbst zu einer ritterlichen Herausforderung, einer „âventiure", in der Kurz seine eigene Tugendhaftigkeit beweisen wollte.

Wie wichtig das Epos für Kurz war, zeigt vielleicht am ehesten der Rufname seiner Tochter Isolde an, die zehn Jahre nach Vollendung der Übersetzung zur Welt kam (1853). Im höheren Alter plante er selbst noch eine freie Nachdichtung des *Tristan*. Bereits während der intensiven Beschäftigung mit Grimmelshausens *Simplicissimus* dachte Kurz daran, eine Reihe an populären Bearbeitungen älterer Werke, neue Volksbücher, herauszugeben. 1858 erinnerte sich Kurz wieder an den Entwurf einer „Bibliothek classischer altteutscher Romane", den er 1835 in Ansätzen konzipiert hatte. In den 1850er Jahren war ihm das Romanschreiben und vor allem der literarische Markt verleidet gewesen. So schrieb er in einem Brief vom 4. August an Franz Pfeiffer:

> Ein Gedanke, mit dem ich mich seit Jahren trage, scheint jetzt von der Hauptseite, von der verlegerischen, zu reifen. Ich will ihn sub rosa beichten: deutsche Volksbücher, in einem ausgedehnten und zugleich freien Sinn [...].

Er dachte dabei zunächst an Siegfried, Dietrich von Bern oder Beowulf und wollte die Stoffe in Versen bearbeiten, wie etwa Karl Simrock in seiner Reihe *Das Heldenbuch* (1843–1849), ohne aber das jeweilige Epos exakt nachzuzeichnen, „ganz schlicht [...] ohne moderne Schnörkel, aber auch ohne knechtische Gebundenheit an das verworrene Material"[266]. Schließlich arbeitete Kurz an einer Neubearbeitung des *Tristan*, der ihm inzwischen in seiner historischen Gestalt nur „halb geniessbar" war und seiner Meinung nach einer Umformung bedurfte. Das Epos sollte, wie Kurz am 14. Februar 1862 an Franz Pfeiffer schrieb, teils eine Neuübersetzung, teils eine Bearbeitung nach Vorbild des 1844 hinzugedichteten Schlusses werden:

> Mittelalterlicher Plunder, wie Drachenkampf u. dgl., wird ganz weggeschnitten, so dass die Erzählung streckenweise selbst geändert wird. Ein eigenthümlich Stück Arbeit – frech rebellisch und wieder jedem schönen Worte des Meisters gehorsam, für den Kenner des Originals die allerwunderlichste Lectüre![267]

Tatsächlich erlag aber auch Kurz' Projekt einem ähnlichen Schicksal wie das seiner Vorgänger. Nachdem die bereits fertiggestellte Episode *Riwalin und Blancheflur* in Ludwig Seegers *Deutschem Dichterbuch aus Schwaben* erschienen war,[268] starb der Herausgeber und das Manuskript ging verloren,[269] so dass auch

266 Hermann Kurz an Franz Pfeiffer, 4.8.1858, zitiert nach: Fischer 1900, S. 183.
267 Hermann Kurz an Franz Pfeiffer, 14.2.1862, zitiert nach: Fischer 1900, S. 184.
268 Kurz 1864.
269 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Franz Pfeiffer vom 15.9.1864, in: Fischer 1900, S. 184.

Hermann Kurz neben Gottfried von Straßburg und Karl Immermann ein *Tristan*-Fragment hinterließ, das in der dritten Auflage von 1877 abgedruckt wurde.

Wie Kurz in *Die Liebe der Berge* schrieb, sei es Gottfried von Straßburg mit seinem Epos gelungen, „etwas Wirkliches, Verkörpertes" (D, 43) zu schaffen, wie es ihm selbst in seinen Erzählungen vorgeschwebt sei. Für den werkgenetischen Übergang von den „süßen kindlichen Fabeln"[270] und den „anmutigen Familiensagen" (G 12) des Frühwerks zu dem teils harschen sozialen Realismus des *Sonnenwirts* ist die Übersetzung des *Tristan* von Gottfried von Straßburg, der ihm ebenso wie Grimmelshausens *Simplicissimus* als Vorbild des ‚modernen' Romans diente, ein wichtiger Zwischenschritt. Diese erste neuhochdeutsche Gesamtübersetzung ist ebenso bedeutsam für das Verständnis seiner literarischen Entwicklung wie die bislang kaum beachteten Beiträge – darunter vor allem die popularhistorischen Schriften – für das *Deutsche Familienbuch* in Karlsruhe.

Im Juli 1843 besuchte Hermann Kurz Vaihingen an der Enz, wo er die Akten des Sonnenwirts gefunden hatte.[271] In demselben Brief, in dem er Adelbert Keller anzeigte, dass er eine Übersetzung des *Tristan* plane, berichtete er auch, die Geschichte des Friedrich Schwan solle eine „rein historische Arbeit"[272] geben. Und drei Monate nach Vollendung der Übersetzung, im August 1844, arbeitete er wieder an seinem späteren Roman *Der Sonnenwirt*,[273] von dem die ersten beiden Kapitel im Februar 1846 in *Cottas Morgenblatt* erschienen. Die Vorarbeiten umfassen demnach exakt das „Tristanjahr 1843/4"[274]. Als Kurz Gottfrieds *Tristan* den „socialen Roman des Mittelalters" nannte, bewies er damit ein ausgeprägtes Gattungsbewusstsein. Die ‚soziale Literatur' – wie der ‚realistische Roman' bei Grimmelshausen – betrachtete er nicht als Element einer neuen Epoche, sondern als zu verschiedenen Zeiten realisiertes Schreibkonzept. Wie Kurz sich mit seinen Grimmelshausen-Forschungen und frühen Erzählungen in die Tradition der literarischen ‚Realisten' stellte, so arbeitete er auch als *Tristan*-Übersetzer und -Vollender mit an der Genese des ‚sozialen Romans' in Deutschland. *Der Sonnenwirt* ist wohl ohne die historische und philologische Arbeit am *Tristan*-Stoff nicht denkbar, denn mit der notwendigen Quellenforschung und Bewertung von Parallelbearbeitungen nach ästhetischen und dramaturgischen Gesichtspunkten schuf sich Hermann Kurz die handwerkliche Grundlage für sein späteres Hauptwerk. Aber auch nach thematischen Aspekten ist *Der Sonnenwirt* mit *Tristan*

270 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1547.
271 Kurz an Keller, 4.7.1843 (BF, 627).
272 Kurz an Keller, 22./23.9.1843 (BF, 628).
273 Vgl. Kurz an Keller, 7.–11.8.1844 (BF, 632).
274 Franz Pfeiffer an Hermann Kurz, 1.5.1858, zitiert nach: Fischer 1900, S. 180.

und Isolde durchaus vergleichbar. Über Friedrich Schwan und Württemberg im 18. Jahrhundert kann ebenfalls mit Immermann gesagt werden: „Gesetze kämpfen mit Gesetzen". Hermann Kurz ergriff dabei Partei für den Erzbösewicht, dem man die Heirat mit der armen Christine verwehrt und der von der Gesellschaft ausgegrenzt wird, bis er gegen sie opponiert. Als Friedrich Schwan für schuldig befunden wird und hingerichtet werden soll, spricht ihn Kurz – wie er es auch von den späteren Bearbeitern des *Tristan*-Stoffs fordert – frei: „Das Opfer des Verbrechens und des Gesetzes [sic!] blickte mit seinen hellen Augen in die Menge, welche der Zug durchschnitt, und lächelte da und dort einem bekannten Gesichte zu." (SW VII, 171)

6 „… Geschäftsruf nach Stuttgart erhalten": Das Übersetzer- und Erzählerdebüt

Während Hermann Kurz den ersten Prosaband *Genzianen. Ein Novellenstrauß* (1837) als einen zyklisch geschlossenen und motivisch-thematisch vermittelten Erzählkomplex anlegte, versammelte der zweite Band, unter dem ebenso sachlichen wie programmatischen Titel *Dichtungen* (1839) erschienen, verschiedene literarische Formen wie Skizze oder Kurzprosa, Versepos und dramatische Szene. Beiderseits dokumentieren sie die literarische Formsuche des jungen Hermann Kurz, sein Verhältnis zu referenzbezogenem und phantastischem Erzählen, zur Gegenwarts- und Geschichtserzählung. Damit antizipierte Kurz zentrale Aspekte seiner Hauptwerke *Schillers Heimatjahre* (1843, bereits 1837 begonnen) und *Der Sonnenwirt* (1855, bereits 1843 begonnen). Mit seinen Erzählungen und Essays leistete er einen aufschlussreichen diskursiven Beitrag zur Genese des historischen Romans und realistischen Erzählens in Deutschland sowie einen konstruktiven Beitrag zur deutschen Gedächtniskultur. Da der reife Autor in seiner überarbeiteten und erweiterten dreibändigen Sammlung der *Erzählungen* (1858–1861) poetologische und literarprogrammatische Reflexionen zugunsten der Handlungsillusion tilgte oder neu formulierte, können zentrale Aspekte seines Erzählwerks verbatim nur über das Frühwerk erschlossen und differentialanalytisch dargestellt werden. Da aber allein die späten Fassungen, durch die Werkausgaben von Paul Heyse (1874) und Hermann Fischer (1904) sowie diverse Reprisen weit verbreitet, einen großen Leserkreis fanden, blieb dieser Umstand weitestgehend unbeachtet und ohne Konsequenz für die literarhistorische Bewertung, Charakterisierung und Einordnung. Dabei geben spontan wirkende Autorkommentare oder ganze Literaturexkurse Aufschluss über Erzählintention, Werk- und Produktionsästhetik.

Dies gilt vor allem für das frühe Erzählwerk, das mit der Novelle *Simplicissimus,* der ersten publizierten literarischen Prosaarbeit von Hermann Kurz, erschienen vom 2. bis 7. Mai 1836 in *Cottas Morgenblatt*, begründet wurde. Kurz verfasste sie ein halbes Jahr zuvor, während er als Pfarrgehilfe bei seinem Onkel Heinrich Mohr in Ehningen (bei Böblingen) lebte und Grimmelshausen als Autor des *Abenteuerlichen Simplicissimus* entdeckte. Häufig ist Kurz' eigene Biographie, theologische Ausbildung und Gegenwart deutlich wahrnehmbar.[275] Die kleine Novelle wird das eigentliche Entrée von Hermann Kurz in Stuttgart, einem bedeutenden literarischem Zentrum des deutschsprachigen Kulturraums im 19. Jahrhundert. Da Kurz noch Schulden auf der Universität Tübingen hatte, konnte er den Kirchendienst offiziell noch nicht antreten. In Ehningen bereitete er aber nicht sein Vikariat vor, sondern den Ausstieg aus der vorgegebenen Theologenlaufbahn.

Wie Friedrich Hölderlin, Wilhelm Waiblinger, zum Teil auch Eduard Mörike und später Hermann Hesse wurde auch Hermann Kurz eine „Stiftlerneurose"[276] nachgesagt, die, laut Berthold Auerbach, sein gesamtes weiteres Leben bestimmt haben soll: „Hermann Kurz, von offenbarer Begabung und von reichem Wissen, behielt als Opposition gegen das Stiftlerwesen sein Leben lang etwas Gewaltsames, von den Forderungen und Formen des bürgerlichen und sozialen Seins

275 Abgesehen von formgebenden biblischen Allegorien und Bibelzitaten, die auf den Theologen Kurz schließen lassen, finden sich autobiographische Details. Ein Pfarrgehilfe – wie Kurz selbst – lässt die Verwicklung der Handlung zu und auch der Held Theodor ist Kaufmannssohn. Theodor lernt die Pfarrerstochter Marie nicht zufällig während des Religionsunterrichts kennen, denn Kurz' Hauptaufgabe in Ehningen war es, die Kinderlehre zu erteilen.

276 Der Begriff wurde von Hugo Ball (1886–1927) in einem bedenkenswerten Diskurs seiner stilistisch brillanten Biographie über Hermann Hesse geprägt: „Die Tradition im Schwabenlande ist zu mächtig; der einzelne begehrt in der Jugend auf, fügt sich aber bald und kehrt in der Spirale zum Ausgang zurück. Es ist der Gegensatz von Sein und Werden, von Glauben und Wissen, von Gesetz und Evangelium; Gegensätze, die in Schwaben heimisch sind. Und gleichwie diese Gegensätze dort bis zur Weißglut gediehen, als Zwiespalt zwischen Pietismus und Rationalismus, zwischen Doktrinären und Entwicklungsphilosophen, zwischen Hegel, Strauß, Vischer einer- und der protestantischen Orthodoxie andererseits, so scheint es in Schwaben eine typische Neurose junger Menschen zu geben, die ins Seminar einrücken. Eine Neurose, die teils mit der aufreizenden Lebenslust der klassischen Studien, teils mit jener tyrannischen Bußstimmung zusammenhängt, die dem mißtrauisch forschenden Studiosus von Staats wegen nahegebracht wird. Gestrenge, schließlich sogar militärische Autoritäten wie Staat, Geld und Interesse können bei allem frömmigen Anstrich mit einem selbstlosen und ungebrochenen Willen nicht viel anfangen. Dazu kommt, daß das schwäbische Elternhaus mit seiner behaglichen Sphäre von Märchen und Lebkuchen eine deliziöse Traumwelt gezüchtet hat, die jeder kalten Maßregelung Hohn spricht." (Ball 2011, S. 49) In diesem Zusammenhang weist Ball auch darauf hin, dass Hermann Kurz' Erzählung *Die beiden Tubus* (1859) für diesen „Stiftlerkonflikt" bezeichnender sei als Hermann Hesses *Unterm Rad* (1906).

sich burschikos Emanzipierendes."[277] Zur Atmosphäre im Tübinger Stift und zum Verhältnis zwischen Kurz und dem Repetenten Vischer ist in den Stiftsakten ein exemplarischer Fall dokumentiert. Am 17. Januar 1835 schrieb Vischer an die Stiftsleitung:

> Einem Hochwürdigen Ephorat, glaube ich folgenden Vorfall zur Kenntniß bringen zu müßen. In der Nacht vom letzten Dienstag auf Mittwoch wurde ich nach Mitternacht durch ein Lärmen gestört, das aus der Bedienten=Kammer zu meinem Schlafzimmer heraufdrang. Ich ging hinab, u. als ich eintrat, fand ich den Seminaristen Kurz in ziemlich lärmender Unterhaltung mit den Bedienten begriffen. [...] Kurz hat nach seiner Weise wahrscheinlich gemeynt, etwas Witziges zu thun, u. Göz verhielt sich ganz passiv. Doch halte ich es bey näherer Ueberlegung für Pflicht, einem Hochwürdigen Ephorat von diesem Vorfall die Anzeige zu machen; indem dasselbe vielleicht als nöthig erachten möchte, daß jene auf das Unziemliche ihres Benehmens, wiewohl ich dasselbe nur als einzelne Verirrung betrachte, von Seiten des Vorstands noch besonders aufmerksam gemacht werden.[278]

Daraufhin ließ Heinrich Christoph Wilhelm Sigwart (1789–1844) nachfragen, „ob die Bedienten im Bett gelegen, oder aber mit einer Arbeit beschäftigt gewesen sind." Der Repetent antwortete pflichtbewusst „daß, soviel er selbst sah, wenigstens 3–4 Bediente noch nicht zu Bette waren, in dem Augenblicke aber, da er die Kammer öffnete, unbeschäftigt um die Seminaristen herstanden. Der Bediente Wagner hat angegeben, daß sie noch aufgestanden seyen, Stiefel zu putzen."[279]

Auch die wenigen Monate bei seinem Onkel kamen zeitweise einer Existenzkrise gleich, die nicht allein im Schlagwort „Lieber tot sein, als Vikar"[280] bei Isolde Kurz überliefert ist, sondern auch in autobiographischen Aufzeichnungen von Marie Kurz, die mit literarischem Geschick ein überzeugendes Charakterbild ihres Mannes entwarf, der allein in der literarischen Produktion einen Ausweg aus der überkommenen theologischen Laufbahn sah:

> Oft hat er mir von den entsetzlichen Stimmungen gesprochen, die ihn zu jener Zeit fast zum Selbstmord getrieben, und wie er einmal die feste Absicht gefaßt hätte, sich auf der Kanzel todt zu schießen, um damit der ganzen Theologie, die er wie ein Alpdruck nicht los werden konnte, ins Gesicht zu schlagen, und das Elend des Daseins auf einmal los zu

277 Berthold Auerbach an Jakob Auerbach, Heidelberg, 12. October 1873, in: Auerbach 1884 II, S. 175f. Bereits während der Studienzeit notierte sich Kurz als Seitenstück zur Epigramm-Sammlung *Fausts Mantelfahrt* (Reutlingen 1834) in ein Taschenbuch unter dem Titel *Allgemeine Pfuscherei*: „Alles pfuscht – Es pfuscht in die Poesie der Philister, / und in's Philistertum pfuscht zum Entgelt der Poet."

278 Friedrich Theodor Vischer an das Ephorat des Tübinger Stifts, 17.1.1835, in: AEvST K VIII, E 1, Nr. 313/1, Promotionsakte Zeller.

279 Friedrich Theodor Vischer an das Ephorat des Tübinger Stifts, 17.1.1835.

280 I. Kurz 1906, S. 75.

> werden. – Aber die Lust zum Leben ist stärker als jedes Prinzip und so lang der Mensch noch irgend ein Fünkchen Hoffnung glimmen sieht, lüftet er den dunkeln Schleier nicht mit eignen Händen, von dem er, selbst im Unglück ein unwiderstehliches Grauen empfindet. Es blieb ihm ja auch die Muse als Trösterin zur Seite u. mit ihr die Hoffnung die Fesseln abzuschütteln. Und er schüttelte sie auch, nach nicht allzulang ausgestandenem Fegefeuer, ab, siedelte nach Stuttgart über, fing zu übersetzen an, fand Verleger und nach und nach einen Kreis geistiger Männer; Schriftsteller u. Künstler, in dem es ihm wieder wohl werden sollte.[281]

Suizidale Gedanken hatte Hermann Kurz demnach nicht nur im Tübinger Stift,[282] sondern auch noch in Ehningen; am 16. Januar 1836 deutete er dies in einer Nachschrift an: „Von heute über einen Monat hätt' ich mich –: nun seh' ich daß man der Vorsehung trotzen kann."[283]

Der Ausbruch aus der Theologenlaufbahn, aus dem akademisch-theologischen Philistertum, ist in einer Vielzahl von Texten, etwa in *Schillers Heimatjahre* oder in *Die beiden Tubus,* dokumentiert. Schon in den frühen Gedichten aber wird die emphatische Absage an die biographische „Vorsehung" und die bedingungslose Hinwendung zur Poesie und Publizistik literarisch antizipiert. Vor allem der *Scheideweg* (1836) bringt den Identitätskonflikt des jungen Kurz, mithin ganzer württembergischer, musisch begabter Theologengenerationen vor und nach ihm prägnant in dialogischer Form zur Darstellung.[284] *Scheideweg* steht am eigentlichen Beginn der *Gedichte,* die demnach von Hermann Kurz' Ausbruch aus der theologischen „Pflanzstätte", in der er seine gesamte Jugend verbracht hatte, eröffnet werden.

> „Bleibe hier und nähr' Dich redlich,
> Leg' den Wanderstab zur Seiten:
> Sieh' die fetten Korngefilde,
> Mühlen dort, die Brot bereiten." –

281 Mohr 1998 IV (Hg.), S. 15. Die Schreibhefte von Marie Kurz gehören zu den zentralen biographischen Quellen zu Hermann Kurz. Sie schildert nicht allein das Kennenlernen mit ihrem späteren Mann auf dem Esslinger Maskenball 1848, für den sie sich als Laura aus *Schillers Heimatjahre* verkleidet hatte, vom ersten Pressprozess, bei dem sich Hermann Kurz für einen Beobachter-Artikel verantworten musste, sondern auch vom Freundesnetzwerk und den schriftstellerischen Anfängen.

282 Zum Selbstmordversuch von Hermann Kurz mit Belladonnakörnern am 1.8.1833 und den „nekrophilen Tendenzen" im Tübinger Stift vgl. Schöllkopf 1988, S. 26f.

283 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 16.1.1836 (BKa).

284 Vgl. auch die Rezension Schwab 1836: „Gleich in den ersten Gedichten seiner Sammlung macht sich jener Drang in die Poesie im Gegensatz gegen das beengende Alltags- und Berufsleben Luft [...]."

> Laß! mich treibt es nur nach Thule,
> Muß den goldnen Becher fischen,
> Und mit einem klaren Trunke
> Meine heiße Seel' erfrischen. (GE, 4)

In einer früheren Manuskriptfassung brachte Kurz die Verse unter dem Titel „Differenz“[285]. Während dabei aber die ‚Nicht-Identität‘ und Unvereinbarkeit der beiden angedeuteten Lebensentwürfe betont wird, verweist der „Scheideweg“ auf den Entscheidungsprozess, das sesshafte, bürgerliche und erwerbsmäßige Leben, repräsentiert im Assoziationsfeld des 37. Psalms, hinter sich zu lassen. Die Stimme der Theologie, mit den Anführungszeichen als äußerliche und fremde gekennzeichnet, wird unterbrochen mit dem harschen Imperativ der zweiten Strophe, die unmittelbar einen Bildkomplex der Mystik und Literatur einführt: Das lyrische Ich wählt die Weltflucht, die Suche nach der ästhetischen, der Lebenswirklichkeit entrückten Utopie, die in der Allegorie der Insel Thule und dem Sehnsuchtsmotiv des goldenen Bechers aus Goethes Gretchenlied (Faust I, V. 2759ff.) gefasst wird – und nichts anderes meint als das kontemplative Arbeiten des vagabundierenden Dichters, wie er es noch später in *Auf der Mühle* beschrieb (vgl. Kap. II. 3). Im Briefwechsel mit Rudolf Kausler, der, ästhetisch begabt und engagiert,[286] das Leben als Geistlicher wählte, findet der *Scheideweg* seine biographisch-dokumentarische Entsprechung. Hermann Kurz schrieb am 16. Dezember 1835:

> Sonderbarer weise kreuzen unsere verschiedenen Pläne einander: du willst das Gesicht verhüllen und mitten hindurch gehen, was ich sehr lobe, und was du als Herr über deine Zeit und (Jesus Christus!) über dein Zimmer wohl kannst. Ich aber, der wohl auch fürs Fami-

285 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2826.

286 Berthold Auerbach schrieb über das Schicksal der musisch begabten Pfarrer und verhinderten Poeten in seiner Erinnerungsschrift über Hermann Kurz, Friedrich Glück (1793–1840) und Rudolf Kausler: „Wir besitzen viele anmuthige Schilderungen von schwäbischen Pfarrhäusern, aber die Tragödie des Pfarrhauses, wie sie sich vielfach findet, ist noch nicht geschrieben.“ (Auerbach 1874, S. 4874.) Unter dem Pseudonym „K. Rudolf“ veröffentlichte Rudolf Kausler einen belletristischen Band *Erzählungen von K. Rudolf* (1851), der wie schon seine Dissertation *Der Begriff der Wissenschaft. Philosophische Thesen* (1841) bei Adolph Krabbe erschien. Hermann Kurz gab die kurze Anekdote *Der Sekretär* am 11.8.1836 (Nr. 192) in *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände* unter seinem Namen in den Druck (Vgl. Kurz an Kausler, 18.5.1837, BF, 252). Neben einigen Gedichten im DLA Marbach und im Nachlass von Hermann Fischer (UB Tübingen, Nachlass Fischer, Md 889 3b, vgl. dazu Haderthauer 1994) befindet sich im Nachlass von Isolde Kurz (DLA Marbach) das vollständig erhaltene Drama *Ein Kaiserhaus. Drama in fünf Aufzügen von K. Rudolf*, über Alexios, den Kaiser von Trapezunt, datiert auf den 13. Juni 1857, das in trochäischen Tetrametern verfasst wurde. Auf dieses Drama weist bereits hin: Fischer 1911, S. 114f.

> lienleben zu alt sein mag (in Maulbronn hätt ich diesen Sammt brauchen können), den seine geistlichen Geschäfte täglich mehr befremden, der gegenwärtig einen poetischen Geschlechtstrieb hat, daß es zum Erbarmen ist, und dabei ein Zimmer mit dem klaren, katzennüchternen Rationalismus in Person seines Onkels theilen muß, ein Zimmer, sage ich, welches nur Vormittags geheizt wird, – ich bin fest entschlossen, von diesem dürren Felsen hinabzuspringen in die beweglichen Gewässer der Uebersetzungskünstler.[287]

In diesen Tagen schickte Kurz die Übersetzung von Cervantes' *La tia fingida* (*Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studenten=Novelle von Cervantes*) – wohl die erste überhaupt in deutscher Sprache –[288] an die Hallberger'sche Verlagshandlung, wo im Januar 1836 auch seine *Gedichte* verlegt werden sollten.

Diese erste publizierte Prosaübersetzung von Hermann Kurz verweist auf den akademischen Lehrer, den Tübinger Philologen, Privatdozenten und Schriftsteller Karl Moritz Rapp (1803–1883), mit dem Kurz zeitlebens einen engen Kontakt pflegte.[289] Wie eine selbstverfasste Vita für die Ergänzungsblätter zu *Pierers Universallexikon* zeigt, stand Rapp für Kurz auf einer Stufe mit Ludwig Uhland:

> Hermann Kurz [...] absolvirte in den württembergischen Lehranstalten den theologischen Cursus, ging aber in Tübingen, wo er Uhlands u. Moritz Rapps Schüler wurde, zu literarischen Studien über, widmete sich nachher poetischer, politischer, geschichtlicher u. literaturgeschichtlicher Schriftstellerei.[290]

Während die editorischen und poetischen Arbeiten zur Faust-Gestalt sicher in Zusammenhang mit Vischers Faust-Vorlesungen im Wintersemester 1833/34 stehen, so weckte Moritz Rapp das Interesse für spanische Literatur mit seiner Calderon-Vorlesung im Wintersemester 1832/33 und seinen Rezitationsübungen. Auf Anfrage des Ephorats teilte Rapp am 22. August 1834 über seine Lektionen mit: „Was die theilnehmenden Seminaristen betrifft, so kann ich bloß H. Kurtz als einen ziemlich regelmäßigen Besucher betrachten."[291] Die Übersetzung von *La tia fingida* basiert auf der Ausgabe der *Novelas Ejemplares* von Miguel de Burgos

287 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Ehningen, 16.12.1835 (nach BKa).

288 Bald darauf folgte eine Übersetzung unter demselben Titel im *Novellenbuch* von Eduard von Bülow, der offensichtlich die von Kurz' anonym herausgegebene Ausgabe zur Kenntnis nahm. Vgl. Bülow 1834–1836 (Hg.) IV, S. X.

289 Vgl. zu den Übersetzungen von Hermann Kurz im Überblick den aufschlussreichen, wenn auch national eingetrübten Aufsatz Kindermann 1918b.

290 [Art.] Hermann Kurz, in: Pierer's Jahrbücher der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Ergänzungswerk zu sämmtlichen Auflagen des Universal-Lexikons, Bd. 3, H. 1, Altenburg 1872, S. 303.

291 Moritz Rapp an das Ephorat des Tübinger Stifts, 22.8.1834, AEvST K VIII, E 1, Nr. 313/1, Promotionsakte Zeller.

(Madrid 1821), die Kurz bei Moritz Rapp kennengelernt hatte.[292] Wie aus seinem *Simplicissimus*-Aufsatz deutlich wird, führte er das Leitbild seiner Poetik, einer referenznahen Wirklichkeitsdarstellung bzw. des ‚realistischen' Erzählens, auf die spanischen Schelmenromane, vor allem auf Cervantes' *Don Quijote* (1605/15) zurück.[293] Sie seien zwar in Deutschland kultiviert worden, aber eine deutsche Schöpfung dieser Art, die zur einer nachhaltigen produktiv-literarischen und damit poetologischen Rezeption geführt hätte, sei nicht zu finden;[294] ein *Simplicissimus* stehe isoliert da in seiner Zeit. Wie sich Hermann Kurz in die Tradition Grimmelshausens als eines ‚realistischen', d.h. deutschen Ausnahmeautors stellte, so war es auch die ältere Tradition eines Boccaccio oder Cervantes, die ihn, wie bereits zwei Dichtergenerationen zuvor, für die in sich geschlossene epische Kleinform der Novelle begeisterte.[295] Als 1838 die Metzler'sche Verlagsbuchhandlung Rapp als Herausgeber einer Calderon-Gesamtausgabe gewinnen wollte, schrieb dieser an Adelbert Keller: „Ich denke, wir Hispanophilen könnten wohl etwas aus der Sache machen, und werde ihm vorschlagen ein *Spanisches Theater* herauszugeben. [...] Vielleicht wäre Kurtz zur Theilnahme bereit?"[296]

292 Im Brief vom 13.12.1835 bat Kurz seine Freunde Kausler und Weigle um Abschriften des Vorworts und um andere Materialien aus Rapps Ausgabe. Vgl. BF, 57.

293 Eine weithin unumstrittene Meinung. Vgl. dazu exemplarisch Walter 1977.

294 Vgl. Kurz 1837b, S. 17.

295 Hermann Kurz beschäftigte sich bereits früh mit Boccaccios Novellenkunst, legte aber erst 1855 mit den eingestreuten Gedichten des *Dekamerones* Übersetzungen vor. Spätestens seit der neuhochdeutschen Ausgabe von Gottfried von Straßburgs *Tristan und Isolde* (1844) war Hermann Kurz zu einem vielerorts bekannten Übersetzungskünstler geworden. Dies betonte auch der Achtundvierziger und Boccaccio-Herausgeber Gustav Diezel (1817–1858), der selbst anscheinend an dieser Herausforderung scheiterte. Vgl. das Vorwort in Boccaccio ³1855 I, [S. I]: „Ich unterzog mich deßhalb der Mühe, den Text neu durchzusehen, und da ich die eingestreuten Poesien, ihrer außerordentlichen Schwierigkeit wegen, am Unvollkommensten wiedergegeben fand, bat ich einen Meister der Dichtkunst, Herrn Hermann Kurz, um Bearbeitung derselben, die denn, wie ich glaube, in einer Weise gelungen ist, daß ich im Hinblick auf die bisherigen Uebertragungen wohl behaupten darf, die Canzonen des Boccaccio erscheinen hier zum ersten Mal in würdiger deutscher Form."

296 Moritz Rapp an Adelbert Keller, 28.11.1838, zitiert nach: Wagner 1996 (Hg.), S. 10. Am 5.12.1838 schrieb der chronisch kranke Rapp schließlich an Keller: „Übernehmen Sie das Geschäft, zu dem Sie mich nicht nöthig haben und schlagen Sie dem E[rhard] einen der früher erwähnten Mitarbeiter vor." (Wagner 1996 (Hg.), S. 11.) Die Metzlersche Verlagsbuchhandlung bat aber fast zeitgleich Adelbert Keller und Friedrich Notter um eine Gesamtausgabe von Cervantes. Vgl. Notters Tagebuch 26.11.1838–25.2.1839, DLA Marbach, A: Notter, Friedrich 32736: „Anfrage von Mezler erhalten, ob ich geneigt sei, im Verein mit Dr. Keller sämmtliche Werke von Cervantes zu übersetzen?" In Band 10 von *Miguel's de Cervantes sämmtlichen Romanen und Novellen* (1841) erschien u.a. auch eine Neuübersetzung der *Vorgeblichen Tante*. Kurz arbeitete gegenwärtig an

Erst dreißig Jahre später erschien das vielfach aufgelegte, dreibändige *Spanische Theater* in der Reihe *Bibliothek ausländischer Klassiker in deutscher Übertragung* im Bibliographischen Institut (Hildburghausen 1868–70). Dafür übersetzte Hermann Kurz Cervantes' *Zwischenspiele* (*Spanisches Theater,* Bd. 2) – wiederum die erste Gesamtübersetzung in deutscher Sprache.[297] Seinem Lehrer Moritz Rapp verdankte Hermann Kurz auch den Kontakt zu *Cottas Morgenblatt*, denn seine Gedichte gelangten über Gustav Schwab zu diesem wichtigsten belletristischen Journal Deutschlands und wurden diesem von Rapp, seinem Vetter, empfohlen.[298]

Obwohl bereits im Dezember 1835 das erste Gedicht *Weltgericht* von Hermann Kurz in *Cottas Morgenblatt* (1.12.1835, Nr. 287) erschienen war und Redakteur Hermann Hauff seine erste Novelle, *Simplicissimus,* zum Druck angenommen hatte, boten diese wenig einträglichen Arbeiten keine zukunftsfähige Alternative zum verleideten Kirchendienst. Mit der Übersetzung von Cervantes' *La tia fingida* verband sich aber eine berufliche Perspektive. Nachdem etwa Dietrich Wilhelm Soltau (1745–1827) 1801 eine Gesamtübersetzung der *Novelas ejemplares* besorgt hatte,[299] wollte auch Kurz sie nach und nach als Einzelausgaben herausgeben. Als er an besagtem 16. Januar 1836 mit weiteren Übersetzungsarbeiten für die Hallberger'sche Verlagshandlung beauftragt wurde, kündigte er umgehend den Kirchendienst, entgegen der Empfehlung seines literarischen Förderers Gustav Schwab, dem er noch 1847 schrieb: „Ich sitze oft im Geiste neben Ihnen auf dem kleinen Canapee, u. gedenke wie gut u. treulich sie es immer mit mir gemeint haben."[300] Als das Evangelische Konsistorium fast zeitgleich ein Dekret, „betreffend den Candicaten Kurz, daß dieser wegen noch rückständiger legaler Schulden auf der Universität noch nicht als Vikar betrachtet und verpflichtet werden könne" nach Ehningen sandte, teilte Heinrich Mohr am 19. Januar 1836 mit, „daß

der Übersetzung von Byrons *Prisoner of Chillon*, die mit weiteren in *Lord Byron's Sämmtliche Werke. Nach den Anforderungen unserer Zeit neu übersetzt von Mehreren* (1839, 2. Aufl. 1845) erschien.

297 Bis heute gilt diese Übersetzung als mustergültig. Sie erschien zuletzt in Bearbeitung von Helmut Müller-Valmont als Band 729 von „Goldmann's Gelbe Taschenbücher" (1961), auch F. R. Fries verwendete die Übersetzung der eingestreuten Romanzen für seine eigene Übertragung (1967).

298 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Gustav Schwab, 22.7.1835, mit dem er seine Poesien übersandte, zitiert nach: Fischer 1908c, S. 2: „Den einleitenden Brief, welchen Herr Rapp an Sie zu schreiben die Güte hatte, werden Sie wohl erhalten haben."

299 Vgl. Cervantes 1801.

300 Hermann Kurz an Gustav Schwab, beantwortet 12.5.1847, WLB Stuttgart, Cod hist. 344, A VI. Vgl. zum Kreis junger Literaten um Gustav Schwab Klüpfel 1858, S. 190f.

Candidat Kurz, noch vor Ankunft jenes Decret einen Geschäftsruf nach Stuttgart erhalten und angenommen habe, und deßwegen nach Stuttgart gezogen sei".[301]

Bereits im Februar 1836 meldete Kurz schließlich den Abschluss seiner ersten Lohnarbeit: „Das Werk an dem ich noch zwei Tage zu übersetzen habe, ist ein erbärmliches Geschreibsel von einem holländischen Staatsrath über die belgische Revolution."[302] Demnach arbeitete er an *Vom Königreiche der Niederlande* (Stuttgart 1836), einer anonym übersetzten Ausgabe von Karl Ludwig von Keverbergs (1768–1841) *Du royaume des pays-bas* (Paris 1834), worin Staatsrat von Keverberg eine Gegendarstellung zu Jean Baptiste Nothombs (1805–1881) *Essai historique et politique sur la révolution belge* (Bruxelles 1833, bereits 1834 in dritter Auflage) und eine Kritik an der Belgienpolitik der europäischen Großmächte entwarf.[303] Keverberg wurde vor allem bekannt für seinen Einsatz für die Opfer der Überschwemmung vom Januar 1809 bei Kleve und seiner weitverbreiteten Katastrophendarstellung.[304] Über Christiane von Vernijoul erreichte die Geschichte des heldenhaften Mädchens, das beim Versuch ihre Nachbarn vor dem Ertrinken zu retten selbst ums Leben kam, auch Johann Wolfgang von Goethe: „Möchten Sie die rührende Tat wert finden, von dem ersten Dichter der lebenden Welt in

301 Jeweils nach der Personalakte Kurz, Hermann (448. Consist. 22. Jan. 36), LKA Stuttgart A27/1857.

302 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 23.2.1836 (BF, 60). In seiner Vorrede schrieb Hermann Kurz schließlich von einem „einfach edlen Styl, durch welchen sie sich vor vielen ähnlichen Schriften auszeichnet." Keverberg 1836, S. VI.

303 Dieselben politischen Großmächte, die auf dem Wiener Kongress (1814/15) die Gründung des Vereinigten Königreichs der Niederlande beschlossen hatten, erkannten nach der belgischen Revolution (1830) die Unabhängigkeit des Königreich Belgiens an und boten Militär auf, um dessen Integrität gegenüber den Niederlanden zu verteidigen: „Vier lange und schmerzliche Jahre sind kaum verflossen, seit eine gewaltsame Bewegung die Bande, welche Holland und Belgien zu einem gesellschaftlichen Ganzen vereinigten, zerrissen hat. Zwei Nationen, denen die europäische Politik vor kaum zwanzig Jahren ein gemeinschaftliches Vaterland und Schicksal zugewiesen hatte, bieten gegenwärtig nur den beweinenswerthen Anblick zweier feindlicher Lager dar, und, was dereinst unglaublich scheinen wird, dieselben Mächte, welche 1815 diesen Knoten geschlungen und sich zu dieser Vereinigung, als zu einem Meisterwerke hoher Weisheit Glück gewünscht hatten, gefallen oder resigniren sich seit 1830, ihr eigenes Werk niederzureißen oder wenigstens im Stich zu lassen." (Keverberg 1836, S. 1.) Ebenfalls 1836 erschien bei Cotta in Stuttgart eine vermehrte und verbesserte Übersetzung von Nothombs *Essai* unter dem Titel *Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien,* übersetzt und kommentiert von Adolph Michaelis. Vgl. die Kritiken der beiden komplementär zu lesenden Ausgaben: Menzel [?] 1837. Bislang wurde fälschlicherweise angenommen, Kurz spiele mit seinem Hinweis, er übersetze einen holländischen Staatsrat auf den Beitrag *Graf Nesselrode* für die *Allgemeine Zeitung* (29.10.–2.11.1836, Nr. 307–309) an. Vgl. Wittkop 1988, S. 113.

304 Zur Biographie vgl. die neue quellenkundige Darstellung von Venner 2013.

einer Ballade verewigt zu werden, so wäre diesem edlen Mädchen ein Denkmal errichtet [...].“[305] Goethes Gedicht *Johanna Sebus* (1809) entstand auf Grundlage von Keverbergs Ausführungen. Auch Hermann Kurz war dies bekannt, wie er in seinem Übersetzervorwort andeutete:

> Nähere Notizen über ihn und eine Aufzählung seiner Verdienste in mehr als einer Sphäre während verschiedenen Regierungen, die seine Bescheidenheit verschwiegen, findet man im ‚Leipziger=Conversations=Lexikon der neues Zeit und Literatur‘ [...].[306]

Anders als geplant, ist ein im Übersetzervorwort angekündigter Materialband zum *Königreiche der Niederlande* anscheinend nie erschienen.[307] Auch kamen keine weiteren Cervantes-Übersetzungen für Hallberger zustande,[308] was an den zwischenzeitlich neu herausgegebenen deutschen Ausgaben der *Novelas ejemplares*, etwa im populären *Novellenbuch* (1836) von Eduard von Bülow, gelegen haben dürfte oder an der vernichtenden Kritik seiner Ausgabe. Wie eine Rezension in den *Blättern für literarische Unterhaltung* zeigt, erschien es den Romanisten geradezu als Provokation des jungen Vikariatsanwärters, sich an Spaniens größtem Dichter zu versuchen.[309]

Im August 1836 sollte Hermann Kurz als Redakteur der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* nach Augsburg ziehen. Kurz verhandelte bereits mit Georg von Cotta

305 HA 1, S. 630.

306 Keverberg 1836, S. Vf. (Vorwort des Uebersetzers). Vgl. dazu den ausführlichen Artikel in: Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur in vier Bänden, Bd. 2, Leipzig 1833, S. 702–705.

307 Am 31. Januar 1838 schrieb Kurz an Adelbert Keller: „Abgesehen hievon haben dieselben [Kellers Rezensionen] Gnade vor unseren Augen funden, und wir gedenken den Kindlein nicht nach dem Leben zu trachten, so verführerisch sie auch aussehen, und obgleich der Freiherr von Keverberg, dem ich endlich auch seine gute Seite abgewonnen habe, gänzlich verhunzt <und verschossen> und seine Spur nicht mehr auf Erden zu finden ist.“ (UB Tübingen, Nachlass Keller, Md 760.)

308 Vgl. [Art.] Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig, in: Russell 1881–1894 X (Hg.), S. 898. Hier findet sich allein der Hinweis auf die *Vorgebliche Tante*. 1836 folgte aber eine Übersetzung von Isaac d’Israelis (1766–1848) *The genius of Judaism* (1833) unter dem Titel *Geist des Judenthums. Aus dem Englischen (des d’Israeli, Vater)*.

309 Anonym [Sigl. 75] 1836: „Wir wollen nicht allzusehr mit Kleinigkeiten mäkeln, denn wir erkennen überdies an, daß die Novellen des Cervantes würdig zu übersetzen keine Kleinigkeit ist. So viel müssen wir allerdings hinzufügen, daß wir den Übersetzer der *Tia fingida* dennoch nicht der Aufgabe, die er sich vorsetzt, für gewachsen halten, auch die übrigen, als ausgearbeiteter natürlich viel schwierigeren Novellen des großen Dichters genügend zu übersetzen. Eine leidlich gute Übersetzung für das große Publicum ist schon von Soltau da. Wozu also deren noch eine?“

über sein zukünftiges Gehalt als Redakteursanwärter.[310] Im September brach Kurz allerdings die Verhandlungen ab. Womöglich wollte Cotta auf seine Forderungen, etwa den Verlag der späteren *Genzianen* zu übernehmen, nicht eingehen:

> Auf Ihr Schreiben, das ich vor 14 Tagen erhielt, richtete ich eines an Herrn v. Cotta, worin ich meine Forderung für die Novizenzeit auf 6 Louisdor für den Monat stellte, mit der Bitte, den definitiven Gehalt von Augsburg aus bestimmen zu dürfen, und zugleich der Cotta'schen Buchandlung eine Sammlung Novellen antrug, mit dem offenen Bekenntniß daß ich ohne das dafür zu erwartende Honorar kaum aus dem Lande gehen könnte. Auf dieses Schreiben habe ich noch keine Antwort erhalten und weiß mir das lange Schweigen kaum anders zu erklären als daß Herr v. Cotta die Verhandlung abgebrochen wissen will.[311]

Anfangs lebte Kurz nicht von literarischen Arbeiten oder Übersetzungen literarischer Texte im engeren Sinn, wie die bisherigen Bibliographien nahelegen. Die eigentlichen Auftrags- und Brotarbeiten verzeichnete auch Kurz nicht in seinen eigenen Werklisten, sie blieben unbekannt. Es waren anonym publizierte Übersetzungen vor allem aus dem Bereich der Politik und Ökonomie, die ihm ein Leben als freier Schriftsteller ermöglichten. Seine frühen Erfahrungen als Übersetzer schilderte Kurz in dem nachgelassenen Gedicht *Lamentationen eines Übersetzers* (GW I, XXXIIf.), das Paul Heyse in seiner Kurz-Biographie mitteilte. Während die „fremden Gäste" vom Publikum über den Kanal und Rhein, d.h. aus England und Frankreich, gezerrt werden und ihr Werk „als Bild ‚seltner Treue'" preisen, wird ihr Vermittler, der Übersetzer, schlicht vergessen:[312]

> Ich greife tief in jene Flut
> Der Stoffe, flüssig umgetrieben;
> Doch was ist meinem Fleiß und Mut –?
> Ein flüchtig Nichts! – zum Dank geblieben. (SW I, 52)

Allein über die Briefwechsel lassen sich diverse Texte identifizieren: Im Juli 1843 meldete Kurz an Adelbert Keller, er schreibe „an einem langweiligen spanischen Manuskript von Campuzano"[313] und bat den Romanisten, einen ihm unverständ-

310 Er holte sich dafür Rat bei Gustav Kolb, dem verantwortlichen Redakteur: „Letzeres kann ich nicht nach eigenem Gutdünken thun, denn ich kenne ja das Leben in A[ugsburg] nicht, und namentlich macht ein Punkt mir Sorge, den ich Ihnen, wenn Sie mich nicht auslachen, gestehen will: ich kann nicht vom Biere leben und die Differenz der Augsburger Weinpreise von den hiesigen würde somit einen bedeutenden Einfluß auf meine Existenz haben." Hermann Kurz an Gustav Kolb, 16.8.1836, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 21118.

311 Hermann Kurz an Gustav Kolb, 8.9.1836, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 11162.

312 Als literatur- und kulturhistorisches Symptom aufgenommen in die Sammlung Imelmann 1880 (Hg.), S. 459.

313 Kurz an Keller, Juli 1843 (BKe).

lichen Satz zu übersetzen. Zweifellos meinte Kurz damit den Aufsatz *Spanische Verhältnisse* von Graf Campuzano de Rechen, Senator und Granden von Spanien, denn dieser erschien als Originalbeitrag in deutscher Sprache für die *Konstitutionellen Jahrbücher* (1843, Bd. 2) im Verlag von Adolph Krabbe. Über derlei Beiträge wird aber nicht nur die literarische Lebenswirklichkeit von Kurz verständlich, sondern auch sein Freundschafts- und Kollegennetzwerk näher konturierbar. Als Kurz schließlich im liberalen Baden seine politische Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort. Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten* (Ulm 1845) schrieb, hatte er sich bereits zehn Jahre mit politischen Themen und Fragestellungen von Berufs wegen auseinandergesetzt. Die zeitweilige Mitarbeit an Karl Mathys *Rundschau* verwundert ebenso wenig, da es bereits in Stuttgart Berührungspunkte zwischen Kurz und dem badischen Abgeordneten gab. Im selben Jahrgang der *Konstitutionellen Jahrbücher*, in dem Kurz' Übersetzung der *Spanischen Verhältnisse* gedruckt wurde, erschien auch Mathys Beitrag *Badische Zustände*.[314]

Die Übersetzungstätigkeit von Hermann Kurz ging eng mit der eigenen literarischen Produktion einher, wie nicht zuletzt in seinen Gedichten deutlich wird. Auch seine episodisch strukturierte, schwank- und anekdotenhafte Darstellung in den frühen Werken kann unter anderem auf die Beschäftigung mit dem ‚realistischen Erzähler' Cervantes zurückgeführt werden. Noch in *Die beiden Tubus* (1859) zitierte er seine Übersetzung der *Tia fingida* von 1835 – „Die Zeit kam heran, welche niemals ausbleibt"[315] – und auch das spätere Korpus des *Deutschen Novellenschatzes* (1871ff.), das Kurz gemeinsam mit Paul Heyse herausgab, ging folgerichtig nicht allein von Goethe und Tieck aus, als gattungstypischer Referenzpunkt wurde ebenso an Cervantes erinnert: „So sind es denn hauptsächlich die beiden Deutschen und der Spanier, deren Standbilder wir am Eingang unseres Novellenhaines aufzustellen haben."[316]

Die Rekonstruktion der Novellenpoetik von Hermann Kurz ist bezüglich des Frühwerks insofern problematisch, als deren elementare ästhetische Kategorien erst in den poetologischen Einleitungen zum *Deutschen Novellenschatz* explizit diskutiert und gewichtet wurden. Hier entwickelte Kurz aber keine deskriptive Ästhetik, sondern durchmaß die abgedruckten Beiträge anhand normativer Kriterien, die er in über dreißig Jahren Schriftstellerberuf als wegweisend für die Gattungsentwicklung erkannt und bereits in den frühen Erzählungen entsprechend

314 Zu Karl Mathy und Hermann Kurz vgl. Müller 1986, S. 189f. Vgl. auch den Brief von 1847 in L. Mathy 1898 (Hg.), S. 23–24.
315 SW XII, S. 128 / Kurz [Übers.] 1836, S. 33.
316 Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.) I, S. IX [Einleitung der Hg.].

umgesetzt hatte. Im Vorwort zu Tiecks Erzählung *Die Gemälde* (1821), erschienen im zweiten Band des *Deutschen Novellenschatzes,* fand Kurz einen ‚realistischen' Zug, der ihn mit Goethe, dem „Vater der deutschen Novelle" verbunden haben soll. Er lobte Tieck, dessen Werke er intensiv las, was wohl auch der Begeisterung seines Freunds Rudolf Kausler geschuldet war.[317] Besonders betonte er, dass Tieck trotz seiner Neigung zum Phantastischen nach Goethes Vorbild oftmals das „romantische Wunder" gegen das „natürlich Wunderbare" getauscht[318] und damit die Grenze der Wahrscheinlichkeit und empirischen Wirklichkeit respektiert habe.[319] Dabei dachte Kurz an eine kleine Geschichte aus Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795), an den Kaufmannssohn Ferdinand, der von einem aufspringenden Schreibtisch verführt wird, seinen Vater zu bestehlen, die Schuld aber einsieht und sie wieder begleichen will. Die nach Vorbild von Boccaccios *Decamerone* gestaltete Novellensammlung wird gerahmt von zwei, nicht nur für Goethes Novellentheorie essentiellen Reflexionen: Der Erzähler kündigt zunächst an, er wolle mancherlei Szenen in der Jugend seines Helden übergehen und berichte nur „eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte."[320] Nachdem der Erzähler endet, bemerkt seine Zuhörerin: „Diese Geschichte gefällt mir [...] und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor."[321]

Kaum eine Novelle von Kurz ist um eine sich „ereignete unerhörte Begebenheit"[322] komponiert. Ausnahmen sind die Erzählungen *Simplicissimus* (später: *Ein Herzensstreich),* seine erste überhaupt, und ihr Gegenstück *Der schwäbische Merkur* (später: *Das gepaarte Heiratsgesuch)*. So schrieb Kurz auch im Vorwort seines ersten Novellenbands *Genzianen* (1837) richtig, er könne allein die Erzählung *Simplicissimus*, „eine Novelle im eigentlichen Sinn und nach Art jener alten italienischen Novellen erdacht" nennen (G, IV); eine Novelle also nach Vorbild Boccaccios, auf den sich nicht nur Goethe bezog, sondern auch Paul Heyse mit seiner „Falkentheorie".[323] Die Novelle *Simplicissimus* ist aber insofern

317 Vgl. Kausler 1839.

318 Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.) I, S. 4 [Vorwort von Hermann Kurz].

319 Paul Heyse schrieb in der Diskussion über die Romantiker im *Deutschen Novellenschatz*, Tieck sei nicht mit den „Arnims in einen Topf zu werfen" und empfahl Kurz in der Vorrede zu bemerken, „daß seine Novellen schon die Brücke schlagen zu einem gesünderen Übertritt in das reale Leben." Paul Heyse an Hermann Kurz, 2.9.1869, zitiert nach: Walkhoff 1967, S. 51.

320 Walkhoff 1967, S. 188.

321 HA VI, S. 204.

322 Goethe zu Eckermann, 29.1.1827, nach: Eckermann 1999, 221.

323 Im Vorwort zum *Deutschen Novellenschatz* wird die sogenannte „Falkentheorie" abgeleitet

typisch für Hermann Kurz, als die Binnenhandlung ausdrücklich eine Anekdote darstellt und in die Fiktion einer oralen Erzählsituation eingebettet wurde. So ließ Kurz das Charakterbild eines Helden entstehen, der „einen unerschöpflichen Stoff zu belustigenden Erzählungen von seiner Unschuld und Unwissenheit in den Verhältnissen des täglichen Lebens" biete (G, 133).

Der Großteil von Hermann Kurz' späteren Erzählungen wurde ebenfalls aus wenig bekannten Anekdoten und Schwänken entwickelt. *Den Galgen! sagt der Eichele* (1847) beginnt mit dem genretypischen Satz: „In uralt grauer Zeit, als der würtembergische Herzogshut noch nicht unter den Fürstenkronen des heiligen römischen Reiches prangte, da hatten einmal die Beutelspacher und Bopfinger schwere Händel miteinander."[324] In der für die *Erzählungen* (1858) überarbeiteten Fassung konzentrierte Kurz diesen Anfang noch einmal auf das Wesentliche: „Item, einsmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander." (SW X, 73) Teilweise wird die Textgattung des Schwanks oder der Anekdote auch im Titel geführt wie in *Sankt Urbans Krug. Ein Schwank aus dem Vagantenleben des 16. Jahrhunderts* (1864).

Fluchtpunkt aller Erzählhandlung des jungen Kurz ist das Moment der psychologischen Wandlung, ausgelöst durch ein Ereignis, das geradezu „alltäglich" scheint, wie er es im Kurzessay *Das alte Paar* (1839) skizzierte. Hier finden Goethes Ausführungen aus den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* über ein Ereignis, das „Epoche" mache im Leben, dabei aber gewöhnlich bleibe, ihre Entsprechung.

Über die Novelle *Simplicissimus* schrieb Kurz an Rudolf Kausler, sie habe große Gnade bei Gustav Schwab, Cottas wichtigstem Vermittler literarischer Neuentdeckungen, gefunden: „[Er] konnte sie fast nicht loben vor Lachen. So wahrscheinlich sei ihm das Unwahrscheinliche noch nie gemacht worden."[325] Mit der Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen sind die kuriosen Bedingungen

---

von einer Novelle aus Boccaccios *Decamerone* (9. Novelle, 5. Tag). Danach soll ein eigenartiger und spezifischer Problemgehalt zum Grundmotiv verdichtet und durchdekliniert werden, so dass Ereignisse als ‚Silhouetten' erscheinen, in denen das übrige Weltgeschehen allein angedeutet wird. Vgl. Bucher / Hahl / Jäger / Wittmann 1981 II, S. 370–372. Zur Diskussion vgl. Hillenbrand 2001. Die „Falkentheorie" geht eindeutig auf Paul Heyse zurück (vgl. Heyse 1900, S. 71f.) und ist letztlich unvereinbar mit Kurz' eigener Novellenästhetik.

324 Kurz 1847d.

325 Kurz an Kausler, 22.4.1836 (BF, 60). Gustav Schwab schrieb noch in seinem *Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien:* „Höchst liebliche Dichtungen voll ursprünglicher Poesie und schwäbischen Humors, der bei ihm und manchen verwandten Dichtern unter seinen Landsleuten an den Vicar of Wakefield erinnert. Der Simplicissimus ist in dieser Beziehung ein kleines Meisterwerk." (Schwab 1846, S. 268)

bedacht, unter denen die Handlung zu einem glücklichen Ende geführt wird. Indem der Held, von den Leuten scherzhaft „der neue Simplicissimus“ (G, 133) genannt, unbewusst entgegen aller sozialen Konventionen handelt, kann er dieselben doch zu seinen Gunsten nutzen: Theodor wächst fern von äußeren Einflüssen und Menschen seines Alters auf. Als an seinem 20. Geburtstag der Vater im Spaß äußert, es wäre bald Zeit, dass er heirate, beschließt Theodor seinem Vater zum Gefallen sich eine Braut zu nehmen. In seiner Unerfahrenheit will er die Verlobung mit der Pfarrerstochter Marie proklamieren lassen, ohne sie, geschweige denn ihre Eltern gefragt zu haben. Der diensthabende Vikar verschwendete keinen Gedanken daran, Theodor könnte den Willen der Eltern und seiner Braut übergangen haben, und verkündet die bevorstehende Hochzeit. Da der Einspruch für die eine wie die andere Familie eine größtmögliche Schmach bedeuten würde, willigen die Eltern in die Hochzeit ein, ebenso wie Marie, die schon lange Zeit heimlich in Theodor verliebt ist.

Bereits bei dieser ersten Novelle wird ein Handlungsmuster vorgegeben, das bei diversen anderen Erzählungen und noch in *Schillers Heimatjahre* grundlegend ist, die „Reise des Helden zur Hochzeit“[326] (vgl. Kap. III.1). Es ist aber keine auf Rührmomente ausgerichtete Affektstruktur, die entworfen wird, sondern ein biedermeierlicher Versuchsaufbau, der immer wieder ironisch gebrochen, mit polyhistorischem Wissen und intertextuellen Diskursen überfrachtet wird. Über ‚detailrealistische‘ Symbole und literarische Anspielungen wird ein intertextuelles Bedeutungsfeld erschlossen. Dies betrifft einerseits einzelne Motive wie den zahmen Schimmel – „vielleicht ein Abkömmling des berühmten Hippogryphen, auf dem der fromme Gellert seine moralischen Spazierritte zu machen pflegte“ (G 142) –, auf dem Theodors Vater fortreitet und seinem Vikar den verhängnisvollen Gottesdienst anvertraut. Er zeichnet den Landpfarrer als ein Beispiel deutscher sittlicher Kultur aus.[327] Andererseits werden über einzelne Verweiszusam-

326 Hauff 1970 I, S. 297.

327 Goethe schrieb in *Dichtung und Wahrheit* über Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), dessen moralphilosophische Vorlesungen er besucht hatte: „Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüt eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur, und jedermann wünschte sehnlich, jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören.“ Schließlich erzählt Goethe, wie die Studenten Gellert grüßten, „wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Kurfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nötigen Bewegung zu verbinden; eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.“ HA IX, 295f.

menhänge neue Lesarten möglich. Was als originell-heitere Genremalerei eines schwäbisch-provinziellen Landstrichs an der Textoberfläche erscheint, weist diskursiv darüber hinaus auf allgemeine soziale Funktionsweisen.

Hermann Kurz entwarf nämlich seinen ‚simplicianischen' Helden Theodor Gradmann nach Jean-Jacques Rousseaus *Émile* (1762). Der Leser sieht sich damit also nicht, wie Jakob Koeman und andere schrieben, mit einer „zuckersüßen, bravbürgerlichen Liebesgeschichte" konfrontiert.[328] Diese Novelle ist eines der seltenen Zeugnisse deutscher Literatur, worin nicht der philosophische, pädagogische oder poetologische Gehalt von Rousseaus Werk abgeleitet wurde,[329] sondern ein konkreter Figurenentwurf und eine entsprechende Handlungsstruktur. Die Schlüsselstelle für diesen intertextuellen Verweiszusammenhang findet sich in einer für Hermann Kurz charakteristischen (einfachen) Erzählklammer, worin der Konfliktgehalt erläutert und von der Sozialisation des Helden abgeleitet wird. Theodor wächst in einem pädagogischen „Isolirungssystem" (G, 138) auf, unterrichtet von einem Hauslehrer:

> [In] den Erholungsstunden war es ihm vergönnt, in einem mäßigen Garten hinter dem Hause sich mit der Schaukel und andern ähnlichen Spielen zu vergnügen, oder, da er großen Hang zur Lektüre hatte, fern von dem verführerischen Geschlecht der Romane, seinen Geist und sein Herz durch Campe'sche Reisebeschreibungen zu stärken und zu bilden. So wuchs er, seinem Lieblingshelden, dem Robinson, vergleichbar, in der Einsamkeit heran, ohne von dem Weltlauf berührt zu werden oder einen Begriff von dem zu haben, was außer dem engen Kreise seines väterlichen Hauses vorfiel. (G, 131)

Der „neue Simplicissimus" verbringt seine Kindheit nicht in der ländlichen Abgeschiedenheit des Spessarts, sondern im bürgerlich umfriedeten Garten seines kleinstädtischen Elternhauses, woraus ihn einzig die pädagogischen Jugendschriften von Johann Heinrich Campe (1746–1818) führen. Doch es sind nicht allein die *Merkwürdigen Reisebeschreibungen für die Jugend* (erschienen zwischen 1785–1806), die Theodor liest, sondern vor allem Campes Bearbeitung von Daniel Defoes *Robinson Crusoe*. Sie ist als Erzähldetail für den ganzen jungen Kurz von großer Bedeutung und findet noch im Spätwerk Erwähnung, so etwa als Gegenstück zur *Genoveva* in der Dorfgeschichte *Der Weihnachtsfund* (SW VIII, u.a. S. 134ff.). Campe wurde 1779 mit *Robinson der jüngere. Ein Lesebuch für Kinder* weltberühmt, das Buch erschien in allen europäischen Sprachen und

328 Koemann 1993, S. 540.
329 Vgl. dazu Voßkamp 1994.

wurde noch im 19. und 20. Jahrhundert vielfach aufgelegt.[330] Im Vorbericht seines *Robinsons* erzählte Campe, wie er nach dem idealen Jugendbuch suchte und sich dabei an Rousseaus *Émile* erinnerte, den er später selbst in der Reihe *Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens* (Bd. 12–15, 1789–1791) mit „erläuternden, bestimmenden und berichtigenden Anmerkungen" in deutscher Sprache herausgab.

> Weil wir durchaus Bücher haben müssen, so ist eins vorhanden, welches nach meinem Sinne die glücklichste Abhandlung von einer natürlichen Erziehung an die Hand giebt. Dieß Buch wird das Erste sein, welches mein Aemil lesen wird; es wird lange Zeit allein seine ganze Bibliothek ausmachen und es wird stets einen ansehnlichen Platz darin behalten. Es wird der Text sein, welchem alle unsere Unterredungen von den natürlichen Wissenschaften nur zur Auslegung und Erläuterung dienen werden. Es wird bei unserm Fortgange zu dem Stande unserer Urtheilskraft zum Beweise dienen, und so lange unser Geschmack nicht verderbt sei, wird uns das Lesen desselben allezeit gefallen. Welches ist denn dieses wunderseltsame Buch? Ist es Aristoteles, ist es Plinius, ist es Büffon? – Nein! es ist Robinson Krusoe.[331]

Robinson sei das einzige Buch, das Rousseau seinem Émile an die Hand geben möchte, und zwar so lange, bis er glaube, er selbst sei Robinson auf einer einsamen Insel.[332] Von diesem imaginären Szenario einer ‚natürlichen' Kindheit, das von Hermann Kurz aufgegriffen wird, leitet sich der Grundkonflikt der weiteren Handlung ab. Das Rousseau'sche Erziehungs- und Freiheitsmodell wird zu einer spießbürgerlichen Pädagogik verklärt, die das Kind vor allen schlechten Einflüssen bewahren will und den Helden einerseits untauglich macht für das praktische Leben, andererseits aber zu einem narrenfreien Simplicius.

Wie Theodors Charakter zu Anfang über einen intertextuellen Verweiszusammenhang motiviert wird, so endet die Novelle auch mit biblischen Assoziationen

---

330 Vgl. zum Überblick: Bernd Naumann / Jürgen Schiewe: [Art.] Campe, Joachim Heinrich, in: Killy² II, 342–345; Binder / Richartz 1981. Mit Campes *Reisebeschreibungen* verband sich für Hermann Kurz auch eine familiäre Affäre. Sein Großvater mütterlicherseits, der akademische Buchdrucker Wilhelm Heinrich Schramm (1758–1823) in Tübingen, hatte sie mit Johann Christan Gottlieb Franck (1748–1785) und der Reutlinger Buchdruckerei Fleischhauer nachgedruckt. Daraufhin schrieb Campe an den Herzog von Württemberg, man möge „diesen Nachdruck gerechtest confiscieren und den Buchdruckern Schramm und Frank für die Zukunft alle ähnlichen Räubereyen untersagen". Zitiert nach: Widmann 1971, S. 146. Zu Campe und Raubdrucken: Widmann 1965 II, S. 350, 352.

331 Zitiert nach: Campe 1981, S. 8f. Mit seiner Bearbeitung will Campe Rousseaus Aufforderung folgen, wonach dieser Roman „von seinem überflüssigen Beiwerk befreit werden" müsse (Rousseau [13]2001, S. 180).

332 Vgl. dazu: Stach 1970.

aus dem ersten Buch Samuel. Der Verlobungskuss habe Theodors Verstand um einige Jahre reifer werden lassen, „es ging ihm wie dem kühnen Jonathan, von dem geschrieben steht: ‚als er den Honig gekostet hatte, da wurden seine Augen wacker.'" (G, 155) Wie Jonathan das Verbot seines Vaters Saul missachtet, vom Honig zu essen, und damit zu Kräften kommt (1 Samuel 27), reift auch Theodor durch die intime Nähe zu einem anderen Menschen, was sein Vater bislang immer zu verhindern wusste. Die „Erkenntnis seiner Simplicität" (G, 156), die mit der Geschichte seiner Verlobung einhergeht, lässt Theodor zum Mann werden: „Er schien körperlich größer geworden zu sein, sodass, als er die Kirche verließ, von ihm galt, was von jenem Könige gesagt ist: Er war um einen Kopf höher denn alles Volk." (G, 157) Kurz führt Theodors Hochzeit eng mit der Krönung Sauls, die Wahl zu Maries Bräutigam mit der göttlichen Wahl zum König der Israeliten (1 Samuel 10, 23). Die erste Fassung schließt mit der Bemerkung, „Traum und Zufall hatten ihm dem Glück in den Schoß geführt, und Natur und Erfahrung bildeten ihn schnell zum liebenden Gatten und tüchtigen Mann heran" (G, 157). Hermann Kurz hatte demnach bei seiner kleinen Novelle *Simplicissimus* auch den diskursiven Rahmen von Rousseaus *Émile* im Blick, das Verhältnis von *homme* und *citoyen*.[333]

Die Bedeutung des epochentypischen ‚Detailrealismus' (Friedrich Sengle) für die innerfiktionale Kohärenz wird gleich an mehreren Stellen deutlich. Besonders das zentrale Traummotiv veranschaulicht eine markante Erzählstrategie. Als Theodors Vater auf eine etwaige Verlobung seines Sohns anstößt, heißt es: „So wenig ernstlich nun auch dieser Toast, zumal von protestantischen Trinkern und Trinkerinnen [sic!], gemeint war, so zündete er doch dem jungen Schutzbefohlenen des Andreas ein ganz neues Licht an […]." (G, 138) Der Andreastag ist nicht nur der tatsächliche Geburtstag des Autors Hermann Kurz, im Volksglauben ist

333 In der überarbeiteten Fassung *Ein Herzensstreich* (1861) werden diese markierten Verweise auf Robinson und Saul gestrichen. Während das Frühwerk durchzogen ist von extradiegetischen Kommentaren, beschränkt sich Kurz in den späteren, überarbeiteten Fassungen auf Anspielungen innerhalb der Handlungsillusion. Ohne Kenntnis der Originalfassung wäre der Assoziationshorizont dieser Schlusspointe kaum mehr verständlich: „Wie er aber am Hochzeitstage seine Neuvermählte aus der Kirche führte, wurde er von den Leuten mit Verwunderung betrachtet, und sie flüsterten sich zu, er sehe aus, als ob er in der kurzen Zeit um einen ganzen Kopf in die Höhe und um eine ganze Brust in die Breite gewachsen wäre." (SW IX, 145) Folgerichtig werden Erzählerkommentare und Perspektivwechsel entfernt, die Fiktion wird nicht mehr wie zuvor in Leseransprachen gebrochen: „Zu seiner Schande müssen wir gestehen, daß er nicht den leisesten Gedanken auch nur wenigsten an Mareins Einwilligung hatte, und wir befürchten, er möchte dadurch die Gunst mancher schönen Leserin verscherzen; doch mag es zu seiner Entschuldigung dienen, dass keine Anlage zum Despotismus, sondern die lautere Unschuld daran schuldig war: Er dachte nicht anders, als so müsse es eben sein." (G, 141)

der 30. November auch der Tag aller Weissagungen: „Was einem in der Andreasnacht träumt, geht in Erfüllung.“[334] Während aber die glückliche Hochzeit von Theodor und Marie in Verweis auf den Wunder- und Aberglauben symbolisch antizipiert wird, begründet Kurz die unausweichliche schicksalshafte Verkettung im Motivkomplex des Traums: Die auserwählte Marie träumt oft von Fällen, „wo sie mit Wort und Tath für ihn einstehen und ihm den Weg ebnen müßte, auf daß sein Fuß an keinen Stein stieße“ (G, 146). Theodors Unbeholfenheit sei Ursache dieser Zuneigung, „denn ein gewisses zärtliches Protektorat ist es, was junge Mädchen gar zu gern ausüben möchten“ (G, 146). In der Kirche schließlich wird Maries Bewusstseinsebene mit der äußeren Handlung verschränkt:

> Auch sie blickte der letzten Ceremonie jetzt entgegen; eine seltsame Gedankenverbindung erinnerte sie auf einmal an die Proklamation, die nach dem ersten Gebete Statt zu finden pflegte, und kaum waren ihre Gedanken darauf gerichtet, so fing ihr Herz an zu diktieren. [...] Sie hätte den Vikar zwingen mögen es ihr nachzusprechen.
>
> So jemand Hindernisse wüßte, murmelte sie trotzig vor sich hin, daß gemeldete Personen –
>
> Da ertönte es von der Kanzel:
>
> In den Stand der heiligen Ehe wollen sich begeben – (G, 148f.)

Da bereits mit der Proklamation des Vikars, die wie eine „Gerichtsposaune“ (G, 149) wirkte, die Hochzeit unabwendbar beschlossen ist, legitimiert Kurz das Einverständnis der Eltern in Rückbindung an den Rousseau’schen Erziehungsversuch. Dafür wird die joviale, aber integre Figur eines Richters installiert, der den Bräutigamsvater vom Wert der Verbindung überzeugt. Theodor habe in seiner Unwissenheit einen „genialen Streich“ (G, 151) gemacht, er empfehle die Hochzeit, betrachte sie als ein pädagogisches „Experiment“ (G, 151) und halte sie zweifellos für nützlich, „denn jetzt können sie sich zusammengewöhnen und sich aneinander bilden“ (G, 151). Leise klingt bereits ein selbstbewusstes bürgerliches Bekenntnis an: „Fürsten heurathen sehr oft noch jünger, und warum soll dieß Glück nicht auch einmal einem Bürger zu Theil werden?“ (G, 152) Mit Verweis auf die Bergpredigt, Matthäus 5,3, dem impliziten Motto der gesamten Erzählung, schließt der Richter sein Plädoyer für die Ehe der beiden Kinder: „Selig sind die Einfältigen, denn sie werden das Himmelreich ererben!“ (G, 152)

Obwohl Kurz in dieser kleinen Novelle durchaus soziale Funktionsweisen sowie Denkmuster schwäbischer Provinz behandelt, sie regional verortet wird, belegt die bislang unbeachtete Druck- und Wirkungsgeschichte der frühen Erzählungen, dass *Simplicissimus* keineswegs im Sinn von ‚Regionalliteratur‘ rezipiert

334 Paul Sartori: [Art.] Andreas, hl., in: HdA I, Sp. 398.

wurde. Sie erschien nicht allein in *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände*, sondern wurde mit wenigen Veränderungen auch im Unterhaltungsblatt *Bohemia*, der Beilage der *Prager Zeitung*, veröffentlicht.[335] Dabei dürfte es sich um einen Raubdruck gehandelt haben, ein Verfahren, das im Literaturbetrieb des 19. Jahrhunderts stillschweigend geduldet und befördert wurde, so dass regelrechte Zirkulationen von belletristischen Texten gerade auch im deutsch-böhmischen Kontext beobachtbar sind.[336] Doch die Tatsache dass Hermann Kurz' *Simplicissimus* überhaupt in die Prager Presse kam, ist ein Indiz dafür, dass seine Erzählung nicht nur einem regional unterrichteten Publikum zugänglich war, obwohl einige Nuancierungen für die Prager Druckfassungen anscheinend notwendig waren: Wenn in *Cottas Morgenblatt* von einer „Landstadt des südlichen Deutschlands" gesprochen wird, so heißt es zu Anfang des *Simplicissimus* in der *Bohemia*, die Handlung spiele in „einer protestantischen Landstadt des südlichen Deutschlands".[337] Hermann Kurz selbst musste davon jedenfalls mittelbar gewusst haben, denn als Reaktion auf seine in Prag erschienene Erzählung erhielt er einen begeisterten Brief von Rudolf Glaser (1801–1868), der ihn um Beiträge für seine neu gegründete Prager Zeitschrift *Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und gesellige Unterhaltung* bat. Dass hierauf zentrale Texte des Frühwerks wie die Erzählungen das *Poetische Bekenntnis*, die Nachschrift zur Hexametererzählung *Die Reise ans Meer*, in Prag bei Glaser erschienen,[338] zeigt, dass, so sehr sich Hermann Kurz in Produktions- und Werkästhetik auf das Konzept der Regionalität bezog, seine Texte nach Rezeption und Verbreitungsgebiet nicht allein von regionalem oder gar lokalem, sondern von geradezu europäischem Interesse waren: Glaser hatte mit *Ost und West* ausdrücklich vor, in der europäischen Kulturmetropole Prag ein Forum für deutsche und slawische Literatur, Kunst und Kultur zu etablieren.[339] Bereits ein Jahr später erschien im vierten Jahrgang (1837)

335 Kurz 1836e.

336 Vgl. dazu die Teilergebnisse des Forschungsprojekts „Zirkulation von Nachrichten und Waren. Zum Transfer moderner urbaner Lebensformen in der deutschsprachigen belletristischen Presse in Böhmen und Ungarn, 1815–1848" (Tübingen) in: Ananieva 2016.

337 Vgl. Kurz 1836 d und e.

338 Unter diversen Gedichten, Übersetzungen und einer Rezension der *Dichtungen* (1840, S. 139) erschien hier noch 1843 *Die Todtenpredigt. Bruchstück des Romans: Schillers Heimathjahre* (Kurz 1843c).

339 Der Prager Korrespondent der *Zeitschrift für die elegante Welt* schrieb über *Ost und West*: „In literarischer Beziehung ist jetzt bei uns eine viel größere Regsamkeit als in früherer Zeit. Sie ward, wenn nicht hervorgerufen, doch befördert durch die neuen Zeitschriften: ‚Ost und West', redigiert von Rudolf Glaser, und den seit Neujahr 1838 hinzugekommenen ‚Novellisten', welchen Johann Umlauft herausgibt. Da Sie diese Journale selbst kennen, so enthalte ich mich alles Urtheils über dieselben, und bemerke nur, daß, wie man vernimmt ‚Ost und West' eine immer

der bis 1903 herausgegebenen niederländischen Zeitschrift *Het Leeskabinet* eine Übersetzung des *Simplicissimus*,[340] auf deren Existenz eine Rezension im *Spiegel* aufmerksam machte,[341] in derjenigen Zeitschrift also, in der Hermann Kurz seine Entdeckung von Grimmelshausen als Autor des *Simplicissimus* einige Monate zuvor publiziert hatte. Die internationale Resonanz auf diese „kleine dem Leben entnommene Novelle, die er selbst für seine beste Arbeit erklärt"[342], ist zum einen der glanzvollen Darstellung der schwäbischen Provinz als exemplarischer Erscheinung deutscher Kultur (vgl. die Zeitschrift *Ost und West)* geschuldet, zum anderen aber der Entwicklung einer Novellenidee anhand eines Prätexts von europäischer Bekanntheit. Dabei entstand zwar keine kontrafaktorische Miniatur von Grimmelshausens *Simplicissimus*, doch eine literarisch-pädagogische Diskursverschränkung von *Émile* und *Simplicius*, die Kurz' Erzählung durchaus als bedeutsamen Beitrag zur fiktionalen Grimmelshausen-Rezeption des 19. Jahrhunderts erscheinen lässt. Mit Adelbert Kellers Grimmelshausen-Edition für die *Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart* wurde sie entsprechend gewürdigt.[343]

---

größere Verbreitung gewinnt und in den entlegensten Ländern gelesen wird. Zwei sehr gelesene pariser Zeitschriften übersetzen Artikel aus diesem Journal, ebenso das illyrische Blatt Danica, und manche deutsche Zeitschriften benutzen Originalnotizen desselben, ohne die Quelle zu nennen. Die Haupttendenz von ‚Ost und West': den slawischen Osten dem Westen näher zu bringen, scheint vorzüglich auf das außerösterreichische Deutschland berechnet zu sein; das Blatt verdiente daher von Seiten des auswärtigen Publikums eine kräftige Unterstützung." (Anonym 1838, S. 260) Vgl. dazu grundlegend: Hofman 1957. Zu Rudolf Glaser vgl. auch: Simon 1997 (Hg.), S. 64ff.

340 Simplicissimus. Naar het Hoogduitsch von H. Kurtz, in: Het Leeskabinet, Mengelwerk tot gezellig onderhoud voor beschaafde kringen 4, eerste deel, Amsterdam 1837. Sie wurde vom Verleger Hendrik Frijlink (1800–1886) selbst übersetzt. Er brachte nicht nur Übersetzungen von Dickens' oder Zschokkes Erzählungen, sondern auch Lyrik von Bürger, Schiller und Goethe. 1865 übersetzte Frijlink schließlich Goethes *Faust* ins Niederländische. Vgl. Leeuwe 1995, S. 35ff.

341 Anonym [Sigl. 15] 1837b, S. 290f.: „Die ihr erwiesene Ehre, daß sie ins Holländische übersetzt wurde, ist eine wohlverdiente." So bezieht sich anscheinend auch Mörikes Kritik der *Familiengeschichten* in der Beilage zum Brief vom 19.6.1837 auf die Übersetzung: „In Ihre Mädchen, besonders die schwäbische Holländerin [sic], könnte man sich bis über die Ohren verlieben und um so anderseits in die soliden, mit solidester Hand gezeichneten Gesellen. Die Sprache ist immer kräftig, jugendfrisch und sicher, wie sie dem Autor eigen ist, der gelernt hat, den Vogel lachend und im Fluge zu treffen." (BW, 36f.)

342 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 27484 / Hub 1846 (Hg.), S. 687.

343 Keller führte Hermann Kurz' Erzählung unter den zeitgenössischen Bearbeitungen des *Simplicissimus* auf, nicht ohne darauf hinzuweisen, Kurz habe kaum mehr als den Namen von Grimmelshausen entlehnt. Vgl. Grimmelshausen 1854 II, S. 1174.

Rudolf Krauß zählte die Novelle *Simplicissmus* in seiner *Schwäbischen Litteraturgeschichte* (1897–1899) zu den „modernen Geschichten“[344] von Hermann Kurz. Dabei dachte er aber nicht an formal-ästhetische Gesichtspunkte, etwa die Auflösung des linearen Erzählens zur Darstellung eines neuen Zeit- und Wirklichkeitsempfindens,[345] sondern an inhaltliche Aspekte. In der komplementär zu lesenden, das Thema „Simplicius“ variierenden Erzählung *Der schwäbische Merkur* (später: *Das gepaarte Heiratsgesuch*) wird die Herausforderung, eine ‚moderne‘ Konflikt- und Sachlage darzustellen, deutlich. Sie folgt im Novellenband *Genzianen* unmittelbar auf *Simplicissimus* und ist dessen „etwas schwächeres Abbild“, wie Gustav Schwab schrieb.[346] Auch hier werden Genrebilder entworfen oder Volkszenen einer Grand opéra, wenn zu Anfang der Feierabend eingeläutet wird und die ganze Stadtbevölkerung sich unter dem Fenster der Heldin tummelt. Vor allem aber das Profil des Kurz’schen Antihelden, der in der europäischen Literatur mit Cervantes’ *Don Quijote* und Grimmelshausens *Simplicissimus* ausgebildet wurde, wird nochmals näher konturiert. Der für diesen Heldentypus markante Normverstoß gründet bei Kurz in der Passivität und Ziellosigkeit seines Handelns sowie der sozialen und zwischenmenschlichen Unerfahrenheit. Die großformale Struktur, wonach die sozialen Geschlechtercharakteristika zunächst umgekehrt werden und der Mann erst im Moment des Liebesgeständnisses und der familiären Existenzgründung seiner Frau ebenbürtig wird, liegt einer Vielzahl von Erzählungen zugrunde. Konflikt, Spannung und Humor resultieren letztlich aus dieser Infragestellung traditioneller Rollenbilder; so heißt es auch in *Der schwäbische Merkur*: „Hannchen! rief er und flog ihr [!] an den Hals.“ (G 183) Der ansonsten statische Charakter erhält einen Impuls, der zu einem spontanen Sinneswandel führt: In *Der schwäbische Merkur* ist der Schneidergeselle Gottlob ebenso wie die verwaiste Nähter- und Putzmacherin Hannchen von der kleinen Landstadt des *Simplicissimus* in die württembergische Residenz

344 Krauss 2005 II, S. 269.

345 Vgl. zu dieser zentralen Innovation des 19. Jahrhunderts den Aufsatz *Der Zeitroman. Ein Romantypus des 19. Jahrhunderts* in: Hasubek 1996, S. 43ff. Die ausdrückliche Hinwendung zur eigenen Gegenwart ist in Hermann Kurz’ Erzählwerk nur selten zu finden. Entweder werden Konflikte jenseits bestimmter Zeitdiskurse dargestellt wie im *Simplicissimus* oder der Problemgehalt der Gegenwart historisch entfremdet, so geschehen in der Großerzählung *Lisardo* (1919): Obwohl Kurz teils wortgetreu Beiträge über die Cholera in Neapel aus der *Allgemeinen Zeitung* (Jg. 1836, Beilage Nr. 256ff.) montiert, verlegt er die Handlung in die Renaissance.

346 Vgl. die Rezension der *Genzianen* in den *Heidelbergischen Jahrbüchern für Litteratur* (1838, Nr. 46). Noch in späteren Ausgaben werden die Erzählungen gemeinsam abgedruckt: Vgl. etwa die populäre „volkstümliche Sammlung spannender Erzählungen“ *Der Goldregen. Eine Fülle des Guten und Schönen*, Mack [ca. 1925] (Hg.).

Stuttgart gezogen. Da sie ihm trotz deutlicher Avancen kein Liebesgeständnis entlocken kann, gibt sie ihm den Auftrag, im *Schwäbischen Merkur* nach hiesiger Art eine Heiratsannonce aufzugeben. Im gedruckten Wort überwindet Gottlob seine Schüchternheit und lässt den Redakteur gleichzeitig eine Gegenanzeige schalten, so dass zuletzt nur noch das Brautgeld gezahlt werden muss – die Einrückungsgebühren für den *Schwäbischen Merkur.*

Das Motiv des „gepaarten Heiratsgesuch" ist insofern originell, aber nicht abwegig, als der *Schwäbische Merkur* seit der Gründung 1785 durch Christian Gottfried Elben (1754–1829) bekannt war für heitere und kuriose Beiträge.[347] So fragte Hermann Kurz während des Drucks der Erzählung seinen Freund Rudolf Kausler: „Du hast den naupengeheuerlichen[348] Heiratsantrag in der gestrigen Nummer des Merkurs gelesen? Man kann doch nichts so Absurdes erfinden, das die Wirklichkeit nicht am Ende überböte."[349] Aktualität erhält die Erzählung nicht allein durch das Motiv der Zeitungsannonce als einer sich etablierenden, urbanen Innovation auf dem Heiratsmarkt und Form der Kommunikation. Der *Schwäbische Merkur* selbst wird, personifiziert in einem jungen Mitarbeiter, der

347 Vgl. etwa, nach einem Hinweis von Johannes Sturm, den Beitrag *Treue eines Hundes* aus den Anfängen der *Schwäbischen Chronik* (4.12.1786): „Das Haus eines griechischen Dolmetschers stand in Flammen. Er hatte mit Hülfe von 5 bis 6 Janitscharen beinahe alle seine Geräthschaften gerettet. Allein aus Versehen ward eines seiner Kinder in der Wiege vergessen. Nun war alles ein Feuer; und der unglückliche Vater raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus, weil er das Grab seines armen Kindes zu sehen glaubte. Auf einmal erschien dessen sehr grosser Haushund, mit dem Kinde im Rachen, dessen Windeln er angefaßt hatte, und eilte über die Straße dahin. Man läuft ihm nach, will ihm das Kind abjagen: allein vergeblich; er bricht allenthalben durch, und belibt nicht eher stille stehen, als bis er an die HausThühre eines Freundes von seinem Herrn kam. Hier legte er das Kind sanft an die Schwelle hin, und hockte dabei, bis die Thüre geöffnet ward. Was war nun der Lohn dieses getreuen, und großmüthigen Dieners? Der Grieche eilte das gute Thier zu belohnen, allein auf eine eben so grausame als seltsame Art; er tödtete den Hund mit eigener Hand, und verzehrte ihn mit seiner Familie bei einem vornehmen Gastmahl, das er zum Andenken dieser Geschichte gab. ‚Er hat sich wirklich zu gut betragen, sprach er, als daß er von Würmen gefressen werden sollte. Menschen müssen ihn aufzehren; diese Speise wird sie wohlthätiger, gefühlvoller und tugendhafter machen…'"

348 Charakteristischer Wortgebrauch von Kurz: Neologismus von Johann Fischart in der *Affentheuerlich Naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung* (1575). Hermann Kurz fügte diese Verbindung von Naupe (Laune) und geheuerlich (unheimlich) in die zweite Fassung von *Die beiden Tubus* (zwischen 1871–1873) ein. Zeitgleich schrieb er an seinem Aufsatz *Fischart in Tübingen?* (1871).

349 Kurz an Kausler, 25–28.2.1836 (BF, 250). Die betreffende Annonce eines gelehrsamen, weltweisen, vernüftigen, christlichen, ästhetisch talentierten, modisch gekleideten und umgänglichen Brautwerbers vom 26.2.1836 ist dort teilweise gedruckt.

gerade auf ein Bier zum Stuttgarter „Aktiengarten“ aufbricht,[350] wirklichkeitsnah dargestellt und zu einer allegorischen Gestalt der politischen Gegenwart der 1830er Jahre.

> Unter der Hausthüre begegnete ihm ein etwas beleibter, aber noch junger Herr, der so eben von dem mühseligen Durchlesen der französischen und englischen Journale herzukommen und nun einem gemüthlichen teutschen Gespräche zueilen zu wollen schien. Ein grauer Hambacher Hut gab ihm ein etwas trotziges Aussehen, das aber bei dem nähern Anblick des friedlichen, wohlgenährten, von Behaglichkeit glänzenden Antlitzes, des rundlichen, in sanftes graues Tuch gehüllten Leibes augenblicklich verschwand. (G, 175f.)

Der Redakteur tauscht die Korrespondenzblätter und -nachrichten für die außenpolitisch ausgerichtete Zeitung ein gegen das „gemütliche“ Gespräch im Biergarten, den Inbegriff „deutscher Wesensart“. Dabei markiert die Orthographie von „teutsch“, dass damit „eine höhere Gesinnung“ (SW XI, S. 84) ausgedrückt werden soll, wie Kurz in seinen *Jugenderinnerungen* bemerkte. Der erste Blick täuscht, denn trotz Hambacher Hut, des sogenannte ‚Reformers‘ – üblicherweise mit Efeu und Kokarde geschmückt –, ist der Redakteur in einen „kommerzienrätlichen“ Anzug gekleidet. Auch die Statur stellt ihn nicht als schneidigen und kampflustigen Verteidiger der freien Presse und bürgerlichen Rechte vor, sondern als sorglosen und wohlhabenden Unternehmersohn. Die scheinbar harmlose Szenerie im schwäbischen Lokalkolorit impliziert demnach eine Kritik an den paradoxen politischen Verhältnissen in Württemberg, wie sie etwa noch in der Biergartenszene von *Die beiden Tubus* mit der philhellenischen, revolutionsbegeisterten, doch staats- und obrigkeitstreuen Geistlichkeit gezeichnet wird.

Dass es sich bei der Zeitung um den *Schwäbischen Merkur* handelt, dient dabei nicht allein dazu, einen ‚effet de réel‘ (Roland Barthes) zu erwecken. Gerade die politische Haltung der Zeitung im Vormärz macht sie selbst zu einem treffenden detailrealistischen Symbol, denn der Konflikt zwischen nationalstaatlicher bzw. bürgerlich-freiheitlicher Bewegung, Staatsabhängigkeit und -treue zeichnet sich auch in ihrem Redaktionsprofil ab: Die Zeit der Begeisterung für

350 In dieser Zeit besuchte auch Hermann Kurz selbst diesen öffentlichen Akazien-Garten und erste Wahl der Stuttgarter Damenwelt. Vgl. den Brief an Rudolf Kausler vom 16.7.1836 (BKa): „Ich kam bis vor den Eingang, da bemerkte ich, daß Musik engagiert war und folglich drei Kreuzer Entrée bezahlt werden mußten. So viel hatte ich gerade noch, hätte also nicht noch Ehrenhalber einen Schoppen Bier trinken können. So floh ich, wie Antonius von Aktium und soupierte mit meinen 3 cr. ein Gericht Aal und eine Flasche Wein anderswo. Ich will nun aber sehen daß ich mein erstes Bändchen Novellen herausgebe: ich habe bereits – nobel gedruckt – 15–17 Bogen beisammen. Meine Tübinger Schulden werde ich dann von der zweiten Auflage bezahlen.“ Vgl. auch die Erzählung *Der Aktiengarten* von Isolde Kurz (Neuausgabe: Kirchheim 2003).

den griechischen und polnischen Freiheitskampf hatte, wie der spätere Verleger Otto Elben (1823–1899) in seiner *Geschichte des Schwäbischen Merkurs* (Stuttgart 1885) schrieb, „etwas Gereiztes, nicht blos in den Kammerverhandlungen, auch der Anzeigenteil des Merkurs strotzt von heftigen Erklärungen politischen Inhalts, in denen sich Liberale und Reaktionäre überbieten [...]".[351] Mit wahrer Feststimmung habe man die badische Pressefreiheit 1832 in Württemberg aufgenommen, über das Hambacher Fest erschienen im *Merkur* begeisterte Artikel,[352] die Redaktion plädierte entgegen den Ministerien für den Deutschen Zollverein und nicht nur die politische Konkurrenzzeitung in Stuttgart, *Der Hochwächter* (später: *Der Beobachter*), sondern auch der *Schwäbische Merkur* war von strenger Zensur betroffen. Allein die Tatsache, dass der *Hochwächter* als Oppositionsblatt für amtliche Darstellungen unbrauchbar gewesen sei, erkläre den ministeriellen Einfluss auf die redaktionelle Meinungssouveränität des *Merkurs*: „Mehr und mehr trat daher in rein politischen Dingen das Urteil hinter die bloße Erzählung zurück, man arbeitete mit Vorliebe in nicht politischen gemeinnützigen Dingen jeder Art und berichtete vieles aus England und Frankreich [...]."[353] In der knappen Schilderung des *Schwäbischen Merkurs* wird demnach evident, dass Hermann Kurz in seiner scheinbar harmlosen Liebesgeschichte die Situation der Presse, folglich die württembergischen Verhältnisse, erfasste.

Gleichzeitig hatte Kurz eine bestimmte Person vor Augen, Dr. theol. Wilhelm Weihenmajer (1810–1850), Burschenschafter und Redakteur des *Schwäbischen Merkur*, wo er unter anderem zuständig war für englische und französische Beiträge.[354] Aufgrund einer redaktionellen Anmerkung in den *Reutlinger Geschichtsblättern* kann dies eindeutig belegt werden, denn als Theodor Schön 1895 seine

351 Elben 1885, S. 59.

352 Die Berichterstattung über das Hambacher Fest kam von Friedrich Schäuffelen, gestorben 1869, in Württemberg bekannt als „Polen-Schäuffelen", da er 1830/31 als Feldarzt in Polen gedient hatte. (Vgl. seine Schrift: Schreiben eines Süd-Deutschen aus Warschau, hg. von J. G. M., Tübingen 1831.)

353 Elben 1885, S. 64.

354 Vgl. zu Weihenmajer sen. die Ausführungen in: Elben 1931, u.a. S. 110f.: „Mitte Oktober 1847 trat ich in die Redaktion des Schwäbischen Merkurs ein. Sie bestand damals aus meinem Vater, meinem Oheim und Dr. Weihenmajer, der eben auf der vollen Höhe seiner ungewöhnlichen Leistungskraft stand. Meinen Platz erhielt ich im Zimmer mit dem Genannten und hatte so die beste Gelegenheit, mit ihm zu verhandeln und von seiner Gewandtheit und seinen Kenntnissen zu lernen. [...] Eine frische Luft, ein Vorbote von 1848, wehte schon durch Europa: die italienische Bewegung hatte ich soeben selbst miterlebt, in der Schweiz brach im November der Sonderbundskrieg aus. Auch im Merkur fing es an, lebhafter zu werden: Weihenmajer behandelte bereits den Schweizer Umschwung in einer freien Weise, wie sie bisher kaum üblich gewesen. Die Revolution in Paris war schon in Sicht. Die Bearbeitung der Februartage fiel in meine Redaktion,

Biographie *Hermann Kurz. Das Lebensbild eines schwäbischen Dichters* in den Druck gab, merkte der Herausgeber – Weihenmajers Sohn – zu der Erzählung an: „Die Novelle hat für den Herausgeber dieser Blätter den besonderen Reiz, daß ihm in ihr das Bild seines schon im J. 1850 verstorbenen Vaters entgegentritt, der damals Redakteur am Schwäb. Merkur war."[355]

Wie bereits im *Simplicissimus* steht aber nicht der novellistische Einfall der gegenseitigen Heiratsannonce im Vordergrund, sondern die psychische Entwicklung des Helden, die teils sozial-pathologisch, teils intertextuell erfasst wird. Kurz bezeichnet Gottlob zwar nicht ausdrücklich als „Simplicius", doch wenn er in *Der schwäbische Merkur* schreibt, er sei eben das, „was in teutschen Mährchen der ‚Dummling' heißt" (G, 164), so steht auch diesmal Grimmelshausens Figur des Simplicissimus Pate.[356] Durch den Vergleich des Schneidergesellen Gottlob, mit dem Drachentöter und Schmiedegesellen Siegfried aus der *Nibelungensage*, wird der simplicianische Antiheld sogar zu einem germanischen Archetypus erklärt:

> [Bekanntlich] ist der Dummling nicht so dumm wie er aussieht, sondern er hat nur etwas ungeschickte Manieren, er weiß nichts von der Welt und wird deßhalb verhöhnt und verachtet; aber es steckt etwas Großes in ihm und zuletzt wird er gewöhnlich Meister über alle die nicht an ihn geglaubt haben; ja, um unserem guten Schneider fast zu viele Ehre anzuthun, sogar der werthe Held Siegfrid tritt im Mährchen als Dummling auf und ärgert den Schmid, bei dem er in die Lehre geht, durch seine einfältigen Streiche. (G, 165)

Hermann Kurz entwarf geradezu ein Panoptikum von simplicianischen Gestalten. In der Originalausgabe wies er auch auf eine sprichwörtlich gewordenen Figur der Befreiungskriege hin. Als Gottlob nämlich die Zeitungsannonce aufgegeben hat, streift er ziellos aus der Stadt „und soll an jenem Abend noch bis nach Häfnerneuhausen, des famosen Röhrle Geburtsort, gerathen seien". (G, 177f.) Für den informierten Leser, der den sogenannten schwäbischen Diogenes Gottlieb Röhrle, nahe Nürtingen gebürtig, von diversen Drucken, Anekdoten und literarischen Adaptionen kannte, war unmittelbar ersichtlich, worauf Kurz hier anspielte. Wie Gottlieb ist der Held aus dem Volksschwank jüngeren Datums ein „pfiffiger, geschickter Mensch", der in seiner Einfalt zu Erfolg kommt: „Dieser soll sich in der Armee Napoleons I hervorgetan und dem Kaiser auf die Aufforderung,

---

doch half Weihenmajer getreulich mit, und beispielsweise die berühmte Proklamation an Europa von Lamartine wurde von ihm übersetzt."

355 Anm. d. Red., in: Schön 1895, S. 54.

356 So heißt es auch im Kinder- und Hausmärchen *Die weiße Taube* der Brüder Grimm ein König habe zwei kluge Söhne, „aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig [sic] und hieß nur der Dummling". Zitiert nach: J. und W. Grimm 1980, S. 343.

sich eine Gnade auszubitten, geantwortet haben, er brauche keine Gnade, habe nur seine Schuldigkeit getan; worauf Nap.: ‚Röhrle, Er ist ein Herrgottsachermenter.'" [357]

Bedeutend ist die Erzählung *Der schwäbische Merkur* insofern für das Frühwerk von Hermann Kurz, als er hier bereits implizit wie explizit an einem literarischen Programm arbeitete. Er verwies zum einen auf das soziale Milieu der Handwerker, das Kurz von seiner Heimatstadt Reutlingen und der eigenen Familie bestens kannte, über das er aber auch gezielt recherchierte. Wenige Monate vor Abschluss des letzten Buchs von *Schillers Heimatjahren* berichtete er: „Ich bin jetzt gesonnen, mich einige Wochen in Reutlingen niederzulassen, wo ich zum Ueberfluß noch ein paar Localstudien mitnehmen kann."[358] Zum anderen wurde die Darstellung der äußeren Erscheinung der Handelnden, von der sich die innere Disposition ableiten lässt, als poetisches Ziel benannt. In Verweis auf Prätexte und Vorbilder entwarf Kurz aber auch einen intertextuellen Bedeutungszusammenhang, welcher mithin der Verortung seiner Erzählungen in der literarischen Tradition diente. Obwohl der Literaturexkurs im *Schwäbischen Merkur* vordergründig als komische Einlage konzipiert ist, werden die für Kurz' Erzählwerk bedeutenden Aspekte benannt, die durchaus auf zeitgenössische Kunstverfahren wie die Genremalerei verweisen: das Interesse für den niederen sozialen Stand und eine ‚realistische' Darstellung.

Wie Kurz schrieb, sei es ein „feiner Stoff", wenn sich Hannchen, das Nähtermädchen, und Gottlob, der Schneidergesell, ineinander verliebten. Die weiteren Ausführungen gründen sich folgerichtig auf die *textus*-Metapher, die erlaubt, den Dichter mit dem Schneider zu vergleichen, da der etymologische Ursprung von ‚Text' in der Vorstellung eines in sich verwobenen Fadens, eines ‚Gewebes', zu finden ist. Wie der Schneider Personen einkleide und damit ihr äußeres Erscheinungsbild maßgeblich beeinflusse, so materialisiere und gestalte auch der Autor mithilfe des schriftlichen ‚Gewebes' sein Personal. Auf die Frage, was die Ursache dafür sei, wenn ein Mädchen auf einen Jüngling aufmerksam werde, lässt Kurz den Erzähler antworten:

357 [Art.] Rör[le], in: Schwäbisches Wörterbuch V, Sp. 400. Vgl. dazu den Druck „Kaiser Napoleon I. Bonaparte zu Pferd und württembergischer Soldat Röhrle von Häfner-Neuhausen, 1812, Napoleon zu Pferd läßt Röhrle aus Truppe hervortreten, belobigt ihn, jeweils in Uniform mit Mütze" (HStA Stuttgart, M 703 R280N13), vor allem die literarische Bearbeitung *Der Schwäbische Diogenes* über „Röhrle von Häfner-Neuhausen; der Held eines modernen Volksschwanks", (Aurbacher 1839 II, S. 210) und das später erschienene komische Epos *Der Röhrle von Häfner-Neuhausen* (1887) von Friedrich Gessler.

358 Kurz an Johann Gottfried Rau, 2./3.9.1842, DLA Marbach, A: Rau, Gottfried 78.794.

> Die Gestalt, die Haltung! und worin liegt diese? In der Kleidung, in der Kunst, die vortheilhaften Partien eines Körpers hervorzuheben und die minder glücklichen zu verstecken, in der Kunst, aus einem gemeinen Menschensohn einen Adonis zu schaffen, in den kühnen Faltenwurf eines Rocks das Anzeichen des erhabenen Geistes, in die sanften Wellenlinien des Fracks die Ahnung eines schönen Gemüths zu legen. Mit einem Wort also, wer ist die geheime Macht welche die Wesen zusammenführt, der verborgene Zauberer der die Liebenden bindet? Der Schneider! Und ihm sollte das Recht mißgönnt sein, die Empfindungen zu theilen, die er den Geschöpfen seiner Hand so reichlich zumißt? und niemand sollte sich herablassen, in die Tiefen eines Schneiderherzens zu steigen? Nein, undankbare Menschheit! so kann, so darf es nicht bleiben! die Muse hält die Wage der Gerechtigkeit: vor ihr gilt kein Ansehen der Person. Wohlan, auch der Schneider sei der Poesie vindicirt! (G, 163f.)

Da das Schneidermotiv vor allem in der Märchenliteratur zu finden ist, bezog sich Kurz in seiner Würdigung des Schneiders als poetischer Gegenstand nicht nur auf die oben beschriebene Analogie eines ‚Poeten der Wirklichkeit', sondern offensichtlich auch auf eine weniger bekannte Schrift von Wilhelm Hauff. Als Kurz von einem Schuster erzählte, dem bereits die Ehre wiederfahren sei, von der Poesie vereinnahmt zu werden, obwohl die Arbeit des Schusters mit Füßen getreten werde und das Kunstgebilde des Schneiders „die edelsten Theile des Körpers" umhüllen dürfe, dachte er an den Pariser Schustergesellen aus *Freie Stunden am Fenster* (1826). Damit ist vor allem auf den Erzählerstandpunkt von Hauffs episodischer Erzählung verwiesen – auf den Erzähler als Beobachter des Alltags. Bei Hauff erkundet er das Nachbarhaus mit einem Opernglas, um schließlich den unglücklich verliebten, weil mittellosen Schustergesellen über sein Liebesverhältnis zur Meisterstochter auszufragen. Auf eben diese Schlusspassage der Episode „Der arme Schuster" spielte Hermann Kurz in *Der schwäbische Merkur* an:

> Er will sich nicht schießen mit seinen Nebenbuhlern wie der Dragoner; er will sich nicht selbst erschießen wie der Legationsrat; er will sich nicht in seinen eigenen Sonetten ersäufen wie der Doktor; er schließt die Geliebte zum letztenmal in die Arme, wirft sein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderstab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letztenmal die Türme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen sieht; aber er denkt: es wandert noch mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit schwerer drückt als sein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet sich die Träne ab und geht.[359]

359 Hauff 1970 III, S. 92. Vgl. dazu die betreffende Stelle in *Der schwäbische Merkur*: „[Wie] rührend klingt es, wenn Wilhelm Hauff's Schuster, mit den fünf Fingern durch die Haare streichend, Abschied nimmt, um in's Reich hinauszuwandern, wo mancher arme Bursche mit Herz= und Heimweh verlassen wankt!" (G, 164)

Der Erzähler in *Freie Stunden am Fenster* entdeckt im Verhalten des Parisers, der Kapitulation vor dem Schicksal, das eigentlich Erhabene gegenüber der in unzähligen Romanen und Erzählungen dargestellten Ehrenpflicht Wohl- und Edelgeborener.

Immer wieder wird hier die Wirklichkeitswahrnehmung von der Lektüreerfahrung stimuliert, so etwa wenn die Mitbürger den melancholischen, blassen und kummervollen Beobachter, der seine Erbschaft an einen anderen verlor, als einen „Werther" ansehen:

> Wie unendlich prosaisch ist doch mein Kummer! Freilich ist mir ein Schatz gestorben; der Leipziger Magister hat ihn gewonnen. Die alte Tante ist es, der meine Melancholie gilt, der seligen Idoina, der Mitarbeiterin an der *Zeitschrift für noble und gebildete Leute*. Wie prosaisch, wie so ganz miserabel und unpoetisch.[360]

In der dichtenden Tante – gemeint ist Therese Huber (1764–1829), von 1817–1823 Schriftleiterin von *Cottas Morgenblatt* – wird das alte Pathos der Kolportageromane verkörpert, wogegen die Bewusstseinsebene des Helden auf einen nüchternen ‚Realismus' verweist. Anstelle einer überraschenden oder zusammenfassenden Schlusspointe thematisierte Hauff in der mäandernden, fragmentarischen Handlung das Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit. In einer selbstreflexiven Lesart erhob er damit die Darstellung des ‚prosaischen' Lebens jenseits pathetischer Bühneneffekte zu einem Programm ‚realistischen' Erzählens, wie es später auch Hermann Kurz entwarf.

Obwohl sich der Erzähler im *Schwäbischen Merkur* ausdrücklich zu Wort meldet, um seine Stoff- und Themenwahl zu begründen, bleibt die Bewertung des Gegenstands letztlich unbestimmt. Wie der Literaturexkurs zeigt, werden nicht allein wesentliche Kriterien der frühen Prosa von Kurz skizziert und intertextuell erfasst, sondern gleichzeitig in der Komik hyperbolisch überzeichneter Vergleiche infrage gestellt. Als Georg Herwegh, ehemals Seminarist in Maulbronn, in der Konstanzer *Deutschen Volkshalle* (9.2.1840, Nr. 30) eine Rezension der *Dichtungen* von Hermann Kurz vorlegte, die in zentralen Punkten ebenso auf die *Genzianen* bezogen werden kann, warf er den Werken von Kurz kindische Verspieltheit und bloße Idyllenmalerei vor: „Das Küchengeschirr ist immer größer, als der Koch selber." Wie aber bereits die Erzählung *Simplicissimus* zeigt, werden durch semantische Verflechtung vordergründiger Details die Charaktere jenseits eines Bewusstseinsberichts begründet und das Handlungsgeschehen motiviert. Herwegh empfand die Lektüre der Erzählungen trotzdem als unterhaltend, erheiternd und „anheimelnd" und führte dies auf etwas zurück, „das nicht Humor

360 Hauff 1970 III, S. 88. Vgl. dazu die Ausführungen in: Neuhaus 2002, S. 40–43.

und nicht Ironie ist, sondern zwischen beiden mitten inne steht […]".[361] Und so war es für ihn auch nicht abwegig, hinter der Tendenz- und Harmlosigkeit kein ästhetisches Versagen, sondern im Gegenteil eine gezielte Opposition zur literarischen Gegenwart des politischen Vormärz zu sehen, der seinerseits in wenigen, aber gewichtigen Passagen anklingt.[362] Mit dem zweiten Band der *Dichtungen* beschloss Hermann Kurz den Kreis von thematisch und motivisch vermittelten Erzählungen, Novellen, Versepen und Prosaskizzen. Herwegh rief ihn dazu auf, sich an inhaltsschwere Stoff zu wagen und dachte dabei vor allem an den großen reichsstädtischen Zyklus ‚Familiengeschichten': „Ihre Tante ist jetzt todt, Hr. Kurtz; lassen Sie dieselbe ruhen!"[363] Bis hin zu den überarbeiteten Fassungen von 1858 bildete der Reichsstadt-Zyklus aber den eigentlichen Kern von Kurz' Prosawerk und blieb für sein gesamtes Œuvre maßgeblich.

361 Herwegh 1971, S. 157.

362 Vielfach wurde die Programmatik der Erzählungen auch übersehen; so etwa vom Rezensenten der *Blätter für literarische Unterhaltung*, der schreibt, hier sei „das etwas anrüchige Wort: Gemüthlichkeit" wieder zu vollen Ehren gebracht worden. (Anonym 1837, S. 1388)

363 Herwegh 1971, S. 156. Herwegh spielt auf Clara Margarete Kenngott an, über die Kurz in der Erzählung *Liebeszauber* (später: *Das Witwenstüblein*) schrieb. Ähnlich urteilte auch Rudolf Kausler in seiner Besprechung für die *Europa* und empfahl, Kurz solle sich „nach etwas gewichtigeren Stoffen in seinen Familienarchiven umsehen." (Kausler 1840, S. 566)

IV Stadtrepublikanische Gedächtniskultur als literarisches Paradigma

1 Reutlinger Stadtgeschichte und ihre literarische Adaption (1836–1839)

Nach Erscheinen des *Simplicissimus* dachte Kurz zunächst an eine „Continuatio", denn der verantwortliche Redakteur von *Cottas Morgenblatt*, Hermann Hauff, hatte den ursprünglichen Schluss gestrichen. Schließlich entschied sich Kurz aber dafür, dass es ein „Schubladenstück" bleiben solle. An Stil und Thematik anknüpfend, arbeitete er im Mai 1836 an einem ganzen Zyklus ‚Familiengeschichten'.

> Ich habe den Protektor [*Simplicissimus*] zurückgelegt, aber nicht ad acta u. schreibe lieber gleich ein ganzes Buch sanfte Familiengeschichten, vom Urgroßvater u. der Urgroßmutter bis herab zu mir: Wenn ihr kommt so werde ich Euch ein Stück vorlegen können. Gegenwärtig bin ich am Urgroßvater u. der Urgroßmutter, rücke aber langsam vorwärts, denn ich habe zwar den Ausgang mit seinen Lichtern, kann aber den Gang nicht recht finden.[1]

Hermann Kurz' erste groß angelegte Prosaarbeit, die angebliche Geschichte der Urgroßeltern, erschien schließlich vom 1. bis 25. Juli 1836 in *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände* in zwanzig Fortsetzungen (Nr. 157–177) und entstand demnach innerhalb von zwei Monaten. Während des Drucks schrieb Hermann Kurz an Rudolf Kausler:

> Meine Familiengeschichten les' ich mit großer Erbauung Tag für Tag im Morgenblatt, denn ich habe sie so schnell hingeschmiert, daß ich keine Zeile mehr weiß. An manchen Stellen tritt mir eine sehr amüsante Unbehülflichkeit entgegen. Die Episode *Die Glocke von Attendorn* gehört nicht unter das Schlechteste: ich muß dir gestehen, ich bin über diese Sprache erstaunt. Sage du doch etwas darüber; vielleicht wirst du es aber erst später lesen – im Vereinsarchiv.[2]

Die (Titel-)Erzählung *Familiengeschichten* umfasst eine biographisch-chronikale Rahmenhandlung und die Einlageerzählungen *Die Glocke von Attendorn* sowie *Der Apostat*.

Beim Großen Stadtbrand von Reutlingen im September 1726 verloren nicht allein viele Bürger ihr Hab und Gut, auch ging die Tochter des Amtsbürgermeis-

1 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 14.5.1836, zitiert nach: Mohr 1998 IV (Hg.), S. 21.
2 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Stuttgart, 14.7.1836 (BKa).

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-007

ters verloren, die einstmals Franz, den Urgroßvater des Erzählers, hätte heiraten sollen. Dieser wird zur Zerstreuung und Vervollkommnung seines Glocken- und Feuerspritzengießerhandwerks aus der protestantischen Reichsstadt zu Meister Woltmann ins kurkölnisch-katholische Attendorn mit seinen sagenhaften Glocken (vgl. auch Kapitel III. 3) geschickt. Er verliebt sich in die Ziehtochter des Meisters. Gegen eine Heirat sprechen aber die unterschiedlichen Konfessionen, denn Katharina muss so lange als Katholikin gelten, bis ihre wahren Eltern gefunden sind. Als Franz beschließt, zu konvertieren, und Woltmann ihn mit dem abschreckenden Beispiel vom *Apostaten*, der nicht nur seine Braut, sondern auch seinen Glauben verrät, zur Vernunft bringen will, schlägt ein Blitz in den Dachstuhl des Hauses ein. Aufgrund dieses Schocks und der Bilder des Stadtbrands findet Katharina wieder zum Bewusstsein ihrer Kindertage: Sie ist es, die während des Reutlinger Stadtbrands verloren ging. Franz kann unter Einsatz seines Lebens Katharina retten und die Verwüstung der gesamten Stadt verhindern. Nachdem der Kirchturm wieder aufgebaut und neue Glocken gegossen worden sind, zieht der Attendorner Ehrenbürger mit Katharina nach Reutlingen, um ihren Eltern die Tochter zurückzubringen und sich eine Braut zu holen, denn als Reutlinger Kind ist sie protestantisch.

Im Erzählrahmen wird die Fiktion einer Schreib- oder Gesprächssituation entworfen, in der angekündigt wird, dass einige Familiengeschichten aus dem alten Reutlingen erzählt werden sollen. Er ist demnach Teil eines größer angelegten, thematischen und kompositorischen Konzepts: Unter der Gattungsformel ‚Familiengeschichten', also unter genealogischem Aspekt vermittelt und diesem Erzählrahmen untergeordnet, erschienen des Weiteren in der Buchausgabe der *Genzianen* (1837) *Wie der Großvater die Großmutter nahm* und in den *Dichtungen* der *Liebenszauber* (später: *Das Witwenstüblein)* sowie zwei Versepisteln unter dem Titel *Das Mühmchen*, ein Kommentar auf die *Großvater*-Erzählung.[3]

Obwohl die als ‚Familiengeschichten' gekennzeichneten Erzählungen vorgeben, allein die bürgerliche Privatheit in ihrer politischen Harmlosigkeit jenseits der großen Weltbegebenheiten zu poetisieren, gehen sie ästhetisch und diskursiv über das Unterhaltungsformat der belletristischen Presse hinaus. Mit Willibald Alexis Roman *Cabanis* (1832), über den Fontane sagte, darin sei „eine Famili-

3 Isolde Kurz wird ihren Vater in der Schilderung familiärer Ereignisse und Erinnerungen nachfolgen: „Wir bildeten nicht nur eine Familie, sondern eine enggeschlossene Geistesgemeinschaft, die auch in das dritte Folgegeschlecht nachwirken sollte. Aus dieser nahen Verbundenheit heraus konnte ich nicht nur die Geschichte meiner Eltern, sondern auch die der Voreltern erzählen [...]." (I. Kurz 1938, S. 37.) Vgl. dazu die diverse Familienbiographien *Hermann Kurz* (1906), *Meine Mutter* (1926) oder *Florentinische Erinnerungen* (1910).

engeschichte zum großen historischen Roman, zum Zeit- und Sittenbild des Siebenjährigen Krieges“[4] geworden oder den Familienmemoiren der *Epigonen* (1836) von Karl Immermann mit seinem ästhetischen Diskurs über die „Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt“[5], später dann mit seinen *Memorabilien* (1840–43), war die ‚Familiengeschichte‘ bereits zu einem zentralen Gegenstand der Literatur der Biedermeierzeit geworden. Der ungeahnte Erfolg des *Simplicissimus* bestätigte Kurz, in Richtung der ‚reichsstädtischen‘ Geschichten weiterzuarbeiten, gleichzeitig war er sich der engen Gestaltungsmöglichkeiten als angehender Berufsschriftsteller und neuer Autor von *Cottas Morgenblatt* durchaus bewusst, so dass er bereits nach der Vertragsunterzeichnung an Adelbert Keller schrieb: „Mit diesem M[orgenblatt] hab ich eigentlich eine zweite Stiftshistorie: sie wollen auch die Individualitäten nicht gelten lassen.“[6] Insofern galt es, beim Verfassen von Erzählungen verlegerische und adressatenbezogene Gesichtspunkte zu berücksichtigen, wobei gerade die Gestaltung einer ‚erzählten Provinz‘ charakteristisch für das Repertoire von *Cottas Morgenblatt* überhaupt werden sollte. Hermann Kurz war also nicht allein abhängig von Redaktionsentscheidungen, er trug mit seinen regionalen Erzählwelten auch zum Profil des Journals bei.[7]

Dabei betrachtete er seine ersten Texte durchaus als Vorübungen zur literarischen Großform des Romans, die er schließlich mit der Episodenfolge von *Schillers Heimatjahren* hervorbrachte. So ließ er Friedrich Schiller im Schlusskapitel des Romans auf die Frage „Was ist alle unsre Poesie?“ antworten: „Stylübung, nichts weiter“ und schließlich feststellen, man komme in Deutschland nicht „über die Familiengeschichten hinaus“ (SH III, S. 543f.). Damit wies Kurz implizit auf die personalstilistische Bedeutung seines eigenen Werks, *Schillers Heimatjahre,* hin und zeigte ein Problembewusstsein, das für die Entstehung und Entwicklung des historischen Romans charakteristisch war.[8] An Eduard Mörike schrieb er am 7. Juli 1838: „Niemand weiß so gut als ich, daß ich alles seit dem *Simplicissimus* nur in der Absicht schrieb, mir Luft zum Atmen und einen Boden

4 Theodor Fontane: Walter Scott, zitiert nach: Fontane 1959–1975 XXI.1, S. 159.

5 Immermann 1981, S. 118.

6 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 11.6.1837. Kurz hatte insgesamt 60 Louisdor Vorschuss für seinen Roman *Schillers Heimatjahre* erhalten und sollte die Schuld mit Beiträgen für *Cottas Morgenblatt* begleichen. Doch bereits seine erste Einsendung, die phantastisch-allegorische Erzählung *Die Liebe der Berge* wurde von Hermann Hauff abgelehnt.

7 Vgl. zur ‚Dorfgeschichte‘ u.ä. in *Cottas Morgenblatt* Peek 1965.

8 Explizit wird das Phänomen der ‚Interdiskursivität‘, wonach die „historische Imagination grundsätzlich auf die Faktographie des Geschichtstextes verpflichtet“ (Baßler / Brecht / Niefanger / Wunberg 1996, S. 5f.) sei, im *Sonnenwirt*.

für den Versuch höherer Plantagen zu erobern.“ (BW, 151) Er selbst reflektierte also einen werkgenetischen Zusammenhang, den auch Hermann Fischer in seinen knappen Ausführungen zum *Sonnenwirt* erfasste:

> Der Sonnenwirt ist der Gipfel in Kurz' Tätigkeit für die poetische Schilderung heimatlich-schwäbischer Zustände und Ereignisse. Die *Genzianen* von 1837 hatten einige kleine Genrebilder gegeben, deren noch mehrere später nachgefolgt sind. Es folgten 1843 *Schillers Heimatjahre*. Von da an hat Kurz den Gedanken weiterer Darstellungen nicht mehr fallen lassen. Soziale, familiäre und Bildungszustände beschäftigen ihn, neben dem Aufsuchen interessanter Charaktere, immer am meisten. (SW V, S. 7)

Mit nur wenigen Korrekturen wurde die ‚Erzählung' *Familiengeschichten*, wie sie Kurz noch in *Cottas Morgenblatt* gattungstypologisch auszeichnete, zum Korntext des ersten Erzählbands *Genzianen*. Die eingeschalteten Episoden *Die Glocke von Attendorn* und der *Apostat* verselbständigten sich in der Buchfassung, laut Inhaltsverzeichnis, zu eigenständigen Kurzerzählungen. Als Kurz die *Familiengeschichten* dann über 20 Jahre später in den *Erzählungen* unter dem Titel *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* nochmals veröffentlichte, hatte er ihre Gestalt vollkommen verändert und die zu Anfang angedachte heterogene, aber in sich geschlossene Erzählkonstruktion herausgearbeitet, die er nicht erst bei den narrativen Gesprächsszenarien der Klassiker und Romantiker beobachtete, sondern bereits bei Grimmelshausen oder Boccaccio. Und auch die weiteren ‚Familiengeschichten' wurden für den ersten Band der *Erzählungen* (1858) stark überarbeitet und unter neuem Titel in der bereits zu Anfang avisierten erzähllogischen Reihenfolge gegeben; nach der Liebesgeschichte der Urgroßeltern, folgt die der Großeltern und schließlich die der Tante Kenngott. So entstand schließlich ein großer Zyklus, der einen teils chronologischen und assoziativen, teils thematisch-motivischen Zusammenhalt zeigt.[9] Nach der Erstpublikation musste Kurz bemerkt haben, dass die gattungstypologische Verortung ‚Erzählung' den *Familiengeschichten* nicht gerecht wurde. In seinem Handexemplar von *Cottas Morgenblatt* Nr. 157 strich er die Gattungsbezeichnung und setzte dafür ein Motto, das schließlich in den *Genzianen* erschien: „O meiner Jugend Töne, / Ihr werdet

9 Die Editionsgeschichte der Erzählung *Familiengeschichten* und mit ihr die verschiedenen Fassungen dokumentieren eine für Hermann Kurz typische Tendenz, wonach der Text immer an den jeweiligen Publikationskontext angepasst wird: Wie die Erzählungen sich zum Großteil aus Anekdoten und Schwänken entwickeln, folgt ihre Editionsgeschichte selbst dieser Dynamik des Neuerzählens. Die Technik des Textarrangements aber nimmt nicht allein in den episodisch strukturierten Romanen von Hermann Kurz und in den Erzählbänden eine zentrale Rolle ein, sondern bereits in den *Gedichten* von 1836 (vgl. Kap. II.3).

wieder wach!“[10] Dieses Selbstzitat aus dem Gedicht *Die Glocken der Vaterstadt* unterstreicht nachdrücklich den familiären Kontext, den werkübergreifenden Zusammenhang und die suggestive Thematik des Zyklus. Es dient demnach nicht dazu, wie in vielen Romanen des frühen 19. Jahrhunderts, die Erzählungen in eine kulturelle Tradition zu stellen,[11] es ist eine persönliche Signatur und damit Teil einer autobiographischen Inszenierung.

Die ‚Familiengeschichten‘ bewegen sich zwischen faktualem und fiktionalem Erzählen und lassen eine erzählte Welt entstehen, in der nur unter weitreichenden Voraussetzungen unterschieden werden kann, welche der geschilderten Ereignisse und Details historische Referenzen, biographische Reminiszenzen oder intertextuelle Beziehungen aufweisen.[12] Erzähltheoretisch bedeutet dies,

10 Vgl. das Handexemplar von *Cottas Morgenblatt* im HMR (Inv.-Nr. 1988/365). Die erste Seite ist abgedruckt in: Wittkop 1988, S. 115. Bis auf wenige lexikalische Nuancierungen, typographische und orthographische Korrekturen, erschien der Text unverändert in den *Genzianen*. Ein Wiederabdruck der Erstausgabe, die allerdings in der Textgestaltung nicht streng der Vorlage folgt, ist 2013 unter dem Titel *Liebeszauber* erschienen. Die Annahme des Herausgebers, es handele sich bei den frühen Erzählungen um „Liebesgeschichten in Zeiten, in denen – damals ganz neu – die romantische Liebe als Idee gerade erst aufkam und sich in der Praxis gegen Standesschranken und gesellschaftliche Konventionen durchsetzen musste“, (Ströbele 2013, S. 7f.) trifft nur teilweise zu.

11 Vgl. Genette 2001, S. 155f.

12 Vgl. zur Familienbiographie: I. Kurz 1906 und Wittkop 1988. Die *Familiengeschichten* bieten nicht nur einen aufschlussreichen Zugang zum Frühwerk des Dichters, sondern auch zu seinem Leben – gerade in ihrer faktischen Differenz: So ist etwa, wie im Anfang der *Familiengeschichten* erzählt (G, 3ff.), der Vater Gottlieb David Kurtz (1783–1826) tatsächlich an Schwindsucht gestorben, aber nicht im Alter von 42 Jahren sondern mit 46; entsprechend schreibt Kurz, er sei acht Jahre alt gewesen und nicht zwölf. Der Vater hatte auch keinen Verwaltungsposten in der reichsstädtischen Provinz, sondern war ein anscheinend wenig erfolgreicher Kaufmann (Vgl. dazu den einzigen Beleg, die Klageschrift eines Schweizer Handlungshauses im StA Rt, Stadtschreiberei Nr. 63). In der Familie Kurtz wurde tatsächlich Schiller gelesen, wie Kurz schreibt. Christine Barbara Kurtz (1789–1830), die Tochter des akademischen Buchdruckers Wilhelm Heinrich Schramm in Tübingen, brachte Schillers Dramen *Maria Stuart* und *Die Braut von Messina* mit in die Ehe (vgl. StA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 21, Bl. 347 r.). Von den Geschwistern blieb tatsächlich nur ein Bruder am Leben, zu dem Hermann Kurz, wie in den *Familiengeschichten* beschrieben, ein mitunter wechselvolles Verhältnis hatte. Der zwei Jahre jüngere Ernst Kurtz schrieb etwa an seinen Bruder am 16.7.1834: „Sage mir doch, warum Du mir gar nicht schreibst, warum sind wir denn in der lezten Zeit einander gar fremd geworden? Sage mir überhaupt, was schuldig ist, daß wir nie recht zufrieden miteinander sind. Ich weiß gewiß, daß du mich recht sehr lieb hast, und was mich betrifft, so kann ich Dich versichern, daß ich meinen Stolz, meine Freude und Vergnügungen an Dir habe, daß ich in der ganzen Welt von vielen glücklicheren Brüdern mit keinem tauschen möchte. Was ist es nun, was sich immer feindlich zwischen uns stellt, zwischen uns, dir wir, fast ganz alleinstehend, ja am meisten zusammenhalten sollten.

dass Kurz nicht nur als Erzählerfiktion auftrat, Behauptungen über die reale Welt und ihre Geschichte formuliert, demnach für ihren Wahrheitsgehalt bürgt, oder eine fiktive Person Behauptungen aufstellen lässt, die allein in der imaginären Welt einen Anspruch auf Authentizität erheben. Vielmehr kombinierte er in diesem frühen Text beide Erzählverfahren, so dass die Fiktion einer faktualen Erzählung entstand, die grundlegend für das ‚realistische' Erzählen überhaupt war.[13] Historisch überprüfbare und belegbare Fakten sowie überlieferte Relikte werden dabei zu Zeugen der fiktiven Handlung erklärt, wie es etwa auch aus Annette von Droste-Hülshoffs Novelle *Die Judenbuche* (1842) bekannt ist: „Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken."[14]

Die Verknüpfung von historischen sowie biographischen Fakten und literarischen Fiktionen, die sich gegenseitig deuten, entfremden oder infrage stellen, lässt ein rezeptionsästhetisches Paradox entstehen. Da der Handlungsverlauf sich aus verschiedenen Motiven bekannter Prätexte zusammensetzt, kollidiert die behauptete Authentizität des Geschilderten mit dem Vorwissen des Lesers. Der Höhepunkt um die Grimmelshausen-Sage des „Glockenguss von Attendorn" markiert ganz offen, dass es sich bei der Erzählung um ein Arrangement aus Fakten und Fiktionen handelt. Demnach zielt die Erzählung auch formal auf etwas anderes als die Schilderung einer „Familiengeschichte" ab: Sie will eine lebendige Gedächtniskultur zur Darstellung bringen und dabei einem traditionellen Erzählmodell folgen, wonach „immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Personen aus der Geschichte" entnommen und „alles übrige poetisch frei zu erfinden" gepflegt wird.[15]

Du hast mir fast noch nie Dein Herz anvertraut, auch ich wollte dir schon Manches sagen, aber die äußere Kälte trieb die innere warme Stimme zurück. […]" (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3136.) Ernst ist aber nicht, wie Manfred in den *Familiengeschichten*, als Indienmissionar gestorben. Vielmehr dürfte Hermann Kurz dabei an seinen Freund Friedrich Mögling (1811–1881) gedacht haben, der sich im April 1835 in Basel zum Missionsdienst meldete (Vgl. Karl Friedrich Ledderhose: [Art.] Hermann Friedrich Mögling, in: ADB 22 (1885), S. 47–52). Bereits am 25.3.1835 schrieb Kurz an Rudolf Kausler (BKa): „Er will Missionär werden und sich von den Heiden braten und fressen lassen. Ich sagte ihm, es sei mir nicht blos recht, sondern ich befehle es sogar daß man über diese Biester die Sonnen aufgehen lasse, dazu gebe es aber Leute genug, wie auch für ein Comité des Armenvereins: aber er sagte, er sei gerade gut genug dazu."

13 Terminologische Differenzierung nach: Martinez / Scheffel [8]2009, S. 17–19.

14 Droste-Hülshoff 1978, S. 25.

15 So schrieb Friedrich Schiller bezüglich der Fragment gebliebenen dramatischen Bearbeitung des Lebens von Perkin Warbeck in einem Brief an Goethe vom 20.8.1799, zitiert nach: NA XXX, S. 86.

Teils dürfte Kurz die zum Erzähltext verflochtenen Motive und Geschehenszusammenhänge aus der Familienüberlieferung erhalten haben, teils verweisen sie auf gezielte Recherchen zur Geschichte der Reichsstad Reutlingen, zumal der Großvater als Vermittler der Stadtgeschichte bereits 1824 starb. Am 12. September 1836 sandte Hermann Kurz an Rudolf Kausler einige Aufzeichnungen, und bestätigte damit diesen Verdacht:

> Beiliegend einige abgefallene Schnipsel, die ich dir hiemit förmlich und feierlich vermacht haben will. Wenn ich dir sage, daß sie die Einleitung zu einem Gemengsel bilden sollten, woraus nachher die Familiengeschichten geworden sind, so wirst du dich über den Anfang derselben nicht mehr wundern.[16]

Die quellenorientierte Analyse kann demnach nicht nur aufschlussreiche Ergebnisse für die Produktions- und Werkästhetik von Hermann Kurz zutage bringen, sondern auch die produktiv-literarische Rezeption der Reutlinger Stadtgeschichte exemplarisch aufzeigen. Die Erzählung erweist sich dabei als ein literarisches Archiv, das Reutlinger „Denk- und Merkwürdigkeiten" sowie familien- und handwerksgeschichtliche Besonderheiten organisiert und aufbewahrt, vor allem aber tradiert. Bei aller Spontaneität der Darstellung will bereits diese erste Fassung der *reichsstädtischen Glockengießerfamilie* nicht allein Vergangenes literarisch vergegenwärtigen, sondern auch zum Sinn- und Geschichtsbildungsprozess beitragen. Sie steht am Beginn des historischen Erzählens von Hermann Kurz und gibt, wie die Sammlung der *Erzählungen* (1858) zeigt, den Rahmen für sein Gesamtwerk an historischen Erzählungen vor.

Um ein Überlieferungsszenario an der Textoberfläche abzubilden, wird gleich zu Beginn die fiktive Adressatin und explizite Leserin bzw. Zuhörerin Lucie eingeführt, die ihrerseits in der abschließenden studentischen Gegenwartserzählung *Das Wirtshaus gegenüber* selbst Teil des Handlungspersonals wird und damit auch ein Strukturmoment des gesamten *Genzianen*-Zyklus darstellt. Ob Kurz dabei an seine oben erwähnte Muse und Jugendliebe Luise Bilhuber (1811–1836) dachte (vgl. Kap. II. 4), was die Namensassonanz nahelegt, ist für die Bedeutungskonstitution unerheblich, denn bereits aus narratologischen Gründen, als Element der Leserlenkung, ist diese fiktive Leserin bzw. Zuhörerin notwendig[17] – sie motiviert die Erzählung und gibt Gelegenheit zur Reflexion. Während Lucie also die Perspektive des Rezipienten anzeigt, wird der Großvater Johannes Kurtz (1737–1824) als vorgeschaltete Erzählerfigur eingeführt, der die Geschichte der Reichsstadt Reutlingen exponiert. Wie dieser dem Erzähler „mit dem Stolz eines

16 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 12.9.1836 (BF, 67).

17 Vgl. zum literarhistorischen Überblick: Goetsch 1983.

ächten Reichsbürgers aus der früheren Geschichte der Stadt“ (G, 8) berichtete, so gibt nun der Enkel die Geschichten an seine Freundin respektive an seine Leserschaft weiter und geht dabei nicht allein von der Überlieferung aus, sondern ist selbst Teil der Überlieferungsgeschichte.

Mit der Gewissheit, dass Traditionsbildung, bei der Zentralereignisse zur allgemeinen Identitätsbildung führen, vor allem in einem Kleinstaat wie Reutlingen möglich sei, weil Traditionen „in einem so engen Kreise ein viel treueres Gedächtnis, als in der breiten Zersplitterung eines größern Staates“ (G, 9) wahren, wird die erste Erzählklammer geschlossen. Darauf folgen die historischen Wegmarken Reutlingens in einem wenige Seiten umfassenden Panoptikum politischer, religiöser und sozialer Ereignisse von der Stadtgründung durch die Staufer über die Auseinandersetzung mit Heinrich Raspe, Graf Ulrich von Württemberg während des Schwäbischen Städtekriegs, mit plündernden Truppen während des Dreißigjährigen Kriegs bis hin zum Großen Reutlinger Brand von 1726. So nähert man sich aber nicht allein Schritt für Schritt der Erzählzeit der Binnenhandlung an, gleichzeitig wird das „treue Gedächtnis“ des Stadtrepublikaners narrativ abgebildet und vergegenwärtigt als Verdichtung derjenigen Geschichte, an deren Ende der Erzähler selbst steht. Die Einordnung der Erzählepisoden in ihren Überlieferungs- und Diskurszusammenhang auf breiter Quellenbasis zeigt, dass es sich dabei tatsächlich um durchweg identitätsstiftende Momente handelt, die Reutlingen als historischen Erzählkosmos konstituieren und den „reichsstädtischen Stolz“ literarisch vermitteln, zumal die erfolglosen militärischen Ereignisse der Reutlinger Geschichte, etwa die Annexion durch Württemberg im Januar 1519 als Vorgeschichte des *Lichtenstein*, systematisch ausgespart werden.

Dafür bewegte sich der junge Hermann Kurz zunächst im positiven Raum seiner eigenen Erlebniswelt, suchte die physischen Überbleibsel der Reichsstadtzeit auf, Baurelikte, die ihre politische Funktion verloren hatten, denen aber im literarischen Erinnerungsprozess mentalitätsgeschichtliche Bedeutung zugewiesen wurde, und zeigte exemplarisch das „Gedächtnis der Orte“[18] auf.

18 Wenn Hermann Kurz etwa die Wohnstube seines Großvaters aufsucht, so gilt für ihn dasselbe, was Aleida Assmann über Goethes „Platz, auf dem ich wohne“ und „Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens“ sagt: „Beide Orte verkörpern für den Betrachter ein Gedächtnis, an dem er als Individuum zwar teilhat, das ihn jedoch bei weitem übersteigt. An diesen Orten entschränkt sich das Gedächtnis des einzelnen in Richtung auf das der Familie; und hier verschränkt sich die Lebenssphäre des einzelnen mit jenen, die zu dieser Lebenssphäre dazugehören, aber nicht mehr da sind. An beiden Orten geht individuelle Erinnerung in einer allgemeineren Erinnerung auf.“ A. Assmann 2010, S. 299f.

> So hörte ich damals schon von den Hohenstaufen reden: sie hatten das Dorf mit Mauern umgeben und in den Rang der Städte erhoben, dafür blieb ihnen die junge Stadt dankbar und wahrte ihre jungfräuliche Treue gegen die Feinde der Kaiser, bis endlich das ganze herrliche Geschlecht unterging. Ein Sturmbock, den die Bürger bei einer vergeblichen Belagerung dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe abgenommen hatten, wurde noch lange nachher als ein stolzes Denkmal der Tapferkeit und Treue gezeigt. Auch die Kirche, welche der Jungfrau Maria während der Not der Belagerung gelobt worden war, und zu deren Schiff jenes Kriegsgeräthe das Maß gegeben hatte, war eine rührende Erinnerung an die Zeiten, wo Mannhaftigkeit und frommer Glaube noch verschwistert waren. Von spätern Kriegsthaten zeugte eine Ausfallpforte an einem Thurm, den ein Vetter, ein Glockengießer, zu seiner Werkstatt gemacht hatte. (G, 9)

Ebenso wie die Mitglieder des 1833 gegründeten Hohenstaufenvereins betonten, dass die zu erhaltende Hohenstaufenkirche („Barbarossa-Kirche") ein nationales Geschichts- und Kulturdenkmal sei, „wie sehr diese Reliquie aus einer der großartigsten Zeiten der deutschen Nation es verdiene auf die Nachkommen überzugehen; wie es sich hier keineswegs um die besondere Angelegenheit irgend einer Provinz, sondern um eine allgemeine deutsche Sache handle"[19], so rückte auch Hermann Kurz die Geschichte Reutlingens mit Verweis auf die Hohenstaufen, auf das Prinzip der Reichsunmittelbarkeit, der autonomen Selbstverwaltung einerseits und Kaisertreue andererseits, in einen gesamtdeutschen Kontext.

In den Relikten materialisierten sich zunächst historische Geschehens- und Kausalzusammenhänge: So erzählt Kurz nicht vom Marktrecht, das Reutlingen von Friedrich Barbarossa erhielt, sondern von der Erhebung zur Freien Reichsstadt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation durch Friedrich II. kurz vor Ende der Stauferdynastie, die von der nach wie vor existierenden Stadtmauer repräsentiert wird.[20] Die stadtrepublikanische Unabhängigkeit von den württembergischen Fürsten begründete die verbürgte Loyalität gegenüber dem Kaiserhaus. Als Exempel wird der bis zum Stadtbrand 1726 erhaltene Sturmbock des ‚Rex clericorum' Heinrich Raspe angeführt. Die Reutlinger hatten dem Staufer nach Absetzung Friedrichs II. durch Papst Innozenz IV. die Treue gehalten und wurden infolge dessen 1247 vom Gegenkönig Raspe angegriffen:

19 Offener Brief an die Deutschen, in: Cottas Morgenblatt für gebildete Stände, 11.12.1833, Nr. 296. Auf Anregung von Eduard Keller wurde ein Verein zur Erhaltung der Barbarossakirche Hohenstaufen, „eines der wenigen Ueberbleibsel aus der Zeit des Hohenstaufischen Kaiserhauses", gegründet (vgl. dazu Maurer 2002). Zu den Mitgliedern und Unterzeichnern des Spendenaufrufs zur Restaurierung in *Cottas Morgenblatt* gehören auch viele Personen aus dem Umkreis von Hermann Kurz.

20 Vgl. zur Bedeutung der Stadtmauer Koller 1989.

> Hainricus der VII. Landgraf zu Thüringen, hat die Statt Reutlingen belagert, da haben die Bürger zu Gott gebetten umb Erlösung, dann sie waren Kaiser Friedrich dem Andern mit Gelübd verbunden. Dann er hat die Statt mit Mauren umbfangen, und haben verheissen unser Frawen ein Capell zu bawen. Alßbald ist Hainricus abgezogen, und die Stadt erledigt worden. Nochmals han sie angefangen zu bawen, wie man das Werck vor Augen siehet. Mit dieser Capell (sagt Hermann Ædituus,) wurde man fertig in 96 Jahren. Dann im Jahr 1343, am Tag des Heil. Oßwalds faßte man den vergüldten Engel auf den obersten Stein.[21]

Diese Passage aus den *Annales suevici* des Martin Crusius (1526–1607), in der Ausgabe von Johann Jacob Moser (1738), bestätigt, dass es sich dabei um ein Zentralereignis der Stadtgeschichte handelte. Hermann Kurz war das bedeutende Hauptwerk des Tübinger Historikers und Philologen bestens bekannt.[22] Das Schiff der bei glückreichem Widerstand gelobten Marienkirche wurde bemessen an der Länge des feindlichen Rammbocks, das gotische Münster wurde damit zum Symbol der ruhmreichen reichsstädtischen Vergangenheit, das noch in der Gegenwart von Hermann Kurz stadtbildprägendes Wahrzeichen war und es bis heute ist.

Die wirkungsgeschichtlich bedeutsamste militärische Auseinandersetzung, die Schlacht bei Reutlingen vom 14. Mai 1377,[23] wird dagegen mit Verweis auf die Ausfallpforte[24] nur angedeutet. Für die Sicherung des Machtmonopols und zur Bestätigung seines Sohns Wenzel hatte sich Karl IV. (1316–1378) hoch verschuldet und pflegte deswegen eine Verpfändungspolitik, die vor allem die reichsunmittelbaren Städte betraf und ihre Autonomie gefährdete. Daraufhin schlossen sich die schwäbischen Reichsstädte zur gegenseitigen Sicherung zu einem Städtebund zusammen und fanden mit der Übergabe der Reichsstadt Weil an Eberhard von Württemberg die bevorstehende Gefahr bestätigt.[25] Die aufständischen

21 Crusius 1738, 776f.

22 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Unbekannt, 3.1.1859, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3009. Hier lieferte Kurz womöglich an seinen Freund Adelbert Keller biographische Hinweise nach Vitus Müllers *Oratio de vita et obitu [...] Martini Crusii* (1608).

23 Auch zeitgenössische Reiseführer der 1830er Jahre weisen auf den Kampf gegen Graf Ulrich von Württemberg, vermittelt von Historiographie und vor allem Dichtung, als legendäres Ereignis hin: „Der Antheil Reutlingens in den Kriegen der Städte mit den Grafen von Würtemberg ist bekannt, namentlich die Schlacht bei Reutlingen, die *Ludwig Uhlands* Lied verherrlicht hat, und die Ulrich, der Sohn Eberhard des Greiners, durch einen Ueberfall von 600 Reutlinger Einwohnern, während die Ritter mit dem städtischen Heer im Treffen waren, im J. 1377 verlor; 86 adlige Ritter blieben auf dem Felde." Schwab 1960, S. 82.

24 Christoph Friedrich Gayler schrieb bereits über die Pforte: „Jenes Thor muß der Lage nach, und weil nur Ein Thor lange verschlossen war, das neue, izt Gartenthor seyn." Gayler 1840–1845 II, S. 83 FN 2.

25 Vgl. dazu u.a. Gehres 1808, S. 32ff.

Reutlinger setzten mit ihren Alliierten zu Plünderungen an, um einen Vorrat für die Belagerung ihrer Stadt anzulegen. Graf Ulrich (1343–1388), Sohn von Graf Eberhard II., württembergischer Territorialherr mit Sitz auf dem nahgelegenen Hausberg, der Achalm, wollte mit seiner Ritterschaft die Reutlinger überfallen und ihre Stadt einnehmen. Sein Plan endete in der vielfach besungenen Katastrophe, die dazu führte, dass sein Vater das Tischtuch zwischen ihnen teilte und Ulrich für ehrlos erklärte:[26]

> Aber die in der Stadt hatten sich inzwischen heimlich bewaffnet, und 600 Mann zogen aus einem unbeachteten im Frieden geschlossenen Nebenthore aus und über den Hohen=Schild, und fielen durch die südlichen Weinberge unter der Achalm dem Grafen und seinen Rittern in den Rücken.[27]

Diese Schlacht bei der 1531 abgerissenen Kapelle von St. Leonhard, wovon noch der zu Zeiten von Hermann Kurz übliche Flurname „Hinter Sankt Leonhard" (heute: Leonhardsplatz) zeugte,[28] ist nach seiner historiographischen Verbreitung und poetischen Rezeption nicht allein für das Reutlinger Selbstbewusstsein und -verständnis konstitutiv gewesen, die Schlacht von Reutlingen wurde sowohl in einem reichsstädtischen[29] als auch schwäbischen bzw. württembergischen[30] und sogar in einem mehr oder weniger globalen Kontext wahrgenommen.[31] Hermann Kurz aber benannte dieses Ereignis nur im Vorübergehen, in

26 Bis heute prägt die sieglose Schlacht bei Reutlingen das historische Bild des Grafen Ulrich von Württemberg. Vgl. etwa die Artikel in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* und *Neuen Deutschen Biographie*, die sich in der Personencharakterisierung nahezu auf dieses Ereignis beschränken: Eugen Schneider: [Art.] Ulrich, Graf von Württemberg, in: ADB 39 (1895), S. 235; Robert Uhland: [Art.] Eberhard der Greiner (Zänker), der Rauschebart, Graf von Württemberg, in: NDB 4 (1959), S. 234.

27 Gratianus 1831 I, S. 266f.

28 Vgl. etwa die vierte Abteilung „in Hinsicht auf Geschichte oder andere Ereignisse merkwürdigeren Orte oder Gegenden Württemberg's" in: Fischer 1838, S. 330.

29 Vgl. etwa die Darstellung von Schmid 1861, S. 219–223, bes. 220; Fizion 1862, S. 154f.

30 Vgl. den erstaunlichen Umfang der Schilderung in der Chronik des Martin Crusius. Die Schlacht kam demnach einer für ganz Württemberg bedeutenden historischen Wegmarke gleich. Die detaillierte Schilderung geht bis hin zu den Reaktionen der Folgezeit: „Dessentwegen auch die Reuttlinger an einige andere Städte, mit denen sie in Freundschafft stunden, geschrieben, man sollte sie vor entschuldigt halten, wann es damalen ein wenig grausam bey ihnen zugegangen." Crusius 1738, S. 950. Das ganze Sendeschreiben, das nach der Schlacht von Reutlingen verfasst wurde, um die Bündnispartner über den Hergang zu informieren, ist auch abgedruckt in: Hoffstetter 1982, S.57ff. Weitere Darstellungen u.a.: Pfaff 1818–1820 I, S. 58f. sowie Pfister 1803–1827 II, S. 139–142.

31 *Das dritt buch der Weldt beschreibung durch Sebastianum Münster auß den erfarnen Cosmographen und geschichtsschreibern gezogen und verteiitscht* vermerkt den oberschwäbischen Städ-

einer geradezu paradox wirkenden Kürze. Dabei genügte es ihm, allein auf die Ausfallpforte als einen baulichen Zeitzeugen zu verweisen, wie schon auf die Stadtmauer, den Rammbock und die Marienkirche. Und tatsächlich kann sie als metonymisch verdichtetes Symbol gesehen werden, das gerade darin bedeutsam erscheint, als seine literarische Rezeption – Ludwig Uhlands Gedicht *Die Schlacht bei Reutlingen* (1815), Teil des Zyklus *Graf Eberhard der Rauschebart*, aber auch Friedrich Schillers Kriegslied *Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg* (1782) – vorausgesetzt wird:

> Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Tor,
> Längst wob mit dichten Ranken der Efeu sich davor,
> Man hatt' es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
> Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.[32]

Indem Kurz an die berühmten Bearbeitungen des Regionalstoffs nur in Hinblick auf die Verwandtschaft erinnert, verdeutlicht er, dass es ihm nicht um die Darstellung des historischen Ereignisses geht, sondern darum, seinen Erzähler in den *Familiengeschichten* selbst als Nachfahren der schwäbischen Helden auszuweisen, so dass die Gedichte von Uhland und Schiller als Rezeptionsfunde der eigenen lebendigen Tradition gelesen werden können. Erst bei der vollkommen überarbeiteten Ausgabe der *Familiengeschichten* in Form der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie*, die auch eine andere formale Aussage konstituiert, werden beide Gedichte diskutiert (vgl. Kap. IV.2).

Von den Baurelikten und ihrem historisch überprüfbaren Konnex schließt der Erzähler auf den Charakter der Reichsstädter, schließlich seien sie „stolzes Denkmal" und „rührende Erinnerung". Wenn sie Tapferkeit, Treue, Männlichkeit und Frömmigkeit verkörpern, so werden damit Tugenden benannt, die es vom Helden der Erzählung einzulösen gilt. Der Geschichtsabriss konstruiert und konstituiert damit eine genealogische Linie bis hin zur Gegenwart der erzählten Welt, die Charaktere der Binnenerzählung, ihre Verhaltensmuster und Werte werden in der Rahmenhandlung antizipiert und historisch begründet. Gerade die Treue der Reutlinger Bürger findet sich symbolisch wieder im goldenen Engel, der auf dem Turmhelm der Marienkirche steht und die Schwurfinger in den Himmel streckt.[33]

---

tebund: „Da dieser Keyser die stett also versetzt von dem Reich / verbunden sich vierzehen stett zusammen [...]." Münster 1545, S. ccxxxiiii. Die Geschichte der Reichsstadt Reutlingen als Mitglied des oberschwäbischen Städtebunds wird demnach in der Frühen Neuzeit sogar punktuell als „Weltbegebenheit" gewertet. Auf diese Belegstelle in Münsters Chronik wies im 17. Jahrhundert hin: Fizion 1862, S. 152.

32 Uhland 1983 I, S. 235.

33 Die Handgeste des Engels, die sowohl Eid als Segen bedeuten könnte, ist umstritten, gleich-

Er wird später ein zentrales narratives Moment in der Binnenerzählung darstellen und die eigentliche Lösung der Handlung herbeiführen.

Eine weitere Arabeske führt die politische Geschichte und die Religionsfrage ein, welche in Reutlingen eine besondere Tradition verzeichnete.[34] Mit größter Begeisterung habe der Großvater von der Reutlinger Reformation gesprochen, die ein Bürger der Stadt und persönlicher Freund von Martin Luther besorgt und an der die Reutlinger Bevölkerung auch gegen Widerstand festgehalten habe. Damit ist der Theologe und Reformator Matthäus Alber (1495–1570) gemeint, der die Reutlinger am 1. Juni 1524 auf dem Marktplatz einen Eid auf das Evangelium ablegen ließ. Wie bereits bei der Schlacht von Reutlingen benannte auch hier Kurz den Reformator Alber nicht namentlich, sondern fokussierte die kurze Passage auf Charakteristika der Reutlinger Mentalität. Die Schlacht von Reutlingen habe gezeigt, dass hier „Mannhaftigkeit und frommer Glaube noch verschwistert waren" (G, 9), und so berichtet auch die Reformationsgeschichte von der „ehrenvollen Beharrlichkeit" (G, 10) der Reutlinger Bürger.

Die Reformation assoziierte Kurz mit einer Geschichte aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und knüpfte dabei die Verbindung zur Gegenwart wiederum über ein Relikt, ein immaterielles Kulturgut, das zu seiner Zeit noch viel gesungene und zur sprichwörtlichen Redensart gewordene Lied *Der Schwed ist kommen*.[35] Eine schwedische Streifpartie habe sich noch durch Plünderung bereichern wollen. Da sei aber der Bürgermeister vor die Tore der Stadt gezogen und habe im Heeresführer einen Kommilitonen aus Wittenberg wiedererkannt, so dass die Stadt, abgesehen von einer geringen Kontributionszahlung, verschont geblieben

---

wohl sie in verschiedenen Chroniken als Schwur interpretiert wurde. Vgl. Gayler 1840–1845 II, S. 286. Zur Diskussion vgl. Halbauer / Ströbele / Wanke 2010, S. 26. Zur Marienkirche Kadauke / Ehrlich 1987.

34 Vgl. zum Überblick Betz 1973. So schrieb etwa Johann Jacob Fetzer über Friedrich II. und Papst Innozenz IV.: „Mit inniger Achtung hängt der Verfasser an diesem herrlichen teutschen Kaiser, welcher seine Vaterstadt Reutlingen zur freien Reichsstadt erheben und befestigen ließ, und, den Päpsten gegenüber als der erste gekrönte Protestant anzusehen ist." (Fetzer 1830 I, S. 270) Und weiter unten: „Die Schriften von Kempis, Tauler, Geiler und Grüneberg müssen in Reutlingen fleißig gelesen worden seyn: denn bevor noch Luther gegen das Papstthum öffentlich auftrat, hatte in dieser Stadt eine Art von Reformation begonnen, und diese Erscheinung mag zum Beweise dienen, daß man in Teutschland überall die Nothwendigkeit gefühlt habe, das unwürdige päpstliche Joch zu zertrümmern." (Fetzer 1830 I, S. 370f.)

35 Der Pfarrer und Volksschriftsteller Friedrich Karl Wild wusste 1848 noch zu erzählen: „‚Der Schwed' ist kommen / Hat alles mitg'nommen!' Mit diesen Worten schaukelt fast in ganz Deutschland der Vater sein Söhnlein auf den Knien." Wild 1848, S. 1. Vgl. auch Gayler 1840–1845 II, 79ff. und [Art.] Schwede, in: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten [Taschenbuch-Ausgabe] III, S. 920f.

sei. Anders als die vorhergehenden Episoden ist hier nur eine geringe historische Übereinstimmung nachzuweisen. Ein ähnlicher Fall trug sich nämlich in der Zeit des Restitutionsedikts (1629) zu, wonach die protestantischen Reichsstädte einstmals katholische Besitztümer wieder hätten abtreten sollen. Überfallen wurden demnach die Reutlinger nicht von den protestantischen Bundesgenossen, sondern von der Katholischen Liga. Für die Umsetzung des Edikts in Schwaben und Franken war Reichsgraf Egon von Fürstenberg (1588–1635) zuständig, Unterhändler der zu dieser Zeit wehrlosen Stadt war der amtierende Syndikus Matthäus Beger (1588–1661), Großvater des Reutlinger Reformationschronisten. Beger wurde mit Kriegsbeginn „Trillmeister" der reichsstädtischen Bürgerwehr, ab 1628 war er Leutnant sowie Oberstwachtmeister und somit für die gesamte Verteidigungsarmee Reutlingens verantwortlich. Trotz seines Verhandlungsgeschicks hatte die Stadt zwar noch eine hohe Geldsumme zu zahlen, wurde allerdings – anders als das Umland – vor Verwüstung bewahrt:[36]

> In meinen Händen hab ich noch 2. Obrigkeitliche Original-Decreta, das einte vom 26. das andere vom 27. Junii 1631. wie mein Seel. Groß=Vatter der alte Burgermeister Matthæus Beger / der / unter dem Kayserl. Herrn General Graf Egon von Fürstenberg / Siegreich= aus Italien marschierender Kayserl. Armee entgegen gehen / und als unsere Stadt durch einen Trompeter und so genannten Schröck=Capitain zur Ubergab aufgefordert worden / er sich Nahmens derselbigen / gegen diese hohe Kayserl. Generalität bezeugen sollte. Wie nun aller anderer Orten / und sonderlich in Ober=Schwaben / wo man sich im geringsten opponirt / vieles mit Feuer und Schwerdt / Brand= und Plünderung verheeret und verstöret wurde / so erlangten wir hingegen auf unsere allerunterthänigste Submission, an dem Tag Petri und Pauli eine solche gnädigste Capitulation, daß Religion und Regiment / auch Leib und Leben unbekränckt / und zugleich alle Burgerliche Haab und Güter von aller Plünderung frey seyn / ohn allein / daß der Beutel eine unverschuldete Zech bezahlen sollte [...].[37]

Hermann Kurz lernte diese Quelle spätestens während der Arbeit an seiner Erzählung *Das Zauberbild* kennen, womöglich sogar diesen Passus von Beger. In der zweiten Fassung, der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie,* korrigierte er diese Episode nach den Angaben von Christoph Friedrich Gayler.[38] Mehr als

36 Vgl. Sommer 1978, bes. S. 48ff.

37 Beger 1717, S. 305ff. Diese Stelle ist der *locus classicus* für alle weiteren Chronisten. Vgl. u.a. Gratianus 1831 II, S. 309: „Bevor die Völker so nahe anrückten, wurde die Stadt Reutlingen durch einen Trompeter und sogenannten Schröck=Capitain von dem Grafen von Fürstenberg zur Uebergabe aufgefordert; man schickte daher im Namen der Stadt den alten Bürgermeister Matthäus Beger der kaiserlichen Armee entgegen, um ihre Unterwerfung zu unterhandeln, worauf sie den 29. Juli wider Erwarten die gemäßigte Capitulation erhielten." Eine Quellendiskussion findet sich bei: Gayler 1840–1845 II, S. 32ff.

38 Diese Episode könnte demnach ein Indiz dafür sein, dass Kurz jedenfalls Teile des Geschichts-

die glückliche Schicksalsfügung selbst, die „in den Erzählungen der Poeten häufiger vorzukommen pflegt“ (G, 10), wollte Kurz aber den aus ihm resultierende Brauch, am Peter- und Paulstag zum Gedenken an die „miraculose Redemption“ einen Festtag abzuhalten, und damit die lebendige Erinnerungskultur und das Geschichtsbewusstsein der Reichsstädter vorführen. Gayler schrieb, dieses Dankfest sei noch bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gefeiert worden: „Religion und bürgerliche Freiheit aber geschont zu sehen, war, zu Ehre der Alten, der Hauptbeweggrund.“[39] Und auch Hermann Kurz bemerkte, dass sich diese Sitte mit dem Andenken an die Zeit der Religionskriege verloren habe (vgl. G, 11).

Durch den Großvater lernt der Erzähler diesen städtischen Brauch aber noch kennen, Johannes wird zur performativen Reflexionsfigur des eigenen Erzählens und verdeutlicht die immer noch unbestimmte Erzählsituation: Wie der Großvater Johannes an diesem Tag in seinem Lehnstuhl gesessen, nur ein Stück Brot gegessen und durch ein Brennglas in einer Bibel von 1608 gelesen habe (vgl. G, 11), so liest jetzt gewissermaßen auch der Erzähler in den ‚Familiengeschichten‘ zum Gedenken an seine familiären Vorfahren und führt Erinnerungsorte und Rituale, zentrale Elemente der ‚konnektiven Struktur‘ (Jan Assmann) Reutlingens vor Augen, die konstitutiv waren für die Entwicklung einer originären Stadtkultur.[40]

---

abrisses der *Familiengeschichten* aus der Erinnerung niederschrieb. Womöglich hatte er sie auch gezielt pointiert umgeschrieben, denn einige Details aus diesem Kontext sind auch in den *Familiengeschichten* gegenwärtig. So etwa, dass der Bürgermeister Matthäus Beger (1588–1661), der einzige Gelehrte in der Regierung war, während sich die Verwaltung der proto-demokratisch regierten Stadt ansonsten aus den in Zünften organisierten Handwerkern zusammensetzte. Der vor allem für sein mathematisches Wissen bekannte Beger hatte seine 3000 Bände umfassende Privatbibliothek samt 300 Gulden 1652 dem Rathaus gespendet. Die „Bibliotheca Begeriana“, darunter zumeist technologische und naturwissenschaftliche Werke, wird heute verwahrt in der StB Rt. Sie war Hermann Kurz wie den meisten Reutlingern durchaus bekannt: „Die Reutlinger Bibliothek kenn’ ich wohl. Ich war einmal drei Stunden dort eingesperrt, da ich der Schließerin die Weile lang gemacht hatte.“ Hermann Kurz an Adelbert Keller, Anfang 1838 (BKe).

39 Gayler 1840–1845 II, S. 36.

40 Vgl. dazu Assmann [7]2013, S. 16: „Jede Kultur bildet etwas aus, das man ihre konnektive Struktur nennen könnte. Sie wirkt verknüpfend und verbindend, und zwar in zwei Dimensionen: der Sozialdimension und der Zeitdimension. Sie bindet den Menschen an den Mitmenschen dadurch, daß sie als ‚symbolische Sinnwelt‘ (Berger / Luckmann) einen gemeinsamen Erfahrungs-, Erwartungs- und Handlungsraum bildet, der durch seine bindende und verbindliche Kraft, Vertrauen und Orientierung stiftet.“ Dabei stiften also die Gedenktage Reutlingens eine ‚rituelle Kohärenz‘: „Das Grundprinzip jeder konnektiven Struktur ist die Wiederholung. Dadurch wird gewährleistet, daß sich die Handlungslinien nicht im Unendlichen verlaufen, sondern zu wiedererkennbaren Mustern ordnen und als Elemente einer gemeinsamen ‚Kultur‘ identifizierbar sind.“ (Assmann [7]2013, S. 17)

In scheinbar loser Folge schließt sich das Ausgangsszenario der Binnenhandlung an: „Viel erzählte er von einem schrecklichen Brande, der die Stadt im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts betroffen hat [...]." (G, 11) Dieser katastrophale Brand vom 23. bis 25. September 1726 ist, wenngleich darauf erst in der überarbeiteten zweiten Fassung hingewiesen wurde, über das Brauchtum mit dem Ereignis aus der Zeit des Restitutionsedikts vermittelt. Auch in diesen Tagen fastete die ältere Generation in Gedenken an die Katastrophe des dreitägigen Brands, der rund ein Fünftel der Stadtbauten, darunter auch Teile der Marienkirche zerstörte. Mit einer großen Lotterie- und Spendenaktion sollte damals europaweit für die Unterstützung des Wiederaufbaus geworben werden. Zu diesem Zweck entstand eine in Augsburg gedruckte Radierung mit Kupferstich von Gabriel Bodenehr in einer Auflage von 4000 Exemplaren, der das Motto „O Reutlingen. Dein Sünd, dein Brand" trägt.[41] Auf kommerziell vertriebenen Flugblättern wurde das Brandmotiv aufgegriffen und, wie üblich für das Genre, nicht allein als Sensation dargestellt, sondern auch als göttliche Läuterung gedeutet.[42]

Der Brand war das Stigma Reutlingens und machte die Stadt zu einem schwäbischen Sodom und Gomorrha. So wurde auch die Bußpredigt und Lasterschelte des Spitalpfarrers Michael Fischer *Klage, Ach und Wehe, enthalten in einem göttlichen Brieff an das Seines Schöpfers vergessene und deswegen mit Feuer hart gestraffte Reutlingen* (1726) gedruckt, ihr angehängt ein Brandbericht *Kurtzer Bericht von der entsetzlichen Feuers=Brunst, welche zu Reutlingen außgegangen und das meiste von dieser Stadt eingeäschert hat* sowie der ebenfalls gedruckte *Höchst=bestürtzt und Thränen=volle kurtze Bericht / Von der erschröcklichsten Feuers=Brunst, so in des H. Röm. Reichs=Freyer Stadt Reutlingen [...]* (1726) des damaligen Syndicus Johann Georg Beger.[43] Dialektisch gewendet, steht die Kata-

41 Bodenehr: Prosepect der Verbrandten Reichs Statt Reutlingen, wie solche Ano 1726 d. 23., 24. und 25. Sept. durch eine entsezlich wütende Feuers-Brunst bis auf etliche wenige Häuser und Gebäude in die Asche gelegt worden, Augsburg 1727 (HMR, Inv.-Nr. 994).

42 Diverse Reutlinger Branddarstellungen finden sich in Ströbele 1990, S. 49–56. Vgl. auch die historische Parallele von den Reichsstädten Reutlingen und Schwäbisch Hall bei Schwarz 1980.

43 Auch die weiteren Reutlinger Stadtchroniken changieren in der Behandlung des Brands zwischen rationaler Dokumentation und Beschreibung einer Gottesstrafe, zwischen Leichtsinn sowie fehlender Prävention und göttlicher Intervention, dem Zorn Gottes. So schrieb Johann Georg Launer in seiner handschriftlichen *Cronica der Stadt Reutlingen 1687–1738*: „Dann in dieser betriebten Stunde, welche denen verunglickten Bürgern so lange in frieschem Angedencken seyn wird, so lange noch Blut in ihren Adern quillet & ist in der Unteren Thor-Gasse in eines Schusters Hauß so unvermercket und ohne zu wissen auff waß Art und Weise, als welche sich die Himmlische Allwissenheit biß hierher noch alleine zu wissen vorbehalten hat, Feuer außgekommen [...]." (Launer 2005, S. 404) Obwohl also die Brandursache bekannt war, besaß die Feuerkatastrophe doch symbolischen Charakter. Im *Höchst=bestürtzt= und Thränen=vollen kurtzen*

strophe aber auch für die neu geweckte Frömmigkeit der Bürger, die zunächst die Marienkirche wieder errichteten, für ihre Tüchtigkeit und die solidarische Haltung der Nachbarorte sowie des Kaisers, der Steuerfreiheit zusicherte. Hermann Kurz knüpft an den Sünden-Diskurs an, indem der Erzähler einen verwandten Geistlichen benennt, der einige Zeit vor dem Brand bereits eine Bußpredigt beschlossen habe mit seherischen Worten nach Jeremia 21,12:[44] „Aber es wird dereinst ein Brand kommen, den Niemand zu löschen vermag!" (G, 12) Dabei wird implizit an die Brand-Predigt von Michael Fischer erinnert, der seine Predigt zwar über Hosea 8,14 hielt, doch die Vorrede auf Jeremia 22 bezog: „Gleich wie dorten der Hahn, welcher Petrus seines schwehren Sünden=Falls erinnern, und nach solchem zur Busse locken sollte, dreymal krähte, so ziehet da der Bußprediger Jeremias dreymal die Bußglocke und sagt: O Land, Land, Land."[45] Auch Fischer identifizierte sich also durchaus mit dem prophetischen Bußprediger, als er den Reutlingern zurief: „O Stadt, Stadt, Stadt [...]"[46]. Obwohl Hermann Kurz mit der suggerierten Verwandtschaft zum damaligen Pfarrer wieder ausdrücklich auf eine familiäre Verbindung aufmerksam machen wollte, distanzierte er sich von der religiösen Überhöhung des Ereignisses, indem er das Wunderbare, „was die damalige Denkweise in diesem Ereignis fand" (G, 13), mit dem Brand als untergegangen betrachtete: Ein Schulfreund habe im ‚alten Reutlingen' gewohnt, doch der Erzähler sei immer froh gewesen, wieder aus den engen Winkeln und niedrigen Häusern zu flüchten, „aus dem finstern Mittelalter wieder in die neue Zeit zurück" (G, 14).

Hierin deutet sich eine fundamentale Neubewertung des Brandes an, die sich vor allem mit der Person des Spätaufklärers Johann Jacob Fetzer (1760–1844) und seiner Schrift zur hundertjährigen Gedächtnisfeier *Zurückblick auf das große*

Bericht, der neben der Brandpredigt die säkulare Hauptreferenzquelle der Chronisten darstellte, leitete Beger vom Stadtbrand ab: „ja gebe GOTT! Daß nach seiner allerheiligst- und gerechtesten intention, die Hertzen und Seelen selbsten / also möchten gewonnen werden / daß sie die vornehmste Brandschuld / die Vielfältigkeit ihrer biß an das göttliche Raach-Feuer reichender unerkannter Sünden erkennen / bekennen / bereuen / und darüber wahre inniglich- und beständigfühwährende Hertzens-Busse thun / damit also den äusserst erzürnten GOTT wieder volkommen außsöhnen [...]." Zitiert nach: Beger 1976, S. 12.

44 Jeremia 21,12: „Haltet des Morgens Gericht und errettet die Beraubten aus des Frevlers Hand, auf daß mein Grimm nicht ausfahre wie ein Feuer und brenne also, das niemand löschen könne, um eures bösen Wesens willen." Die Engführung des Reutlinger Stadtbrands mit der Zerstörung Jerusalems, die bei Jeremia verhandelt wird, ist bereits in Begers Kurtzem Bericht zu finden, wonach Reutlingen einem „elenden / öd-wüst- und zerstörten Jerusalem gleich" geworden sei (nach Beger 1976, S. 11). Ebenso im Anhang zu Fischer 1726, S. 61.

45 Vgl. Fischer 1726 (ND zur Restaurierung der Marienkirche: Tübingen 1901), S. 3f.

46 Fischer 1726, S. 6.

Brand-Unglück durch welches die Stadt Reutlingen im September des Jahres 1726 in Schutt und Asche gelegt worden ist (1826, ND: Reutlingen 1998) verbindet. Der Freund von Friedrich List und Mitsenator von Johannes Kurtz hatte bereits direkt nach seiner Disputation die Broschüre *Über Brandschadens-Versicherungsanstalten. Ein patriotischer Vorschlag eines Reichsstädters* (Reutlingen/Tübingen 1783) auf Selbstkosten drucken lassen – bei Hermann Kurz' Großvater mütterlicherseits, dem akademischen Buchdrucker und berüchtigten Tübinger Nachdrucker Wilhelm Heinrich Schramm (1758–1823).[47] Darin warb er für ein Feuer-Präventionssystem, das er schließlich auch erfolgreich in den deutschen Ländern und der deutschsprachigen Schweiz vermarktete.[48] In seinem *Zurückblick* wendete sich Fetzer ausdrücklich gegen den Glauben an ein göttliches Strafgericht und suchte die Ursachen für die schnelle Ausbreitung des Reutlinger Feuers in menschlichem Versagen, in der mangelhaften Feuerfestigkeit der Häuser, an der fehlenden Reinhaltung der Wasserleitungen und an zu wenigen Löschgeräten:

> Diese Selbstverschuldung pflegt man mit Sünde in sittlicher und christlicher Beziehung zu verwechseln, und irrige Vorstellungen von der Gottheit führen uns leicht zu dem Mißgriffe, in unserm Unverstande zu behaupten, Gott habe die Sünden der Menschen bestrafen wollen, während das Unglück, welches sie betrifft, gemeiniglich eine Folge ihres Unverstandes, ihres Mangels an Aufmerksamkeit, ihrer Trägheit, vielfältig aber auch ihres Aberglaubens und Irrthums ist.[49]

Dabei dachte Fetzer vor allem an die allerorts verbreitete Losung „Dein Sünd, o Reutlingen, dein Brand" (vgl. § 17), mit der auch Hermann Kurz den Stadtbrand in seine Erzählung einführte. Nach der Radierung von Bodenehr wurden in Königsbronn Ofenplatten produziert, die zur Erinnerung an öffentlichen Gebäuden angebracht werden sollten. Wiederum ist es ein überliefertes Relikt, das die weitere Handlung motiviert und in deren imaginierter Gegenwart erzählt wird, denn auch in der Stube des Großvaters soll eine dieser Ofenplatten zu sehen gewesen sein. Zwar könnte die sich anschließende Erinnerung an den Brand auch tatsächlich, wie Kurz schrieb, vom Urgroßvater überliefert worden sein, doch lässt der Erzähler Details der bildlichen Darstellungen in seine Beschreibung einfließen und verwendete offensichtlich auch dokumentarische Darstellungen, wie nach ihm Christoph Friedrich Gayler:

47 Zu Schramm vgl. Widmann 1971, (Biographie) S. 115ff.; (Nachdruck) S. 134ff.
48 Vgl. dazu Junger 1988, S. 59ff.; Zwierlein 2011, S. 311.
49 Fetzer 1826, S. 31.

> Wer beschreibt den Jammer der Menschen! Ich will ihn nicht mit Farben der Phantasie ausmalen, sondern nur die lebendigen Sagen der Augenzeugen auftragen, welche auch durch eine in Kupfer gestochene Darstellung, und durch eine andere auf Ofenplatten, die, in Königsbronn gegossen, bis in die neueste Zeit hier zu sehen waren, mit der warnenden Überschrift: O Reutlingen, dein Sünd, dein Brand![50]

Der Urgroßvater Franz Kurtz (1710–1798) sei im Chaos des Brands mit sechs weiteren Kindern in einen Kleiderkasten eingesperrt und auf eine Anhöhe der Stadt getragen worden, wo dieser einen Tag lang stehen blieb. Damit evoziert der Erzähler einen Bildausschnitt, der sich in Bodenehrs Radierung wiederfindet und verbindet die mündliche und schriftliche Überlieferung auch mit der bildlichen, die zentral zur Gedächtnisbildung beitrug: Im Vordergrund bringen die entsetzten Bürger ihr Hab und Gut in Sicherheit und beten um Erlösung, auf dem fliegenden Blatt *Das durch die entzündete Zorn-Flamme Gottes in Staub und Asche gelegte Reuttlingen* (1726) finden sich sogar diverse Kleiderkisten, auf einem weiteren Holzschnitt ist die Wiedersehensszene von Eltern und Kind zu sehen.[51]

Fetzers *Zurückblick* ist sowohl in der Detailschilderung als auch in der motivisch-thematischen Ideensuche konstitutiv gewesen für die *Familiengeschichten*. Wie der Urgroßvater Franz mit Mut und Sachkenntnis den Brand von Attendorn löschen wird, so schreibt auch Fetzer, es sei bekannt, „daß bei Feuersbruensten Niemand unerschrockener, thätiger, fast moechte man sagen, verwegener ist, als die Reutlinger“[52]. Ausdrücklich verweist der Erzähler auch auf eine Vorlage hin: „Grauenhaft lautete die Beschreibung, wie zu der Flamme sich der Wind gesellte [...].“[53] (G, 12) Dass für die literarische Ausgestaltung des Stadtbrands nicht allein die mündlichen Erzählungen seines Großvaters zugrunde gelegt wurden, sondern auch Fetzers Erinnerungsschrift als gegenwärtig aktuellste und umfangreichste Darstellung, wird an mehreren Stellen evident. Dabei könnte auch der kurze erste Abschnitt „Geschichtliche Nachrichten vom Anfang der Stadt bis zum Jahr 1726“ für den vorangegangenen Geschichtsabriss benutzt worden sein. Kurz schrieb,

50 Gayler 1840–1845 II, S. 294.

51 Vgl. Die erbärmliche Feuers-Brunst/ welche die freye Reichs-Stadt Reutlingen im Schwabenland elendig betroffen/ den 23. Herbstmonat 1726, in: Ströbele 1990, Nr. 4.9, S. 55f.

52 Fetzer 1826, S. 16.

53 Fetzer schreibt im § 7 „Schnelle weitere Verbreitung des Feuers“: „Jetzt wandte sich plötzlich der Wind ganz um, und trieb die Flammen mit einer so unaufhaltbaren Wuth und Schnelligkeit [...].“ (Fetzer 1826, S. 16f.) Dieser Sachverhalt ist aber in allen Brandbeschreibungen zentral, so auch in Begers *Kurtzem Bericht*, wo es heißt, „des Dienstag nachts aber stieß ein solcher stürmender Würbel-Wind/ der sich zwar auch vorhin wie hernach/ immer nur nach denen noch stehenden Häusern gar vielfach gewandt und gedreht, in die hochfliegend verzehrende Flamme.“ (Beger 1976, S. 9.)

der Brand sei so groß gewesen, „dass man die Röte in der Schweiz sehen, und in einer mehrere Stunden entlegenen Stadt, wie der Großvater sich ausdrückte, ‚mitten in der Nacht einen Kreuzer vom Boden auflesen konnte'". (G, 12) Und auch im Paragraphen 15 „Blicke auf die damaligen Jammerscenen" des *Zurückblicks* ist zu lesen, dass man „in einem weiten Umkreise um die Stadt einen am Boden liegenden Kreuzer unterscheiden konnte, und selbst in Basel und Straßburg erschien der Himmel blutroth [...]".[54] Während diese Details noch zum festen Bestand der familiären und städtischen Gedächtniskultur gehört haben dürften und Fetzer selbst nicht allein schriftliche Beschreibungen, sondern auch Erzählungen von Zeitzeugen verwendete,[55] bezieht sich die Zerstörung der Reutlinger Marienkirche, die im vorherigen Paragraphen behandelt wird, auch auf sprachbildliche Besonderheiten. Fetzer erzählte, anfangs seien die Flammen „wie ein kleines Lichtlein" im Glockenstuhl sichtbar gewesen, das Holzwerk habe nicht länger der Hitze widerstehen können, die Glocken begannen sich „zu Grabe zu läuten", alles, was brennbar gewesen sei, sei „gänzlich vom Feuer aufgezehrt" worden, die Steine des Hauptgebäudes seien so durchglüht gewesen, „daß sie mehrere Tage über wie gebrannte Kalksteine, des Nachts aber wie brennende Kohlen aussahen".[56] Davon ausgehend erzählte Hermann Kurz:

> Drei Tage brannte das Feuer fort, am dritten ergriff es auch den Münsterthurm, nicht unmittelbar, denn er ragte hoch und stolz über die Häuser hinweg; aber durch die Hitze entzündete sich das Holz des Glockenstuhls, kleine Lichter liefen daran hin und her und flossen zusammen; auf einmal schlugen die Flammen zu den Bogenfenstern heraus, die Glocken bewegten sich von selbst und läuteten sich zu Grabe, in kurzer Zeit war das Holzwerk verzehrt, die Glocken herabgeschmolzen, und der Thurm stand einige Nächte lang, eine wunderbare weißglühende Feuersäule, dann aber schwarz und ausgebrannt über den Trümmern der Stadt. (G, 12f.)

Diese Passage verdeutlicht, dass Kurz' Darstellung trotz Anlehnung an eine historische Quelle, die ihrerseits durchaus literarische Ambitionen besitzt, weit über eine einfache Paraphrase hinausgeht. In schneller Bildfolge schilderte er effektvoll, akustisch gestützt vom An- und Abschwellen der Kirchenglocken, den erup-

54 Fetzer 1826, S. 25.

55 Vgl. das Vorwort Fetzer 1826, S. VIII. Überhaupt schrieb auch Fetzer aus einer ähnlichen Haltung wie Hermann Kurz, als er bemerkte, dass der vom Magistrat verordnete Buß-, Bet- und Fasttag zum Gedenken an den Brand kaum noch gepflegt werde und dies auf den Verlust der Reichsstadtautonomie zurückzuführen sei: „Ereignisse, welche das erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts herbeigeführt hatte, bei denen manches Heimische dahin welkte, verdrängten dieselbe beinahe gänzlich." Fetzer 1826, S. VI.

56 Fetzer 1826, S. 21f.

tiven Ausbruch des Feuers und die Verwandlung vom bekannten Stadtbild in eine Trümmerlandschaft, über der eine „Feuersäule", die mit Verweis auf das zweite Buch Mose an eine göttliche Himmelsgestalt denken lässt, thront.

Nachdem in einer verdichteten Geschichtsdarstellung mit teils voraussetzungsvollen Anspielungen und kurzen dokumentarischen Episoden die gesamte Reichsstadtzeit von ihrer Gründung bis zum Großen Brand von 1726, mit dem das alte Reutlingen nahezu vollständig zerstört wurde, dargestellt, sozialstrukturelle, politische und religiöse Gesichtspunkte angeschnitten und auf familiäre Zusammenhänge konzentriert wurden, spricht der Erzähler wieder die fiktive Adressatin Lucie an und beschließt damit die Rahmenhandlung sowie die zweite Lieferung für *Cottas Morgenblatt*:

> An diesen Brand knüpfen sich anmuthige Familiensagen: viele Kinder gingen verloren; sie hatten sich, ihre Eltern suchend, weit weg verlaufen, und kamen lange nachher aus fernen Ländern fremd und reich wieder zurück. Vielleicht, Lucie, erzähle ich dir einmal einige von diesen Geschichten, die dich in die Zeit der Insel Felsenburg zurückführen. (G, 12)

Der Erzähler fasst damit in nuce nicht nur seine Erzählabsicht, -form und -zeit zusammen, sondern liefert auch einen ersten großformalen Interpretationsansatz für die folgende Binnenerzählung. Die „anmutigen Familiensagen" verweisen zum einen auf die Affektwirkung, die ihnen eigen sein soll,[57] andererseits ist mit dem Begriff der ‚Sage' bereits angedeutet, dass es sich um ein zunächst mündlich tradiertes Ereignis handelt, das seinem erzählerischen Kern nach wahr ist im Sinne einer historischen Referentialität, aber nicht zwingend frei von Erfindung, Verzerrung und Umgestaltung.[58] Auch die Handlungsstruktur ist bereits vorgegeben: Beim Großen Stadtbrand gehen Kinder verloren und kehren nach einem abenteuerlichen Leben wieder glücklich zurück, das Schicksal, durch das Unglück des Brands von allem beraubt zu werden, belohne sie damit um ein Vielfaches.

Die angekündigten Geschichten sollen sich in derselben Zeit zugetragen haben wie die von Johann Gottfried Schnabel beschriebene *Wunderliche Fata einiger See=Fahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen […]* (1731).[59] Obwohl dieser intertextuelle Verweis keine interdependente Lesart im engeren

57 Und in gewisser Weise auch auf die persönliche Zielsetzung des Autors, da er selbst die Familiensagen erst hervorbringen wird; frei nach Schiller: „Anmut ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird." (NA XX, S. 255)

58 Vgl. Norbert Voorwinden: Sage, in: RLW III, S. 347.

59 Da Kurz ausdrücklich von der „Insel Felsenburg" sprach, dachte er hier an die gekürzte und neu eingeleitete Ausgabe von Ludwig Tieck, die nur wenige Jahre zuvor erschienene und beliebte *Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer* (1828).

Sinn oder gar eine Kontrafaktur nahelegt, hatte Hermann Kurz doch poetologisch und konzeptionell eine ‚reichsstädtische Robinsonade' und Stadtutopie vor Augen:[60] Der junge Erzähler, identifiziert sich, wenn auch ironisch gebrochen, mit Schnabels Erzählerfigur des 97-jährigen Julius Albertus, der ebenso wie der Glockengießersprößling seinen fiktiven Zuhörern weitschweifige Familiengeschichten erzählen möchte. Die große Reutlinger Erzählung von Hermann Kurz spielt nicht nur zu weiten Teilen gerade außerhalb der Stadtmauern, hinter dem Titel *Familiengeschichten* versteckt sich auch der sich nach der Fremde sehnende literarische Gestus der Robinsonaden. Wie Reutlingen zum reichsstädtischen Eiland wird, von dem aus die Geschichten erzählt werden und von wo aus sie ihren Lauf nehmen, so wird Reutlingen in der eigentlichen Handlung der unbewusst herbeigesehnte und schließlich überraschend erreichte Zielpunkt der Erzählung.

Selbst die geographische Verortung der Erzählung ist dabei aber nicht allein auf die Biographie des Autors zurückzuführen, Reutlingen war nämlich bereits zuvor Handlungsort einer späten Robinsonade. Im sechsten Buch der *Denk- und Glaubwürdigkeiten*, die überraschend deutliche Einblicke in die Autorintention und Werkgenese liefern, sprach Kurz von einem Roman nach Vorbild der *Insel Felsenburg*, der in der reichsstädtischen Presse, d.h. in der der Druckerei seines Vetters B. G. Kurtz, erschienen sein soll:

> Ferner schwebt mir noch ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert vor Augen, von einem Landsmann handelnd, mit Namen Hektor, der bei dem großen Brande unserer Stadt als Kind verloren ging, noch um sehr viel weiter als bis an den Bodensee geriet, und allerlei „wunderliche Fata" zu Land und Meer erlebte, bis er schiffbrüchig in ein fernes Land kam, eine Art Insel Felsenburg, wo er die Witwe des Königs heiratete und das Geschäft fortsetzte. Es schmeichelte mir doch ein wenig, einen König in meiner Sippschaft zu haben, was kaum zu bezweifeln schien, da dieselbe die ganze Stadt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßte; allein das Ausbleiben der Apanage enttäuschte mich zuletzt. Freilich wären es der königlichen Vettern und Basen an die zehntausend gewesen. (SW XI, S. 70f.)

60 So wird auch das unstimmige Verhältnis zwischen dem Titel ‚Familiengeschichten' und der Gattungsangabe ‚Erzählung' des Erstdrucks in *Cottas Morgenblatt* verständlich. Offensichtlich hatte Kurz vor, mehrere dieser im Plural angekündigten „anmutigen Familiensagen" ausgehend vom Reutlinger Stadtbrand zu schreiben. Da diese Serie aber nicht weitergeführt wurde, allein im genealogischen und geographischen Zusammenhalt des Frühwerks sich wiederfindet, etwa in weiteren reichsstädtischen Geschichten, sind bereits von Kurz selbst die eingestreuten Erzählungen, *Die Glocke von Attendorn* und *Der Apostat*, als ‚Familiengeschichten' umgedeutet worden, obwohl dieselben nach wie vor das Leben der Urgroßeltern zum Hauptgegenstand hatten. Schließlich wurde aber ein neuer summarischer Titel gewählt – *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*.

Hermann Kurz erinnerte sich zweifellos an die *Seltsamen und merkwürdigen Schicksale eines Jünglings, genannt Hektor Schkolanus, von Reutligen gebürtig, welche er von erste Jugend an, und hernach auf Reisen in Pohlen, Deutschland, Frankreich und Spanien, besonders aber auf seiner Fahrt mit einem Seeräuber um Amerika herum gehabt, da er endlich in der Südsee dieses Welttheils nebst dreyen Kameraden auf einer unbewohnten Insel von ihm verlassen worden, und nachdem noch sieben Jahr allein allda zubringen müssen. Von ihm selbst beschrieben und von dessen Freunden zum Druck befördert (Frankfurt und Leipzig 1778)*[61] eines anonymen Autors, der seine Vorrede mit den Initialen B.G.J. abkürzte. Die Autorfiktion des Hektor Schkolanus behauptet, ein Sohn der Reichsstadt Reutlingen zu sein und besitzt tatsächlich solide Kenntnisse der Reutlinger Geschichte, vor allem hinsichtlich des Stadtbrandes von 1726.[62] Wie Kurz in seiner Grimmelshau-

61 Als Nr. 82 verzeichnet bei Ullrich 1898, S. 172f. Diese späte Robinsonade aus dem Jahr 1782 ist neu erschienen als siebter Band der *Bibliotheca suevica*: Anonymus: Hektor Schkolanus, hg. und kommentiert von Inga Pohlmann, Konstanz 2003.

62 Anonymus 2003, S. 12: „*Ich, Hektor Schkolanus*, bin von Reutlingen, einer bekannten ansehnlichen Stadt in Schwaben gebürtig, und daselbst 1718 geboren worden. Mein Vater, Arnolph Schkolanus, der, wie meine Mutter, sich zur evangelischen Religion bekannte, was seiner Profeßion ein Windenmacher, und sonst in der Mechanik nicht unerfahren." Dass dieser Roman in den Messestädten Leipzig und Frankfurt erschienen ist, kann zwar nicht ausgeschlossen werden, doch verzeichnen die infrage kommenden Jahrgänge der Kataloge *Allgemeines Verzeichnis derer Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Michaelmesse [...] entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert, wieder aufgelegt worden sind, auch inskünftige noch herauskommen sollen* bzw. *Allgemeines Verzeichnis derer Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Ostermesse [...] entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert, wieder aufgelegt worden sind, auch inskünftige noch herauskommen sollen* keinen Eintrag zu Hektor Schkolanus. Wenn die Robinsonade auch nicht in Reutlingen erschienen ist, so lag womöglich ein Reutlinger (Nach-) Druck aus der Presse des Onkels vor. Die Entschlüsselung der Initialen ist bis heute nicht gelungen. Wie die weit verbreiteten Kupferstiche und fliegenden Blätter des Stadtbrands zeigen, hatte dieser durchaus eine gewisse Bekanntheit, so dass nicht zwingend ein Reutlinger als Verfasser anzunehmen ist. Sofern sich hinter B.G.J. aber ein Reutlinger Bürger verbirgt, so ließe sich die Hypothese von Brigitte Gayler (Vgl. StA Rt, Registratur A2 363.501 Schkolanus, Hektor), die Initialen seien rückwärts als J.G.B. zu lesen und es handele sich um den vermögenden und gelehrten Bürger Johann Georg Baur (31.12.1717–20.02.1803) ausgehend von Kurz weiter erhärten. Der Geburtstag Baurs fällt, geht man davon aus, dass hier der Tauftag im Jahr 1718 gemeint ist, mit den Angaben von Hektor Schkolanus zusammen. Wie Schkolanus berichtet, starb der Vater während seiner Abwesenheit in den 1730er Jahren. Ebenso starb auch Baurs Vater 1739. Die Familien Kurtz und Baur hatten mehrfach familiäre Verbindungen. Der Urgroßvater von Hermann Kurz, der in der Erzählung eingeführte Johannes Kurtz (1681–1762), Zinn- und Rotgießer, Glockengießer und Spritzenverfertiger, übernahm vermutlich die Pflege, d.h. Vormundschaft, für die Kinder von Johann Georg Baur aus erster Ehe (Vgl. StA Rt, Inventuren und Teilungen I, Nr. 915, S. 604). Der Sohn von Johann Georg Baur, der spätere Rektor der Reutlinger Lateinschule Georg Ludwig Baur

sen-Rezension und in der Miszelle im *Deutschen Familienbuch* schrieb, habe die Robinsonade die ‚realistische' Literaturtradition in Deutschland weitergeführt und ihre ästhetische Voraussetzung im *Simplicissimus* gefunden. Der ‚simplicianische' Erzähler der *Familiengeschichten* weiß über sich zu sagen: „[Ich] litt als Knabe an einem Übel, das mich mein ganzes Leben lang verfolgen wird, an der Ungeschicklichkeit." (G, 4) Und auch Hektor Schkolanus sagt über sich: „Schon in meiner Kindheit schien das Verhängniß mit mir wunderbar zu spielen, und mir gleichsam die seltsamen Schicksale, die mir in meinen männlichen Jahren bevorstunden einigermaßen zu weissagen."[63] Nachts folgt er einem Irrlicht in den Wald und fällt in einen Sumpf, darauf wird er von Pocken befallen. Als er seine Schwester, die von der Pockenkrankheit erblindet ist, spazieren führt, wird sie von einem Ochsen getötet. Ein drittes Exempel dafür, dass Hektor Schkolanus schon seit früher Kindheit vom Unglück verfolgt wird, ist die Geschichte, wie er während des Reutlinger Stadtbrands verloren geht.[64] Damit weist die Erzählung der *Familiengeschichten* mehr als Reminiszenzen zu *Hektor Schkolanus* auf. Hermann Kurz wurde dazu inspiriert, vom Großen Stadtbrand aus seinen angekündigten Erzählzyklus zu beginnen, von Reutlingen aus eine weltläufige Geschichte, eine reichsstädtische Robinsonade zu erzählen – auch wenn sie den Helden zunächst nur nach Westfalen führte. Auch wenn in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* der Hinweis auf die *Insel Felsenburg* gestrichen wurde, wird die Utopie des reichsstädtischen Eilands zuletzt noch angedeutet – „die Ringmauern der Vaterstadt schlossen ihn wieder ein" (SW IX, 56).

2 Neukonzeption und historiographische Revision des ‚Reichsstadtzyklus' *Erzählungen* (1858)

Die erweiterte und überarbeitete Fassung der *Familiengeschichten* eröffnet unter dem Titel *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* den ersten Band und geschlossenen Zyklus *Erzählungen* (1858), der auch als „selbstständiges Ganzes" beworben wurde.[65] Hermann Kurz dachte zunächst daran, die durch verstreut

(1774–1822), war verheiratet mit Henrike Salome Kurtz (1777–1829), einer Tochter des Großvaters und Tante von Hermann Kurz. Sofern Baur den *Schkolanus* geschrieben hat, könnte Hermann Kurz durchaus über die Familienüberlieferung von dessen Autorschaft erfahren haben. In den *Familiengeschichten* gibt Kurz demjenigen Mann, dessen Tochter beim Großen Stadtbrand verloren ging, den Namen: Matthäus Baur.

63 Anonymus 2003, S. 12.

64 Vgl. Anonymus 2003, S. 14f.

65 Vgl. etwa die Verlagsannonce in: Beilage zu Nr. 305 der Allgemeinen Zeitung, 31.10.1860.

erschienene Novellen und die teils satirischen Memoiren *Neun Bücher Denk-und Glaubwürdigkeiten* vermehrte Sammlung unter dem Gesamttitel „Geschichten aus einer alten Reichsstadt"[66] drucken zu lassen. Sie erschien – wie bereits *Schillers Heimatjahre* – bei Franckh in Stuttgart, obwohl die Überarbeitung seiner ausgewählten Erzählungen bereits von Carl Meidinger (1830–1861), einem Schwager von Karl Gutzkow, angestoßen worden war. Bei diesem einfallsreichen und unternehmenden Verleger des *Sonnenwirts* plante Kurz um 1855 seine gesammelten Werke herauszugeben.[67] Wie im Vorwort der *Erzählungen* zu lesen ist, soll dieser Band unmittelbar an die *Dichtungen* von 1839 anknüpfen, auch wenn der Widmungsträger K. Rudolf (Rudolf Kausler) – „O du Mittelpunkt all unsers Humors"[68] – darin einige „Pflegebefohlene" wiedererkennen werde.[69] Allem

Allein der Band *Erzählungen* wurde als geschlossener ‚reichsstädtischer' Erzählzyklus komponiert. Der zweite Band *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859) entlehnte seinen Titel den *Historien* des Herodot und ist analog zu den Reichsstadtgeschichten als Historienbuch eines „kleinen deutschen Reichbürgers" (SW XI, S. 7) zu verstehen, komplementär also zu den Büchern der „Haupt- und Staatsaktionen". Dabei versammelte Kurz neben neu entstandenen Skizzen die verstreut publizierten autobiographischen Erzählungen; so erschien etwa das „erste Buch" bereits 1847 unter dem Titel *Reise in die Welt* (Kurz 1847e) und das „zweite Buch" (Kapitel 2) erschien wohl unter dem Titel *Mein erster Preßprozess* 1846 im Karlsruher Beobachter (Nr.?). Der dritte Band *Erzählungen, Umrisse und Erinnerungen* (1861) umfasst neben den autobiographischen *Jugenderinnerungen* ebenfalls Erzählungen aus den 1830er und 40er Jahren, allerdings mit Bezug zur näheren Gegenwart, denen teils sogar ein Kommentar zum Entstehungskontext beigegeben wurde.

66 Dieser Unter- oder Bandtitel wurde bereits im Manuskript gestrichen. Vgl. das Manuskript des zweiten Erzählbands: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2767.

67 Die Werkausgabe sollte mit dem kleinen Erstlingsroman *Lisardo* beginnen, der nach vergeblicher Verlegersuche erst 1919 in Buchform erschien. Der Briefwechsel Meidinger / Kurz wurde unter Berücksichtigung des *Sonnenwirts* teilweise ausgewertet von Heynen 1913. Meidingers *Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane* (1854ff.), in der neben *Der Sonnenwirt* auch Scheffels *Ekkehard* erschien, gilt als „das wichtigste und zugleich anspruchsvollste Projekt" seiner Zeit (Goltschnigg [4]1990, S. 11). Meidinger wollte mit günstigsten Ausgaben deutscher Romane vor allem mit den zahllosen Übersetzungen konkurrieren (vgl. dazu die Rezension von Adolf Zeising in den *Blättern für literarische Unterhaltung* [Nr. 16, 13.4.1854], gedruckt in: Bucher / Hahl / Jäger / Wittmann 1981 II, S. 630–633). Kurz vor seinem Tod ging Meidinger aber Bankrott und der Verleger Otto Janke (1818–1887) kaufte die Konkursmasse auf. (Vgl. Estermann / Füssel 2003, S. 200ff.; zu Scheffel und Meidinger vgl. Wittmann 1982, S. 505ff.)

68 SW XII, 59. Ruwald, d.i. Rudolf Kausler, wird in der Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* als Ideengeber angesprochen und Berthold Auerbach schrieb am 29.11.1874 als Reaktion auf Kauslers Tod an Jakob Auerbach: „Und für Hermann Kurz war Kausler der spiritus rector." (Auerbach 1884 II, S. 232.)

69 Kurz hatte 1839 – im Vorwort der *Dichtungen* „Zueignung an einen Freund" – seinem Freund Kausler angekündigt, für lange Zeit keine ‚reichsstädtischen Geschichten' mehr vorlegen zu wollen.

Anschein nach hatte Kurz die skizzierte Konzeption eines ‚Reichsstadtzyklus' für die folgenden beiden Bände verworfen, weil die Nachfrage des Publikums zurückhaltend ausfiel:

> Die Frontveränderung im zweiten Bändchen [...] hat einen sehr einfachen Grund. Die armen Dinger im ersten waren höchstverehrlichem Publico nicht nach dem Schnabel, sind so gut wie liegen geblieben. „Hätt' ich irgend fürstliche Renten", so wäre ein 2. Band als Fortsetzung des 1. gratis verschickt worden an die „Wenigen, die bis dato etc."[70]

Der erste Band der *Erzählungen* ist aber nicht nur in ästhetischer bzw. werkgenetischer Hinsicht eine der zentralen Publikationen von Hermann Kurz, mit ihr verbindet sich auch der enge Kontakt zu Paul Heyse, mit dem zusammen er ab 1871 bis zu seinem Tod den *Deutschen Novellenschatz* und den *Novellenschatz des Auslandes* herausgab.[71]

Heyse unterstützte nicht allein die literarischen Arbeiten von Hermann Kurz zu Lebzeiten, er trug auch maßgeblich zu seiner postumen Rezeption bei.[72] Die literarhistorisch und biographisch aufschlussreiche Korrespondenz der beiden

---

70 Kurz an Kausler, Oberesslingen, 28.9.1859 (BKa). Anspielung auf Rückerts *Herbst 1833 in Neuseß* (Nr. 17): „Wer sich unter die Dichter mischt, / Den fressen die Recensenten. / Hörst du wie Bosheit, die Schlange, zischt, / Und Beifall schnattern die Enten! / Ich hätte der Welt mich nicht aufgetischt, / Hätt' ich irgend fürstliche Renten." (in: Frühlingsalmanach, hg. von Nikolaus Lenau, Stuttgart 1835, S. 285)

71 Im *Novellenschatz des Auslandes* sollte letztlich der Beweis geführt werden, „daß sich die Signatur einer Nation in Nichts so deutlich auspräge, als darin: was und wie sie erzählt." (Heyse / Kurz 1872 I, S. XI) Hermann Kurz hatte bereits 1841 die Idee zu diesem Projekt gehabt. Doch der Verleger Adolph Krabbe, für den er Übersetzungen besorgte, setzte die Pläne nicht um: „Krabbe ist ein elender Hosenscheißer. Neulich hab' ich ihm, nur im Gespräch einen Vorschlag gemacht, der für mich Bardili [Anspielung auf die „schwäbische Geistesmutter" Regina Bardili (1599–1669)] gar nicht so übel war: eine Auswahl aus der Novellistik des Auslandes zu geben, [...] und namentlich, was am meisten die Nationalität repräsentiert, so daß wir den teutschen Uebersetzungsfluten ein honettes Bette gegeben hätten." Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 5.2.1841 (BKa).

72 Bei Dichterkollegen warb Heyse regelrecht für ein Andenken an Hermann Kurz. Vgl. diverse Belegstellen im Briefwechsel mit Theodor Storm, so etwa Storm an Heyse, Husum, 22.2.1874: „In seiner Lyrik ist wohl was drin, mehr als gewöhnlich; aber ihm fehlt überall die *völlige* Herrschaft über die Sache, wie bei den „beiden Tubus". [...] Er interessirt mich *sehr*; ich hätte gern von ihm!" (Zitiert nach: Clifford 1969–1974 I (Hg.), S. 69f.) Oder bezüglich der Aufnahme von Gedichten in das *Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius* (1875): „Ich besitze von Kurtz, außer den *Genzianen* 1837 u. *Dichtungen* 1839, die 1836 bei Hallberger erschienenen *Gedichte*. K. ist mir in seiner Persönlichkeit sehr sympathisch, aber in seinen Gedichten fehlt mir überall das Letzte, was zur Aufnahme bestimmt. [...] Wissen Sie mir einige vorzuschlagen u. wo sind sie zu haben. Auch ich möchte gern zu seiner Ehre helfen." (Clifford 1969–1974 I (Hg.), S. 77)

Schriftsteller setzte ein, nachdem Heyse für das von ihm selbst redigierte *Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes* eine Rezension über die *Erzählungen* geschrieben hatte.[73] Heyse feierte einen „Meister des Stils", empfahl im Gegensatz zu der „königlich Preußischen Prosa" den süddeutschen Schriftstellern, „durch das Vorkehren provinzieller Denk= und Redeweise die Gesammtliteratur fortwährend zu erfrischen, sollte es auch auf Kosten ihrer eigenen Klassicität sein" und trug ungewollt mit seinen Ausführungen, die gerade das provinzielle Genrebild als zentrale Erscheinung der deutschen ‚Nationalliteratur' auszeichneten, zur Verklärung des Autors als Regionaldichter bei:

> Diese Erzählungen [...] sind zum größten Theil den Jugenderinnerungen des Verfassers entsprossen und spielen fast alle auf dem Boden seiner Vaterstadt Reutlingen und ihrer lieblichen Nachbarlandschaften. Wir sehen den Knaben aufwachsen in dem überkommenen Stolz auf die ehemalige freie Reichsherrlichkeit des biederen Städtchens, wir nehmen Theil an seinen Schulnöthen und Ferienwonnen, wir hören die Hüter und Pfleger seiner Jugend die schönsten und nachdenklichsten Historien, Schnurren und Märchen zum Besten geben, und in alle Gassen und Winkel sieht der milde schwäbische Himmel und der Segen der Rebenhügel tröstlich herein. Ein subjectives Behagen, eine schalkhaft wehmüthige Freudigkeit spielt um die Lippen des Erzählers, die wir so absichtslos, bequem und kräftig bei den Norddeutschen nur höchst selten antreffen.[74]

Durchaus nahm Paul Heyse wahr, dass die Erzählungen von Hermann Kurz keine unbewusst hervorgebrachten Symptome einer schwäbischen ‚Stammesart' waren, sondern reflektierte Annäherungsversuche an die eigene Erfahrungs- und Erinnerungswelt. Er umriss auch das zentrale Rezeptionsproblem der Erzählungen, als er schrieb, er gehöre zu denjenigen Lesern von Kurz, die von seiner Natur „en bloc angesprochen werden, während das Publicum im Großen und Ganzen immer nur das einzelne Kunstwerk sieht und von ihm aus zu dem Künstler durchdringen will"[75], denn erst in der Variation der Stoffe, Themen und Motive zeigt sich ihre Auswahl als literarische Herausforderung und nicht als ästhetische Beschränktheit. Das eigentliche Darstellungskalkül von Kurz benannte Heyse

73 Vgl. GW 1, S. VII. Anders als Heyse erinnerte sich Marie Kurz, dass es bereits 1858 zu einer persönlichen Bekanntschaft mit ihm gekommen sei. Vgl. Mohr 1998 IV (Hg.), S. 5: „J. G. Fischer hatte ihn uns gebracht. Er war dazumal ein bildschöner Jüngling von 23 Jahren, schon verheirathet. Eine sehr anerkennende Kritik über die Erzählungen, die er geschrieben hatte, war die Veranlassung unserer näheren Bekanntschaft."

74 Jeweils nach: Heyse 1858. Der Aufsatz wurde wiederabgedruckt in Paul Heyses *Jugenderinnerungen und Bekenntnisse* (1900).

75 Heyse 1858, S. 104.

aber nicht ausdrücklich – die literarische Inszenierung von sowohl regionaler als auch nationaler Identität und Traditionsbildung.[76]

Im Frühwerk wurde die Idee von Literatur als konstruktivem Beitrag zur Geschichtsbildung in Form unterhaltsamer Erzählungen umgesetzt. Entsprechend arbeitete Hermann Kurz diesen zentralen narrativen und poetologischen Ansatz für die Sammlung *Erzählungen* heraus. Vermittlungsinstanz blieb wiederum Reutlingen, denn alle Erzählungen, seien es Schwänke, Märchen, Sagen oder Novellen im engeren Sinn, weisen einen Bezug zur ehemaligen Reichsstadt auf, haben sie zur Erzählwelt oder nehmen von dort aus ihren Anfang. Dieser konzeptionelle Entwurf wird vielerorts evident, auch noch in der neu erzählten Sage vom „Mann im Pflug", *Das weiße Hemd,* die zunächst in keinem Zusammenhang mit Reutlingen stand:

> Es war zu einer Zeit da wunderbare Dinge in der Welt geschahen, da die abendländische Menschheit, wie ein Strom der gegen seine Quelle fließt, auf das Zauberwort eines armen Einsiedlers nach dem Morgenlande zurückwallte, Löwen schlug oder zu Hunden zähmte, auf Einen Streich Mann und Roß in zwei Stücke hieb, oder auch mit schönen Sultanstöchtern aus der Gefangenschaft entfloh, um eine heidenchristliche Doppelehe zu schließen: zu jener Zeit, berichtet die Sage, zog ein edler Ritter aus einer deutschen Reichsstadt mit Kaiser Friedrich dem Rothbart in das heilige Land. (SW X, S. 5)

Das Meistersängerlied *Vom Alexander vo Metz wie er in der Heidenschafft gefangen, unnd durch sein Frauw, auß dem pflug, inn eines Münchs gestalt, widerumb erlößt ward* (Flugblatt, 1613) wurde in verschiedenen Fassungen in den 1830er und 40er Jahren vielfach gedruckt, so etwa in Max Körners *Historischen Volkslie-*

76 Mit der Geschichte des *Sonnenwirts,* des „Verbrechers aus verlorener Ehre" Friedrich Schwan, wurde dieser poetologische Ansatz in aller Konsequenz umgesetzt, denn Kurz erklärte den von der Gesellschaft disqualifizierten Verbrecher zum Helden einer „schwäbischen Volksgeschichte". Bevor der Erzbösewicht im letzten Kapitel zur Hinrichtungsstätte geführt wird, weist er in einem Erzählerkommentar – in der sozialen Vermessung des Personalpronomens ‚Wir' – darauf hin, dass der Sonnenwirt Schwan Teil eben dieser gesellschaftlichen Figuration bleibe, die ihn zum Außenseiter mache, er sogar ein konstitutives Element ihres Selbstverständnisses und ihrer Geschichte werde: „Ein Volk aber soll seine Wahrzeichen nicht wegwerfen, und ein Wahrzeichen ist ihm nicht bloß sein Liebling, auf den es stolz ist, ein Wahrzeichen ist ihm auch der Verbrecher, dessen es sich schämt. Wir mögen ihn verwünschen und verfluchen, wir mögen ihn aus der Gesellschaft und aus dem Lande stoßen, wir mögen ihn in der Gruft des lebenslangen Kerkers begraben oder mit der Maschine töten, die uns ein wenig von der Bildung und noch mehr von der selbsttätigeren Kraft unserer Vorfahren unterscheidet – eines können wir ihm nicht nehmen, ein Gepräge können wir nicht an ihm vernichten. Wir müssen bekennen: Er war unser." (SW VII, S. 166f.)

dern aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert.[77] Obwohl sein Inhalt aus den *Deutschen Sagen* (Bd. 2, Berlin 1818, Nr. 531) der Brüder Grimm allgemein bekannt war, verarbeitete Hermann Kurz grundlegende Motive und Handlungsmuster, die allein in älteren Quellen vorkommen,[78] und versetzte die Sage in die Zeit Barbarossas und Sultan Saladins. Schließlich wurde die Erzählung in den postum erschienenen *Anmerkungen zu Volksliedern* von Ludwig Uhland neben Hoffmann von Fallerslebens Libretto *Der Mann im Pfluge* (in: Zwei Opern, Hannover 1868) als Beleg literarischer Rezeption angeführt.[79] Kurz umrahmte die Sage um Alexander von Metz mit der Geschichte des ersten Kreuzzugs, was er in der raffinierten Komposition der Einleitung – im zweifachen Erzählanfang „zu einer Zeit" bzw. „zu jener Zeit" – auf rhetorisch-syntaktischer Ebene verdeutlichte und in einem umfangreichen Anmerkungsteil zur Überlieferung des Saladin-Mythos diskutierte (vgl. E 1, S. 358f.). Die erste Fassung von *Das weiße Hemd* erschien aber bereits 1845 im *Deutschen Familienbuch* als Teil einer Reihe von deutschen Sagen älterer Zeit unter dem Titel *Das blanke Wahrzeichen*. Während hier noch „ein edler Ritter aus der deutschen Stadt Metz mit Kaiser Friedrich dem Rothbart in das heilige Land" (DF 3, 224) zog, sprach Kurz in den *Erzählungen* von einer „deutschen Reichsstadt". Metz war freilich selbst freie Reichsstadt, Kurz suggerierte aber mit diesem Lexem, es handele sich dabei um dieselbe Stadt wie in den übrigen Erzählungen, also um Reutlingen. Nicht zuletzt die Anspielung auf Uhlands *Schwäbische Kunde* (1815) verlegt die Handlung nach Schwaben. Der reichsstädtische Sagenkreis wurde, wie schon mit den *Glocke von Attendorn*, um Stoffe, Motive und Geschichtszusammenhänge erweitert. Gleichzeitig führte Kurz wiederum die idiosynkratische Dynamik der Textsorte Sage vor Augen, ihre geographische und zeitliche Assimilationstendenz.

Der großformale Aufbau des ‚Reichsstadtzyklus' erinnert an die später erschienenen *Züricher Novellen* (1876ff.) von Gottfried Keller. Der junge Herr

77 Vgl. Alexander von Metz in gsangs wyß, in: P. H. Körner 1840 (Hg.), S. 49–67. Vgl. dazu die Rezension in Menzels *Literaturblatt* (Nr. 128, 17.12.1841). Ein ähnliches Gedicht erschien im Umkreis von Kurz mit *Ain Spruch von aim Grafen* in: Keller 1855 (Hg.).

78 Als Saladin erfährt, das immer weiße Hemd seines Sklaven Alexander sei von dessen Frau gewebt und könne nur beschmutzt werden, wenn sie ihm untreu werde, schickt er einen seiner Emire, die treue Florentine zu verführen. Dieser gibt schließlich vor, ihren Mann befreien zu wollen, sofern sie seine Zuneigung erwidern würde: „Frau Florentine lächelte fein, indem sie entgegnete, wenn das Spiel so stehe, da möchte es ja geratener sein, den Gefangenen in Syrien zu lassen, denn seine Befreiung würde im Grund dem Preise, um den dieselbe erkauft sein sollte, zuwiderlaufen." (SW X, 10) Und so heißt es auch in *Alexander von Metz*: „Die frouwe sprach Kost es jm sin laeben, / oder mir min wyblich eer?" (P. H. Körner 1840 [Hg.], S. 54)

79 Vgl. Uhland 1865–1873 IV, S. 309.

Jacques lernt im Angesicht der Baurelikte Zürichs – so etwa beim Anblick des Ritterturms der Manesse[80] – die mit ihnen verbundenen und tradierten Ereignisse vergangener Zeiten als Novellenzyklus kennen. Und auch die Rahmenhandlung von *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* eröffnet nicht allein ein einzelnes Reichsstadtpanorama, die überarbeitete und deutlich erweiterte Einleitung, vor allem der summarisch-zeitraffende Chronikteil muss – wie schon im Band *Genzianen* (1837) – als einfache Erzählklammer des gesamten Zyklus der *Erzählungen* gelesen werden. Die neue Einleitung von 1858 zeichnet in einer differentialanalytischen Darstellung zur ersten Fassung mithin eine literarästhetische Entwicklungstendenz des Autors ab. Sie stellt insofern eine Revision der Originalausgabe dar, als Hermann Kurz hier offensichtlich anhand von mehr Quellmaterial seine historischen Darstellungen überprüft hatte. Außerdem verlieh er den voraussetzungsreichen historischen Verdichtungen eine didaktisch aufbereitete Deutlichkeit, entschlüsselte sie jedenfalls ansatzweise für den Leser und entwarf eine klarere Assoziationsstruktur. Dabei entstand zwar ein neues Arrangement, doch die Erzählfunktion blieb dieselbe. Auch wenn in der überarbeiteten Fassung ausdrücklich und fast wörtlich aus der inzwischen erschienenen Chronik *Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izt Königlich Württembergische Kreisstadt Reutlingen* (1840–45) von Christoph Friedrich Gayler zitiert wurde,[81] veranschaulichten die Geschichtsepisoden immer noch eine lebendige Gedächtniskultur: Der Erzähler lebe nämlich mit seinen frühesten Erinnerungen noch im alten Reich, „obschon die Stadt seiner Väter zur Zeit, als er in ihr das Licht erblickte, lang den Fall der Kaiserkrone gesehen und noch länger eine der freien Städte des Heiligen römischen Reiches zu heißen aufgehört hatte." (SW IX, 5)

Während in den *Familiengeschichten* von 1836 der Erzähler seine historischen Erläuterungen nur anhand physischer Relikte gliedert, sucht der Erzähler in der

80 „Der Junge folgte mit Aufmerksamkeit und einiger Mühe dem Finger des Alten; denn innerhalb der Wälle und Tore der Stadt stand noch eine Zahl grauer Türme der früheren Ringmauer und alter Tore, zwischen welchen jene hohen Ritterbedachungen zu suchen waren." Keller 1958–1963 II, S. 623.

81 Das Handexemplar des ersten Bands (Sig. Y 770) findet sich noch in der nahezu vollständig erhaltenen Bibliothek von Isolde Kurz (1400 Bde.), die als Depositum des Kulturamts der Stadt Stuttgart im Deutschen Literaturarchiv Marbach verwahrt wird. Sie dokumentiert nicht nur das intellektuelle Bildungsprofil der bedeutenden Schriftstellerin des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, es finden sich auch noch Bücher aus den Beständen ihres Vaters: Seine Ausgabe des *Allgemeinen deutschen Reimlexikons* (1826) von Peregrinus Syntax (Sig. Y 135), sein Exemplar (Sig. Y 730) von Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* (Göttingen ^{2}1844), diverse andere Hand- und Erstausgaben, Reprisen und weitere Materialien wie das eingelegte Lesezeichen in Gaylers *Historischen Denkwürdigkeiten*, auf dem Passagen aus Julius Brauns *Kunstgeschichte der alten Welt*, das Kurz rezensierte, vermerkt sind. Vgl. Kurz 1857b.

zweiten Fassung, in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*, diese Szenen der Vergegenwärtigung ausdrücklich in der Erinnerung auf, Begegnungen mit „Reliquien alter Herrlichkeit" (SW IX, 6), in denen der „Zwiespalt" oder die „Kluft" von württembergischer Gegenwart und reichsstädtischer Vergangenheit plastisch werden. Das Siegel S.P.Q.R. („Senatus populusque Reutlingensis") zeichnet in Verweis auf „Senatus populusque Romanus" die autonome Reichsstadt als Zentrum der Welt aus („urbs et orbis"). So habe der „reichsstädtische Geist in seiner Stärke und Schwäche unvertilgbar" (SW IX, 5) fortgelebt,[82] vor allem in dieser ersten nicht-reichsstädtischen, württembergischen Generation, zu der auch Kurz gehörte und in deren Namen er als kollektives ‚wir' schrieb. Etwa in der wettbewerbsmäßig betriebenen Suche der Knaben nach den alten Wappen des Reichsadlers wird die „reichsstädtische Romantik" (SW IX, 6) veranschaulicht, die der Erzähler retrospektiv als verklärende Konstruktion stadtrepublikanischer Identität ausweist, die in nichts anderem begründet gewesen sei als im Glauben an den „Familiengeist", an die „alten Familienmitglieder" und „Familienbräuche": „Wie konnte ich an der Ehrwürdigkeit einer Zeit zweifeln, aus welcher mein Großvater stammte, ein zu Anfang der zwanziger Jahre mehr als achtzigjähriger Greis, der noch unter Kaiser Karl VI. geboren war"; (SW IX, 6) also unter dem letzten männlichen Habsburger. Nachdrücklich benannte Kurz in der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* die Lebensform der Familie als eigentliche soziale Einheit der Reichsstadt. Über die Zünfte waren die Bürgerfamilien im städtischen Rat, „der reinsten Demokratie" (SW IX, 7), vertreten, so dass die folgenden ‚Familiengeschichten' mit der Stadtgeschichte selbst identifiziert werden konnten. Die Familie ist es aber auch, die für ein Überlieferungskontinuum sorge, denn man sei mit der Geschichte der Reichsstadt zunächst durch „mündliche Sage und Rede"

82 Vgl. dazu die Einschätzung des Topographisch-statistischen Büros, das selbst als Reaktion auf die Napoleonische Neuordnung 1820 von König Wilhelm I. eingerichtet wurde: „Der Charakter ist, gegen die gewöhnliche Ansicht, auf der Alp sanft und gefällig, mehr als im Thale. Dagegen herrscht im Thale und insbesondere in Reutlingen viel mehr Fleiß und Betriebsamkeit, als auf der Alp. Der Charakter des Reutlingers trägt noch das Gepräge früherer reichsstädtischer Verhältnisse." (Memminger 1824, S. 45; zum Topographisch-statistischen Büro: Strecker 1997). Die Quellen zeigen, dass Reutlingen von der Mediatisierung ökonomisch profitierte. Bereits 1811 bekam die ehemalige Reichsstadt als eine von sieben württembergischen Städten von König Friedrich das Prädikat „Unsere gute Stadt". Gratianus schrieb dazu: „So blühet die gute Stadt Reutlingen unter Wirtembergs Szepter in neuem Wohlstande." (Gratianus 1831 II, S. 426.) Als historische Kuriosität, die jene kulturgeschichtlich bedeutsame Identitätskrise der Reichsstädte illustriert, die mit der Mediatisierung einherging, verwies Kurz auf einen Bürgermeister, der während der Übergabe seiner Stadt an Württemberg gestorben war. Damit ist Georg Christoph Kornacher (1725–1803) gemeint, der Vater des vermeintlichen „Käthchens von Heilbronn" Lisette Klett (1773–1858), geb. Kornacher, und letzter reichsstädtischer Bürgermeister Heilbronns.

(SW IX, 8) vertraut gemacht worden als einer „lebenden Herzensgeschichte“ (SW IX, 8).

Den Geschichtsabriss der neuen Fassung präsentierte Kurz nicht mehr allein als kausale Folge, sondern als ein Stimmungsbild seiner Generation, die, von der historischen Bedeutung ihrer Heimatstadt begeistert, selbst literarische Werke nach ihrer Haltung gegenüber Reutlingen bewertet habe. Dabei steht immer die unmittelbare Identifizierung mit den reichsstädtischen Vorfahren im Vordergrund. Über den Krieg des Schwäbischen Städtebunds gegen das württembergische Fürstenhaus wird – wie bereits implizit in den *Familiengeschichten* – Friedrich Schillers *Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg* (1782) und Ludwig Uhlands Gedicht *Die Schlacht bei Reutlingen* (1815) angeführt. Diese Passage verdeutlicht, inwiefern Kurz in der Neufassung seiner Erzählung grundlegende Motive herausarbeitete. Während in der ersten Fassung noch über das Symbol des zur Glockengießerwerkstatt umfunktionierten Stadtmauerabschnitts, von wo aus das Reutlinger Heer der Ritterschaft in den Rücken fiel, eine genealogische und stadtrepublikanische Verwandtschaft angeführt wurde, explizierte Kurz diesen Gedanken einer reichsstädtischen Phylogenese in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*:

> Mit voller Parteinahme waren wir dann dabei, als die Stadt in den folgenden Zeiten, mit den anderen Städten verbündet, die „Landherren“ befehdete, und bei aller Liebe zu unserem Schiller wollte es uns doch keineswegs behagen, daß er sich vom württembergischen Parteigeiste so weit fortreißen ließ, uns „Gift kochen“ zu lassen, von welcher Kochkunst uns doch nicht das entfernteste bewußt war; doch söhnte uns das einigermaßen mit ihm aus, daß er seinen Grafen von uns „gepantscht“ nach Hause sandte. Aber Uhland mit seinen „Gerbern“ und „Färbern“ hatte es eben doch ganz anders getroffen! Über die Geschichte bei Döffingen sodann mußten wir freilich achselzuckend wegzukommen suchen. (SW IX, 8)

Schillers „Parteigeist“ gründet sich in der Erzählperspektive seiner frühesten Ballade, die ein „Kriegslied“, so der Untertitel, vorstellen und Eberhard II. von Württemberg als Kriegshelden feiern will. In der Dialektik vom Eigenen und Fremden konstituiert er eine württembergische Identität, die es nachdrücklich darzustellen gilt. Den Greiner und Rauschebart stellt Schiller an die Seite der großen römischen, französischen, englischen sowie deutschen Königs- und Kaiserhäuser (vgl. Strophe 2):

> Ihr – ihr dort aussen in der Welt
> Die Nasen eingespannt!
> Auch manchen Mann, auch manchen Held,
> Im Frieden gut, und stark im Feld
> Gebahr das Schwabenland.[83]

Dagegen wertet Kurz den territorialen Kampf gegen den Grafen aus Sicht der Reutlinger Jugend als ‚nationale' Selbstbehauptung der Reichsstädter. Wenngleich Schiller im Wesentlichen vom aufopfernden Heldentum des Grafen handelt, der seinen Soldaten während der entscheidenden Schlacht von Döffingen zuruft: „Mein Sohn ist wie ein and'rer Mann!"[84], und erst heimlich in seinem Zelt den gefallenen Sohn beweint, interessiert sich der Erzähler nicht für das Schicksal des Grafen. Schließlich mussten die Reutlinger über diese sieglose Schlacht auch „achselzuckend" hinwegkommen. Er schildert allein die Empörung über die Einschätzung der Rolle Reutlingens in dieser Auseinandersetzung – „Die Reutlinger, auf unsern Glanz / Erbittert, kochten Gift" – und die Freude über den in süddeutscher Mundart knapp geschilderten Sieg: „Er griff sie an – und siegte nicht, / Und kam gepantscht nach Haus". Damit wird „unser" Schiller, dessen lyrisches Subjekt auf seiten des württembergischen Grafen steht, selbst zum feindlichen Parteigänger seiner jungen Reutlinger Leserschaft.

Während Schiller von den redensartlichen Giftköchen schrieb, erzählte Uhlands Gedicht *Die Schlacht bei Reutlingen* von anderen Reutlinger Handwerkern, den Gerbern und Färbern:

> Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
> Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
> Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
> Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Uhland hatte das historische Bild der Schlacht von 1377 aber nicht nur „ganz anders getroffen" als Schiller, weil er die aufständische Bürgerwehr Reutlingens und ihre Kriegslist in unparteiischer orts- und sachkundiger, dramatisch erlebter Schilderung darstellte. Die namentliche Auflistung der gefallenen feindlichen Ritter oder die Verbindung des Ereignisses mit der Reutlinger Sagen- und Kulturgeschichte stellt das lyrische Ich in die Tradition der Geschichtsschreiber.[85] Statt

83 Jeweils nach: NA I, S. 128.

84 Diese Geschichte, in der Eberhard erst nach der Schlacht um seinen Sohn trauert, ist vielfach belegt und historischer Gemeinplatz. Vgl. etwa Crusius 1738, S. 3: „Eberhard, der die Betrübniß über den Tod seines Sohns während dem Treffen weißlich verborgen hatte, liesse zu Nacht dieselbe deutlich an sich spühren, und bedauerte aus Vätterlicher Liebe denselbigen als seinen eintzigen Sohn."

85 Die Hauptquelle für Uhland dürfte Crusius' *Schwäbische Chronik* gewesen sein, die vollständige Aufzählung der Todesopfer wird in vier Strophen angedeutet (vgl. Crusius 1738, S. 950). Uhland spielt auch auf die dunkle Vorzeit der Achalm an. Der etymologische Ursprung des württembergischen Grafensitzes bzw. Reutlinger Hausbergs ist umstritten: „‚Ach Allm' – stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß – / Allmächt'ger wollt' er rufen – man hieß davon das

einer volksliedhaften Chevy-Chase-Strophe wie bei Schiller wählte Uhland die ‚neue Nibelungenstrophe', um dem historischen Ereignis einen historisierenden Ton zu verleihen, den er bereits in *Des Sängers Fluch* erprobt hatte, dem gesamten Zyklus *Graf Eberhard der Rauschebart* zugrunde legte und auch von Autoren wie Theodor Fontane in *Der Tag von Hemmingstedt* (1851) gepflegt wurde.

Auch in der überarbeiteten Fassung der *Familiengeschichten* blieb die Reformationszeit ein zentraler Teil des Erzählrahmens, das 16. Jahrhundert habe dem „städtischen Nationalstolze" als „weitere Nahrung" (SW IX, 8) gedient. Die oben skizzierte Belagerung Reutlingens durch Egon von Fürstenberg – in den Familiengeschichten noch in entfremdeter Weise geschildert –, stellte Kurz in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* detailgenau nach Christoph Friedrich Gaylers Chronik *Historische Denkwürdigkeiten* (1845) dar: Bei Kurz heißt es, Reutlingen sei „vom kaiserlichen General, der vor den Toren lag, durch einen Trompeter und ‚Schröck-Kapitän' zur unbedingten Übergabe aufgefordert" (SW IX, 9) worden, während auch bei Gayler zu lesen ist, Egon habe „die Stadt durch einen Trompeter und Schröck=Kapitän auffordern"[86] lassen.

Obwohl Hermann Kurz im Anmerkungsteil der *Erzählungen* ausdrücklich darauf aufmerksam machte, er habe diverse Passagen nach Gaylers *Historischen Denkwürdigkeiten* verfasst, und sie teils wörtlicher aus der letzten großen Reutlinger Chronik entnommen sind, wurde dies bislang nicht wahrgenommen. Die Werkausgaben verzichteten auf die beigefügten Anmerkungen, nachfolgende Reprisen und Anthologien wurden offensichtlich ohne Sichtung der Originalaus-

Schloß. / Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm, / Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm." (Uhland 1983 I, S. 235) Vgl. dazu die Diskussion mit deutlichem Bezug auf Uhland („wie das Echo verklungener Bardentöne") in: Gayler 1840, S. 34f.: „Daß der Letzte vom Geschlecht, aus der brennenden Burg ausgebrochen, im Kampfe fallend gerufen habe: Ach Allm... mit brechender Stimme; worauf der Feind wieder gebaut, und die Burg darnach benannt, oder besser umgetauft habe; oder – und dieß ist die hiesige Sage – daß der Gründer Egino so gesprochen, da er vor Vollendung der Burg verschieden, – das klingt romantisch, wie das Echo verklungener Bardentöne. Aber drollig wird die Sage überboten, wenn ein Römer im Verzweiflungskampfe in fremder Zunge seinen Todesseufzer: Ach Allm... ausstößt."

86 Gayler 1840–1845 II, S. 35. Kurz selbst markierte an diversen Stellen im Text die wörtliche Wiedergabe und reflektierte damit auch die Erzähldynamik, die ihn als einen literarischen Chronisten erfasste. So heißt es auch über die Reparationszahlungen aus dem Umland für die vom Großen Brand zerstörte Stadt: „Mangel und Theuerung blieben abgewendet und die auflebenden Bürger hatten zu rühmen, daß ihnen von alle Seiten ‚ritterlich' zugeführt worden ist." (SW IX, 15) Gayler schreibt dagegen: „Auch entstand weder Mangel noch Theuerung. ‚Man hat uns ritterlich zugeführt,' sagt der Chronist." (Gayler 1840–1845 II, S. 297)

gabe herausgegeben.[87] Die Episode des Großen Reutlinger Stadtbrands ist eine literarische Bearbeitung der chronikalen Gebrauchsschrift, die ihrerseits aber in Dramaturgie und Pointierung durchaus literarische Ambitionen besitzt. In *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* wird sie mit dem ausdrücklichen Hinweis eingeführt, man feiere wie in Erinnerung an die Zeit der Konfessionskriege auch im September jeden Jahres ein Fastengedenken. Der in den *Familiengeschichten* implizite Gedanke der ‚konnektiven Struktur' zur Konstitution einer reichsstädtischen Erinnerungskultur wird gleichzeitig reflektiert, indem der Erzähler von einer „unmittelbaren Erinnerung" spricht, von der sich eine „Sitte" ableite (SW IX, 9). Wenngleich sich nach wie vor die Erzählhandlung an die Stube des Großvaters knüpft, in der die besagte Ofenplatte „Dein Sünd, dein Brand" zu sehen ist, und auch in der zweiten Fassung der Großvater als Erzähler der „anmutigen Familiensage" (SW IX, 9) impliziert ist, werden faktographische Details wie das Unglücksdatum des 23. Septembers 1726 oder historisch verbürgte Personen eingeführt, die für die Haupthandlung letztlich funktionslos sind, aber gerade in dieser entstehenden Kontingenz eine authentische Szene entstehen lassen, eine referenznahe, in sich geschlossene Erzählwelt.

> An jenem Septembertage jedoch ahnte niemand etwas von einem Strafgerichte, vielmehr war der Jahrgang so günstig gewesen, daß man wohlgemut dem herbstlichen Danksagungsfest entgegensah. Die Vorratskammern waren voll, und zum erstenmal in zwölf Friedensjahren hatte man Hoffnung, die langen Nachwehen der Kriege vollends zu überwinden. Die Glocken hatten gestern so fleißig wie immer zu der strengen Sonntagsfeier geläutet. [...] Noch vor kurzem hatte man durch einen „fremden" Schieferdecker aus Heidelberg den Engel von der Turmspitze abnehmen und neu vergoldet unter großen Feierlichkeiten wieder aufsetzen lassen. Wie sollte nicht alles im besten Stande sein?[88] (SW IX, 11)

87 So wird die Bearbeitung des Reutlinger Stadtbrands von C.F. Gayler separat [!] abgedruckt in: B. Bausinger 1996, S. 54–57; als Nacherzählung in: Rommel [6]1999, S. 71–77; als fragmentarischer, sich auf die Reutlinger Ereignisse beschränkender Abdruck in: Kurz 2009, S. 21–39. Eine Ausnahme findet sich in der Bearbeitung *Der Brand von Reutlingen* in: Geschichten aus schweren Zeiten 1909. Der anonyme Autor berücksichtigte nicht allein den Text von Hermann Kurz, sondern auch die Brandpredigt (1726) von Michael Fischer und die *Denkwürdigkeiten* von Christian Friedrich Gayler.

88 In den *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859) erzählte Kurz von einer weiteren Restaurierung, bei der auch ihm ein „Denkmal" gesetzt wurde: „Der Großvater legte nämlich zu den Urkunden, die sich im hohlen Innern des Engels befanden, ein Blatt, worauf er nach altem Herkommen seinen Anteil an der Reparatur, sowie Zahl und Namen seiner vielen Kinder und Enkel verzeichnete, und da ich unter den letzteren damals der jüngste war, so schlüpfte ich gerade noch mit in den Engel hinein. Die anderen, die später nachkamen, können sich dafür, daß es an ihnen ausgegangen ist, leicht mit dem Gedanken trösten, daß das Prytaneum, das wir Bevorzugtere bewohnen, wetterlaunisch ist und obendrein bloß vergoldet; ich aber lasse es mir trotzdem gefallen,

Zu Anfang dieser Überleitung von Erzählrahmen und Binnenhandlung erreicht die Erzählung eine Fallhöhe, die den reichen Ernteertrag, jahrelangen Frieden nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) und die Restaurierung des Engels auf dem Turmhelm, der die Lösung in der späteren Geschichte herbeiführen wird, mit der nahezu vollständigen Verwüstung des Alten Reutlingen konfrontiert. Von der scheinbaren Idylle bis hin zu ihrer Zerstörung ist sie – ohne bloße Paraphrase zu sein – Gaylers Anfang des 12. Kapitels „Der große Brand von 1726 nebst seinen nächsten Folgen" nachgebildet, das seinerseits wiederum älteren Chroniken nachempfunden ist:

> Ein schlimmer Eingang; aber man sollte vor dem großen Jammer noch schöne Hoffnung und selbst ein lustiges Schauspiel haben. Nach einem kalten Winter trat mit dem April heiterer Frühling ein; ein heißer Sommer brachte wenige, aber gute Frucht. Schon der 30. Mai zeigte blühende Trauben; um Bartholomäi waren fast alle Trauben zeitig, und um Matthäi traf man keine unreife Beere mehr; selbst die Herlinge reiften. Auch Obst gab es ziemlich viel, mehr Aepfel als Birnen. Während der Hagel sonst viel schadete, wurde Reutlingen verschont. Im Sommer wurde dem schaulustigen Publikum an eben dem Thurme, auf den sich bald der starre Blick des Jammers heftete, ein seltenes Schauspiel zu Theil. Den 31. Juli wurde durch einen von Heidelberg gebürtigen Schieferdecker, Joh. Jakob Stierlin, der sogenannte Engel von der Kirche abgenommen [...].
>
> Aber ach! Wie bald folgte dem Jubel die Wehklage![89]

Nicht nur die Brandursache, Beschaffenheit der Häuser und Elendsszenen werden ihrem Informationsgehalt nach berücksichtigt, sondern auch ihre Vermittlungs- und Überlieferungsbedingungen. Wenn Gayler sagt: „Wer beschreibt den Jammer der Menschen! Ich will ihn nicht mit Farben der Phantasie ausmalen, sondern nur die lebendigen Farben der Augenzeugen auftragen [...]"[90], bezieht sich auch Kurz auf eben jene städtische Überlieferung (vgl. SW 9, S. 12).

Zwar werden über Detailwissen Realitätseffekte installiert, dabei aber den einzelnen Gestalten und Geschehenszusammenhängen eine weitere symbolische Bedeutungsebene verliehen. So weiß der Erzähler auch über Friedrich Dürr zu berichten, der den Brand durch leichtsinnigen Umgang mit offenem Licht ausgelöst haben soll, er habe 64 Jahre zuvor einen ersten Unglücksfall gehabt, und spielt damit auf die Zerstörung Roms im Jahr 64 n. Chr. an, zumal da der Schuster mit seiner Familie aus der Stadt verbannt wurde und damit die in Rom übliche Strafe der Relegatio erfuhr. Dass der Maximilianbrunnen unversehrt blieb, mithin

---

eine Strecke, die immerhin den Ehrgeiz beschäftigen darf, da sie auf zweihundertfünfundfünfzig Werkschuh geschätzt wird, den Sternen näher gekommen zu sein." (SW XI, S. 22)

89 Gayler 1840–1845 II, S. 286.

90 Gayler 1840–1845 II, S. 294.

das Denkmal des Habsburger Kaisers, während der Kirchbrunnen mit der Plastik Friedrich II. zerstört wurde, deutet der Erzähler als historische Allegorie auf die sich ablösenden Adelsdynastien: „Das Bild des Hohenstaufen war untergegangen, das des Habsburgers war erhalten geblieben." (SW IX, 14)

Obwohl der dreitägige Brand durchaus in seiner Chronologie dargestellt wird, richtete Kurz seine Brandbeschreibung nicht nach den Ereignissen selbst. Er organisierte dieselben offensichtlich nach einem Darstellungskalkül, das bereits in den *Familiengeschichten* sichtbar wurde: Bevor die Stadt durch das Feuer in eine Trümmerstatt verwandelt wird, vergegenwärtigt Kurz ein letztes Mal das Alte Reutlingen. Der Erzähler folgt geradezu cineastisch dem Feuerlauf durch die Altstadt, hält an einzelnen Stationen zur historischen Reflexion inne, erfasst ausgedehnt Details oder verdichtet größere Ereignisse. Zäsur bleibt die Zerstörung der Marienkirche als identitätsstiftendes Symbol von Geschichte und Gegenwart Reutlingens, deren Bildkomplex gegenüber der ersten Fassung deutlich erweitert wird.[91] Die visuell und akustisch evozierten Schlaglichter der Panik und Zerstörung werden zuletzt eingetauscht gegen eine solistische Schlussszene des anthropomorphisierten Hauptakteurs, des Feuers: „Nun aber wandte es sich rächend abwärts und fraß an der Mauer eine große Strecke entlang Gassen und Gäßchen, die es noch verschont hatte, bis es zu den bereits in Asche gelegten Stadtvierteln zurückkehrend erstarb." (SW IX, 14) Die Erzählepisode wird motivisch-thematisch geschlossen, indem das von Gayler inspirierte idyllische Anfangsszenario mit der Situation drei Tage später konfrontiert wird.

> Die stehengebliebene Kapelle wurde zur Kirche gemacht; statt der Glocke rief die Trommel zum Gottesdienst, der mit einem Buß- und Fasttage begann; denn das Dankfest war mit dem Segen des Jahres dahin; man hatte die Fruchtvorräte wie Schneeflocken in den Feuersäulen umherwirbeln sehen. (SW IX, 15)

91 Hatte sich Kurz noch in den Familiengeschichten deutlich an Fetzers *Zurückblick auf das große Brand-Unglück durch welches die Stadt Reutlingen im September des Jahres 1726 in Schutt und Asche gelegt worden ist* (1826) angelehnt, zitiert er nun nahezu wörtlich aus Gaylers *Historischen Denkwürdigkeiten*, der sich seinerseits auf Michael Fischers *Brandpredigt* bzw. den *Kurtzen Bericht von der entsetzlichen Feuers=Brunst* (1727) bezieht: „Zum letztenmal bewegten sich die Glocken, aber nicht von Menschenhand; sie läuteten sich selbst zu Grabe, bis sie mit furchtbarem Krachen herabstürzten und in dem Feuerofen zerschmolzen." (SW IX, 13f.) Vgl. dazu: „Die sechs Glocken des Hauptthurms [...] nebst den dreien [...] des von seinem grünen Dache benannten grünen Thurms stürzten mit entsetzlichem Krachen herab; sie läuteten sich selbst zu Grabe, sagt die Brandpredigt, und zerschmolzen fast alle in dem Feuerofen." (Gayler 1840–1845 II, S. 290)

Zur Hauptkirche dient nicht mehr der stolze gotische Münsterbau, sondern die kleine Nikolauskapelle, in deren Nachbarschaft das Feuer ausbrach. Gleichsam erreicht der Erzähler den Ursprung des zu Beginn geschilderten reichsstädtischen Brauchtums, in den betreffenden Septembertagen jedes Jahr zu fasten. Statt des festlichen Glockengeläuts wird zum Gottesdienst getrommelt, was nicht allein auf das Einschmelzen der Glocken im Feuer zurückzuführen ist. Obwohl auch Gayler darauf hinweist,[92] kann das Trommeln auf den alten Brauch, in der Karwoche zu „ratschen" statt zu läuten, bezogen werden und damit das Schicksal Reutlingens auf die Passion Christi.

Anders als in den *Familiengeschichten* wird von der glücklichen Unterstützung durch andere Reichsstädte, Fürsten und den Kaiser, die einen schnellen Wiederaufbau der Marienkirche möglich machte, ein Aperçu abgeleitet, das die für die Binnenhandlung zentralen Tugenden des Fleißes und der Geduld antizipiert: „So baut der Mensch, was die Natur mit einem Schlage in den Staub warf, langsam wieder auf [...]." (SW IX, 15) Von dieser allgemeinen Aussage wird auf das Schicksal der betroffenen Familien und damit auf den Ururgroßvater hingewiesen, so dass zwar die Episode des Reutlinger Stadtbrands zyklisch geschlossen wird, gleichzeitig aber in die Binnenhandlung, die Geschichte der Urgroßeltern, überleitet.

Auch ein wichtiges familiengeschichtliches Detail wurde in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* eingeführt, das in der Erstausgabe nicht zu finden ist. Kurz deutet nun auf einen Streit mit dem Amtsbürgermeister über den neuen Glockenguss hin, der nicht nur in den Ratsprotokollen, sondern auch in Gaylers *Denkwürdigkeiten* dokumentiert ist:

> Nach genannter Ueberschrift ist der Glockengießer Joh. Georg Schmelz von Biberach. Heißen die Gießer da und dort in den Protokollen Schmelzlen und Schmelzler, so ist dieß nur eine dialektische Mehrzahlendung. Sie kamen mit dem Zunftmeister, Johannes Kurz, Glockengießer, der, als sie im Zwinger goßen, sich zudringen wollte, und abgewiesen, schimpfte, in Ungelegenheit; auch die Obrigkeit kam nach erhobener Klage in solche: allein die Sache wurde beigelegt.[93]

Der Vater des späteren Helden wird demnach in der bibliographisch angegebenen Quelle ausdrücklich angeführt, zu einem historiographisch verbürgten Charakter, so dass die Grenze zwischen fiktionalem und faktualem Erzählen, zwischen Stadtgeschichte und „anmutiger Familiensage", kaum mehr wahrge-

92 Vgl. Gayler 1840–1845 II, S. 299: „Die Trommelschläger besagter drei Regimenter waren es auch, welche zum Gottesdienst in der Nikolaikirche zusammen trommelten."
93 Vgl. Gayler 1840–1845 II, S. 301.

nommen werden kann. Da der Feuerbericht in *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* als Teil der Reutlinger Stadtchronik so stark verdichtet ist, dass eine szenisch-dramatische Evokation ausbleibt, verweist er doch mit seiner weithin objektiven Perspektive einerseits, seinem Darstellungskalkül andererseits, auf die literarische Gegenwart der 1850er Jahre. Otto Ludwig (1813–1865) sah unter anderem darin einen charakteristischen Zug des ‚poetischen Realismus', dass in der erzählten Welt „der Zusammenhang sichtbarer ist als in der wirklichen", sie ist also „nicht ein Stück Welt, sondern eine ganze, geschlossene, die alle ihre Bedingungen, alle ihre Folgen in sich selbst hat."[94] Nicht zuletzt in seiner Episode des brennenden und gelöschten Kirchstuhls aus *Zwischen Himmel und Erde* hatte Ludwig selbst ein Beispiel der neuen Literaturepoche vorgelegt, die vom gemeinsamen Freund Berthold Auerbach angeregte Großerzählung erschien fast gleichzeitig mit Kurz' *Sonnenwirt* 1856 bei Meidinger in Frankfurt.[95]

3 Detailrealismus und Textkomposition in den *Familiengeschichten (Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)*

Nicht allein die reichsstädtisch geprägte Erzählwelt, sondern auch die Interdependenz von Binnen- und Rahmenhandlung, die intertextuell auf eigene wie auf fremde Werke verweisen, wurde fortan charakteristisch für Hermann Kurz. Insofern ist sowohl der Geschichtszusammenhang als auch die poetische Faktur von *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* bzw. *Familiengeschichten* maßgeblich und exemplarisch für das gesamte Erzählwerk. Wie das Arrangement von Erzählrahmen, Überleitung und Binnenhandlung zentral für Werk- und Rezeptionsästhetik ist, so wird auch die eigentliche fiktionale Handlung mit ihren zwei Einlageerzählungen erst durch die Montage und Verbindung der verschiedenen Erzählebenen entwickelt. Alle Erzählkomponenten sind aber um den eigentlichen Konflikt – die Konfessionsfrage – organisiert. Während die chronikale Einleitung narrativ die reichsstädtische Vergangenheit einführt, begründet Kurz das eigentlich ‚Historische' der Binnenerzählung, mit Georg Lukács gesprochen, die „Ableitung der Besonderheit der handelnden Menschen aus der historischen Eigenart

94 Kap. „Der poetische Realismus" zitiert nach: Bucher / Hahl / Jäger / Wittmann 1981 II, S. 102.
95 Vgl. Ludwig 1856, S. 285ff: „Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das so genannte Sankt Elmsfeuer von den Thurmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehn. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. [...]"

ihrer Zeit“[96]: Wie das Problem interkonfessioneller Verbindungen zeitbedingt war, so bot auch die Option der Konversion im Bewusstseinshorizont der Akteure keinen Ausweg, allein die Erkenntnis, dass Katharina eigentlich Protestantin ist, konnte den Konflikt lösen – „Das wird ganz nach dem *instrumento pacis* gehalten: *cujus regio, ejus religio*.“ (SW IX, 153) Dabei ist aber auch die erzählte Welt der Binnenhandlung in Sprachgebrauch und Konstruktion historisch grundiert, trägt trotz des fiktionalen Handlungsgeschehens historische Züge und wurde zurecht als ‚kulturhistorische Erzählung‘ rezipiert.[97]

Hermann Kurz bildete eine Art ‚Detailrealismus‘ aus, der nicht über eine Fülle an kontingenten Informationen ein Abbild empirischer Wirklichkeitserfahrung erschloss und impressionistische Idyllen zeichnete (‚Genremalerei‘), sondern über die exakte, teils historiographisch gestützte, teils bewusst fingierte Benennung von Personen und Sachverhalten Realitätseffekte erzeugte, die über sich hinausweisen konnten. Darstellungsziel war also nicht die Fiktion der Kontingenz, sondern im Gegenteil der Entwurf eines Subtexts auf der Grundlage semantischer Spezifizierung: Es ist keine bedeutungslose Information, dass der einzige Attendorner, der neben Franz von evangelischer Konfession ist, ausgerechnet ein Leinenweber sein soll (vgl. G, 30ff.). Schließlich war der Pietismus und vor allem eine ‚oppositionelle‘ Haltung unter den Webern besonders verbreitet. Ebenso wenig ist es Zufall, dass die verloren gegangene Katharina vom Gießermeister Woltmann im Wallfahrtsort Kevelaer gefunden wird. Wenn der katholische Witwer über seine Ziehtochter sagt, „das liebe Mädchen wurde mein Trost und die Freude meines Alters“ (SW IX, 37), so wird der dort aufgestellten Statue der Gottesmutter Maria, der „Trösterin der Betrübten“, gewissermaßen ein Wunder unterschoben, das gleichzeitig im Zusammenlauf verschiedener Handlungsstränge als natürliche oder zufällige Begebenheit relativiert wird.

Von geradezu kohärenzstiftender Bedeutung ist, dass der Held Franz, um in der kurkölnischen Zeit protestantischer Diaspora seinen Glauben zu pflegen,

96 Lukács 1965, S. 23. Die Religionsfrage besaß für den jungen Hermann Kurz eine gewisse Aktualität. In ein Notizbuch schrieb er nach Mai 1838: „Glaub ja keiner daß er sich je von dem Glauben seiner Väter ganz werde frei machen können. [...] Und wie eine Aehnlichkeit im Zug des Karakters oder Temperaments durch lange Generationen dauert, so haben wir auch diese geistige Erbschaft in unserem Blut empfangen. Die Luft in der wir leben ist von diesem Stoff geschwängert, mit jedem Athemzug saugen wir etwas davon ein.“ (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1547)

97 So etwa in der DDR-Anthologie *Wanderschaft und Liebe*, erschienen bei Der Morgen (Verlag der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands): „Diese Auswahl will kein falsches Handwerksidyll preisen. Ihre Beiträge sollen das Leben der Handwerker so wiedergeben, wie es sich wirklich zugetragen hat.“ G. und K. Böttcher 1962 (Hg.), S. 529 (Nachbemerkung). Bereits auch in: Krell 1929 (Hg.).

nicht irgendein, sondern Benjamin Schmolcks (1672–1737) Erbauungsbuch zur Hand bekommt: „Schmolcke, einer der beliebtesten und gefeiertsten Dichter der evangelischen Kirche, war der Gerhardt seiner Zeit [...]“[98]. Es ist dabei zwar irrelevant, ob Kurz an eine bestimmte Publikation Schmolcks dachte, etwa an *Andächtiger Herzen Betaltar* (1720) oder an *Benjamin Schmolckens sämtliche trost- und geistreiche Schrifften* (1740–44), die bei seinem Urgroßvater Johann Heinrich Schramm erschienen waren. Kurz bezog sich hier vielmehr auf die strukturelle Grundthematik der Handlung, die vielen Werken Schmolcks ebenso gemein ist – das duldsame Leiden als Vorbedingung der Erlösung.[99] Dies wird in einem komplementären Assoziationsfeld deutlich. Bereits Franz' Mutter Dorothea sang am liebsten das bekannte Lied „Himmlische Geduld“ (G, 17), was an dieses nach der Melodie von Bachs *Was Gott tut, das ist wohlgetan* gesungene Kirchenlied Schmolcks denken lässt:

> Geduld, mein Herz! Geduld! Geduld!
> Was willst du dich denn grämen?
> Gedenk' an Gottes Vaterhuld,
> Und lerne dich bequemen;
> Sprich: Wie Gott will! Ich halte still,
> Er wird mich nicht verlassen;
> Er züchtiget mit Maßen.[100]

Bevor Dorothea ihren Mann kennenlernt, prophezeit ihr ein Winzer, der sie singen und weinen hört: „Sei ruhig, Kind! der dir jetzt Trübsal widerfahren lässt, wird dich noch in Freude führen [...].“ (G, 18) Ebenso bringt Franz seiner Katharina während des Musikunterrichts auch die „himmlische Geduld“ bei (vgl. G, 34), so dass die darauffolgende Problematik antizipiert wird. Für einen glücklichen Ausgang der Handlung wird nämlich ein geduldiges Warten notwendig sein; im Sinn von Schmolck oder Paul Gerhardt (*Geduld ist euch vonnöten*) aber kein passives, denn Franz muss sich immer wieder engagiert gegen die weltliche und geistliche Kapitulation stellen, gegen den Verrat an Eltern und Glauben.

Da sein Vater zu Anfang über die totgeglaubte Tochter des Amtsbürgermeisters (Katharina) sagt: „Ich habe immer geglaubt, mein Franz werde sie einmal zum Weibe haben“ (G, 15), legt Kurz geradezu eine göttliche Prädestination, vermittelt über mehrere Generationen, nahe, die auch durch innertextuelle wie diskursive Relationen und die damit einhergehende kohärente Tiefenstruktur

98 Koch 1847, S. 399.
99 Vgl. Binder / Richartz 1984, S. 73, sowie G. Braungart 1990.
100 Zitiert nach: Evangelischer Liederschatz 1850, S. 861.

narrativ reflektiert wird. Wenn der Erzähler in den *Familiengeschichten* erwähnt, sein Ururgroßvater stamme aus Westfalen und habe wegen eines Duells fliehen müssen (vgl. G, 8), so ist dies nicht allein ein familienbiographisches Detail. Tatsächlich kam der Urgroßvater mütterlicherseits, Johann Heinrich Philipp Schramm (1692–1776), Gründer der akademischen Buchdruckerei in Tübingen (1729), aus Petershagen an der Weser.[101] Noch im neu hinzu gedichteten Schluss zum *Tristan* sagte der poetische Erbe Gottfrieds von Straßburg, der „Tristansänger" Kurz, über sich:

> Uraltes Land von deutschem Kern,
> Nimm meinen Heimathgruß von fern,
> Land, das die Väterwiege war
> Der holden Frau, die mich gebar! (TI, 500)

Der Hinweis auf Westfalen dient in den *Familiengeschichten* als vorausdeutende Anspielung; schließlich wird ein Großteil der Erzählung im Westfälischen verortet, Attendorn, der Spielort der Haupthandlung, wird zum Schicksalssymbol für die gesamte Familie.[102]

Die genealogische Herleitung der Handlung wird im Weiteren nicht nur in sprachlich-repetitiven Besonderheiten deutlich wie dem Lieblingsfluch „Pugio" des Ururgroßvaters Johannes Kurtz (1681–1762), den der Urgroßvater Franz und Großvater Johannes in *Wie der Großvater die Großmutter nahm* ebenfalls im Wortschatz führen, sondern auch in der Doppelkonstruktion der Handlung. Bevor Kurz die Geschichte des Urgroßvaters Franz erzählt, der sich zunächst in die „schöne Regine" verliebte, schildert Kurz das Kennenlernen der Ururgroßeltern, das die Haupthandlung motiviert: Die verwaiste „arme Dorothea" schlägt den Heiratsantrag ihres Vormunds aus und muss sich als Hirtin verdingen. Allein in ihren Liedern findet sie Trost. Die „tückische Judith", Regines Mutter und leibliche Tochter des Vormunds, verspottet ihr Elend und ihre Frömmigkeit, nennt die „Himmlische Geduld" ein Schelmenlied. Doch Dorothea wird belohnt: Der Ururgroßvater, der durch die Niederlande, Frankreich und Spanien gereist war, „um die damals neuen Verbesserungen in der Glocken- und Spritzengießerkunst aus dem Grunde zu lernen" (G, 19), nimmt sie nach seiner Rückkehr nach Reut-

101 Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Mohr de Sylva 1967, S. 16, sowie Widmann 1971, S. 115ff.

102 Da die Episode vom Glockenguss zu Attendorn aus der simplicianischen Schrift *Rathstübel Plutonis* entnommen wurde, so kann auch vermutet werden, dass Kurz bei der Flucht aus Westfalen an Simplicius Simplicissimus als Jäger von Soest dachte. Der Erzähler ist damit, wie im Vorwort der *Genzianen* angekündigt, jedenfalls ein mittelbarer simplicianischer „Nachfahre".

lingen zur Frau. Als der Urgroßvater erfährt, dass Franz unglücklich in Regine verliebt ist, schickt er ihn auf Wanderschaft nach Attendorn, wo sich sein familiär bestimmtes Schicksal erfüllen wird:

> „Pugio! [...] was fällt dem Burschen ein? Ist noch nicht hinter den Ohren trocken und sieht schon nach den Mädchen? Ich will's ihm vertreiben, so wahr ich Senator bin! Wenn er einmal sein Handwerk aus dem Fundament gelernt hat und ein gemachter Mann ist, dann ist's Zeit, sich nach einer Frau umzusehen, das heißt, nach einer Frau, die seinen Eltern ansteht und fromm und fleißig ist [...]." (G, 23)

Diese Hinführung wird anders als die folgenden Erzählstränge sprachlich entrückt im Assoziationsfeld biblischer Motive dargestellt. Die „arme Dorothea" hatte den römischen Statthalter Apricius nicht heiraten wollen und musste den Märtyrertod sterben, die „tückische Judith" dagegen ist bekannt für ihre mörderische List gegen den assyrischen Feldherrn Holofernes.

Erzählerisch verdichtet werden dabei aber auch grundlegende historische Zusammenhänge angedeutet wie die Wanderschaft der Handwerker als Kommunikationsform von Wissen. Der Verweis auf die Niederlande ist nicht zufällig, denn Amsterdam war das Zentrum für Feuerlöschgeräteherstellung im späten 17. Jahrhundert. Jan und Samuel van der Heyden bewarben mit ihrem *Berigt, rakende 't gebruik der Slang-Brand-Spuiten* seit 1682 ihre Erfindung beweglicher Lederschläuche als Alternative zu den statischen Schwenkrohren, die sogenannten ‚Schlangenspritzen'. Und auch Attendorn ist in diesem Zusammenhang von industriegeschichtlicher Bedeutung, denn das nahe gelegene Köln war eine Pionierstadt der Brandsicherheit im deutschen Kulturraum.[103]

Die „edle Gießerkunst" (SW IX, 16), von der Familie Kurtz seit 1690 betrieben, lernte Hermann Kurz von seinem Großvater Johannes Kurtz, dem ehemaligem Senator der Reichsstadt sowie Glocken- und Feuerspritzengießer, kennen. Sein Cousin Johann Heinrich Kurtz (1779–1853) begründete mit seiner 1803 nach Stuttgart umgesiedelten Gießerei eine der bedeutendsten Glocken- und Feuerlöschgeräteindustrien in Süddeutschland.[104] Wie genau Kurz die Handwerkskultur kannte, wird in der Heimkehrszene der Erzählung *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* bzw. *Familiengeschichten* evident, die erst nach der üblichen Min-

103 Vgl. zu diesem Komplex: Zwierlein 2011, S. 157ff.

104 Vgl. zu Johann Heinrich Kurtz die Exponate und Materialien des Stuttgarter Feuerwehrmuseums. Sein Enkel Karl Wilhelm Kurtz (1841–1917) goss für Gottlieb Daimler den ersten Verbrennungsmotor. Außerdem heiratete Daimler am 19. November 1867 die 24-jährige Emma Pauline Kurtz, Tochter des Apothekers Friedrich Kurtz (1811–1888), eine Urenkelin von Franz Kurtz, dem Helden aus *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*. In der Stammreihe der Familie Kur(t)z wird Daimler geführt unter „Gottlieb Wilhelm Däumler, Bauer."

destzeit der Wanderschaft, nach zwei Jahren stattfindet. Da sein Vater ihn nicht erkennt, leitet Franz, der sein Handwerk nun „aus dem Fundament“ beherrscht, den traditionellen und ritualisierten Dialog zwischen Meister und fremdem Gesellen ein, bevor er ihm den Gesellenbrief, die sogenannte Kundschaft, überreicht und schließlich seine Braut vorstellt:

> „Mit Gunst, Meister. Ich bin ein fremder Glockengießergesell und begehre bei dem Meister in seiner Werkstatt zu arbeiten, seinen Schaden zu wenden und seinen Nutzen zu fördern. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir ein guter Dienst,“ [...]
>
> Der Vater aber erkannte ihn nicht und antwortete ihm in derselben Weise: „Mit Gunst, Fremder. Ich bedanke mich für diesmal ganz freundlich. Was ist Euer Begehren weiter?“
>
> „Es ist mein Begehren eine frische, freie und redliche Ausschenk, wie es einem ehrlichen Glockengießergesellen gebührt und zusteht, der sein Handwerk ehrlich und redlich erlernt hat. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir lieb. [...]“
>
> „Mit Gunst, Fremder. Wo seid Ihr zu einem Gesellen gemacht worden?“
>
> [...]
>
> Der Vater fühlte sich geschmeichelt, daß ein Gesell von solchen Städten her zu ihm komme. Er fuhr fort: „Mit Gunst. Was ist Euch anbefohlen worden?“
>
> „Es ist mir anbefohlen worden von Meistern und Gesellen in Nürnberg, ich soll Meister und Gesellen allhier fleißig grüßen von wegen des Handwerks.“
>
> „Sei Dank von wegen Meister und Gesellen. Ist Euch sonst nichts anbefohlen oder mitgegeben worden?“
>
> „Mit Gunst, es ist mir anbefohlen und mitgegeben worden ein kleiner Zettel, den soll ich mir so lieb sein lassen, als mein eigen Leib und Leben und ehrlichen Namen, und soll ihn aufweisen bei Meister und Gesellen, wo das Handwerk redlich und ehrlich ist. [...]“ (SW IX, 56f.)

Im Besitz der Familie (Johann Heinrich) Kurtz findet sich heute noch ein handschriftlich überlieferter *Alter Zinngießer-Spruch aus der Zunftlade*, der augenscheinlich Ähnlichkeit zu Kurz’ Episode zeigt. Zwar fehlt hier „das alte gewöhnliche Handwerkskompliment: mit Gunst, mit Gunst etc., bei jeder Rede Anfang gesprochen“[105], wie es etwa auch in den *Böttticher Gesellen* der Brüder Grimm bekannt wurde,[106] und der Fremde wird – wie üblich – von einem hiesigen Gesellen empfangen, doch die Dialogstruktur und das übrige Vokabular zeigen deutliche Reminiszenzen, so dass die betreffende Passage als historiographisches Pendant aus der Familientradition geradezu synoptisch gelesen werden kann.

105 [Art.] Usus, in: Krünitz 1773–1858 (Hg.) CCIII (1850), S. 34. Hier in ausführlicher Darstellung.
106 Vgl. J. u. W. Grimm 1813, zum Thema auch die Materialien in Wissel 1929 (2., erweiterte und bearbeitete Auflage, Berlin 1971–1988).

Irden=Gesell. Ist ein Fremder Zinngießers Gesell allhier.
Fremder. Ich mein nichts andres.
Irden=Gesell. Sey mir willkommen Gesellschaft.
Fremder. Ich sage Dank.
Alsdann sezt er sich nach seinem Gefallen zu dem Fremden hin.
Irden=Gesell. Ich will um Arbeit schauen.
Fremder. Gar wohl.
Irden=Gesell. Gesellschaft das ist seyn Verlangen und Begehr, daß er nach mir geschickt hat, ist er nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit auf die Herberg eingezogen, will er sich laßen auf 14 Tag um Arbeit schauen.
Fremder. Sofern es mir nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit wiederfahren kann.
Irden=Gesell. Sey mir willkommen Gesellschaft.
Fremder. Ich sage Dank, Meister und Gesellen laßen euch grüßen.
Irden=Gesell. Ich sage Dank von wegen Meister und Gesellen und ihm auch.
Gesellschaft wird sich wohl noch zu nennen wißen, daß die Meister pflegen zu fragen nach der Lonschaft.
Laß er sich die Zeit nicht zu lang werden.
Als dann gehet er zu den Meistern hin, und spricht. [...]
Irden=Gesell: Ich sage Dank wünsche ihm viel Glück und Geduld, grüß von mir Meister und Gesellen die des Handwerks Ehrlich sind.
Fremder: Ich will es antreffen thun so fern ichs antreffen werde. [...][107]

Eduard Mörike lobte gerade die sachkundige und differenzierte Darstellung der Charaktere und schrieb am 19. Juni 1837 an Kurz: „In ihre Mädchen, besonders die schwäbische Holländerin, könnte man sich bis über die Ohren verlieben und so anderseits in die soliden, mit solidester Hand gezeichneten Gesellen." (BW, 36f.) Doch auch jenseits des Handwerks wird, teils ironisch überzeichnet, über Sprache, Verhaltensformen und regionale Spezifika die erzählte Welt charakterisiert. So herrscht etwa – wie auch in der Luther-Erzählung *Spiegelfechterei der Hölle* – noch Aberglaube, nächtliches Klopfen wird als Unheil gedeutet[108], des Weiteren werden durch dialektale Anleihen die unterschiedlichen Handlungsorte auf der Textebene dargestellt.[109]

107 [Anonym:] Alter Zinngießer-Spruch aus der Zunftlade, Familienbesitz (Stuttgart).

108 Vgl. u.a. J. Grimm 1835, S. 488: „[...] nächtliches klopfen und pochen ist geisterhaft und vorbeitung des sterbens."

109 „Pfauser" heißt der Reutlinger Hund, an den sich Katharina schließlich wieder erinnern kann und der damit unzweifelhaft sicherstellt, dass eben sie das verlorene Mädchen des Großen Stadtbrands war. Laut seines Namens sei er vom Charakter her trotzig (schmollend) gewesen. Die betreffende Stelle in *Familiengeschichten (Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)* wird im *Schwäbischen Wörterbuch* als Beleg dafür verwendet, dass „Pfauser" einst auch als Hundename üblich gewesen sei. Vgl. [Art.] pfausen, in: Fischer u.a. 1904–1936 (Hg.) I, Sp. 1021. Der Begriff wird auch im *Witwenstüblein* (1858), der zweiten Fassung der Erzählung *Liebeszauber* (1839),

Die beiden Bildkomplexe, die Kurz zu Leitmotiven ausgestaltete, wurden wiederum aus der christlichen Tradition entnommen, zum einen das Engelsmotiv, das bereits über den Engel auf dem Turmfirst der Reutlinger Marienkirche semantisch mit Treue und Glaubensfestigkeit gegenüber Kaiser und Konfession konnotiert wurde, zum anderen das Motiv des Lamms oder Schafs, das aus der Überleitung zur Binnenhandlung in Zusammenhang mit der Urgroßmutter Dorothea bekannt ist. In der Ankunftsszene werden beide Assoziationsfelder miteinander kombiniert und auf Katharina, die Meisterstochter, bezogen. Während Meister Woltmann zu Feierabend ein Fondue aus Wein und Limburger Käse zubereitet, trifft Franz in Attendorn ein: „Auf dem Wege nach Attendorn hatte er einen günstigen Angang, eine Lämmerherde, und in Attendorn selbst, vor einem Eckhause [...] stand ein Engel und fragte ihn: Wat belieft, myn Heer?“ (G, 24) Das gute Omen der Lämmerherde greift Kurz in einem Schäfertraum Franzens wieder auf, der gleichzeitig als Allegorie auf den Reutlinger Stadtbrand und als oneiromantische Vorhersehung der zukünftigen Ereignisse zu lesen ist: Er wurde nachts von Lärm geweckt, konnte aber den Stall nicht verlassen. Am Morgen vermisste er sein Lieblingslamm. Dann war er plötzlich in Woltmanns Werkstatt, wo eine neue Glocke gegossen wurde. Als er die Form zerbrach, sprang das „verlorene Lamm“ heraus. Kurz entwirft damit ein Szenario, in dem Franz zunächst das Ereignis des Reutlinger Stadtbrands verarbeitet, denn er wurde mit sieben anderen Kindern zum Schutz in einem Kleiderkasten eingesperrt. Das „verlorene Lamm“ ist zweifellos Katharina, die ebenso ein Zeichen am Körper trägt wie das Lamm aus Franz’ Traum (G, 67), und die er in Attendorn während seiner Gesellenschaft wiederfindet.

Auch das Engelsmotiv wird regelmäßig in die Handlung eingestreut und steht sowohl für Katharina als auch für Franz. Katharinas leibliche Mutter wendet ihren Blick gen Himmel, „wo sie ihr Kind als einen schönen Engel von nun an suchen sollte“ (G, 16). Komplementär zu Franz’ mantischem Traum, der durchaus psychologisch, ja psychoanalytisch erklärt werden könnte, wird Katharinas Kindheitsbewusstsein wiedergeweckt durch einen ‚magnetischen‘ Traum. Als der Blitz einschlägt, verfällt sie aus Schmerz, Leidenschaft und Schreck in den Zustand einer Somnambulen:

---

verwendet, markiert als dialektale Besonderheit. Hier heißt es über die sensible Pfarrerswitwe, sie habe während der Messe regelmäßig an ein kleines Unrecht gedacht, das sie von ihrem Mann erlitten habe, „um eine Stunde lang mit ihm ‚pfausen‘ und so den Gottesdienst ruhig aushalten zu können“ (SW IX, 82).

> Die Außenwelt ging ihr nicht ganz verloren, aber sie nahm dieselbe bewußtlos und nur wie von ferne auf; sie gewahrte alles, was bei dem Brande vorging, durch den Spiegel eines magnetischen Traumes [...]. (G, 72)

Wenn sie sich im Folgenden wieder an die verdrängten Bilder des Reutlinger Stadtbrands im Spiegel der Attendorner Begebenheiten erinnert, sie deutlich die Marienkirche vor sich sieht, so führt diese psychologische Restitution nicht ein Wunder oder Deus ex machina herbei. Hermann Kurz bezog sich sowohl begrifflich auf Franz Mesmers (1734–1815) Theorie des animalischen Magnetismus als auch darstellungstechnisch. Katalepsie und Schilderung des Bewusstseinszustands orientieren sich geradezu an Mesmers Definition der somnambulen Krankheit:

> Der kritische Zustand [...] ist ein Zwischenzustand von Wachen und Schlafen, er kann sich also dem einen oder dem andern mehr nähern, und ist also mehr oder weniger vollkommen. Ist er dem Wachen näher, so haben Gedächtniß und Einbildungskraft noch einigen Antheil: die Wirkungen der äußern Sinne werden empfunden. Da sich diese Empfindungen mit denjenigen des innern Sinnes verwirren, zuweilen dieselben überwältigen, so können sie nur in die Kathegorie der Träumereyen gesetzt werden.[110]

Mit Spritismus und Magnetismus setzte sich Kurz bereits früher auseinander, was vor allem an Justinus Kerner lag, mit dem er über Jahrzehnte in Kontakt stand. An Eduard Mörike schrieb Kurz am 22. Februar 1838: „Man sieht, daß Sie in der Gegend von Weinsberg wohnen, wo das Dämono-Mago-Prophetische zu Haus ist." (BW, 99) Wenn er Mesmers ‚Natursystem' auch nicht unmittelbar kannte, so sind ihm die Grundthesen, Krankheitsverläufe und ähnliches zur Somnambulie immerhin aus Kerners Schriften, etwa der *Seherin von Prevorst* (1829), bekannt gewesen.[111] Darin sagt Friederike Hauffe über den ‚magnetischen Traum': „Er ist

110 Mesmer 1815, S. 70.

111 Zu Kerner und Kurz vgl. I. Kurz 1906, S. 113ff. Wie genau Kurz das Werk von Kerner verfolgte, zeigt ein Brief vom 31.12.1834 an Adelbert Keller: „Kerners sämtliche Poesien sind in einem Band erschienen, wobei die Reiseschatten und die Heimatlosen. Von den ersteren sagt der Schalk: ‚Die alte Hand hat sie nicht umgestaltet,' hat aber unter der Hand eine hübsche Anspielung auf die Seherin von Prevorst eingeschoben. Seine ‚Geschichten von Besessenen', mit Eschenmayers wahnsinnigen Reflexionen durchschnapst, machen viel Rumor und haben wieder einige hübsche Menzel'sche Pfeile auf sich gezogen." Im Widmungsgedicht *An die Freunde* schrieb Kerner über seine *Reiseschatten*: „Ich ließ sie seyn, ihr Lieben! ganz die jungen, / Die alte Hand hat sie nicht umgestaltet [...]." (Kerner 1834, S. 265) Doch in der 2. Vorstellung, 8. Schattenreihe urteilte er selbstironisch: „Der Verfasser ist im Publikum nicht so bekannt, ich weiß aber von sichrer Hand, daß es der Herausgeber der Seherin von Prevorst, jener aberglaubischen Geschichte, die man auch schon längst hätte verbrennen sollen, verfaßte." (Kerner 1834, S. 318) Zu

nahe am schlafwachen Zustand und daher gewiß nie ohne Bedeutung, aber er geht doch mehr vom Gehirn aus und zeigt mehr ein Wiederkehren zum Gehirn an.“[112] Nicht nur Katharinas Heilung wird durch diese psychosomatische Krise herbeigeführt. In der Einlageerzählung *Der Apostat* heilt der angehende Arzt Ludwig in Konstanz – wo auch Mesmer von 1812 bis 1814 lebte, bevor er nach Meersburg zog –, die Tochter Adornos, wobei er die „verwegensten Mittel“ (G, 65) anwendet. Womöglich dachte Kurz bereits hier an Mesmers umstrittene ‚Magnetkur‘, auch wenn es in der zweiten Fassung (*Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)* heißt, er gebrauche eine seiner „kecken Kuren“ (SW IX, 43), was ebenso eine erotische Implikatur besitzt. Mit der Verschränkung von Katharinas Traumbewusstsein und der Ebene der äußeren fiktionalen Handlung sei nach Eduard Mörike der „Gipfel poetischer Schilderung“ (BW 36) erstiegen worden:

> Jetzt erhob sich vom Thurm ein ernstes, vieltöniges Geläute, es klang wie eine große Leichenfeier, aber es waren nicht die Glocken von Attendorn. Oben auf der dünnsten Spitze des Doms stand ein Engel wie aus lauterem Golde getrieben, er schien seine Flügel rettend über dem Graus und der Verwüstung zu schwingen, auf einmal wandte er sich leuchtend gegen die Schauende und rief:
>
> Katharina, Katharina, komm zu dir!
>
> Sie schrak auf, Franz hielt sie in seinen Armen, die Hitze wehte das Paar mit glühenden Fittichen an. (G, 72f.)

Katharinas doppeltes Erwachen identifiziert ihren „Schutzengel“ mit Franz, der sie auch tatsächlich erretten wird. Gleichzeitig erkennt sie in ihm auch ihre eigene Heimatstadt wieder.

Diesem psychopathologisch begründeten Kurzschluss von innerer Wahrnehmung und äußerer diegetischer Welt, steht die Metalepsis der Binnenhandlung mit ihren Einlageerzählungen gegenüber. Jene Darstellungstechnik ist also Grundprinzip der Erzählkonstruktion. Obwohl Hermann Kurz *Die Glocke von Attendorn* aus Grimmelshausens *Rathstübel Plutonis* kannte (vgl. Kapitel III.1), legte er für seine Fassung auch Grimms *Deutsche Sagen* zugrunde. Die zweite Einlageerzählung, „die Geschichte vom Apostaten [...], der dem lutherischen Glauben abschwor, ohne dafür ein guter katholischer Christ zu werden und obendrein ohne die Braut heimzuführen“ (SW IX, 174), lernte Kurz, laut der zweiten Fassung des *Bergmärchens* (1858), von seinem Freund, dem alten Buchdrucker kennen. Da er den unglücklichen Konvertiten als einen „neuen Tannhäuser“

Eschenmeyer / Kerner vgl. die Ausgabe Kerner ²1835. Wolfgang Menzels Rezension erschien im *Literatur-Blatt* Nr. 115, 14.11.1834.

112 Kerner 1829 I, S. 211.

bezeichnete, ist auch der Geschichte des *Apostaten* gewissermaßen eine ‚Deutsche Sage' (Nr. 170) unterlegt.

Die Glocke von Attendorn ist keineswegs nur eine literarische Paraphrase, sei es von Grimmelshausen oder den Brüdern Grimm, die Sage wird so bearbeitet, dass eine neue Gesamtaussage entsteht. Kurz motivierte den auf den Geschehenszusammenhang konzentrierten Prätext vor allem durch eine nachdrückliche Figurencharakterisierung. Der Glockengießermeister „war ein wilder, jähzorniger Mann, er trug einen unmäßigen Schnurrbart, soff, fluchte und strich sich bei jedem Schwure den Bart; dazu war er unleutselig und grob gegen Jedermann." (G, 49) Im Gegensatz dazu sei der Gesell „ein feiner, frommer, sittsamer Jüngling" (G, 51) gewesen, gleichzeitig eine tragische Gestalt, denn der Meister verbietet ihm – wenn ihm das Leben lieb sei – den Glockenguss in seiner Abwesenheit zu besorgen, während die Bürger Attendorns den Gesellen nötigen, die Glocke zu gießen, „und ob man ihm gleich nichts zuleide tat, so wurde er doch bewacht und wie in festem Gewahrsam gehalten" (G, 82). Außerdem griff Hermann Kurz auch die Pointe der Parallelerzählung *Der Glockenguß zu Breslau* auf, wenn der Glockengießermeister noch die Bitte hervorbringt, „wie seine Glocke dem Ermordeten zur Todesglocke geworden sei, so möchte man sie ihm als Armesünderglocke läuten, wenn er zum Tode geführt werde."[113] (SW IX, 27)

Wird die *Glocke von Attendorn* in der ersten Fassung als Exempel nach Grimmelshausens „Kunst reich zu werden", in der zweiten als erläuternde Geselligkeitserzählung angeführt, als Geschichte also, deren Ort der Handlung sich auf einer höheren fiktionalen Ebene befindet, so zeigt sich die Erzählung als eine latente Mise en abyme. In einer Nachschrift der Brüder Grimm heißt es:

> Längst hernach hat das Wetter in den Kirchthurm geschlagen und wie sonst alles verzehret, außer dem Gemäuer, auch die Glocke geschmelzt. Worauf in der Asche Erz gefunden worden, welches an Gehalt der Goldgülden gleich gewesen, woraus derselbige Thurm wieder hergestellt und mit Blei gedeckt worden.[114]

113 Während in den *Familiengeschichten* allein dieses Ereignis bedacht wird, bezieht sich die *Reichsstädtische Glockengießerfamilie* ausdrücklich auf diese Textvariante der Glockensage. Vgl. etwa das Signalwort „Armesünderglocke": „[Da] bat der Glokkengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Resonanz auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hatte, wenn er die Ehr vor seinem letzten End von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet." (J. u. W. Grimm 1816, S. 190)

114 J. u. W. Grimm 1816, S. 192f.

Eben dieses Gewitter ereignet sich in der Binnenhandlung der *Familiengeschichten* bzw. *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie*, die damit Teil derjenigen Sage wird, die sie selbst erzählt und enthält: „Das geschmolzene Gold aus jener Glocke, das man in dem Schutt der Kirche fand, reichte gerade hin, den Thurm wieder herzustellen." (G, 85) Der Erzähler in der zweiten Fassung reflektiert diese metaleptische Verschränkung sogar ausdrücklich: „Als man an die Herstellung des Turmes ging, befand es sich, daß die alte Sage diesmal die Wahrheit gesprochen hatte." (SW IX, 55) Während Kurz damit die Fiktionalität der Sage infrage stellt, weist er zuletzt seine eigene Erzählung als fiktionale Projektion familienbiographischer Erinnerung aus, die ihrerseits Züge eines typischen Märchens trägt: „Als Bettler, um eine geträumte Leidenschaft" habe der Held die Stadt verlassen, „als König, im Besitze wahrer Liebe, kehrt er in sie zurück". (G, 86)

Zu Anfang vollzieht der Erzähler den Moduswechsel vom mittelbaren zum unmittelbaren Erzählen unbewusst als eine Art literarischer Halluzination. Er behandelt das Leben seiner Familie im Reutlingen des 18. Jahrhunderts, bis ihm schließlich mit einem Seufzer bewusst wird, dass er soeben die Leidens- und Liebesgeschichte seiner Urgroßeltern erzählt hat und sie damit literarisch auferstehen ließ; sprachlich angedeutet, indem Kurz das Erzähltempus wechselt und deiktisch auf einen Ort verweist, der außerhalb seiner eigenen Welt liegt: „Ach, Lucie, es wird mir ganz wehmüthig um's Herz, wenn ich auf das schöne, junge Paar blicke, das dort selig sich umschlungen hält." (G, 98) In der Dichtung werden die Urgroßeltern zwar vergegenwärtigt, doch indem „ich, der Erzähler" (G, 98) sie gleichzeitig in ihrer historischen Referentialität benennt, offenbart er, dass sie nur imaginäre Abbilder sind.

> Es kostet mich eine einzige Formel, und ich streue ihnen jene zauberhafte Asche auf die blühenden Häupter vor der sie selbst in Asche zerstäuben. Und jenes Zauberwort heißt: Es war mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter. Friede sei mit ihnen! (G, 98)

Die kunstsakrale Sprache legt eine Art ästhetisches Heilsversprechen nahe, da der Erzähler den Erzählrahmen (in der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie*) im Bild des Aschermittwochs schließt. Darin deutet er nicht nur die Vergänglichkeit, sondern auch die bevorstehende Auferstehung an, frei nach Kurz' Gedicht *Tagesanbruch*: „Und haben sie mich eingescharrt, / Dann, theures Wort, in Dir sey meine Gegenwart!" (G, 7) Wird zu Anfang der *Familiengeschichten* bzw. der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* das alte Reutlingen abgeschritten, um die Stadt als ‚Erinnerungsort' zu erschließen, zeigt sich schließlich die Erzählung selbst als ein Ort der Erinnerung.

Während mit der Textmontage der in sich geschlossenen Geschichte *Die Glocke von Attendorn* die Fiktionalitätsfrage gestellt wird, fügt Hermann Kurz die Erzählung *Der Apostat* als ein abschreckendes Exempel für die sozialen Auswir-

kungen der Konversion ein: Der fahrende Studiosus Ludwig rettet die Tochter eines katholischen Arzts. Um Cornelia heiraten zu können, muss er allerdings konvertieren. Er zieht sich einige Wochen in ein Jesuitenkolleg zurück und wird ein „guter Katholik" (G, 68). Doch Cornelia verstößt ihn als Abtrünnigen, der sie selbst zur Urheberin einer Sünde gemacht und damit verraten habe. Schließlich sieht auch Ludwig ein, gegen sie, sein Elternhaus, Vaterland und Glaube gehandelt zu haben. Hermann Kurz fasste diese Geschichte wieder in ein Netz von Anspielungen und intertextuellen Verweisen. Dass Ludwig zu „leichtsinnig in Religionssachen" (G, 68) sei, deutet sich bereits darin an, dass er als Protestant an der Hochschule in Leuven (Löwen), die traditionell ein katholisches Profil (seit 1834 katholische Universität) besaß, studierte. Bei seiner Rückkehr von den Jesuiten sieht Cornelia „einen bleichen Menschen mit verwirrtem Blick und struppigem Haar die Straße heraufkommen. Sie schauderte, das alte Mährchen vom Thanhäuser fiel ihr ein." (G, 67) Obwohl bald darauf die Einlageerzählung abbricht, deutet sich im Assoziationsfeld des Tannhäuser ein tragisches Ende an.[115] In der Sage will Papst Urban dem Ritter aus dem Venusberg die Absolution verweigern, wenn nicht ein göttliches Wunder geschehe. Schließlich kapituliert Tannhäuser und kehrt in das sündige Leben des Venusbergs zurück, so dass er nicht mehr aufzufinden ist, als ein dürrer Zweig zu blühen anfängt. Das Studium im Jesuitenkolleg, die Sünde der Apostasie, wird also enggeführt mit dem zügellosen, dem Eros verfallenen Leben im Harem der Venus. Wie Papst Urban zunächst kategorisch ausschließt, Tannhäuser von seinen Sünden freizusprechen, so kann auch Cornelia ihrem Ludwig nicht verzeihen.[116]

115 Nachdrücklich verarbeitete Kurz das Tannhäusermotiv in *Sankt Urbans Krug*: Der Erzähler, ein umherziehender Taugenichts und Scharlatan, gibt vor, einen Weinkrug aus dem Venusberg mitgenommen zu haben, den Papst Urban segnete, so dass er sich scheinbar immer wieder mit neuem Wein vom besten Jahrgang fülle.

116 In der Überarbeitung *Eine Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* wird die Erzählung umstrukturiert. Nachdem Ludwig aus dem nahegelegenen Kloster von St. Gallen – womöglich auch eine Anspielung auf den inzwischen erschienenen Roman *Ekkehard* (1855) von Joseph Victor von Scheffel – zurückgekehrt ist, wo er konvertierte, wendet sich Kornelia [sic] von ihm ab und er zieht gleich einem Ahasver, der Jesus von Nazareth verspottet habe, rastlos durch die Welt. Der Erzähler, Gießermeister Woltmann, habe ihn später getroffen und sei an das Lied vom Tannhäuser erinnert worden. Schließlich folgt ein Aperçu, das Ludwig seiner Kornelia in den Mund legt und das nicht wie in den *Familiengeschichten* eine allgemeine Untreue anklagt, sondern – wie bereits in der Rahmenhandlung – die Familie als einzige Konstante im Leben bestimmt: „Wohl mag vor Gott kein Unterschied im Glauben sein, hatte sie gesagt, aber leider Gottes haben die Menschen einen gemacht, und daraus sind durch beiderseitige Schuld Verhältnisse entstanden, die der einzelne nicht überspringen kann; wo Kampf in der Welt ist, wo ein Teil den anderen zu unterdrücken sucht, da erkennt man den Menschen vor allem an der Treue, die er den Seinigen

Während der Erzählung des *Apostaten* zieht ein Gewitter auf, das in der Fassung der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* nachdrücklich als Ausdruck des geistig-seelischen Zustands, das Naturphänomen seinerseits im Sinne des alten Wetterglaubens als Strafe und Warnung gedeutet wird, „denn mir scheint es, das Ungewitter in deinem Innern sei gefährlicher als das am Himmel. Höre also auf ein warnendes Beispiel, da du nicht auf die Stimme hören willst, die aus den Wolken spricht." (SW IX, 42) Als die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht und Ludwig ausruft: „Umsonst habe ich mich an die Hölle verschenkt! o daß ein Blitz mich träfe! –" (G, 68), schlägt tatsächlich ein Blitz in den nahegelegenen Kirchturm ein. Beide Erzählebenen werden plastisch verbunden, ohne dass die Grenze der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit überschritten wird. Da mit Ausbruch dieser Katastrophe Katharina in den somnambulen Zustand fällt, der die Lösung des Konflikts herbeiführt, löst sich auch Franz' Schicksal von der Beispielerzählung des *Apostaten:* Nicht er wird konvertieren, um die Verbindung zu Katharina zu ermöglichen, das katholische Findelkind entpuppt sich als protestantische Reichsstädterin.

Mit dieser Blitzszene rezipierte Kurz den zentralen Text der ‚Glockengießerliteratur', *Das Lied von der Glocke* (1800). Friedrich Schiller entnahm das Motto seines Gedichts aus Johann Georg Krünitz' *Oekonomischer Encyclopaedie* (1773–1858): „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango."[117] Nach (christlichem) Aberglauben wird der Glocke eine apotropäische Macht zugeschrieben, die durch Geläut Wetter und Wetterschaden abwenden könne.[118] So heißt es bei Schiller:

> Aus der Wolke, ohne Wahl,
> Zuckt der Strahl!
> Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
> Das ist Sturm![119]

hält, und dem Überläufer werden meist nur die Eitlen vertrauen." (SW IX, 44) Und so seien, wie der Erzähler sagt, auch Woltmann, Katharina und Franz „durch die Macht der Einrichtungen und Ansichten unwiederbringlich getrennt" (SW IX, 44).

117 „Die Lebenden rufe ich. Die Toten beklage ich. Die Blitze breche ich." Vgl. [Art.] Glocke, in: Krünitz 1773–1858 (Hg.) XIX ([2]1788), S. 99. Am 7. Juli 1797 schrieb Schiller an Goethe: „Ich habe jetzt überlegt, daß der musicalische Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig seyn muss, weil der Componist sonst nicht fertig wird. Deßwegen bin ich jetzt an mein Glockengießerlied gegangen, und studiere seit gestern in Krünitz Encyclopædie, wo ich sehr viel profitiere." (NA II. 2B, S. 164)

118 Vgl. Adelgard Perkmann: [Art.] läuten, in: HdA V, Sp. 938ff.

119 NA II.1, S. 231f.

Und auch Hermann Kurz führte das Wetterläuten, das noch im 19. Jahrhundert verbreitet war, in seine historische Erzählwelt ein: „Die Glocke sandte ihre bebenden Töne hinaus und half den geängsteten Bürgern die Gefahr beschwören." (G, 57) Aber sowohl bei Schiller als auch bei Kurz schlägt der Blitz in den Kirchturm ein. Die Tradition des Wetterläutens wurde in der erzählten Zeit, Mitte des 18. Jahrhunderts, nachdrücklich infrage gestellt, seit November 1783 von Joseph II. sogar verboten. Der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation untersagte es nicht allein, um einen Akzent gegen Irr- und Aberglauben zu setzen, sondern verkehrte seine Bedeutung mit zeitgenössischen physikalischen Thesen in sein Gegenteil: Die Bewegung der metallenen Glocken ziehe aufgrund von Elektrizitätsgesetzen die Blitze an, statt sie abzuwehren.[120] In *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* fügt Kurz diese paradigmatische Diskussion der deutschen Spätaufklärung kursorisch in den Text ein und lässt den Protestanten Franz zu Katharina sagen: „[In] unserer Kirche läutet man nicht den Blitz herbei" (SW IX, 54), während der Katholik Woltmann das Wetterläuten verteidigt: „Wenn du meinst, die Glocke habe mit ihrer Wetterbeschwörung den Strahl angezogen, [...] so solltest du ihr und dem alten Brauche, statt zu sticheln, alle Ehre erweisen, denn ohne diesen Strahl würde es bei dir und uns vermutlich finster aussehen." (SW IX, 54)

Die Präferenz für das Glockensujet ist bei diesem Text mehr der familiären als der literarischen Tradition geschuldet, aber trotzdem lassen sich auch gewisse produktionsästhetische Berührungspunkte zwischen Kurz und Schiller beobachten. Die von Woltmann und Franz neu gegossene Glocke von Attendorn trägt die Weihe- und Widmungsverse:

> In Freud und Leid
> Bin ich bereit,
> In Not und Tod
> Bin ich der Bot. (SW IX, 55)

Damit spielt Kurz nicht allein auf den Trauspruch an, der Theodor in der Erzählung *Simplicissimus* bewegt, an seine eigene Hochzeit zu denken – „In Freud und Leid, in Noth und Tod einander treu zu sein" (G, 136) –, er findet sich ebenso in Krünitz' *Oekonomischer Encyclopaedie*. Obwohl der Glockenspruch weit verbreitet war, ist es nicht abwegig, dass Kurz sich tatsächlich auf Schillers Hauptquelle bezog, denn der Spruch findet sich kontextlos als Abschrift in einem

120 Vgl. dazu u.a. Böning 2002, S. 153ff., und zur geistesgeschichtlichen Dimension Kittsteiner 1990.

kleinen Notizbuch aus dem Nachlass.[121] Auch das Glockenmotiv als utopisches Moment erinnert an Schiller. Als Franz vom protestantischen Leinenweber abgewiesen wird, weil er in einem katholischen Haus lebt, hält er ihm entgegen, er verstehe mehr von Glocken als von Kontroversen: „Doch meine ich, wenn ich eine Glocke gieße, so sieht man ihr's nicht an, ob sie für Protestanten oder Katholiken bestimmt ist; sie ist von gleichem Metall, auch hat sie den gleichen Ton, sie mag hängen, wo sie will, ob sie zur Messe läutet oder zur Betstunde [...]." (G, 32) Während Hermann Kurz in der Glocke ein Symbol konfessioneller Harmonie sah, spiegelte Schiller an ihr ein bürgerliches Ideal: „Concordia soll ihr Name seyn."[122]

Mit den Bänden *Genzianen* und *Dichtungen,* nebst den verstreut publizierten weiteren Erzählungen, ist die ‚reichsstädtische' Erzählung zum personalstilistischen Merkmal von Hermann Kurz geworden. Als Hermann Hauff ihn um Beiträge für einen geplanten Kalender bat, schrieb er selbstverständlich: „Mit der Kalendergeschichte geht's wunderlich: ich taumle im Irrgarten der Stoffe herum. Die reichsstädtischen würden sich zu einer Staatskassenwidrigen Länge dehnen [...]."[123] In der ursprünglichen Konzeption des zweiten Bands der *Erzählungen* sollte der Themenkomplex der Konfessionsfrage, der Reformation und des Aberglaubens vor dem Hintergrund der eigenen Familiengeschichte weitschweifiger behandelt werden. Erst im dritten Band (1861) folgte die überarbeitete Fassung von *Die Zaubernacht*, die zunächst 1845 unter dem Titel *Das Zauberbild* im *Deutschen Familienbuch* erschienen war. Nach Vollendung des *Sonnenwirts* fasste Kurz den Plan, die Geschichte der Küferstochter Afra Schelling, genannt Aferle, die 1665 als Hexe verbrannt worden war, zu bearbeiten:

> Ein ähnlich grausames Motiv, das ihn lange verfolgte, die Geschichte der Afra, die, wie er mir einmal schaudernd und im Flüsterton erzählte, unter dem Regiment eines Urahns in Reutlingen als Hexe lebendig verbrannt wurde, was ihm wie eine vererbte Schuld auf der Seele lastete, gab er trotz dem persönlichen Drang einer Sühne auf [...].[124]

121 Vgl. Notizbuch 1 [1835], DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1545.

122 NA II.1, S. 238.

123 Hermann Kurz an Hermann Hauff, Karlsruhe, 22.12.1845, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 33649.

124 I. Kurz 1906, S. 190. Vgl. dazu Marie Kurz' Memoiren: „So selten mein Mann auf Familienangelegenheiten vergangener Zeiten zu sprechen kam, so gab es doch einen dunklen Punkt in dem Leben eines seiner Vorfahren, den er nie loswerden konnte, und von dem er öfters zu sprechen pflegte. Ich weiß nicht mehr wars ein Urgroßvater oder gar ein Ururgroßvater, der als regierender Bürgermeister von Reutlingen ein junges Mädchen Afra mit Namen als Hexe hatte verbrennen lassen. Um die Schandthat zu sühnen trug er sich jahrelang mit dem Gedanken einen Roman Afra zu schreiben, der die ganze Scheußlichkeit seiner Tage hätte hervorheben sollen." Mohr 1998 IV (Hg.), S. 1.

In Christoph Friedrich Gaylers *Denkwürdigkeiten* fand Kurz nicht nur den Bericht über den Reutlinger Stadtbrand von 1726, sondern auch eine jüngere Schilderung der Reutlinger Hexenprozesse: Afra wurde von einer Frau, die ihrerseits von einem 12-jährigen, scheinbar vom Teufel besessenen Jungen angezeigt worden war, als Mittäterin denunziert. Obgleich sie aus Mangel an Beweisen allein zu einem Jahr Hausarrest verurteilt werden sollte, wurden schließlich auf Druck einiger Bürger mehrere peinliche Verhöre angesetzt. Unter der Last eines zentnerschweren Steins, gestand sie schließlich vom Teufel in Gestalt ihres Mannes „beschlafen" und getauft worden zu sein; sie wurde zum Tod verurteilt: „Afra's Körper aber [...] wollte nicht, wie die andern, verbrennen. Der Scharfrichter mußte sie in Stücke hauen [...]."[125]

Der Krämer und spätere Jurist Johann Jakob Kurtz (1621–1693), eigentlich herzoglich-württembergischer Vizekanzler, Syndikus am Tübinger Hofgericht und entfernter Verwandter von Hermann Kurz,[126] war von Frühjahr bis September 1665 Syndikus von Reutlingen. Auch danach begleitete er als Rechtsberater die Hexenprozesse seiner Vaterstadt: „Am 4. April 1665 wurde auf sein rechtliches Bedenken hin nochmals wegen des Angeklagten Aferle Umfrage gehalten."[127] Er war im selben Jahr bei der Verurteilung der Apollonia Geiger ebenfalls beteiligt, die Kurz womöglich zu seiner Erzählung *Die blasse Apollonia* (1845) inspirierte.[128]

Während aber von einem Afra-Roman nicht einmal Aufzeichnungen erhalten sind, liegt vom Erzählfragment *Der heilige Florian* ein umfangreicheres Manuskript vor.[129] Es ist thematisch eng verwandt mit *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie*, auch wenn die Handlung offenbar in den 1820er Jahren spielt, und wurde bereits von Isolde Kurz sowie Ernst Müller (1913), dem weithin vergessenen ersten Archivar des Marbacher Schillermuseums,[130]

125 Gayler 1840–1845 II, S. 143.

126 Jos Kurtz (geb. 1589), Urgroßvater im sechsten Grad von Hermann Kurz, war der Vater von Johann Jakob Kurtz.

127 Schön 1896, S. 11. Vgl. auch Fritz 1998, S. 265, und dazu den Bericht des Zeitgenossen Hoffstetter 2005, S. 183ff.

128 Allem Anschein nach entnahm Hermann Kurz beide Geschichten aus seinem Familienkreis den *Historischen Denkwürdigkeiten* von Gayler, denn die Besonderheit der Reutlinger Richtstätte, nach seiner Form der „Käs" genannt, wurde in Zusammenhang mit dem Aferle–Prozess angemerkt. (Vgl. Gayler 1840–1845 II, S. 137.). Der „Käs" ist Gegenstand des Erzählrahmens in *Die blasse Apollonia*.

129 WLB Stuttgart, Cod. poet et. phil. 4.151, H. 3.

130 Von 1902 bis 1904 wurde Ernst Müller, Gymnasiallehrer in Tübingen, später Professor in Stuttgart, vom Schuldienst freigestellt, um den Grundbestand des Schillermuseums zu verzeichnen und zu katalogisieren. Vgl. Kleinere Mitteilungen. Schwäbischer Schiller=Verein, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 7.4.1904, Nr. 79; Die 8. Generalversammlung, in: Achter Re-

ausführlich besprochen.[131] Die ambitionierte Erzählkonstruktion, bei der ein kindlicher Erzähler zwischen Streichen und Abenteuern immer wieder Christl, der Tochter des verstorbenen Reutlinger Pulvermüllers, begegnet und darin Anlass findet, die Liebesbeziehung zum katholischen Gesellen Florian zu erzählen, variiert die Idee der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie*, die einer kontinuierlichen städtischen Gedächtniskultur: „Meine Wenigkeit – so begann in einer Gesellschaft derjenige, an welchem die Reihe des Erzählens war, eine Geschichte aus seiner Knabenzeit vorzutragen – […].“[132] Auch hier wird über das Assoziationsfeld des Schutzheiligen der Feuerwehr eine christologisch konnotierte Tiefenstruktur entworfen, welche die Handlung antizipiert. Florian wird mehrfach an die Treue zu seinem Namenspatron erinnert, der zwar nicht den Feuertod starb, aber ertrinken musste. Und so hatte Kurz offensichtlich vor, als tragisches Pendant zur versöhnlichen *Glockengießerfamilie* die Geschichte der protestantischen Pulvermüllerstochter und des katholischen Gesellen in einem Katastrophenszenario enden zu lassen:

> Eher noch werde ich den Katholiken mit dieser Zusammenstellung gewinnen, und dies ist auch nötig, da ich ihn im zweiten Band samt einer gemischten Ehe per Pulvermühle in die Luft fliegen lassen will. Dies natürlich sub rosa, wie sich’s bei jeder Pulververschwörung von selbst versteht.[133]

---

chenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins (1903/04), S. 10ff. Zu Bestand und Konzeption des Schillermuseums vgl. Müller 1904. Arbeiten und Herausgeberschaften zu Schiller und anderen schwäbischen Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts: *Zur Erinnerung an Hermann Kurz. Eine Betrachtung zu seinem 100. Geburtstag am 30. November 1913* (Müller 1913), *Hermann Kurz: Ausgewählte Erzählungen, für den Schulgebrauch* (Müller 1913 [Hg.]), Teil der Reihe „Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht“: vgl. dazu etwa: *Eduard Mörike: Ausgewählte lyrische und epische Dichtungen (Gedichte, Märchen und Idyllen), für den Schulgebrauch* (Müller 1918 [Hg.]) oder *Der Schwäbische Dichterkreis. Eine Gedichtsammlung für Schule und Haus* (Müller 1902 [Hg.]); nicht zu verwechseln mit dem Schriftsteller und Verleger des *Schwäbischen Tagblatts* (Tübingen) Ernst Müller² (1900–1976), der in seinem Buch *Stiftsköpfe* ebenfalls über Hermann Kurz schrieb (Müller² 1938, S. 357–365).

131 Müller 1913. Jüngst ediert in Kurz 2009, zuvor teilweise gedruckt unter dem Titel „Erinnerungen an die Knabenzeit. Auszüge aus der Erzählung ‚Der heilige Florian‘“ in: Kurz 1963.

132 Kurz 2009, S. 91.

133 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, um 1858/59, zitiert nach: I. Kurz 1906, S. 208f. Zur narrativen Motivation: Der gutmütige letzte Mönch [sic] des Reutlinger Klosters setzt für ein zerbrochenes Butzenscheibchen aufgelesenes Glas in das Mühlenfenster ein. Ein „Polyhistor“ bemerkt später in geselliger Runde: „Man sollte […] neben Beobachtung aller übrigen Vorsichtsmaßregeln namentlich auch die Fensterscheiben, so eine Pulvermühle, wie leider die hiesige, noch solche habe, aufs genauste untersuchen, da eine Unebenheit im Glase zum Fokus werden könnte, der die Sonnenstrahlen sammle und in das so leicht entzündliche Innere unversehens das Verderben sende.“ (Kurz 2009, S. 115)

Die Frage nach der Legitimität interkonfessioneller Ehen besaß gerade in der Zeit der Entstehung der Erzählung politische Aktualität. Mit dem sogenannten ‚Kölner Ereignis' (1837) und der Verhaftung von Clemens August Droste zu Vischering (1773–1845) kam es zu einem Konflikt zwischen preußischem Staat und Katholizismus. Auslöser war unter anderem die Weigerung des Erzbischofs, gemischte Ehen einsegnen zu lassen, auch wenn die Kinder nicht katholisch erzogen werden sollten.[134] Als Florian von einem Geistlichen – „einer von der jungen Schule"[135] – verhört wird und zugibt, seine Verlobte nicht für die katholische Kirche gewinnen zu wollen, verweist Kurz ausdrücklich auf diesen „ersten Kulturkampf":

> „Dann kann auch nicht von der Einwilligung der Kirche die Rede sein", versetzte der junge Inquisitor: „oder [...] hofft Er etwa die Kirche dadurch zu gewinnen, dass Er Seine Kinder im rechten Glauben erziehen will?"[136]

Und auch im alten reichsstädtischen Reutlingen, „worin sich die dreihundertjährige Spaltung der Deutschen aufs schroffste ausgeprägt erhalten hatte"[137], trifft die proklamierte Ehe auf Vorbehalte, obwohl die 55 Katholiken unter den 9470 Einwohnern (Stand: 1824[138]) in Kurz' Jugend längst ihre eigene Kirche hatten und gleichberechtigt alle Bürgerrechte genossen.

Aussagekräftiger als die Rekonstruktion des nicht ausgeführten Schlusses aber ist die Entstehungsgeschichte von *Der heilige Florian*, denn Hermann Kurz entnahm die zentralen Ereignisse des Handlungsgeschehens der jüngeren Geschichte der Oberamtsstadt Reutlingen. Als Kind musste er unmittelbar Kenntnis genommen haben von den Schicksalen der Pulvermüllersfamilie. Über Christl, die Tochter des Pulvermüllers, schrieb er:

> Man nannte sie so, obgleich ihr Vater längst nicht mehr lebte; denn er war vor fünfzehn Jahren mit der Pulvermühle in die Luft geflogen. Die verhängnisvolle Mühle, von welcher man sich erzählte, dass sie wenigsten alle zehn bis zwanzig Jahre einmal auffliege, war von der Witwe neu gebaut worden, welche das Geschäft mit einem jeweiligen Gesellen fortbetrieb.[139]

134 Vgl. dazu für Württemberg: Köhle-Hezinger 1976, S. 206ff.
135 Kurz 2009, S. 120.
136 Kurz 2009, S. 121.
137 Kurz 2009, S. 111.
138 Nach: Memminger 1824, Tab. 1.
139 Kurz 2009, S. 101.

Tatsächlich explodierte die Pulvermühle im Jahr 1790, dann wieder 1811 und über das Jahr 1822 ist in der *Schwäbischen Chronik* zu lesen: „17. August 1822 ist die bei Reutlingen gelegene Pulvermühle in die Luft gesprungen. Todt sind die 17jährige Tochter der Eigentümerin und ein Pulvermühlenknecht."[140] Nachdem am 10. Oktober auch noch Friedrich, der 22-jährige Sohn der Witwe des Pulverfabrikanten Johannes Müller, bei der Pulverbereitung ums Leben kam, verkaufte sie 1835 die „verhängnisvolle Mühle".

Wenn der Erzähler in *Der heilige Florian* berichtet, wie die Knaben mit Blasrohren die Butzenscheiben der Stadthäuser zerschießen,[141] in der Betstunde die Zöpfe der Mädchen zusammenflechten oder im Fluss baden, dabei aber immer wieder Christl begegnen und die Pulvermühle besuchen, so liegt es nahe, an den acht- oder neunjährigen Hermann Kurz zu denken. Als Autor wollte er in *Der heilige Florian* Selbsterlebtes und Lokalhistorisches tradieren, um gleichzeitig die Frage nach religiöser Toleranz zu erörtern, die in der Zeit der ersten Niederschrift wieder aktuell geworden war.

4 Regionalität und Intertextualität in *Wie der Großvater die Großmutter nahm*

Wie der Großvater die Großmutter nahm, die zweite Erzählung aus dem Zyklus der ‚Familiengeschichten', beginnt mit einem für Hermann Kurz typischen Erzählanfang, der Fiktion eines Erzählkontinuums: „Ich war nahe an dreißig – erzählte mir einmal der Großvater [...]." (G, 100) Anders als die vorangegangenen sowie die sich anschließenden Erzählungen erschien sie nicht in *Cottas Morgenblatt,* sondern erstmals in den *Genzianen*, darauf etwa in *Der erzählende Hausfreund oder Magazin interessanter Novellen, biographischer Züge, Erzählungen und Schilderungen jeder Art* (2 (1838), Nr. 21–22), überarbeitet im ersten Band der *Erzählun-*

140 Die Materialien wurden in anderem Zusammenhang aufgearbeitet von: Schön 1905, S. 64f. NF 1. Noch heute ist der Grabstein der Familie Müller auf dem Friedhof unter den Linden zu sehen. Vgl. auch Gratianus 1831 II, S. 424: „Zu Reutlingen ereignete sich 1822 das Unglück, daß die Pulvermühle in die Luft flog, wodurch der Pulverknecht und die Tochter des Pulvermüllers, welche vor der Pulvermühle saß, elendiglich das Leben verloren haben.".

141 Vom Reutlinger Markttreiben, das auch in *Die Liebe der Berge* erwähnt wird, berichtet Kurz im Sonett *An R. K.* (1836): „Wann auf dem Markt die Buden sind errichtet / Und sich die Leute drängen, drehn und drücken / Mag man behaglich von den Giebeln blicken / Auf das Gewühl, das summend sich verdichtet./ [...] Hier oben hört man das Getümmel gerne: / Man hätte Lust, auf daß die Menge staune, / Mutwillig mit dem Blasrohr drein zu feuern." (SW I, 39f.)

gen (1858) und postum in diversen Anthologien.[142] In die zweite Fassung fügte Kurz den Kommentar ein, er habe dies gesagt, „ohne damit auf das Mantellied anzuspielen […]". (SW IX, 62) Als Kurz hier über das bis ins 20. Jahrhundert beliebte „Schier dreißig Jahre bist du alt, / Hast manchen Sturm erlebt […]"[143] aus Karl von Holteis (1798–1880) Schauspiel *Lenore* (1. Akt, 5. Szene) schrieb, „das gab es damals noch nicht" (SW IX, 62), deutete er auf einen musikalischen Zusammenhang hin, sogar auf die Tanzmusik, die das Heiratsdilemma des Helden begründen sollte: Der Großvater, damals ein alternder Junggeselle, habe nie die Gelegenheit gehabt, ein Mädchen kennenzulernen, weil er nicht tanzen konnte und deshalb auch nie auf den Tanzplatz – den traditionellen Heiratsmarkt – gekommen sei.

Das ist insofern bemerkenswert, als sich der Titel unmissverständlich auf das traditionelle Hochzeits- und Tanzlied *Als der Großvater die Großmutter nahm* bezieht, das in der Textfassung von August Langbein (1757–1835) berühmt wurde.[144] Es handelt, freilich selbst im ironischen Ton, von der „guten alten Zeit", für die der erste Vers zur sprichwörtlichen Redensart wurde: Als der Großvater die Großmutter nahm, da war die Jungfer noch züchtig, die Ehefrau kümmerte sich noch um die Wirtschaft, nicht um das Lesen von Romanen, um das Kind statt um den Schoßhund. Der Großvater war ein deutscher Biedermann, ehrbar, zuverlässig und vor allem tüchtig:

> Als der Großvater die Großmutter nahm,
> Da war noch die Tatkraft der Männer nicht lahm.
> Der weibische Zierling, der feige Phantast,
> Ward selbst von den Frauen verhöhnt und verhaßt.[145]

Der *Großvatertanz* wurde immer gegen Ende der Hochzeitsfeier, später allgemein zum Abschluss jeder Tanzveranstaltung getanzt.[146] Belege für die Popularität der Melodie, die bereits im 17. Jahrhundert bekannt war, finden sich im *Fest-*

142 U.a. in: Die Welt-Literatur. Jede Woche ein Werk. Die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker Nr. 48 (1917), eingeleitet von Isolde Kurz, sowie unter dem Titel *Der entflogene Papagai* in der us-amerikanischen *Publikation F. & C. Reitter's deutsch=amerikanischer Familien Kalender für das Jahr 1883* (Blumfield, Saginaw County, Michigan). Die Verleger waren Söhne von Christian Reitter aus Bietigheim, der 1849 auswanderte.

143 Holtei 1829, S. 42. Zur Popularität des *Mantellieds* im 19. und 20. Jahrhunderts vgl. Linder-Beroud 2012, S. 74ff.

144 Das Großvaterlied. Nach der bekannten Tanzweise, in: Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Leipzig 1813.

145 Zitiert nach: Böhme 1895 (Hg.), S. 536.

146 Vgl. Böhme 1886 I, S. 184.

marsch D-dur WoO 3 (1825) von Louis Spohr, als semantisch aufgeladene Zitate in den Frühwerken *Papillons* op. 2 (1831) und *Carnaval* Op. 9 (1835) von Robert Schumann und noch in Tschaikowskis *Nussknacker* (1892). Nicht nur deutsche Autoren gebrauchten den *Großvatertanz* synonym für den festlichen Kehraus, auch Leo Tolstoj erzählte in *Zwei Husaren* (1856): „Es wurde gespeist, noch ein ‚Großvater' getanzt, dann ging es nachhause"[147] und verwendete dabei auch in der russischen Originalausgabe das deutsche Wort in kyrillischer Schrift.

Auf die Erzählung *Wie der Großvater die Großmutter nahm* folgte in den *Dichtungen* von 1839 die „Idylle in zwei Episteln" *Das Mühmchen*, ein humoristisches Seitenstück, das ebenfalls mit der Kolumne ‚Familiengeschichten' überschrieben wurde. Hermann Kurz veröffentlichte es noch im selben Jahr wie die *Genzianen* in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 203, 23.8.1837). Während die Großvater-Erzählung das Sujet des Kehraus aufgreift, seinen Inhalt schließlich aber ins Gegenteil verkehrt, zitiert die zweite Epistel des *Mühmchens* das *Großvaterlied*, übernimmt zentrale Aussagen, um eine eigenständige Aussage zu konstituieren und kann damit als exemplarische Kontrafaktur (nach Verweyen und Witting) gelten.

Die erste Epistel steht noch in volkstümlichen, rhythmisch indifferenten Versen mit drei Hebungen, teils Jamben, teils Daktylen. Die kleine Strophenform ist ebenso wie Eichendorffs *Das zerbrochene Ringlein* (1813) in Aufgesang und Abgesang geteilt. Das lyrische Subjekt sehnt sich nach den so leicht verfliegenden Küssen der Geliebten und schlägt ihr vor, doch ihr häusliches Geschick zu nutzen, um sie zu konservieren:

> Wie wär's, wenn du dem Gerichte
> Auf süße Art beikämst,
> Und die eingemachten Früchte
> Dabei zum Muster nähmst? (D, 32)

Die zweite Epistel reagiert auf den nicht beigegebenen Antwortbrief der Geliebten, worin diese offensichtlich Bedenken gegen das heimliche Tête-à-Tête äußert. Doch das lyrische Subjekt beruhigt sie mit den Worten:

> Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
> Da war der Großvater ein Bräutigam.
>
> Doch denke, bevor er zur Braut sie genommen,
> Ist er oft auch heimlich zu ihr gekommen.

147 Tolstoj [3]1901, S. 282.

Nachdem Kurz die beiden ersten, im volkstümlichen Brauchtum obligatorisch zu singenden Verse des *Großvaterlieds* zitiert hatte, löste er sich von der Vorlage und führte ihren Inhalt ad absurdum. Die „wilde Liebe" wird als anthropologische Grundkonstante bestimmt, die jeder bürgerlichen Ehe immer schon vorangegangen sei – ebenso wie deren Verurteilung durch die Elterngeneration. Dabei wählte Hermann Kurz den Begriff der ‚Familiengeschichte' und formulierte ausdrücklich die Konzeption seines inzwischen abgeschlossenen Zyklus von familiären Liebesgeschichten. *Das Mühmchen* verweist zuletzt auf fernere Zeiten, in denen der Erzähler selbst Großvater geworden sei, und wird damit zu seinem ad infinitum gesungenen Kehraus. Der Wechsel der zweiten Epistel in den vierhebigen Daktylus mit regelmäßigem Auftakt und Enjambements, die einen Ländlerhythmus entstehen lassen, reflektiert dies auch formal. Die Epistel lässt sich nämlich ohne weiteres auf die Melodie des Gassenhauers singen als ein neues Großvater-Lied.

> Ja, woll't ich dir all die Amuren berichten,
> Es gäb' eine Leiter Familiengeschichten!
>
> Gäb' eine familiengeschichtliche Leiter
> Bis zu Adam und Eva hinauf und so weiter. [...]
>
> Und diese familiengeschichtliche Leiter
> Reicht auch in die künftigste Ferne noch weiter,
>
> Und Sprossen auf Sprossen noch kommen hinzu:
> Sie machen es alle wie ich und wie du!
>
> Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
> Und Enkel und Enkelin werden geloben:
>
> Fest will ich und treu wie der Ahnherr sein!
> Und ich wie die Ahne so züchtig und rein! (D, 34f.)

Die Kontrafaktur *Das Mühmchen* (2. Epistel) legt nahe, dass Hermann Kurz bezüglich des Titels und des Anfangsszenarios seiner Erzählung *Wie der Großvater die Großmutter nahm* tatsächlich an das *Großvaterlied* dachte. Damit antizipierte er einerseits den glücklichen Ausgang der Erzählung, andererseits legte er eine interdependente Lesart nahe. Der Geschichte, die im familiären Privatleben schwäbischer Provinz verortet ist, liegt damit ein weltweit bekannter musikalisch-literarischer Prätext zugrunde, dessen Themen- und Motivkomplexe Kurz neu akzentuierte.

In *Als der Großvater die Großmutter nahm* erzählt Großvater Johannes, wie er sich in Salome, die Tochter des Reutlinger Stadtphysikus Dr. Rieber, deren Papagei entflogen ist, verliebt. Als er ihn heldenmütig einfängt, hackt dieser ihm in die Hand, so dass er des Öfteren zum Verbandswechsel ins Haus des Arztes kommen muss. Und er kommt noch, nachdem die Wunde längst verheilt ist.

Schnell wird auch die Hochzeit verabredet, doch mit der Verlobung setzt bei Salome eine unerklärliche Bewusstseinsveränderung ein. Kurz vor der Hochzeit entfliegt der Papagei erneut. Diesmal kann Johannes aber nur sein Ableben melden, denn der unwissende Schulmeister des benachbarten Dorfs Gönningen hält den exotischen Vogel für angemalt und ordnet einen Kalt-Heiß-Waschgang an. Der Großvater erfährt dies von einem jungen Dorfmädchen und wird dabei von seiner eifersüchtigen Salome beobachtet, die sich für die vermeintliche Untreue mit einem „Nein" vor dem Traualtar rächt. Beide sind nach diesem Schock immer noch Willens zu heiraten, doch der preußische Dr. Rieber, ehemals im Regiment des Alten Fritz, kann unmöglich einen Schwiegersohn akzeptieren, der so in seiner Ehre gekränkt wurde, und verlangt von ihm als Satisfaktion, auch Salome vor dem Traualtar mit einer abschlägigen Antwort abzustrafen oder sich mit ihm zu duellieren. Als aber Johannes seine Braut am Altar stehen sieht, spricht er zum Ärger seines Schwiegervaters ein ehrloses, dafür aber ein von Herzen kommendes „Ja".

Auch diese kleine ‚Familiengeschichte' wird mittels historisch nachweisbarer Personen, sprachlicher Idiome und Geschichtszusammenhänge konstruiert und ist wiederum als ein Beitrag zur regionalen Gedächtniskultur konzipiert; in diesem Sinn wie es Hermann Kurz zu Anfang seiner *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* formuliert: „Nicht allein die Großen haben ihre Denkwürdigkeiten, auch die Kleinen haben sie." (SW XI, S. 7) Regionalgeschichtliche Besonderheiten wie der internationale Samenhandel des Reutlinger Dorfes Gönningen, auf den auch Gustav Schwab in seiner *Neckarseite der Schwäbischen Alb* aufmerksam macht,[148] wird ebenso erwähnt,[149] wie Kurz auch kulturhistorische Hintergründe andeutet; etwa das Risiko der Investition in die Niederländische Ostindien-Kompanie zu Ende des 18. Jahrhunderts:[150] Salomes Vetter wünschte sich ebenso reiche Güter, wie sie der Tuttlinger Handwerksbursche aus Johann Peter Hebels *Kannitverstan* im Hafen von Amsterdam bestaunte. Er reiste über Holland

148 Vgl. das Kapitel „Gönninger Handel" in: Schwab 1960, S. 59: „Ein solider Saamenhändler kauft jährlich allein für 3–4000 fl. Saamen, den er in Portionen von 5–600 fl. an seine Mitbürger verkauft; er selbst behält eine solche Portion; und nun ziehen sie für den Detailhandel theils im Vaterland herum, theils in die Gegend von Nürnberg und Würzburg. Andre ziehen den Rhein hinab und über den Strom, andre nach Oesterreich und Ungarn, bis in die Türkei hinab. Stockholm, Petersburg, Moskau, Astrakan, das kaspische Meer, ja sogar Sibirien und der asiatische Norden werden von ihnen besucht."

149 Vgl. dazu die Materialien im Museumsführer Wendt 2002 sowie Schimpf 1988.

150 Vgl. zum Niedergang der niederländischen Ostindien-Kompanie im 18. Jahrhundert Nagel ²2011, S. 122f.

und Ostindien, doch „das Glück war ihm nicht günstig gewesen“ (G, 102) und er konnte allein einen Papagei nachhause bringen, das novellistische Kernmotiv.

Obwohl Hermann Kurz mit genannten Fakten eine Authentizität der erzählten Welt andeutete, hielt er sich nicht konsequent an seine Familienbiographie. Seine Großmutter Maria Kurtz (1744–1807) hieß zwar mit zweitem Namen Salome, sie war aber nicht die Tochter des Stadtphysikus, sondern des Reutlinger Stadtpfarrers. Die Grundzüge des kauzigen Dr. Johannes Rieber bildete er dagegen detailgetreu ab. Rieber wurde 1718 in Ebingen (Zollernalb) geboren, ließ sich 1763 „nach schon geraum Jahre her gemachten Diensten als Regiments-Feldscher“[151] in Reutlingen nieder und starb im Alter von 93 Jahren in Bönnigheim.[152] Der Genealoge und Historiker Theodor Schön stieß bei seinen grundlegenden Arbeiten zur Reutlinger Institutions- und Sozialgeschichte auf diese kuriose Gestalt und arbeitete dessen Leben ausführlich auf:[153] Rieber war kein Doctor medicinae, sondern gehörte zu den Doctores bullati, die ihren Doktortitel vom herzoglichen Hof erhalten hatten. Entsprechend war er eine umstrittene Gestalt des reichsstädtischen Medizinalwesens. Auf einen in den Reutlinger Ratsprotokollen dokumentierten Streit mit den hiesigen Apothekern nahm Hermann Kurz in seiner überarbeiteten Fassung von 1858 ausdrücklich Bezug: „Wer ihn kannte, der hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihm, aber die Apotheker waren ihm nicht grün […].“ (SW IX, 64) Um die Vita des Kriegsveteranen zu erzählen, schöpfte Hermann Kurz aus dem reichen Anekdotenschatz um Friedrich II. von Preußen:[154] In der Schlacht von Zorndorf (1758) sei Dr. Rieber von einer Kanonenkugel getroffen worden, so „daß ihm das Sitzen und Gehen geraume Zeit unmöglich wurde“ (G, 101). Anstelle einer großzügigen Gratifikation sagte der Alte Fritz aber nur: „Ich habe mein Geld nicht für Ausländer […], warum ist er der Kugel nicht aus dem Weg gegangen.“ Rieber ärgert sich schließlich, weil er nicht so schlagfertig gewesen sei, wie ein Soldat, der Friedrich II. auf die Frage, in welchem Wirtshaus er sich so viele Narben zugezogen habe, antwortete: „Bei Zorndorf, wo Euer Majestät die Zeche bezahlt haben“ (G, 101), und dafür zum Offizier befördert wurde. Mit dieser Anekdote, die eigentlich auf die Schlacht von Kolin (1757), also auf die erste Niederlage des Alten Fritz im Siebenjährigen Krieg, Bezug nimmt, stellt der Erzähler gleichzeitig seine Schlagfertigkeit unter Beweis: „Freilich konnte der König diese Frage nicht an ihn richten, denn die Wunde war ja nicht im Gesicht.“ (G, 102) Die

151 Vgl. den Geburtsbrief, StA Rt, Regesten Bd. 15, Nr. 5870.

152 Vgl. Rieber [!] 1903, S. 62f.

153 Schön 1903, S. 739.

154 Vgl. neben den zahllosen Kalenderbeiträgen, Flugblättern, Journalartikeln und Biographien v.a. die Sammlung Nicolai 1788–1792.

Anekdote besitzt die Funktion, die preußischen Tugenden des Gehorsams und Pflichtbewusstseins, die Rieber von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn verlangt, narrativ herzuleiten. Gleichzeitig werden sie lächerlich gemacht, da der Papagei den Stadtphysikus nachzuahmen pflegt und bei Ärger stets „Bomben und Granaten!“ schreit oder Salomes Verehrern „Manum de tabula!“ zuruft. Dr. Rieber ist als preußischer Schwabe ebenso ein Exot in Reutlingen wie der ostindische Papagei seiner Tochter.

Doch es sind nicht nur die preußischen, sondern auch die Tugenden der stolzen Stadtrepublikaner, die hier parodiert werden. So wie die Eltern die Ehe abgesegnet haben, bevor noch ein Liebesgeständnis von Johannes und Salome ausgesprochen ist, wird die öffentliche Satisfaktion vorbereitet. Entgegen aller religiösen Bedenken erinnert Dr. Rieber an die Rechtsgewalt Reutlingens: „Wir sind Reichsstädter und haben unsere eigene Kirche; wer fragt viel nach uns? So viel Macht haben wir schon, um eine widerspenstige Dirne gehörig zu züchtigen!“ (G, 121) Dieses Argument lassen auch die Bräutigameltern gelten: „Herr Doktor, es tut mir leid um Ihre Tochter, aber ich muss Ihren Antrag annehmen, denn die Schande wäre in der Tat gar zu groß, wenn sie nicht vergolten würde.“ (G, 122) Johannes aber hintergeht dieses Komplott mit einem einzigen Ja-Wort und revangiert sich dabei an seiner Frau auf eigene Weise: „Salome hat mir nachher gestanden, die ihr zugestandene Strafe habe sie lange nicht so geschmerzt als der Gedanke, dass sie sich so ungerecht und muthwillig meiner beraubt habe, und hat mir meine Versöhnlichkeit durch Liebe und Treue vergolten ihr ganzes Leben lang.“ (G, 124f.) Auch der Konfliktgehalt in *Wie der Großvater die Großmutter nahm* lässt sich psychologisch begründen. Anders als in den Erzählungen *Simplicissimus* und *Familiengeschichten* ist es hier nicht der Mann, sondern die Frau, die mit der Eheschließung geläutert und erwachsen wird. Mit der Verlobung regt sich bei Salome ein unbedingter Besitzanspruch auf Johannes, der erst dann gestillt und als falsch erkannt wird, als Johannes ihr zuliebe Gebote des Stolzes und der Ehre missachtet, sich sogar gegen Eltern und Schwiegereltern stellt.

Wie der Großvater die Großmutter nahm erscheint an der Textoberfläche als einfache, symmetrisch konstruierte Geschichte, wofür sie gerne als Kurz’ beste Erzählung gelobt wurde.[155] Die strenge Chronologie und konsequent durchgeführte Erzählhaltung verweist auf die fiktionalisierte Mündlichkeit, für die Verschränkungen von Bewusstseins- und Handlungsebenen nicht konstruktiv wären. Gleichzeitig installiert Kurz etwa durch die idiomatische Doppelung von Dr. Rieber und dem Papagei humoristische Überraschungsmomente und Pointen:

155 Vgl. u.a. Kindermann 1918, 415f.

> Endlich erhaschte ich sie und – ich weiß jetzt noch nicht wie ich zu der Herzhaftigkeit kam, statt der gedrohten Maulschelle gab ich ihr einen Kuß. Wie sie den einmal hatte, dachte ich: es geht in Einem hin! und trotz ihres Sträubens bekam sie den zweiten und hätte auch den dritten bekommen, wenn es nicht hinter uns gerufen hätte: Manum de tabula!
>
> Aber es war nicht der Papagei, der sich drein legte, es war ihr Vater [...]. (G, 108)

Doch vor dem Hintergrund intertextueller Beziehungen ruft die Erzählung auch eine komplexere Rezeptionssituation hervor. Der Protagonist ist nämlich eben dieser „weibische Zierling" und „feige Phantast",[156] den es laut des *Großvaterlieds* eigentlich zu Großvaters Zeiten nicht gegeben haben soll. Der Mann verkörpert – wie in allen Texten von Hermann Kurz – auch in *Wie der Großvater die Großmutter nahm* kein überlegenes Geschlecht, er ist ungeschickt und hoffnungslos den Frauen erlegen. Die Erzählung ist also mithin ein Beispieltext für ein neues Geschlechterverhältnis im Sinne eines Kräftegleichgewichts.[157] Hermann Kurz bezog sich bei dieser impliziten Pointe auf den Wissenshorizont seiner Leserschaft, den sie, wie die diversen produktiv-ästhetischen Rezeptionsbelege des volkstümlichen *Großvaterlieds* zeigen, auch tatsächlich besessen haben muss. So erklärt sich auch, dass Theodor Storm für seine kanonische Sammlung von Liebesliedern, in der er nur solche Gedichte aufnahm, „in denen es gelungen

156 Böhme 1895 (Hg.), S. 536.

157 In den Memoiren von Marie Kurz heißt es: „In der Frauenfrage, dazumal noch nicht sehr hervorgetreten, war er längst der Zeit vorangegangen, er war für völlige Gleichberechtigung des Weibes, freute sich immer wenn er Frauen mit geistigem Streben traf, überschätzte vielleicht geniale Individuen, weil er eine große Zuneigung zum ganzen Geschlecht hatte. Er behauptete, es sei besser als das männliche, was ich bestritt." (Mohr 1998 IV (Hg.), S. 7) Dabei muss auch Marie Kurz als emanzipierte Frau gelten; jenseits ihrer Lebensführung wird dies literarisch evident. Ihre unter feministischen Gesichtspunkten spektakuläre Erzählung *Die Tochter des Teufels* aus dem einzigen Erzählband *Märchen* (1867) handelt von der Werbung und Heirat des Satans zu Zeiten des Deutschen Bruderkriegs (1866), der sie zu dieser utopischen Erzählung inspirierte: Der Teufel fühlt sich unnütz bei allem Bösen, das ohne sein Zutun auf der Erde passiert. Um seinen Fortbestand zu sichern und sich zur Ruhe setzen zu können, wirbt er sich in Preußischer Uniform eine bezaubernde Braut, die ihm, zum Missfallen der übrigen Höllenbewohner, ein Mädchen schenkt. Doch die Tochter des Satans gewinnt alle Herzen für sich und befriedet die Hölle. Nachdem der berittene „Menschengeist" sich die Erde zurückerobert hat und nun auch die Unterwelt besiegen will, wird ihm bereitwillig das Tor geöffnet und die Machtinsignien von der Teufelstochter überreicht. Sie wird seine Gemahlin, und die Schranken von Himmel, Erde und Hölle werden eingerissen. Die einstigen Höllenbewohner ziehen aus klimatischen Vorlieben und um ihre Wohnkultur aufrecht zu erhalten in erloschene Vulkankrater. Erst mit der Verbindung zwischen dem verteufelten Weib und dem lebendigen Geist kehrt der ewige Frieden ein auf der Erde. Der Weltfrieden sei demnach nur durch eine Rehabilitierung des weiblichen Geschlechts denkbar. Vgl. auch Slunitschek 2016.

ist, die Atmosphäre dieses Gefühls in künstlerischer Form festzuhalten und auf den Hörer zu übertragen“[158], ausgerechnet die zweite Epistel des *Mühmchens* auswählte,[159] denn bei dieser Kontrafaktur des allgegenwärtigen *Großvaterlieds* war die Stimmung des Texts bereits vorgegeben und bekannt.

In einem unabhängigen Erzählteil, einer einfachen Erzählklammer, erinnert sich der Enkel an die letzten Wochen im Leben seines Großvaters, wobei die verwandschaftliche Beziehung bereits zu Anfang und auch in einer gelehrt-ironischen „Anmerkung des Enkels“ (G, 115) ausdrücklich benannt wird. Als Erzählerinstanz wurde er bereits in den *Familiengeschichten* literarisch evoziert. Überhaupt lehnt sich die Großvater-Erzählung in ihrer Grundstruktur deutlich an die Geschichte des Urgroßvaters an. Während dort die Handlung mit dem Reutlinger Stadtbrand beginnt und mit dem Brand von Attendorn gelöst wird, ist es hier der Papagei, der zunächst die Beziehung zu Salome herstellt, sie aber mit seiner zweiten Flucht beinahe wieder zerstört; schließlich glückt auch die Trauung erst beim zweiten Mal. Der Schluss von *Wie der Großvater die Großmutter nahm* vermittelt erst den Ort der Erzählung, der aber ebenfalls nur in der Erinnerung aufgesucht wird, in einer fiktionalen Erzählsituation. Kurz reflektiert also auch in dieser Erzählung den Tradierungsprozess, denn der Großvater habe solche Geschichten während ihrer Spaziergänge oder bei der Gartenarbeit erzählt. In der überarbeiteten Fassung von 1858 deutete Kurz an, die Erzählung sei geradezu volkstümlich geworden und wenn er mehr erzählt, als er vom Großvater gehört habe, so liege es daran, dass ihm diese Geschichte auch von anderen mitgeteilt worden sei. (Vgl. SW IX, 78) Die folgenden Marginalien, das Impfen der Bäume oder der letzte glänzende Schuss des „Herrn Senator“ beim Scheibenschießen, dienen in ihrer losen Aneinanderreihung, peniblen Genauigkeit und scheinbaren Funktionslosigkeit dazu, die Großvater-Erzählung als Teil authentischer Kindheitserinnerung erscheinen zu lassen, obwohl auch hierbei symbolische Bildkomplexe entworfen werden: Als der Knabe die ersten reifen Pfirsiche erntet und den Großvater bewusstlos in der Blumenwiese findet, heißt es, „eine Lilie neigte sich auf seine

158 Storm 1859 (Hg.), S. XIIIf. Neu erschienen unter dem Titel *Deutsche Liebeslieder* (Frankfurt 2012).

159 Storm 1859 (Hg.), S. 157. *Das Mühmchen* wurde auch in Storms *Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie* (1870, S. 536) aufgenommen, in der dritten Auflage (1875) aber – auf Paul Heyses Anraten – durch *Laßt mich von hinnen, Auf der Mühle, Aus der Heimath* und *Nachlass* ersetzt. Vgl. dazu Storms Brief vom 25. Februar 1875: „Mit dem Mühmchen – weshalb steht es nicht in der Sammlung – mag ich ihn nicht abspeisen; aber was denn? Das schöne Raben-Adlergedicht [*Der Fremdling*] ist zu lang; das Hausbuch soll ohne dieß im Text ziemlich verkürzt werden.“ Zitiert nach: Clifford 1969–1974 (Hg.) I, S. 84.

Stirn“ (G, 127), um mit dieser Grabszene den bevorstehenden Tod anzudeuten. Die Sterbeszene verweist ebenfalls auf die *Familiengeschichten (Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie)*, denn wie dort den Urgroßeltern im Erzählrahmen gewissermaßen der Aschermittwoch-Segen gespendet wird, schließt der Erzähler auch hier mit einem Auferstehungsszenario, das letztlich ästhetisch verstanden werden muss und *Wie der Großvater die Großmutter nahm* als Gedächtnisschrift ausweist: Der Großvater erholt sich zwar von seinem Schlaganfall und kündigt an, er wolle am nächsten Morgen aufstehen, dann aber entfährt ihm ein freudiger Ausruf; „er machte eine Bewegung als wollte er aus dem Bette springen, zugleich aber sank er in das Kissen zurück und die Augen fielen ihm zu.“ (G, 128)

Ebenso bezog sich Kurz in der Überarbeitung für die *Erzählungen* (1858) auf die *Familiengeschichten*, als er wiederum das Bild des Großvaters in seiner Wohnstube aufgriff:

> An Tagen, wo man nicht ins Freie gehen konnte, saß der Großvater gewöhnlich in seinem grün gepolsterten Lehnstuhl am Fenster vor dem kleinen Tische mit den geschweiften Füßen und las durch das große Brennglas, das er über die Zeilen hin und her führte, halblaut in seiner Foliobibel von 1608, wobei ihm die Haare von den Seiten her, denn die Stirne war zunehmend kahler und kahler geworden, wie Schneeflocken in das Buch herabfielen. (SW IX, 79)

Diese Erinnerung an den alten Großvater fügte Kurz aber in seiner detaillierten Schilderung nicht allein als ein frommes Genrebild und letztes Denkmal an seinen Spiritus rector ein. Paul Heyse kritisierte des Öfteren die vom novellistischen Kern abweichende Weitschweifigkeit in den Erzählungen von Kurz. So strich er auch die nachfolgende Passage in seinen *Gesammelten Werken* (IX, 92), nach ihm Hermann Fischer und alle weiteren Herausgeber. Sie ist zwar für die Binnenhandlung selbst unerheblich, für den Werkzusammenhang aber von wichtiger Bedeutung. Schließlich verbindet sich mit jener Bibelausgabe des Großvaters, die auch in der zweiten Fassung des *Liebeszauber* (*Das Witwenstüblein*, SW IX, 94f.) erwähnt wird, Hermann Kurz’ erste Erinnerung an die ‚historische Textkritik‘. Der Lehrer gibt den Schülern auf, für den nächsten Tag die älteste Bibel, die sie finden können, zum Vergleich mitzubringen:

> Im Gedanken an die Ausgabe des Großvaters, die mir zu Gebote stand, hätte ich ruhig schlafen können, aber der Ehrgeiz ‚verderbt den Besten‘, wie viel mehr den Mittelschlag, und nach einer dunklen Nacht erschien ich in der Schule mit der Foliobibel, an deren mit römischen Ziffern gedrucktem Datum MDCVIII das C meinem nächtlich mordendem Radirmesser als Opfer gefallen war. Mein Datum machte, als es vorgelesen wurde, vor Allen bei dem Lehrer selbst das größte Aufsehen. Eine deutsche Bibel von 1508, sagte er als geschichtskundiger Mann, sei führwahr ein seltenes Werk, denn sie sei just in dem Jahr erschienen, in welchem Luther der rothledernen lateinischen Bibel des Erfurter Augustinerklosters Valet

> gesagt habe, um den Katheder in Wittenberg zu besteigen und sich noch mehr als ein Jahrzehnt lang neben andern Vorarbeiten auch auf seine Bibelverdeutschung vorzubereiten [...]. (E 1, S. 103f.)

Wie Kurz sich im zweiten Band seiner *Erzählungen*, den *Denk- und Glaubwürdigkeiten*, aus kindlicher Perspektive an seine literarischen Anfänge erinnert und mit dem Scheitern an einem Roman „Die Belagerung von Reutlingen" seine Auseinandersetzung mit der spätromantischen Erzähltradition illustriert, deutet sich auch hier ein selbstreferentieller Kommentar auf das eigene Schreiben an. Dieser „historische Roman", „nämlich eine Luther'sche Bibel von 1508" (E 1, 105), wird vom geläuterten Enkel wieder ins Regal des Großvaters gestellt, ohne den Vorfall zu beichten: „Indessen hat ihn ja die hohle Willkür meiner mißrathenen Erfindung niemals in dem was ihm heilige Wahrheit und Geschichte war, beirren können." (E 1, 105) Und so soll sich also auch in der Großvater-Erzählung ein Wahrheitsgehalt finden, der von freier Phantasie und poetischer Fiktion unangetastet geblieben ist.

In seiner begeisterten Rezension der *Genzianen* erfasste Gustav Schwab exakt das ästhetische Kalkül von Hermann Kurz. Für die *Heidelberger Jahrbücher* besprach Schwab ausführlich das Changieren von Objektivität – „durch die Wahl des Stoffes, der Begebenheiten und Charaktere"[160] – und Subjektivität, in der er sein schwäbisches Personal „nicht in einem ängstlichen Genrebildchen arrangirt wiedergibt, sondern mit phantastischen Erfindungen und Träumen dichterisch verquickt [...]".[161] Kurz sei geradezu ein Apologet des Schwabentums geworden:

> Objektiv, sofern ein grosser Theil seiner Novellendichtungen Schwaben und die Persönlichkeit seiner Bewohner schildert, hat er durch die Verkörperung seiner psychologischen Studien vortrefflich und in einer Darstellung, die den Leser mit Wohlbehagen erfüllen muss, gezeigt, dass der eigenthümliche Grundzug des Schwaben, dem eine eben so feindselige wie oberflächliche Polemik das Gepräge engherziger Philisterei aufdrücken möchte, die äusserliche Ungelenkigkeit, die Schüchternheit und Unbeholfenheit der Unschuld ist, dass aber die Unterlage dieser naiven Simplicität ein Charakter voll Kraft, ein Geist voll Gemüth und Phantasie bildet, und dass dieses Gemüth hinwiederum einen sehr hellen Verstand zur Grundlage hat, dem im Nothfalle auch ein Witz zu Gebote steht, der fremde Armseligkeit oder Bosheit mit den Waffen des Spottes zu bestrafen weiss, wenn missbrauchte und ermüdete Gutmüthigkeit sich endlich zurückzieht und ihm ihre Vertheidigung überlässt.[162]

160 Schwab 1838, S. 723.
161 Schwab 1838, S. 724.
162 Schwab 1838, S. 724.

In Schwabs Hinweis darauf, dass in den ‚Familiengeschichten' Erlebnisse und Begegnungen unmittelbar wiedergegeben, dabei neu arrangiert werden, sah Kurz selbst die Poetik seiner *Genzianen* bestätigt, denn vom Remstal aus, wo er an seinem Roman *Schillers Heimatjahre* arbeitete, schrieb er: „Ihr und Ihres Hauses Beifall [...] thut mir sehr wohl und beweist mir, daß die Muse in diesen heillosen Zeiten sich wirklich mit reellem Troste eingestellt hat. Was dieses mercantilische Wort in poetischen Angelegenheiten einen eigenen Klang hat!"[163]

5 ‚Reichsstadt-Eros' und poetologische Kindheitsmemorabilen in *Liebeszauber (Das Witwenstüblein)*

Der Zyklus von ‚Familiengeschichten' schließt folgerichtig mit der Erzählung *Liebeszauber* über die Patentante Clara Margarete Kenngott, denn sie war die letzte nahe Reutlinger Verwandte und Zeitzeugin der reichsstädtischen Vergangenheit. Auch darin entwarf Hermann Kurz den Charakter eines ‚simplicianischen' Helden, wie er nicht zuletzt in einem Brief an Adelbert Keller verdeutlichte: „Kausler erklärt die Novelle für meine beste, was dem Sprichwort gemäß ist, da sie die letzte meiner Simpliciana bildet." (BF, 254) In *Cottas Morgenblatt* wurde sie noch mit *Familiengeschichten. Liebeszauber* überschrieben und als Fortsetzung der Glockengießer-Geschichte vom Juli 1836 ausgewiesen, obwohl sie unmittelbar an *Wie der Großvater die Großmutter nahm* anschließt: „Eine Tante nahm mich auf, bei der ich schon früher, wenn ich nicht mit dem Großvater vor die Stadt ging, den größten Theil des Tages zugebracht hatte." (D, 3) Mit der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* und der Großvater-Erzählung teilt sie nicht allein das literarische Sujet einer verwickelten Liebesheirat, sondern auch die poetologische Darstellungsabsicht. Wie den Urgroßeltern der Aschermittwochssegen gegeben, die Auferstehung des Großvaters szenisch angedeutet wird, soll auch die Tante Kenngott literarisch vergegenwärtigt werden als ein lebendiges Andenken und „Monument der Liebe" (D, 8).

Als 1839 die Erzählung in den *Dichtungen* gedruckt wurde, stellte Hermann Kurz ihr ein Widmungssonett voran, das bereits aus den *Gedichten* von 1836 bekannte Sonett *C.M.K. (9. August 1834)*. Darin verwendet er nicht allein die poetische Formel des „Zauberworts" (G, 98) aus der *Glockengießerfamilie* bzw. des Gedichts *Liebesfeier*, sondern auch das polysemantische Motiv der Glocke, das zugleich für die Morgen- wie Abendandacht, für Leben wie Tod steht:

163 Hermann Kurz an Gustav Schwab, Buoch, 30.10.1838, in: Fischer 1903, S. 45.

Die Morgenglocke rief: dem wachen Tage
Erschloß ich die gestärkten Augenlieder,
Und drüben sank dein liebes Auge nieder
Beim Schlummerlied vom selben Glockenschlage. –

O könnt' ich dir, statt thatenloser Klage,
Nur einen Strahl von meinem Tag hernieder
In deines Schlummers tiefe Nacht, dich wieder
Umdämmernd, senden zu dem Sarkophage! –

Nur diesen Zauber will ein Gott mir schenken:
Ob deiner Grabesstätte heil'gen Gründen
Aus meiner Liebe, meinem Dank und Sehnen,

Aus deiner Treue glüh'ndem Angedenken
Dir eine ew'ge Lampe zu entzünden
Und sie zu nähren mit dem Oel der Thränen. (GE, 138)

Wie das ewige Licht, jedenfalls nach katholischem Brauch, die ständige Anwesenheit Jesu Christi in Form der konsekrierten Hostien symbolisiert, so soll ein poetischer Raum und Erinnerungsort errichtet werden, in dem die Vorfahrin auf ewig als getreues Abbild gegenwärtig ist – das *Witwenstüblein*, wie die stark erweiterte Fassung von 1858 schließlich überschrieben wurde.[164] Gleichzeitig eignet sich der Erzähler in *Liebeszauber* auch nachdrücklich das kindliche Selbstbild an, das in der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* und *Wie der Großvater die Großmutter nahm* nur rudimentär thematisiert wird. Die Serie an ‚Familiengeschichten' nähert sich also schrittweise der Gegenwart ihres Erzählers an.

Bevor die innere Rahmenhandlung im Witwenstüblein der Tante einsetzt und dort die Binnengeschichte aus deren Perspektive erzählt wird, führt Kurz im äußeren Erzählrahmen die fiktive Reflexionsgestalt Lucie ein. Er habe ihr einst vom „Eremitenleben" (D, 12) vorgeschwärmt, also von einer musisch-kontemplativen Existenz. Nun muss er aber zugeben, in den Abendstunden wieder das werden zu wollen, was alle Menschen seien, „Kinder, die eine Heimat brauchen" (D, 12). In dieser knappen Ausführung deutete Kurz nicht allein die für ihn typische produktionsästhetische Erzählmotivation an, die Rekonstruktion einer nurmehr literarisch erfahrbaren ‚Heimat', sondern auch die faktische Entstehungsgeschichte. Seit Juni 1837 lebte Kurz, ausgestattet mit einem Vorschuss des Freiherrn Georg von Cotta in Buoch, um vor allem an seinem Roman *Schillers*

164 Die zweite Fassung aus den *Erzählungen* ist unbedingt der Ausgabe von Hermann Fischer (SW, IX) zu entnehmen, da Paul Heyse in seiner Werkausgabe bedeutende Stellen nicht mitteilt.

Heimatjahre zu arbeiten. Allem Anschein nach entstand auch der *Liebeszauber* in der „holden Einsamkeit dieser friedumkränzten Landschaft" (BW 74).[165] Und so evoziert er sich selbst während eines poetischen Nocturne und einer literarischen Halluzination inmitten seines kindlichen Lebensumfelds; verdeutlicht in einem vorübergehenden Wechsel der Erzählperspektive:

> Vor dem trüben Auge steigt es wie Nebel auf, die Wände, die Gerätschaften wandeln sich und der Knabe sitzt wieder in dem Stübchen, wo ihm immer so wohl war; draußen pfeift der Sturm, Flocken rieseln an den Fenstern, aber er hat den Tisch zum warmen Ofen gerückt und blättert in einer alten Türkenchronik [...]; die alte Anna Marei ist strickend neben ihm eingenickt, der Star schläft in der Ecke, der Kanarienvogel spricht hie und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schrank hat schon zehn passiert, und der Pendel geht in langsamen schläfrigen Schwingungen, aber die Tante sitzt im Lehnstuhl neben dem Ofen und lässt ihre Spindel munter auf dem Boden umhertanzen. (D, 12)

Dieses vieldeutige Genrebild konzentriert grundlegende Aspekte des gesamten Erzählzyklus' auf dichtem Raum. Durch eine antithetische Textstruktur wird ein belebtes Bild entworfen; vor der Türe fällt der erste Schnee, während das im Diminuitiv anheimelnde Stübchen vom Ofen erwärmt ist; die Vögel schlafen, während der Neffe und die Tante noch wach sind, und das Uhrpendel bewegt sich langsam, während die Spindel munter tanzt. Das Personal ist wiederum authentisch, denn auch Anna Marie ist, wie Tante Kenngott, eine Schwester des Vaters. So entfaltet sich die Atmosphäre einer dörflichen Spinnstube bei Nacht, eine traditionelle Erzählsituation von Gespenstergeschichten und Volkssagen. Der Erzähler sieht sich über eine Chronik gebeugt und führt damit diejenigen chronikalen Schriften, die er zu Anfang des Zyklus implizit als Vorbild ausgewiesen hatte, in die diegetische Welt ein. Er bittet schließlich die Tante, da seine Augen müde seien, ihm noch eine Geschichte vor dem Schlafengehen zu erzählen: „Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unsre eigene Regierung hatten." (D, 13) Darauf deutet Kurz aber die Fragwürdigkeit dieses altertümelnden Reichsstadtidylls an, denn die Verklärung der Vergangenheit wird eben von derjenigen Instanz kritisch kommentiert, die sie repräsentiert: „Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannegießer, sei du zufrieden, dass es so geworden ist! Du hättest deine Rechnung schlecht gefunden bei der alten Wirtschaft; damals gab man nicht viel um die Studierten." (D, 13) Wie in der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* das chronikale Erzählen produktiv-literarisch aufgegriffen, die eigene Famili-

165 Er lebte im Haus des Försters Hodum, heute Eduard-Hiller-Straße 16, wo sich auch eine Gedenktafel befindet. Vgl. zu Buoch und Hermann Kurz die Beiträge in den *Buocher Heften*: Scheuffelen 1988, Zeller 1993, Apel 2004.

engeschichte aus der Perspektive des legitimen Erben literarisch materialisiert wird, so verweist Kurz auch in dieser Szene auf die Bedeutung der oral tradierten Geschichten als integralen und ebenso faktographischen Teil der stadtgeschichtlichen Überlieferung. Während der Erzähler das geschriebene Wort einer „Türkenkriegschronik" beiseite legt, bittet er darum, eine Geschichte aus dem alten Reutlingen hören zu dürfen, gleichzeitig wird also die Weltgeschichte – der Kampf des Osmanischen Reichs gegen das christliche Europa – gegen die Familiengeschichte in der Stadtrepublik vertauscht. Der angehende Akademiker wird aber mit der Redensart nach Ludwig Holbergs *Der politische Kannegießer* (1722) zurechtgewiesen als unwissender, beschränkter Stammtischpolitiker,[166] der selbst in der von Handwerkern getragenen Zunftdemokratie keinen Platz gehabt hätte.

Damit wird ein etwa für die ambitionierte ‚Dorfgeschichte' oftmals typisches und selbstbezügliches kritisches Erzählverfahren angedeutet, bei dem die Geschichte ihre Idealisierungs- und Verklärungstendenz selbst als Gegenstand reflektiert. Ähnliches ist bei Berthold Auerbach zu finden, etwa in einer Volkslied-Episode seiner Erzählung *Die Frau Professorin* (1846):

> Jubelnd sprang der Kollaborator die Treppe hinauf und holte eine Sammlung Volkslieder – (die er zu etwaigen Ergänzungen und Varianten mitgenommen hatte) – aus seinem Ränzchen; er warf das Buch an die Zimmerdecke in die Höhe und fing es wieder auf. „Hier," rief er, das Buch hätschelnd, als wäre es etwas Lebendiges, „hier seid ihr zu Hause, nicht in der Bibliothek eingepfercht; heut sollt ihr wieder lebendig werden."[167]

Schließlich heißt es aber, nachdem keine Musikanten im Dorf aufspielen: „O Romantik! Wo bist du?"[168]

Gerade die Ambivalenz des beschworenen Idylls ist impliziter Hauptaspekt der Erzählung. Die familiäre Sozialstruktur der „alten Welt" (D, 8) oder „Vorwelt" wird als archaischer Urzustand eines Goldenen Zeitalters benannt, die Familie im Bild eines Organismus gefasst, in dem jedes Glied eine Funktion für das Ganze und damit einen Wert besitzt. Daraus sei ein Gemeinschaftsinn erwachsen, „bei dessen Hauche die schönsten Blüten eines bürgerlichen Daseins erwuchsen" (D, 9), dieser Familiengeist könne nur durch Humanität, d.h. durch ein konventionelles soziales Ethos – angedeutet in den christlichen Tugenden der Milde und Nächstenliebe – ersetzt werden. Zuvor habe sich Sittlichkeit gewissermaßen ‚natürlich' durch die verwandtschaftliche Beziehung entwickelt. Doch schein-

166 Vgl. dazu: [Art.] Kanne, in: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten [Taschenbuch-Ausgabe] II, S. 477.
167 Zitiert nach: Auerbach 1884 III, S. 21.
168 Auerbach 1884 III, S. 23.

bar unbewusst deutet der familiär befangene fiktive Erzähler auch die Enge und Überkommenheit dieser Lebensform an, deren „Gesinnungen uns Spätgeborenen beinahe unbegreiflich sind" (D, 8f.). Tatsächlich weist Kurz auch auf die Bedrohlichkeit der narrativ vorgeführten Vertrautheit (‚Heimseligkeit') hin:

> In dem fast ägyptisch abgeschlossenen Leben einer kleinen Reichsstadt mochte freilich Vieles zusammenkommen, um einen wahrhaft patriarchalischen Familiengeist hervorzubringen [...]. Die Frauen waren es vorzüglich, welche diesen Gemeinsinn pflegten: Aufmerksam saßen sie in der Mitte der Sippschaft und blickten nach allen Seiten hin, der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einem einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die letzten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, wird sich mit Wehmut der Zeit erinnern, wo er diesen Sinn, der keine eisernen Schutz- und Trutzbündnisse mehr zu begehren, keine ehrgeizige Absichten mehr zu erreichen hatte, nach innen gedrängt, zum sanften Mitgefühl, zur liebreichen Teilnahme gemildert fand, wo jeder noch unter den Seinen weich gebettet war. (D, 9)

Das zentrale Spannungsverhältnis in der politischen Philosphie, der dialektische Zusammenhang von Freiheit und Sicherheit, wird dabei sichtbar; geschildert in der Schutz-und-Trutz-Metapher als Dialektik von Bedrängtsein und Geborgenheit. Wie bereits in der Eröffnung des Zyklus identifiziert Hermann Kurz über die wörtlich zu lesende Wortverbindung des „patriarchalischen Familiengeists" die Reichs- und Vaterstadt mit den sie konstituierenden Familienverbünden. Da die Frau im Steuerzentrum des Organismus Familie stehe, deutet Kurz sogar ein Matriarchat im weiteren Sinn an, das als charakteristisch für die Reichsstadt Reutlingen zu gelten habe. Wie die Einlageerzählung *Der Apostat* in der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* verdeutlicht, ist ein Handeln gegen die familiären Sitten auch ein Verrat am Vaterland. Der paradoxe Zustand, nach „innen gedrängt" und gleichsam „weich gebettet" zu sein, umschreibt diesbezüglich den Preis für die reichsstädtische Geborgenheit: die familiäre Fremdbestimmung. Hermann Kurz erläutert in *Liebeszauber* aber auch erstmals deutlich die Ursache dieser kulturhistorischen Beobachtung – die „ägyptische" Geschlossenheit der reichsstädtischen Gesellschaft. Hermann Kurz spielt damit auf die vor allem aus dem alten Ägypten, das ihm wie seinen Zeitgenossen als Ursprung aller Kultur galt,[169] bekannte Geschwisterehe an, die nicht nur in der Herrscherschicht üblich

169 Noch in der Auerbach-Satire der *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* mit dem Titel *Der Mann im Rauch*, sprach Kurz von der ägyptischen Geschichte als einer „urkulturhistorischen Novelle" und „vollständigsten Dorfgeschichte" (SW XI, 66). Dabei verwies er auf die Arbeiten des Altertumsforschers Julius Braun (1825–1869), den er in Karlsruhe kennengelernt hatte und dessen Frau Rosalie Braun-Artaria (1840–1918), ab 1886 Schriftleiterin der *Gartenlaube*, eine Vertraute

(u.a. Kleopatra), sondern auch im Volk weit verbreitet war. Freilich will er nicht die Verletzung des Inzestverbots thematisieren, sondern die weithin übliche Verwandten- oder Vetternhochzeit, von der sich die Exklusivität der reichsstädtischen Gesellschaft ableitet. So sind fast alle Reutlinger Figuren, die Hermann Kurz auftreten lässt, Vettern, und auch in *Schillers Heimatjahren* begegnet der Held Heinrich Roller in Reutlingen letztlich nur einem einzigen großen Familienverbund.

Gleich in mehrfacher Hinsicht sind bei diesen knappen Ausführungen Anklänge an den Begründer der Matriarchatsforschung Johann Jakob Bachofen (1815–1887) zu finden, der die Hauptzüge des Mutterrechts in ähnlicher Weise charakterisiert wie Hermann Kurz die soziale Funktion der reichsstädtischen Frauen:

> Auf ihr ruht jenes Prinzip allgemeiner Freiheit und Gleichheit, das wir als einen Grundzug im Leben gynaikokratischer Völker öfter finden werden, auf ihr die Philoxenie und entschiedene Abneigung gegen beengende Schranken jeder Art, [...] , auf ihr endlich das besondere Lob der verwandtschaftlichen Gesinnung [...], die keine Grenzen kennend, alle Glieder des Volkes gleichmässig umfasst. Abwesenheit innerer Zwietracht, Abneigung gegen Unfrieden wird gynaikokratischen Staaten besonders nachgerühmt. Jene grossen Panegyrien, an welchen alle Theile des Volks sich im Gefühle der Brüderlichkeit und des gemeinsamen Volksthums freuen, sind bei ihnen am frühesten zur Uebung geworden, am schönsten entwickelt. [...] Ein Zug milder Humanität, den man selbst in dem Gesichtsausdruck der ägyptischen Bildwerke hervortreten sieht, durchdringt die Gesittung der gynaikokratischen Welt, und leiht ihr ein Gepräge, in welchem Alles, was die Muttergesinnung Segensreiches in sich trägt, wieder zu erkennen ist.[170]

Diese Engführung der Erzählung mit der zeitgenössischen kulturwissenschaftlichen und anthropologischen Forschung ist insofern naheliegend, als Hermann

---

von Kurz' Tochter Isolde wurde. In seinem Hauptwerk *Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel* (1864–65) bestimmte Braun Ägypten als Wiege aller Kultur, dort sei „das geistige Grundkapital der Menschheit" (Braun 1864 I, S. 1) bereits voll ausgebildet worden. Braun war ein Schüler von Eduard Maximilian Röth (1807–1858), bei dem auch Hermann Kurz im Wintersemester 1848 die Vorlesung über Philosophiegeschichte hörte. Auf Grundlage seiner *Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Entwicklungsgeschichte unserer spekulativen, sowohl philosophischen als auch religiösen Ideen von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart* (1846 I) versuchte sich Kurz an einer mythologischen Herleitung der Tristan-Sage. Vgl. die ausführliche Einleitung der zweiten Auflage von *Tristan und Isolde* (1847) und diverse weitere Artikel über Röths Erkenntnisse im Feuilleton des *Beobachters*. Kurz rezensierte außerdem sowohl die ersten Bände von Röths Philosophiegeschichte (Kurz 1847c) als auch Brauns Kunstgeschichte (Kurz 1857b). Dazu Kap. III.5.

170 Bachofen 1861, S. XI.

Kurz in der zweiten Fassung des *Liebeszauber* von 1858 in aller Deutlichkeit ein gynaikokratisches Familienrecht der reichsstädtischen Vorzeit beschrieb: Erziehungsfragen werden in einer Herrschafts- und Verwaltungsallegorie thematisiert, Mutter und Tante teilen sich die „Regierungsgewalt" (SW IX, 102) über den Knaben, „dieses kleine Deutschland" (SW IX, 101).

Sowohl in der Rahmenhandlung als auch in der Binnengeschichte der Vergangenheit schildert Kurz eine Art familiären ‚Liebeszauber'. Dieser ‚Reichsstadt-Eros' erscheint in der erinnerten Erzählgegenwart (2. Rahmen) noch abgeschwächt als unschuldige Beziehung von Enkel und Tante, als „die letzten Trümmer solcher Vorzeit". Der dreijährige Knabe führt nach Manier seines Onkels zur geselligen Unterhaltung Predigten auf: „Liebkosungen und Leckerbissen hatten zur Folge, dass das Schauspiel oft genug wiederholt wurde [...]."[171] (D, 5) Später sieht die Tante gar im Enkel „ihren Seligen wieder aufleben" (D, 5). Wegen der kühnen Orthographie ihrer Briefe, die sie ihm in die Akademie, d.h. in die Klosterschule Maulbronn, sendet, schämt sie sich, wird aber vom Enkel mit den Worten beruhigt: „Sei ruhig, ich halte sie geheim wie Liebesbriefe." (D, 11) In der Gartenszene des Lorenzo (2. Akt, 3. Szene) aus Shakespeares *Romeo und Julia* (1597), der seinen „Liebling Romeo so liebevoll schalt und doch dem verzogenen Kinde zu seinen Torheiten half", sieht der Erzähler ihren „guten Geist" (D, 8) am besten verkörpert. Bei aller mütterlichen Strenge sei sie also nicht nur Beichtmutter, sondern auch immer Verbündete und Mitwisserin gewesen.

Die von der Tante erzählte Binnengeschichte handelt zwar nicht vordergründig vom reichsstädtischen Familienkult, sondern vom mystisch-okkulten Sujet des magischen Liebeszaubers, doch gibt er den Handlungsrahmen vor, und die Geschichte des Liebeszaubers kann entsprechend als Exempel des ‚Reichsstadt-Eros' gelesen werden. Wie in den anderen ‚Familiengeschichten' liegt auch im *Liebeszauber* ein sozialpsychologisches Problem als Ursache der weiteren Verwicklung vor: Margarete, die in einer vorwiegend katholischen Reichsstadt in die

171 Eine ähnliche Anekdote wird auch von Friedrich Schiller erzählt; so etwa in Johannes Scherrs umfangreicher Biographie: „Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantasie und einem natürlichen Verständniß des Schönen ausgestattet. Sie hat zwar niemals Verse gemacht, wie das ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeschrieben; aber von jedem Hauch von Poesie fühlte sich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verstand und theilte die Sympathie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieser in den Schulvacanzen die Lebensbeschreibungen der Helden Plutarchs vorlas, sie fühlte sich erhoben, wie er, von den glutvollen Ausströmungen der Psalmisten, welche der Knabe, gewohnt, sich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Text einer feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm Schwester Christophine zur Kanzel zurichtete, nachdem sie ihrem Bruder ihre schwarze Schürze als einen Talar umgebunden." (Scherr 1856 I, S. 83.)

Lehre geht, wird geplagt von spukenden Geistern und von ihrem Vater zurück in die Heimat geholt. Auf dem Weg treffen sie auf den Vetter Urban, der sich nach der Lieferung einer Feuerspritze ebenfalls auf dem Heimweg befindet. In einem Gasthaus kommt es zu einem verhängnisvollen Missverständnis: Urban „aß zwar zögernd und warf bei jedem Bissen einen verlegenen Blick auf das Mädchen, er hätte ihr gar zu gerne davon gegönnt, Margretchen aber meinte, er sehe sie aus Schadenfreude so an [...]." (D, 18) Da sie ihm schließlich den gemeinsamen Tanz verweigert, zieht er sich verzweifelt zurück. Die Unglücklichen kommen beide auf den Gedanken, eine berüchtigte Zigeunerin um einen Liebeszauber zu bitten. Die Betrügerin will diesen Zufall zu ihren Gunsten nutzen, lädt beide zur selben Zeit in ihr Haus ein und lässt sie scheinbar durch magische Kunst im Zauberkreis erscheinen. Sie kann aber nicht verhindern, dass der entzückte Urban auf die Erscheinung der Margarete zugeht und sie in den Arm nimmt. Als der Betrug aufgedeckt ist, wird die Zigeunerin ins Gefängnis gebracht, aus dem sie aber fliehen kann. Zuletzt wird die Erzählung in den ‚reichsstädtischen' Geschichtenkreis engebettet: Die Zigeunerin überredet den ungeschickten Gerichtsdiener, die Spinnweben der Zimmerecke zu entfernen, nicht ohne zuvor seinen schweren Schlüsselbund abzulegen. Diese Geschichte des „Hexenbanners" Martin, der beschwor, die Zigeunerin habe sich in eine Spinne verwandelt, sei geradezu volkstümlich geworden: „Das Volk erzählte diese Sage noch lange nach [...]." (D, 29)

Wie die anderen ‚Familiengeschichten' auch, trägt der *Liebeszauber* historisch authentische Züge, denn Clara Margarete Kurtz wurde tatsächlich auswärts erzogen und heiratete 1788 ihren Cousin (2. Grades) Urban Kurtz (1770–1793), der selbst das Gießerhandwerk bei seinem Vater lernte. Auch die kulturgeschichtlichen Hintergründe lassen eine historische Szenerie des protestantischen Südens entstehen. Wie Salome aus *Wie der Großvater die Großmutter nahm* trotz modischer Bedenken des Verlobten auf ihren Reifrock besteht, trägt Margarete „kein seidnes Kleid mit Puffärmeln", also die Mode à la Grecque der Empirezeit, sondern die traditionelle farblose schwarze Miedertracht mit Florhaube. Nach der Begegnung im Wald treffen sich Margarete und Urban beim Tanz wieder, der geradezu einem regelmäßigen Familienfest gleichkommt: „Zunftfeste und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage in's Jahr, an welchen, da alles untereinander vervettert und verbaset war, die ganze Stadt Antheil nahm." (D, 20) Der Reichsstadt-Eros, der die Reutlinger in ein verwandtschaftliches Netzwerk drängt, wird charakterisiert und motiviert im Kontrast zur katholischen Reichsstadt, in der sich Margarete zur Lehre aufhält.

Dort wird sie mehrmals von einer „kalten Hand" geweckt, von den Mägden erfährt sie, es spuke ein Mönch namens Bonifaz im Haus, der ihnen regelmäßig die Decke wegziehe. Erotik wird zwar von der Erzählerin nicht ausdrücklich

thematisiert, da aber in der folgenden Handlung das Wunderbare keinen Platz findet und sie nach den Gesetzmäßigkeit der empirischen Wirklichkeit dargestellt wird, ist ein erotischer Hintergrund impliziert. So wird der heilige Bonifatius zum lüsternen Voyeur. Wie im Fragment des *Heiligen Florian* reagierte Hermann Kurz mit dem „deutschen Apostel" auf die Politik seiner Gegenwart: Der Missionar Germaniens galt lange Zeit in beiden christlichen Konfessionen als Inbegriff der Tugendlehre. Erst mit der konfessionalistischen Umdeutung während des deutschen Vormärz, vor allem als Reflex auf die ‚Kölner Wirren' von 1837, wurde seine Gestalt römisch-katholisch besetzt.[172] Gleichzeitig spielte Hermann Kurz auf Ludwig Tiecks Prolog zum Drama *Leben und Tod der heiligen Genoveva* (1800) an – „Ich bin der wackre Bonifacius / Der einst von Englands Ufern in die Wälder [...]"[173] –, das seinerseits als literarischer Ausdruck des romantischen Katholizismus rezipiert wurde. Margarete sei also wie die Genoveva des Volksbuchs eine „tugendreiche und geduldmüthige"[174] Frau, die alleine gelassen wird mit der „unlautern Liebe" und „Begiehrlichkeit"[175] eines Golo. Zur selben Zeit schrieb Hermann Kurz auch an einem Drama *Aeskulap*, von dem allein der Prolog erhalten ist, und das mit den fast kontrafaktorischen Versen beginnt: „Ich bin der altberühmte Aeskulap, / Der Wunderdoktor, den ihr alle kennt."[176]

Deutlich reflektiert Kurz den Assoziationshorizont der Volksbücher, wenn er bemerkt, Vater und Tochter seien auf einem Pferd „wie die Haimonskinder" (D, 14), also hintereinander sitzend, zum Tor hinaus geritten.[177] Margarete wird schließlich befreit von den „leichtfertigen Agnesen und Crescenzen" und kehrt zurück zu den „sittsamen Even und Esthern" (D, 14). In diesen christologischen Bedeutungsfeldern entsteht der Kontrast zwischen katholischer Lasterhaftigkeit und protestantische Reinheit. Die hagiographische Überlieferung der Agnes erzählt von Vergewaltigung und Begierde, wie auch die Crescentia der *Kaiserchronik* (um 1150) Opfer männlicher Lust und Intrige wird. In der Neufassung des *Liebeszaubers* wird Crescentia eingetauscht gegen Walpurga, die Nichte des Heiligen Bonifatius. Dagegen bezieht Kurz die Eva der Genesis auf den paradiesischen Urzustand der protestantischen Reichsstadt Reutlingen. Die Geschichte Esthers und der Kampf der Juden gegen die Perser ist seit der Reformationszeit Parabel für den siegreichen Kampf der Protestanten gegen die Katholiken.[178] In der Bin-

172 Vgl. Weichlein 2002.
173 Tieck 1799–1800 II, S. 5.
174 Jeweils nach: Schwab 1836–1837 I, S. 187.
175 Schwab 1836–1837 I, S. 188.
176 Zitiert nach: Heynen 1913, S. 268.
177 Vgl. etwa Schwab 1836–1837 II, S. 119ff.
178 Vgl. Schwartz ²1898.

nengeschichte des *Liebeszaubers* flüchtet Margarete also aus der bedrohlichen Welt der katholischen Reichsstadt zurück in den vertrauten protestantischen Familienkreis. Hermann Kurz verleiht diesem Ereignis insofern auch eine politische Bedeutung, als er andeutet, warum sich dort trotz der reichsunmittelbaren Selbstständigkeit nicht ebenso eine familiäre Sozialstruktur ausgeprägt hat; sie sei nämlich von Adeligen regiert worden, „welche überall das große Wort führten und ihre Mitbürger sehr über die Achsel ansahen […]." (D, 14) Schuld sei also das in der Reutlinger Zunftdemokratie fehlende privilegierte Stadtpatriziat, obwohl sich auch in Reutlingen eine elitäre Führungsschicht herausgebildet hatte, die er noch im Manuskript der *Geiselschicksale* bzw. der Einleitung zu *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit* (1871) harsch kritisierte.[179]

Margarete verbindet sich zwar erneut mit der sozialen Totalität der Familie durch eine Liebesheirat mit Urban, dessen Liebesgeständnis sich so problematisch gestaltet, doch letztlich ist auch diese Verbindung bereits von der Familie vorgesehen und arrangiert: Der Hochzeitstag kann schnell angeordnet werden, „da die Eltern die Sache längst unter sich in's Reine gebracht" (D, 26) haben. Anstelle einer literarischen Ausgestaltung des traditionsreichen Motivs, wie es der Titel der Erzählung nahelegt, entwarf Kurz also ein ‚reichsstädtisches' Liebeskonzept, das sozialpsychologisch verdeutlicht wird. Bewusst entschied er sich gegen die Darstellung magischer Praktiken, wie sie etwa mit dem kultischen Kindsmord aus Tiecks *Liebeszauber,* erschienen im ersten Band des *Phantasus* (Berlin 1812), bekannt sind.[180] Schließlich erzählt aber die Tante ihre Geschichte auch im Witwenstüblein, einem Ort, der „um so viel wohnlicher und heimlicher war, zu eng, um noch Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben". (D, 6) Im familiären Schutzraum habe auch das unheimliche Trugbild, von dem im

179 Vgl. Anhang 4.1. Hermann Kurz verweist auf diesen Umstand im biographisch-literarischen Motiv des geschmückten Ratsherrenhuts, das sich in allen ‚Familiengeschichten' bis hin zum Selbstporträt des Autors im *Witwenstüblein* findet: „Sie sagen, weißt du, wir haben ein ‚bordiertes Hütlein' auf; aber das rührt eigentlich von meinem Ehni her, vom alten Pugio, dem sie nachsagen, daß er als Senator einen solchen Hut getragen habe." (SW IX, 64) In der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* erinnert sich Kurz daran, wie der Großvater als Herr Senator begrüßt wurde „und bescheiden dankend sein dreieckiges Hütlein zog" (SW IX, 7): „Derlei kleinere oder größere aristokratische Passionen erwachsen auch in der reinsten Demokratie […]." Am Ende des *Witwenstübleins* ermahnt die Tante ihren Enkel, nicht hochmütig zu sein, mit den Worten: „He, was ist das für ein Gesicht? Regt sich dir auch schon das ‚bordierte Hütlein' auf dem kleinen Strobelkopf?" Und schließlich teilt Isolde Kurz mit: „Das ‚bordierte Hütlein', das der wackere Zunftmeister und Ratsherr als Zeichen seiner Würde trug, wurde in der Verwandtschaft sprichwörtlich bis auf unsere Generation; denn so oft einer aus der Familie den Kopf etwas hoch trug, hiess es von ihm: ‚er hat das bordierte Hütlein auf.'" (I. Kurz 1906, S. 17.)

180 Zur Volksüberlieferung vgl. Bernhard Kummer: [Art.] Liebeszauber, in: HdA V, S. 1279–1297.

Folgenden erzählt wird, alle Bedrohlichkeit verloren. Während die mysteriösen Geschehnisse in der katholischen Reichsstadt expressis verbis unaufgeklärt bleiben, ist die Darstellung des Liebeszaubers in Reutlingen aus einer überblickenden Erzähldistanz geschildert, das Handeln der Personen bereits im Vorhinein erahnbar. Obwohl Kurz auch die stereotype Figur der Hexe, die alte bettelnde, wahrsagende Zigeunerin, auftreten lässt, erzeugt er weder eine bedrückende Spannung noch eine beängstigende Atmosphäre und zum eigentlichen Liebeszauber kommt es gar nicht erst. Auch während sie die Trugbilder erscheinen lässt, enthüllt die Erzählerin die Komik der Situation. Zwar zeichnet die Zigeunerin Zauberkreise auf den Boden, doch bevor sie Urban erscheinen lässt, hört Margarete „ein lebhaftes Geflüster", bei dem die Zigeunerin Urban erst einmal instruieren muss. Danach trägt sie einen „Mantel von wunderlich zusammengeflickten Lappen und schwang den Zauberstab wie dräuend, nach beiden Seiten hin" (D, 25); zuletzt gibt sie ihren Plan sogar zu. Die Handlungsstruktur eines ‚gepaarten Heiratsgesuchs' ist bereits aus dem *Schwäbischen Merkur* bekannt. (Vgl. Kap. 3) Dabei erinnert Urbans Entwicklung ebenso an Theodor aus *Simplicissimus* wie an Gottlob aus *Der schwäbische Merkur*. Auch er wird nach dem Liebesgeständnis erwachsen und verliert seine Schüchternheit, denn dieser doppelte Betrug empört „den Stolz des jungen Mannes" (D, 26).

Obwohl sich Kurz mit seiner nüchtern ‚realistischen' Erzählung *Liebeszauber* von der literarischen Tradition des Liebeszauber-Sujets entfernte, wurde sie doch Vorlage für einen weiteren und bedeutenden Text, für Friedrich Hebbels (1813–1863) gleichnamige Ballade *Liebeszauber*, 1844 vollendet. Aufgrund der zeitlichen Distanz zu Kurz' *Morgenblatt*-Erzählung wurde das intertextuelle Verhältnis erst mit der sorgfältigen Rekonstruktion ihrer Entstehungsgeschichte von Alfred Neumann in seiner Studie *Hebbels Ballade „Liebeszauber" und seine Quelle* (1904) aufgedeckt.[181] Hebbels Ballade geht ein sieben Jahre früher entstandener Entwurf voraus, der also in unmittelbarem zeitlichem Umfeld von Kurz' *Liebeszauber* geschrieben wurde. Obwohl dessen Datierung durchaus umstritten ist,[182] sprechen neben den motivisch-thematischen Reminiszenzen auch viele Indizien

181 Neumann 1904. Zu weiteren intertextuellen Beziehungen von Hebbels Ballade vgl. Schwan 1998.

182 In der *ADB* wird noch nicht auf frühere Entwürfe hingewiesen und die Entstehungsgeschichte schlicht auf das Jahr 1844 (Paris) reduziert. Vgl. Felix Bamberg: [Art.] Hebbel, Christian Friedrich, in: ADB 11 (1880), S. 177. Richard Maria Werner verortet den ersten Entwurf nach Hamburg (Werner 1899, S. 800). Vgl. auch die Anmerkung in den von Werner herausgegebenen *Sämtlichen Werken* (Hebbel 1905, 22f.). Zur Diskussion vgl. den Fassungsvergleich von Krogmann 1969.

dafür, dass eine erste Liebeszauber-Ballade bereits zwischen Oktober 1837 und Mitte 1838 entstand.[183] In sein Tagebuch notierte Hebbel am 9. Februar 1840:

> Etwas zu vorschnell bin ich doch von jeher mit dem Verbrennen meiner Gedichte gewesen. Heute fallen mir mehrere dieser vernichteten Gedichte wieder ein, die ich noch besitzen mögte. [...] Das Dritte: Liebeszauber (Romanze; ein Mädchen geht zur Hexe, ihr Geliebter folgt ihr ungesehen; er schaut von außen hinein, die Hexe nimmt allerlei Dinge vor, plötzlich nennt das Mädchen, dem er sich nie erklärte, seinen Namen und er stürzt zu ihren Füßen.)[184]

Seit 1835 arbeitete Hebbel als Korrespondent für *Cottas Morgenblatt*, in der Kurz' *Familiengeschichten. Liebeszauber* und auch Hebbels Gedicht unter dem Titel *Aus Fr. Hebbels italienischen Gedichten. Liebeszauber* (Nr. 74, 27.3.1846) zuerst veröffentlicht wurden. Bei Hebbel wird ebenfalls keine „klassisch-romantische Phantasmagorie" neuerer Zeit entworfen, wie sie aus Goethes *Zwischenspiel zu Faust* (1827), später dem dritten Akt von *Faust II*, mit seinen poetologischen Implikationen bekannt ist. Während sich hier ein „Ausgleichsversuch zwischen Klassik und Romantik" [185] ankündigt, so kann in den *Liebeszauber*-Adaptionen eine Synthese von klassisch-romantischer und realistisch-biedermeierlicher Dichtung gesehen werden. Über Goethes Motiv des Spiegels in der Hexenküche, worin Faust Helena das erste Mal erblickt, schrieb Kurz: „Er ist nämlich der *Wirkung* nach ein ganz gewöhnlicher Spiegel, wie jeder andere, und wer vor ihm steht, sieht nichts anderes darin als sich selbst." (SW IX, 94) So verliert der Liebes- und Trugbildzauber seinen magisch-okkultischen Ursprung, wird entmythologisiert und psychologisiert, so dass der eigentliche Zauber auch bei Hebbel einem ‚profanen' Liebesgeständnis gleichkommt.

Das lyrische Subjekt beobachtet während einer Gewitternacht das Haus seiner Geliebten, die sich heimlich davonschleicht. Eifersüchtig folgt er ihr in den Wald, ohne dort aber einen männlichen Rivalen anzutreffen:

> Ist sie nun am Ziel? Da ist die Hütte!
> Ja, sie pocht. Man öffnet ihr. Ich spähe
> Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geschähe,
> Wenn ich nicht – – Ein Kreis! Sie in der Mitte![186]

183 Vgl. Neumann 1904, S. 98.
184 Zitiert nach: Hebbel 1963–1967 IV, S. 360.
185 Fröschle 2002, S. 155.
186 Jeweils nach: Hebbel 1963–1967 III, S. 17ff.

Wie in Kurz' *Zauberbild* wird ein Bildzauber vorbereitet und das lyrische Ich Zeuge seiner eigenen magischen Beschwörung. Das Mädchen soll mit ihrer Haarnadel das Wachsbild durchstechen und den Namen ihres Geliebten ausrufen, der kein anderer ist als ihr Verfolger. Wie die Zigeunerin in Kurz' Erzählung Urban nicht aufhalten kann, den scheinbar magischen Kreis zu durchbrechen, um Margarete in die Arme zu schließen, installiert auch Hebbel dieses dialektische Moment, in dem der magische Zauber gegen den Willen der Hexe gebrochen wird, darin aber gleichzeitig glückt:

> Und dem Zagen kommt der Mut, behende
> Weicht die Tür. Wer durfte sich erfrechen,
> Ruft die Alte, und den Zauber brechen? –
> Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!

Sind auch große Abweichungen zur *Liebeszauber*-Erzählung zu finden, wird die intertextuelle Beziehung in der Schlusspointe nachdrücklich deutlich. Die beiden Liebenden, die keinen Mut zu einem offenen Liebesgeständnis haben, brauchen überhaupt keine Worte dafür, sich ihre Gefühle zu gestehen. Der szenisch evozierte romantische Unaussprechlichkeitstopos findet sich zwar auch in anderen frühen Gedichten von Friedrich Hebbel; so etwa in *Trennung*, das bereits 1834 in Wesselburen entstand: „Da wird erkannt, doch nicht genannt, / Was wir mit Angst ersehnten."[187] Doch wenn Kurz schreibt: „Und so standen sie, hielten sich an den Händen und blickten einander wortlos in's Gesicht" (D, 25), so entschleunigt auch Hebbel die Handlung in einem wortlosen Blick, der den Liebeszauber besiegelt:

> Und so stehn sie, wechseln keine Küsse,
> Still gesättigt und in sich versunken,
> Schon berauscht, bevor sie noch getrunken,
> In der Ahnung dämmernder Genüsse.

Die neu erarbeitete Ballade *Liebeszauber* gehöre schließlich zum „Allersüßesten"[188] und „Besten"[189], was Hebbel je geschrieben habe. Sein Lieblingsgedicht eröffnet nicht allein die *Neuen Gedichte* (1848), es steht auch im Kapitel „Balladen" der *Gesammt-Ausgabe* (1857) an erster Stelle.[190] Am 29. Juli 1845 schrieb er aus Neapel sogar an Elise Lensing: „Ein Gedicht, wie *Liebeszauber*, hat

187 Zitiert nach: Neumann 1904, S. 92.
188 Friedrich Hebbel an Luise Lensing, 21.1.1844, nach: Krogmann 1969, S. 95.
189 Friedrich Hebbel an Luise Lensing, 26.3.1844, nach: Krogmann 1969, S. 96.
190 Vgl. Hebbel 1857, S. 31–36.

die ganze Deutsche Literatur nicht aufzuzeigen; das ist die Krone von Allem, was ich gemacht habe."[191] Es adaptiert dabei aber das Handlungsmuster und grundlegende Motive aus Hermann Kurz' Erzählung, seiner verschwiegenen Quelle und Inspiration.

An der die romantische Erzähltradition geradezu ignorierenden Behandlung des Liebeszaubers führt Hermann Kurz nachdrücklich die von Gustav Schwab gelobte ‚objektive' Darstellungsweise vor.[192] Wolfgang Lukas sieht in seinem gewichtigen Beitrag *„Entzauberter Liebeszauber". Transformation eines romantischen Erzählmodells an der Schwelle zum Realismus* (2002) am Beispiel von Hermann Kurz' ‚Familiengeschichte' – wie vor ihm Heinz Kindermann – eine programmatische „Abkehr von der goethezeitlich-romantischen Tradition und eine Neuakzentuierung im Sinne einer ‚biedermeierlichen' Trivialisierung und Enterotisierung des einst hochpoetischen und exzeptionellen Stoffs angekündigt."[193] Der sich abzeichnende Epochenwandel vollziehe sich paradigmatisch im Spannungsverhältnis von Binnen- und Rahmenwelt: die zivilisierte Gegenwart treffe auf eine wilde Vergangenheit, Leidenschaftslosigkeit auf Erotik, die bürgerliche auf eine vorbürgerliche Welt, schließlich das Literatursystem des Biedermeier und Vormärz auf die Goethezeit und Romantik.[194] Die heuristisch generierten Merkmale verweisen tatsächlich auf diesen weitreichenden Transformationsprozess und die Verschiebung des literarischen Bezugssystems hin zum ‚Realismus' kann, wie Lukas zeigt, gleich auf mehreren Ebenen beobachtet werden. Nur lässt die reichsstädtische Erzählwelt, die im Kontext des gesamten Erzählzyklus von ‚Familiengeschichten' entworfen wird, Kategorien wie ‚Bürgerlichkeit' als sozial- und mentalitätsgeschichtliche Entität des 19. Jahrhunderts problematisch erscheinen. Zwar tauscht Hermann Kurz in der Binnenhandlung die katholisch-okkulte gegen die protestantisch-aufgeklärte Reichsstadt ein, doch das alte Reutlingen, diese „reinste Demokratie" (SW IX, 7), sei der neu-württembergischen Gegenwart des Erzählrahmens an ‚Bürgerlichkeit' überlegen. Mag Hermann Kurz metatextuell einen historischen Epochenwandel abbilden, so thematisiert er auf innerfiktionaler Bedeutungsebene die Tradition und Kontinuität eines ‚bürgerlichen' Selbstverständnisses, das sich paradigmatisch in der sozialen Lebensform deutscher Reichsstädte bereits im Mittelalter findet.

Wie er noch die letzten Spuren des Reichsstadt-Eros – die Familie als höchste soziale Totalität – wahrnimmt, so leitet er auch das Konzept der ‚Bürgerlichkeit'

191 Hebbel 1963–1967 III, S. 891.
192 Schwab 1838, S. 724.
193 Lukas 2004, S. 7.
194 Vgl. die Tabelle in Lukas 2004, S. 19.

aus der Vergangenheit ab. Da der reichsstädtische ‚Familiengeist' als erste bürgerliche Existenzform, „einmal aufgelöst und verdunstet, nur noch durch die tiefste Humanität ersetzt werden" (D, 9) könne, so setzt dies für ihn also vor allem eines voraus – Bildung. Und so erklärt sich auch die scheinbar zusammenhangslose Arabeske über die mühsame Hausarbeit des jungen Lateinschülers: „Ach, diese lateinischen Disticha! sie waren der Pfahl in's Fleisch meiner Jugend!" [195] (D, 6f.) Die Tante motiviert ihn zu seinen rhetorischen Stilübungen mit der Wette, schneller eine bestimmte Zahl an Maschen zu stricken, als er seine Disticha vollenden könne. Verbunden in der mehrfach verarbeiteten Text-Metapher als eines in sich verwobenen Fadens wird die Analogie von Familie als bürgerlicher Kleinstform und Humanität als Signatur des Bürgertums verdeutlicht, denn wie die Spinnstube das Zentrum weiblichen und damit familiären Lebens ist, so ist die lateinische Sprache Voraussetzung humanistischer Bildung.

Wolfgang Lukas sieht dagegen im Verhältnis von Rahmen- und Binnenwelt, in seiner teils psychoanalytischen Lesart die „‚Produktion' von Liebe" substituiert durch die „Produktion von ‚Kunst'", und die Entfremdung des Erzählers von der Welt seiner Tante sei „äquivalent derjenigen, den die postromantische Epoche zur Goethezeit/Romantik empfindet und der hier auch als Prozess der Substitution von (ursprünglicher) Natur und Kultur modelliert wird."[196]

Während Fragen der ‚Bildung' in der ersten Fassung von 1837 nur in wenigen Sätzen ausgeführt wurden, erweiterte Kurz diesen Komplex in *Witwenstüblein* (1858), bis er geradezu ein proportionales Verhältnis zur Binnengeschichte erreichte. Die Kindheitserinnerungen werden zu einem Bildungstraktat ausgestaltet, der sich bald als eine selbstreferentiell zu lesende Poetik darstellt, die in Form und Sprache, vor allem in der heiter-ironischen Erzählhaltung auf die *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* vorausweist. Am Bildungssystem des frühen 19. Jahrhunderts werden aber auch grundlegende Identitätsfragen thematisiert. Die Kritik des „Nürnberger Trichters"[197], der als überkommen empfundenen

195 In den *Jugenderinnerungen* spielt er in diesem Zusammenhang auf das Gedicht *Knabenzeit* von Ludwig Hölty (1748–1776) an: „O Knabe, spiel' und laufe nur, / Den lieben langen Tag / Durch Garten und durch grüne Flur / Den Schmetterlingen nach. // Bald schwitzest Du, nicht immer froh, / Im engen Kämmerlein, / Und lernst vom dicken Cicero / Verschimmeltes Latein." Hölty 1914–1918 I, S. 38 (ND: Hildesheim 1969).

196 Lukas 2004, S. 22.

197 Das Motiv des „Nürnberger Trichters" erscheint ebenfalls in *Das Wirtshaus gegenüber.* Womöglich geht dies auf einen Reutlinger Schwank zurück, der vor allem mit Max Eyths *Schneider von Ulm* (postum 1906) bekannt wurde. Danach hörte der Bürgermeister von Memmingen vom Trichter der Nürnberger, mit dem es möglich sei, Intelligenz einzuflößen. Nachdem er aber nicht ausgehändigt wird, bereiten sich beide Städte auf einen Krieg vor. Der schlaue Nürnberger Bür-

Unterrichtsformen, verbindet sich mit der Vision eines pädagogischen „Quickborn". Der Erzähler fordert neben der klassisch-humanistischen Bildung eine volkskulturelle Erneuerung. Sein Programm wird zwar relativiert in der humorvollen kindlich-romantischen Erzählhaltung, geht dabei aber von durchaus zeittypische Ansichten aus – von der Rückbesinnung auf einen kulturellen Ursprung (vgl. Brüder Grimm).

In den Reutlinger Erzählungen wird die ehemalige Reichsstadt als nationaler Mikrokosmos dargestellt. Auch das *Witwenstüblein* kennt diese nationale Dimension, und der zwölfjährige Knabe verkörpert ein „kleines Deutschland" (SW IX, 101). An ihm soll sich eine Wegmarke deutscher Kulturgeschichte spiegeln, denn er besucht die so genannte Küsterschule oder deutsche Schule und schließlich das Lyzeum, lebt damit zwischen ‚germanischer' und ‚römischer' Identität: „Das Stadtleben hat sich zum Staatsleben, das Familienleben gar zum Weltleben erweitert." (SW IX, 113) Der Erzähler reflektiert in vorwiegend essayistischer Analyse über seine eigenen Kindheitskonflikte, bietet wiederum voyeuristische Einblicke in die Vergangenheit des Autors, so dass mit Kenntnis der referenzierbaren Details diese weitschweifige Ouvertüre der *Liebeszauber*-Erzählung als Teil seiner Memoiren gelesen werden kann. Während zuvor in den ‚Familiengeschichten' Urur-, Ur- und Großeltern sowie die engste Familie, Mutter, Vater und Bruder, sinnlich vergegenwärtigt werden, folgt mit dem letzten reichsstädtischen Familienmitglied, der Tante im *Witwenstüblein*, auch die bekenntnishafte Selbstbetrachtung. Die sich einst nativ konstituierende bürgerliche Gesellschaft der zunftdemokratischen Reichsstadt – der „patriarchale Familiengeist" – findet ihren Erben in der humanistischen Bildung, die der kindliche Held im Begriff ist sich anzueignen. Doch dieser Kontrast zwischen Rahmen- und Binnenwelt wird

germeister lässt einen zweiten profanen Trichter anfertigen und überlässt ihn seinem Gegner. Daraufhin meinen die Memminger tatsächlich, der Trichter habe ihren Bürgermeister gescheit gemacht. Die Reutlinger wiederum hören vom Memminger Trichter und erbeuten ihn: „Den ersten Bürgermeister, den sie trichterten, pflanzte Weinberge rings um die Stadt. Sie merken aber immer noch nicht, daß sie einen falschen Trichter haben. Nur die Fremden, die ihren Wein zu versuchen kriegen, merken's." (Eyth 1909, S. 368) Auch Hermann Kurz bringt in *Schillers Heimatjahre* eine Anekdote auf den sauren Reutlinger Wein: „Prinz Eugen soll nicht lange nach Beendigung seines türkischen Feldzuges eine Reise durch Südteutschland gemacht haben und bey dieser Gelegenheit nach Reutlingen gekommen seyn. Der Magistrat, um die glorreichen Verdienste des Helden zu feyern, sey ihm in Procession entgegengezogen und habe ihm einen silbernen Becher voll Weins zum Willkomm geboten. Prinz Eugen habe einen guten Schluck davon genommen, ihn aber mit einem sauren Gesicht wieder abgesetzt, und geschworen, lieber möchte er Belgrad noch einmal erobern als einen ganzen Becher dieses Weins austrinken; darauf habe er sein Pferd gewendet und sey davon geritten ohne einen Fuß in die Stadt zu setzen." (SH I, 193)

nicht ausdrücklich thematisiert, so dass er nur mehr im werkgenetischen Zusammenhang deutlich wird.

Wie überhaupt in späteren Fassungen Erzählerkommentare ausgestalteten Bildkomplexen weichen, so findet etwa die Metapher, im Familienkreis weich gebettet zu sein, ihren Ausdruck in der Beschreibung des Schlafzimmers mit seiner „ungeheuren zweischläfrigen Himmelbettlade" (SW IX, 85): Ein biblisches Deckengemälde deutet das pietistische Umfeld an, das Bett ist so weich, dass man sich an einer Quaste hochziehen muss, Trockenobst, eine Reihe an Zinnflaschen und Glocken aus der Familienwerkstatt bilden ein Passepartout dieser behaglichen Szene. Auch die Glocke als akustisches Heimatsymbol wird in einer kurzen und alltagskulturell bedeutsamen Erzählpassage eingeführt: Wie Sturmglocken läutete es bei Anbruch der Nacht durch die Gassen, um die Jugend nachhause zu rufen, manchmal griff aber die Tante zu ihrer Hausglocke, um der Mutter mitzuteilen: „Frau Schwägerin, er kommt heut nicht heim!" (SW IX, 85) Diese Zweitfassung der Jugenderzählung darf also nicht nur als eine stilistische und strukturelle Überarbeitung gesehen werden, sie deutet den *Liebeszauber* aus einer über zwanzigjährigen Distanz. Gleichzeitig kann sie als Selbstkommentar des gealterten Autors gelesen werden: „Denn alles Kulturmaterial, an dem sich die Geister diese dreißig Jahre her abgearbeitet haben, kam [...] frühzeitig, wenn auch klein gemahlen auf unsere Mühle." (SW IX, 99f.)

Die „knaupigen" (SW IX, 86), also in sich verästelten, teils argumentativ, teils in kühner Assoziation miteinander verbundenen Erinnerungen an die Lehrjahre, die ihren szenisch konzentrierten Ausdruck in der mühevollen Anfertigung lateinischer Disticha finden, will der Erzähler in „der ‚Objektivität' des unbefangenen Geschichtsschreibers" (SW IX, 86) darstellen. Darin werde aber kein individuelles Schicksal skizziert, sondern eine „Zeitperiode" (SW IX, 86) oder ein pädagogisches „System" (SW IX, 92) charakterisiert. Während der zwölfjährige Lateinschüler der inneren Rahmenhandlung über seinen Hausaufgaben sitzt, wird er von seinem älteren Pendant der äußeren Rahmenwelt, dem Dichter der Gegenwart, beobachtet und gedeutet:

> Indessen befinden wir uns ja dermalen in keiner Konferenz, wo ich mich obendrein trotz mancher unumstößlichen Überzeugungen durch Hören weit besser als duch Reden belehren würde, sondern in dem stillen Witwenstüblein einer alten Pfarrerin, in welchem wir uns jetzt wieder ländlich sittlich zurechtsetzen. (SW IX, 90)

In diesem Erzählkomplex dominiert, wie angekündigt, ein rhetorisch durchkomponierter Redestil. Nach längeren Paranthesen werden die Satzanfänge wiederholt, Stilfiguren wie die der rhetorischen Frage, Apostrophe, Interjektio oder Repetitio, weitschweifige Allegorien, aber auch thematische Komplexe wie Fragen der Theodizee und ähnliches lassen den Eindruck einer Kontroverspre-

digt entstehen: „O du armer Kopf, und mußtest obendrein fast täglich die Verleumdung hören, du seiest ein ‚guter' Kopf." (SW IX, 90) – „Noch einmal, o du armer ‚guter' Kopf! Und sie sagen, du seiest noch faul dazu, und es ist wahrhaftig nicht einmal ganz gelogen, ich muß es selber sagen." (SW IX, 91) In der Textstelle über einen Mitschüler, der zur Frage, was Gott sei, nicht einmal ein einziges lateinisches Distichon zustande bringt und schließlich kapituliert („Der Geist denkt darüber nach, doch erfasst es nicht"), spricht Kurz deutlich die Adressaten seiner Rede an: „Hört also, alle, die ihr jene namenlosen Schmerzen mit mir getragen habt. So heißt er: Quid Deus est? Animus mediatur, nec capit illud." (SW IX, 88) Die eingestreuten lateinischen Redensarten, gelehrten Buchzitate oder umgangssprachlichen Formulierungen reflektieren die gattungstypologische Form sowie den eigentlichen Gegenstand der Passage auch auf lexematischer und phraseologischer Ebene.

Während der Erzähler ausdrücklich auf den Wert humanistischer Bildung hinweist, auf die unverwüstliche Sprachkompetenz oder Grundlagen in Natur- und Kulturgeschichte, die er sich aneignete und im Akt des Erzählens vorführt, kann er eines doch nicht „hinunterschlucken", was ihn als Schriftsteller noch immer plagt: Er verflucht wie bereits in der ersten Fassung des *Liebeszaubers* „diese gottverlassenen, gottverhaßten lateinischen Disticha" (SW IX, 86), „schlechte Verse, die man passiv oder aktiv würgen muß" (SW IX, 89), er nennt den Unterricht seine persönliche „Nördlinger Schlacht" (SW IX, 100), auch wenn eine „hochpreisliche Ansicht" davon ausgehe, „daß das Verselesen und Versemachen ‚so äußerst bildend' sei". (SW IX, 89) Einziger Grund dafür sei überhaupt nur die Verordnung der Schulbehörde gewesen: „Fiat iustitia et pereat mundus! hieß es nämlich unter ‚Applizierung' des bekannten Nürnberger Trichters […]." (SW IX, 86f.) Mit dem geflügelten Wort nach Georg Philipp Harsdörffers (1607–1658) *Poetischem Trichter* (Nürnberg 1647) – etwas auf widerstandslose und grobe Lehrweise beibringen[198] – eröffnet Hermann Kurz eine paradoxe Erfahrung seiner Schulzeit. Einerseits sollten die Lateinschüler dem pädagogischen Modell folgen, das nach der Inscriptio des *Trichter*-Emblems „Zucht bringt Frucht"[199] formuliert werden kann, andererseits wird der eigentliche Gehalt des Buchs, das im Untertitel verspricht, „Die Teutsche Dicht= und Reimkunst / ohne Behuf der latei-

198 Nach: [Art.] Nürnberg, in: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten III [Taschenbuch-Ausgabe], S. 689f.

199 Harsdörffer 1647, S. i. An anderer Stelle spielt Kurz sogar auf das Emblem bzw. auf die erläuternde Inscriptio an: „Sol der neubelaubte Reben reiff' und süße Trauben geben / muß man ihn / auf Berg und Thal / hacken / düngen / und beschneiden […]" In einem launischen Gedankenstrom ruft der Erzähler im *Witwenstüblein* aus: „Wenn nur der Nürnberger Trichter als Weindieb zu brauchen wär', wenigstens beim Süßen! Aber der läßt nichts durch." (SW IX, 92)

nischen Sprache / in VI. Stunden einzugiessen", überhaupt nicht berücksichtigt. Die Erlernbarkeit von Dichtung wird dabei nicht bestritten, im Gegenteil, auch in vielen Briefen und anderen Werken von Hermann Kurz ist die Vergil-Losung „Labor omnia vincit improbus" („Harte Arbeit siegt über alles"), oder personifiziert: der „Labor improbus", eine zentrale poetologische Denkfigur.[200]

In *Das Wirtshaus gegenüber* (vgl. Kap. VI.1) teilte Kurz einen Novellenentwurf mit, in dem das anthropomorphisierte Arbeitsethos Held der Handlung sein sollte, und die Frage nach dem Genie vom Stiftungsfest der Hohen Karlsschule (1776), „Werden große Geister geboren oder erzogen?"[201], thematisierte Kurz natürlich ausführlich in seinem Roman *Schillers Heimatjahre*. Hermann Kurz rezipierte mithin die grundlegenden Thesen, die Harsdörffer skizzierte in seiner „Zuschrift an der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft sinnreichen und wolverdienten Mitgenossen", also in der Widmung an die erste deutsche sprachpuristische Gesellschaft (1617): Harsdörffer will zeigen, „daß hingegen zu betrachten; wie uns unsre Muttersprach bekanter seyn soll / als keine fremde [...] leichtlich könne gefüget werden"[202]. Bei Harsdörffer wie Kurz bildet die Opposition zwischen theologischem Sprachtrivium und dem Deutschen ein Hauptaspekt: „Lernen wir Hebreische / Griechische und Lateinische Verse machen / warum wollen wir es in dem Teutschen nicht auch so weit bringen / daß wir zum wenigsten von einem Gedicht urtheilen können."[203] Der Knabe selbst erlebt noch den Kampf der ‚deutschen' gegen die ‚römische' Kultur in der Opposition von Küster- und Lateinschule. Nachdem er aus der deutschen Schule, „einer Art Bärenzwinger" (SW IX, 95), in dem er das erste Mal den „Nürnberger Trichter" kennenlernt, in die Lateinschule wechselt, erfährt er, dass es zwischen den Schülern nicht anders zugeht, „als es zu den Zeiten der Römer und Germanen der Fall

200 Wenn der Erzähler schreibt: „Du lieber Gott, die deutschen Verse, die ich seit damals bis heute geschmiedet oder vielleicht zum Teil vermeintlich gegossen habe, sie sind freilich, selbst nach dem Urteil wohlmeinender Freunde, nur ‚so so', aber jeder gesteht ihnen ohne Umstände zu, daß wenigstens etwas ‚Faktur' und etwas ‚Kultur' drin ist", so bezieht sich diese Stelle auf ein Urteil von Ludwig Seeger (1810–1864). Der politische Dichter und Landtagsabgeordnete war wie Rudolf Kausler und Adelbert Keller ein Freund aus der Zeit am Tübinger Stift. Vgl. zu seinem Urteil über Kurz' Gedichte den Brief an Rudolf Kausler von 12.9.1836 (BF, 67): „Seeger lobt mir meine Novellen, wie sie's nicht verdienen, nur um meine Gedichte herabsetzen zu können, wie sie's auch nicht verdienen. Er braucht sich nicht so viele Mühe zu geben, mich aus der Lyrik zu vertreiben; ich werde von selbst nicht dahin zurückkehren, denn ich fühle deutlich, daß meine lyrische Periode vorüber ist und ich die Lyrik in Zukunft nur als Mittel gebrauchen werde."

201 Vgl. *Rede, über die Entstehung und Kennzeichen grosser Geister* (1776) von Jakob Friedrich Abel.

202 Harsdörffer 1647, S. iv[r].

203 Harsdörffer 1647, S. v[r].

gewesen sein mag". (SW IX, 96) Kurz zeichnet aber kein Spannungsverhältnis zwischen ‚deutscher' und klassisch-humanistischer Bildung, wie es etwa Kaiser Wilhelm II. auf der Dezember-Konferenz 1890 vor dem Hintergrund des Imperialismus und den Erfordernissen der Realienbildung für die industrielle Moderne formuliert hatte: „[Wir] sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer."[204] Vielmehr exponiert Kurz, wenn auch in hyperbolischer, romantisch-pathetischer und teils ironisch gebrochener Sprache, die ‚deutsche' Kulturgeschichte. Diese wird unter anderem von der Tante aus dem Witwenstüblein repräsentiert und als komplementärer Gegenstand des klassisch-humanistischen Bildungskanons gesehen.

Es sei nämlich – so der Erzähler – das teleologische Ziel der Geschichte, dass sich jedes Volk nach der babylonischen Sprachverwirrung wieder „zu seiner ureignen Bildung zurück durcharbeitet": Als der Lateinschüler das klassische Studium der „Kulturbücher" gegen die Landstraße oder das Feld eingetauscht hatte, erahnte er diesen deutschen Geschichtshorizont in einem einzigen „Erbwort aus der Muttersprache" (SW IX, 97), das er von einem Boten oder Bauern hörte: Quickborn. Dieses Phänomen des Jungbrunnens und der Quellerweckung ist Teil der Mythologie vieler Kulturen, etwa auch der griechischen Dioskurensage. Moses vollbringt ein Wasserwunder im Buch Exodus, von einer Quelle, die das Pferd des heidnischen Gottes Balder hervorbringt, erzählt Saxo Grammaticus in der *Gesta Danorum* (um 1200). Der alte Begriff des Quickborn wird zur Reflexionsfigur regional- und volkskultureller Bildung und Kunst, die für Hermann Kurz immer auch eine poetologische Richtschnur seiner Werke war, besonders seiner Kalender- und Familienblattbeiträge. Zeitgleich zur Entstehung von Kurz' *Erzählungen* avancierte ‚Quickborn' zum literarischen Schlüsselbegriff, denn 1853 erschien der einflussreiche Gedichtband *Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart* von Klaus Groth, der seine Dialektdichtung in ähnlich programmatischer Weise dem Bild des Jungbrunnens widmete.

> Ob es aber der Hufschlag eines Gottes ist oder der Stab eines fußgehenden Gottesboten, womit ein dürstendes Volk getränkt werden und andere tränken soll, der *volle* Quickborn wird ihm nur aus den mit Hilfe der fremden Kulturwerkzeuge aufgeschürften Gebirgen seiner *eigenen* alten Art, nur in den klar verstandenen „Roßquellen" und „Roßbächen" seiner *eigenen* alten Sprache und Bildung fließen. (SW IX, 98)

Nur mithilfe der klassisch-antiken Bildung kann also die heidnisch-germanische Kultur, womit in erster Linie die historische Tiefe der eigenen Erlebniswelt gemeint ist, erschlossen werden. Die „fremden Kulturwerkzeuge" sind „übertra-

204 Zitiert nach Heydorn / Koneffke 1973, S. 188.

gene Begriffe", mit denen allein die eigene Kultur „klar verstanden" wird. Sie sind die Instrumente des „Denkers", der mit seiner Vernunft das „unumstößliche Wissen" (jeweils nach SW IX, 98) erschließt, so etwa auch „deutsche Geschichte in lateinischen Urkunden" (SW IX, 92). Dagegen arbeitet der „Dichter" nur in der Muttersprache, denn seine Methoden sind „Hören und Schauen" des „w i r k l i c h lebendigen Worts" (SW IX, 98f.), des „unversiegbaren Wunders" (SW IX, 98). So erarbeitet sich bereits der junge Lateinschüler im *Witwenstüblein* die Spielarten seiner Muttersprache und damit die polyphone Technik literarischer Produktion: Er lernt zwar Latein, Griechisch, Hebräisch und Französisch, doch daneben intuitiv gleich sechs Gattungen der deutschen Sprache, die im Werk von Hermann Kurz evident werden – das „Alt- und Urdeutsch" der schwäbischen Mundart, das „Kerndeutsch" Luthers, das „höhere" Deutsch aus Schillers Lyrik, noch einmal „Altdeutsch" aus den altertümlichen und altertümelnden Volksbüchern, „Schmierdeutsch" aus dem Leihbibliothekssortiment und seit der Griechischen Revolution (1821) sogar etwas „Zeitungsdeutsch" (jeweils nach SW 9, 100).

Während der ‚römische' Denker mit dem „Kopf" arbeitet, hört der ‚deutsche' Dichter auf das „Herz", hat somit intuitiven Zugang zur Gefühlswelt. Wenn der Dichter in den Sagen, Sprichwörtern und Redensarten der „uralten Mutters p r a c h e" einen „ferndröhnenden Hufschlag" oder das „Rauschen" längst versiegter Quellen wahrnimmt, so ist das eine „unbewusste Erinnerung", die erst vom Denker exegiert werden muss, um ihm zu Bewusstsein zu kommen. Repräsentant des deutschen „Volksgemütes" (jeweils nach SW 9, 99) ist „der alte ewig junge Lichtgott" Balder. Der sich im Zeichen der Sommer- und Wintersonnenwende immer wieder erneuernde Sohn Wodans und Friggs existiert weiterhin – in Sprache, Wort und Bild.[205]

Für das Vorwort zur zweiten Auflage der *Tristan*-Übersetzung hatte sich Hermann Kurz nochmals intensiv mit Ludwig Uhlands Sagenforschung *Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen* (1836) beschäftigt und in seine mytho-

205 Die sprachgeschichtlichen Grundlagen sind etwa aufgearbeitet im Caput XI „Palatar" von J. Grimm ²1844 I, S. 201–212. Die Quickborn-Episode kehrt wieder in einer Legende um Karl den Großen, dessen Pferd durch Hufschlag die warmen Quellen von Aachen entdeckt haben soll. Eine prominente Rezeption des Baldur-Mythos findet sich im Grimm'schen Märchen *Die beiden Wanderer*. Darin dankt ein braunes Fohlen dem Schuster für die einst gewährte Freiheit, indem es einen Wasserzauber hervorbringt: „Da jagte es dreimal rund herum, schnell wie der Blitz, und beim drittenmal stürzte es nieder. In dem Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde sprang in der Mitte des Hofs wie eine Kugel in die Luft und über das Schloß hinaus, und gleich dahinterher erhob sich ein Strahl von Wasser so hoch wie Mann und Pferd, und das Wasser war so rein wie Kristall, und die Sonnenstrahlen fingen an darauf zu tanzen." Zitiert nach: J. u. W. Grimm 1980 II, S. 115.

logische Bestimmung des *Tristan*-Stoffs eingearbeitet (vgl. TI, XXVff.). Wenn Kurz sagt, Balder sei bereits zweimal umgekommen und durch die „Kulturmühlen" (SW IX, 99) gedreht worden, „einmal schon im alten Glauben und dann durch den neuen, der jedoch offen seine Verwandtschaft mit ihm anerkannte", so erinnert er einerseits an die mythologische Überlieferung, nach der er durch einen Mistelzweig getötet wurde, andererseits an die Zeit der Christianisierung, bei der etwa nach Jacob Grimm die Attribute Balders auf Jesus Christus übertragen worden seien. Der Licht- und Taggott werde schließlich ein drittes Mal wiederkehren, doch nicht in mythischer, sondern in ästhetischer Gestalt, als Symbiose von Wissen, Glaube und Dichtung. Er ist zuletzt selbst eine Art poetologischer Quickborn, nämlich Sinnbild einer neuen aufgeklärten Mythologie im Sinne der regionalen und nationalen Geschichtserfahrung sowie ihrer literarischen Rekonstruktion.

In dieser kryptisch verrätselten und mystischen Vision einer neuen ‚Volksliteratur' deutet sich die eigene literarische Standortbestimmung des Autors an, die auch auf die Erzählung selbst bezogen werden muss. Grundlage seines Schreibens ist die breit angelegte Bildung des Theologen, die er selbstreferentiell im analytischen und oftmals als Zitat markierten Vokabular seines Erzählrahmens anzeigt, andererseits aber die Wahl seiner alltäglichen, oftmals metaphysisch und historisch unbelasteten Sujets. Im Fall des *Liebeszaubers* bzw. des *Witwenstübleins* ist es die Tante, deren Orthographie er mit der Bilderschrift fremder Kulturen vergleicht. Sie habe „Gehörshieroglyphen" geschrieben: „Wie sie nämlich ihre Gedanken nach der Eingebung des Herzens frisch und warm auf das Papier warf, so schrieb sie alle Wörter bloß dem Laute nach [...]."[206] (SW IX, 114) Der skizzierte

206 Einige ihrer Briefe sind erhalten und dokumentieren, dass hinter den Ausführungen in *Liebeszauber* eine Grunderfahrung des jungen Autors steht. Als Hermann Kurz eine Karzerstrafe absitzen musste und sich trotz seiner miserablen Finanzen eine Pfeife kaufte, schrieb sie ihm: „Bey deinem ab Schied war ich so vergnügt u. Sagte zu dir, ich hab ietz keine Sorgen mehr über dich aber es hat nicht lang gewehrt so kommen die in Haufen. Warum bist du wider ins Katzer gekommen was hast du gethan, um Gottes willen wen du noch Einmal darein komst, so wirst du hinaus geworfen, was wehre das vor ein unglick vor dich u. deine l. Muter und l. Ernst. u. die par Tag wo ich noch leb. es ist doch zu arg was du uns vor iammer Machst. Das hat fiel Tränen ver urschat u. noch eine Pfeife gekauft, u. keinen Eigenen dar zu gehabt, u. eben das eben das hinaus werfen, dar auf gesetz ist, es Scheint mir bald voll als thaste du es dar auf. [...]

l. Hermann ich bete Sey lieb u. braf u. ver grab dein Pfund nicht das dir der l. [Gott] Geschenkt hat. u. gehorche deinen Lehrer u. folge ihnen. Sey fleisig. es geht dir Deine ganze lebens Zeit nach wen du deine Jugend Jahre, zur Ehre Gottes anwendest, u. ist dir u. uns wohl, ich bite dich noch ein mal, Von Grund meiner Seel. nim doch meinen Rath an. Schreib doch bald was tröstliches, wir halten es nicht lang aus. Leb wohl ich grüße dich tausend Mal und verbleibe deine dich liebende Tanten bis in Tod.

Ansatz einer Poetik der ‚einfachen Form', die von der ‚Naturpoesie' der Familien- und Volksüberlieferung ausgeht, um sie schließlich in eine künstlerische Form zu übertragen, verweist auf die zentrale poetologische Diskussion der vorherigen Generation von Dichtern und Philologen. Am 20. Mai 1811 schrieb Jacob Grimm an Achim von Arnim über die Differenz von Kunst- und Natur-/Volkspoesie:

> [Die] Volkspoesie tritt aus dem Gemüth des Ganzen hervor; was ich unter Kunstpoesie meine, aus dem des Einzelnen. Darum nennt die neue Poesie ihre Dichter, die alte weiß keine zu nennen, sie ist durchaus nicht von einem oder zweien oder dreien gemacht worden, sondern eine Summe des Ganzen; wie sich das zusammen gefügt und aufgebracht hat, bleibt unerklärlich, [...] aber ist doch nicht geheimnisvoller, wie das, daß sich Wasser in einen Fluß zusammenthun, um nun miteinander zu fließen.[207]

André Jolles überführte die produktionsästhetisch bestimmte Unterscheidung von ‚Naturpoesie' und ‚Kunstpoesie' nach werkästhetischen Gesichtspunkten in eine Opposition von ‚einfachen Formen' und Kunstformen.[208] Von den durch Jolles systematisierten Kategorien der Legende, Sage, des Mythos, Rätsels, Spruchs, Kasus, des Memorabile, Märchens und Witzes leiten sich diverse Erzählungen und Erzählpassagen von Kurz ab. In der narrativen Ausdeutung von Sprichwörtern und Sagen kann eine Poetik der ‚einfachen Form' gesehen werden. Hermann Kurz realisierte diesen literarischen Ansatz nachdrücklich in seiner Sprichwortnovelle *Den Galgen! sagt der Eichele* (1846), die zur neuen Überlieferungsreferenz dieser regionaltypischen Redensart geworden ist.[209] Wenn diese Ansätze

---

Pfar. Kenngott." (Christine Margarete Kenngott an Hermann Kurz, Reutlingen, 16.11.1828, StA Rt, Hermann Kurz N 40, Nr. 29) Vgl. zu diesem Vorfall den Brief der Mutter, gedruckt bei Wittkop 1988, S. 93f.

207 Jacob Grimm an Achim von Arnim, 20.5.1811, zitiert nach: Steig 1904, S. 116; vgl. auch Reuß 2002 (Hg.), S. 56–71.

208 Vgl. Jolles ^{6}1982, S. 225: „Was ich mit diesen Formbestimmungen beabsichtige, ist der Versuch, eine neue Fassung dieser beiden Gegensätze zu finden, durch eine Morphologie die Begriffe, die damals Naturpoesie und Kunstpoesie hießen und die sich für uns als Einfache Formen und Kunstformen darstellen, zu bestimmen und damit das Problem seiner Lösung näherzubringen."

209 Die Redensart ist bereits nachzuweisen in der *Wirtembergischen Chronik* von 1656, dann auch in: Wolffgang Adam Helden: Der in der gantzen Welt, sowohl im Hauß als auf dem Land Hurtige und geschwinde Rechenmeister [...], Stuttgart 1741. Zuletzt behandelt diese Redensart nach Anton Birlingers *Sagen, Legenden, Volksaberglauben* (Bd. 1, Wiesbaden 1874, S. 26) Graf 1995, S. 135: „Dieses ist eine echt Eßlinger Redensart. Herzog Ulrich von Wirtemberg belagerte die Stadt; da riefen sie hinein: ‚man solle sie aufgeben.' Ein gewißer Eichele antwortete: ‚den Galgen wollen wir euch geben!' dahero noch heutiges Tages das Sprichwort umgeht: ‚den Galgen sagt der Eichele.'" Bei Kurz heißt es entsprechend: „Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich

einer Dichtung, die nicht mehr Apoll oder Jupiter, sondern Balder geweiht sei, dem jungen Lateinschüler unterschoben werden, so kommt dies keiner verniedlichenden Relativierung gleich, sondern weist zurück auf die poetischen Anfänge des Autors. Obwohl die Diskussion um das Verhältnis von Mythos, Geschichtsschreibung und Dichtung ein zentraler Gegenstand der frühen Germanistik und Altertumswissenschaften war, erschloss sich Hermann Kurz dieses Feld auf eigenständigen Wegen. Die Ausführungen im *Witwenstüblein* verweisen auf seine mythologischen Überlegungen und Studien zur Faustsage und ihrer zentralen Quelle, der *Warhafftigen Historien von den grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltzamen ebentheuren: So D. Iohannes Faustus ein weitberuffener Schwartzkünstler und Ertzzäuberer […] hat getrieben* (vgl. Kap. III. 4).

Mit Hebbels *Liebeszauber* besitzen auch die ‚Familiengeschichten', die selbst teils prominente, teils randständige Texte des 17. bis 19. Jahrhunderts rezipieren und sich die stadtrepublikanische und familienbiographische Überlieferung in einem produktiv-literarischen Prozess aneignen, eine Wirkungsgeschichte von ‚weltliterarischem' Format. Sie wurden für die regionale Gedächtniskultur als ein konstitutives und konstruktives Element wahrgenommen. Vor allem *Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie* wurde identitätsstiftend für die Reutlinger Bürger. Als 1890 das Hermann Kurz-Denkmal, gegossen nach einem Entwurf von Erwin Kurz (1857–1931), einem Sohn von Hermann Kurz, der unter anderem bei Adolf von Hildebrand (1847–1921) in Florenz studierte,[210] enthüllt wurde, führte der Reutlinger Männerverein am Vorabend eine dramatische Bearbeitung der Erzählung unter dem Titel *Eine Reutlinger Glockengießerfamilie* auf.[211] Bereits im Juni 1890 erschien *Die Glocken der Vaterstadt* (op. 20) in der Vertonung von Christian Burkhardt (1831–1908) für vierstimmigen Männerchor bei Zumsteeg in Stuttgart.[212] Noch in der Kriegsgefangenenfürsorge (1916) gehörte die *Glockengießer-*

wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn einer von einem anderen etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten: ‚Ja, den Galgen!' sagt der Eichele." (SW X, 83) Eine Beschreibung dieses Ereignisses aus dem Schwäbischen Städtekrieg (1450) findet sich in Stälin 1841–1873 III. Aufgrund des späteren Erscheinungsjahrs kann die *Wirtembergische Geschichte* allerdings keine Quelle von Kurz gewesen sein, wie Schön 1895 (S. 50) vermutete.

210 Erwin Kurz schuf etwa auch die Plastik „Schwaben" für die Prinzregentenbrücke in München sowie die Bismarck-Büste für die Walhalla (1908).

211 Vgl. den Artikel in der Zeitschrift *Über Land und Meer*: Anonym 1890, S. 85.

212 Burkhardt war 1877–1902 Musiklehrer am Lehrerseminar Nürtingen, Organist und Musikdi-

familie zum Kanon der empfohlenen Literatur für Feld und Gefangenschaft.[213] Schließlich wurden die ‚Familiengeschichten' auch selbst zur historiographischen Quelle für die genealogische Forschung zur Familie Kurz. So berücksichtigte sie Theodor Schön in seiner *Geschichte und Stammreihe des Reutlinger Bürgergeschlechts Kurtz* (Stuttgart 1896) als faktographische Referenz. Wie Kurz den Überlieferungsprozess von Geschichte inszenierte – und sei es im Fall der frühen Erzählungen auch von Regional- und Familiengeschichte –, so wurde er als Chronist vergangener Zeiten wahrgenommen.

Der Rückblick auf die schriftstellerischen Anfänge, die nicht nur in den ausgewiesenen Erinnerungsschriften, sondern auch ausführlich in der zweiten Fassung des *Witwenstübleins* thematisiert werden, ist getrübt von einer vernichtenden Selbstwahrnehmung, die das Lebenswerk letztlich als gescheitert ansieht:

> Ich weiß ja längst, daß deutscher Schriftstellerberuf und verfehltes Leben gleichbedeutend sind. Jahre lang bin ich mit einem guten Willen, wie Wenige, die Wege des Publicums gewandelt; jetzt wo ich sehe daß es ganz gleichgiltig ist, ob ich einen allgemeineren Weg gehe oder meinen Fußsteig, thut man als ob ichs immer so gemacht hätte.[214]

Analog dazu ist eine Kritik am alten Melanchthon'schen Bildungssystem zu lesen, die wiederum von den verleideten, sinnlos „eingetrichterten" lateinischen Disticha, den ersten fabrizierten Versen, ausgeht:

> Aber noch ein ganz anderes kann ich nun vollends gar nicht begreifen, und jeder, den es traf, wird es gleichfalls schwer verdaut haben. Da prügelten sie einen im Schweiß ihres und seines Angesichts zum Poeten, und wenn sie unversehens einmal einen herausgebracht

rektor der Stadtkirche. Zuletzt wurde *Die Glocken der Vaterstadt* (UA: Reutlingen 2015) von Sergio Vesely für Gitarre und Gesang vertont.

213 In einer Anzeige wird die von der Stadt Reutlingen zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag von Hermann Kurz am 30. November 1913 gewidmete, von Isolde Kurz eingeleitete Auswahlausgabe des Reutlinger Verlags Oertel und Spoerer mit den Worten angezeigt: „Wer gleichzeitig dem Verlangen unserer tapferen Truppen nach gutem Lesestoff Rechnung tragen und dazu mithelfen will, Verständnis und Anerkennung für Schwabens besten Erzähler, unseren Landsmann Hermann Kurz, in immer weitere Kreise zu tragen, der schenke zur Reichsbücherwoche nur Hermann Kurz, Ausgewählte Gedichte und Erzählungen, Mit einem Lebensbild von Dr. E. Rüd." (Reutlinger Generalanzeiger, 30.5.1916.) Ein Beleg für die Zirkulation von Kurz' Büchern während des Ersten Weltkriegs findet sich im Brief eines gewissen Johannes Schittenhelm aus Dorchester, England, vom 6. Juli 1916: „Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen für die freundliche Zusendung des Bandes „Hermann Kurz, ausgewählte Gedichte und Erzählungen" herzlichst zu danken. […] Das Buch hat mir viel Freude gemacht und in den vielen freien Stunden ist es mir immer ein Genuß, in den Gedichten und Erzählungen meines schwäbischen Landsmannes Aufheiterung zu finden." Zitiert nach: Brepohl / Fischer ³1917, S. 15.

214 Kurz an Kausler, 27.10.1859 (BKa).

> hatten, so wuschen sie die Hände in Unschuld und wollten nicht einmal einen Dank von ihm. Ja, er durfte froh sein, wenn er nicht hinterher für das einstehen sollte, was er *nicht* geworden war. (SW IX, 89f.)

Gerade in der Zeit von Hermann Kurz galt das Tübinger Stift nicht allein als Württembergs Pfarrer-, sondern auch als Poetenschmiede.[215] Wenn auch der vorgefasste Bildungsweg zu einer bürgerlichen Existenz führen sollte, etwa der eines Pfarrers, Lehrers oder wenigstens Hauslehrers,[216] führte er bei Kurz zu einem Leben als literarischer Bohemien. Während er als „Ihro Durchlaucht oder Hochwürden Gnaden der Herr Erstgeborene" das familiäre Kapital während des Studiums aufgebraucht habe, nur um schließlich das „Trauerspiel eines ‚talentvollen' Kopfes fortzuspinnen" (SW IX, 101), habe so mancher jüngere Bruder im bürgerlichen Leben weit mehr erreicht. Kurz dachte dabei zwar an seine eigene Familienbiographie – sein Bruder Ernst (1816–1879), der zunächst Gerichtsnotar in Weilheim an der Teck wurde, führte die meiste Zeit ein solides bürgerliches Leben –[217], doch war er sich der Modellhaftigkeit seiner Vita bewusst: Diese Erscheinung sei nämlich so häufig, „daß sie recht eigentlich der theologisch-bureaukratischen Kultur- und Gesellschaftsgeschichte angehört". (SW IX, 101) Ebenso erinnert sich der Autor in einem szenisch evozierten Dialog zwischen der Tante und ihrem Neffen an die Warnung, die dem vielversprechenden jungen Talent mitgegeben wurde: „Aber wähl' deinen Beruf wie du willst, es werden dir überall solche [Bretter] unter die Hände kommen, die du nicht bohren magst und doch bohren mußt." (SW IX, 110) Und trotzdem sieht er später in der Existenz als freier Schriftsteller, den „Nürnberger Trichter" eingetauscht gegen den „Königsberger Trichter", Harsdörffers „Zucht bringt Frucht" gegen Kants sittlich-moralischen Pflicht-Begriff, der anstelle metaphysischer oder gesellschaftlicher Fremdbestimmung die Selbstverpflichtung setzt: „Du sollst, denn du kannst."[218] (SW IX, 112) Nach dieser intrinsischen Methode wird schließlich die Erinnerungsarbeit des Autors

---

215 Vgl. zum Überblick den Ausstellungskatalog *Schwäbischer Olymp und württembergische Pfarrerschmiede*, Schöllkopf 1986.

216 Vgl. Hermann Kurz an Heinrich Mohr, 30.10.1838: „Eine glänzende russische Hofmeisterstelle wurde mir allerdings diesen Sommer angeboten, aber ich sagte: ich mag 1) nicht aus Deutschland hinaus, 2) nicht nach Rußland! Und der liebe Gott sprach: ‚Hol mich der ....., mein Sohn! Das soll dir nicht unvergolten bleiben;' s. Münchhausen." (Privatbesitz Kilchberg/Tübingen)

217 Ernst Kurtz lernte in Weilheim Aktuar, stand bereits vor seinem Bruder mit Eduard Mörike in Verbindung und soll 1875 dessen Testament notariell beglaubigt haben. Vgl. Hagen 1973, S. 118. Nach den Tagebüchern von Marie Kurz erhängte sich Erwin Kurz im Dezember 1879 in Stuttgart-Wangen: „Ach, die letzte Reise, die der Mann machte, war bis Wangen zu seiner Todesweide." Mohr 1998 I (Hg.), S. 19.

218 Vgl. dazu u.a.: Kant 1900ff. V, S. 159.

im *Witwenstüblein* motiviert; es ist das Arbeitsethos des ‚frührealistischen', auf die eigene Erinnerungs- und Erfahrungswelt zurückgeworfenen Dichters: „Aber der Heiligkeit der Pflicht allein alles nachsetzen und sich bewußt werden, daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt und sagt, daß man es thun solle, das heißt sich gleichsam über die Sinnenwelt selbst gänzlich erheben [...]."[219]

219 Kant 1900ff. V, S. 159.

V Annäherungen an die schwäbische Geschichtslandschaft

1 Historisch-kritische Bibelexegese und das Junge Deutschland am Rande der Ostalb: Die Erzählerfigur in *Abenteuer in der Heimat* (1836)

Unter den Lehrern von Hermann Kurz an der Klosterschule Maulbronn und am Tübinger Stift war es David Friedrich Strauß, der ihn immer wieder zum Erzählen motivierte, auch wenn sich ihr Verhältnis nur ansatzweise konturieren lässt und durchaus ambivalent darstellt.[1] Noch als Kurz ihm Notizen zu Christian Friedrich Daniel Schubart und die zweite Auflage seiner *Tristan*-Übersetzung (1847) sandte, die er um eine umfangreiche kulturhistorischen Einleitung erweitert hatte, riet Strauß ihm, von derlei mythologischen „Flickarbeiten" abzusehen und sich seinem *Sonnenwirt* zu widmen: „Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen unaufhörlich zuhören möchte."[2] Einige Monate später unterstrich er dies nachdrücklich: „Das wenigstens kann ich Ihnen sagen, wenn ich imstande wäre wie Sie Lebendiges zu schaffen, so ließe ich die Todten ihre Todten begraben."[3] Ebenso in einem Brief vom 12. Dezember 1847: „Ist der regnerische Herbst ihrer Muse günstig gewesen? Ich bin recht begierig etwas von Ihrem Sonnenwirth zu hören – u. noch besser, zu lesen. Dichten, erzählen müssen Sie, lieber Freund, bei Leibe nicht speculiren."[4]

Grundlegend für den epischen Weltentwurf eines Romans, zumal eines realistischen kulturhistorischen Gesellschafts- und Landschaftsporträts, wie Hermann Kurz es in *Schillers Heimatjahren* und im *Sonnenwirt* entfaltet, ist die literarische Modellierung der spezifischen Topographie, die sich ihrerseits innerhalb des Textzusammenhangs diskursiv funktionalisieren lässt. Die jüngere Tübinger Theologie hatte dabei auf Kurz einen entscheidenden Einfluss. Vor allem für die Werke schwäbischer Autoren scheint die genaue Naturschilderung als Stilmerkmal schlechthin zu gelten. Auf die Frage: „Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann, / Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden

1 Vgl. den Nachruf auf Kurz im Brief von David Friedrich Strauß an Moritz Rapp, Ludwigsburg, 14.10.1873, Zeller 1895 (Hg.), S. 559f. Vgl. dazu Kap. I. 1.

2 David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 2.5.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 315.

3 David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 11.8.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 316.

4 David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 12.10.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 317. Teilweise veröffentlicht in: I. Kurz 1906, S. 54f.

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-008

kann?“, antwortete Justinus Kerner in seinem Gedicht *Die schwäbische Dichterschule* (1839): „Geh durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier […].“[5] Selbst in seinen Briefen lieferte Kurz literarische Landschaftsstudien und fand immer wieder neue narrative Lösungen, um Naturphänomene in dynamischen Bildern geradezu cineastisch zu evozieren.

In den ersten Septembertagen 1837 wartete er in Buoch, dem höchst gelegenen Dorf des Remstals, auf eine lang ausgebliebene Antwort von Eduard Mörike. Dort erlebte er Nebel- und Dämmerungsbilder, die ihn an James Macphersons Kelten-Epos *Ossian* (1762) denken ließen. Es zog ein Herbstwetter auf und Kurz klagte darüber, vor Kälte kaum mehr seine Feder halten zu können. Eines Abends wurde er Zeuge eines imposanten Naturschauspiels, bei dem die Sonne ein letztes Mal durch die Wolkendecke brach und kurz vor Einbruch der Dämmerung die ganze Landschaft noch einmal Stück für Stück ausleuchtete:

> Vom Thal aus entfaltet sich zuerst der niedrige Hügelzug des Schönbühls […] mit einem Hüttchen auf dem Gipfel, hinter diesem der Schurwald, zwischen dessen Bäumen wieder Dörfer hervorsehen, und nach so vielen Horizonten schließt endl[ich] der letzte Hintergrund mit d[em] unbeweglichen Albgebirge.[6]

Kurz beschrieb die Reutlinger Achalm, die Limburg und den Aichelberg östlich der Teck, im Westen das Stuttgarter Hospital und die Solitude. Der Zwetschgenbaum seines Nachbarn versperrte ihm die Sicht nach Osten, wo er nur einen Teil des Hohenstaufens sehen konnte.

> Neben der Achalm zeigte sich mein alter Freund, der kleine Georgenberg, ein Zwillingsbruder der Limburg, an, und aus einer Oeffnung der Berge schimmerte zum ersten Mal der Lichtenstein herunter. Man konnte sich vorstellen, es sei willkommener Besuch im Himmel angekommen, dem man geschwind noch vor Sonnenuntergang, was zum Besten geben wollte. Denn wie zu künstlerischem Effekt spielten die verklärenden Lichter nach und nach am ganzen Gebirge hin, die Ruine der Teck, die man sonst nicht gewahr wird, tauchte sonnenbeglänzt empor, die Felsen des Breitenstein und des Neidlinger Thales funkelten wie unentdeckte Sterne, da endlich trat der Staufen, als nun an ihn die Reihe kam, aus dichten Wolken in vollem Glanz heraus, auf Schloß und Kapelle des Rechbergs verweilte ein violettes Licht, das die von ihm ausgehenden Regenstrahlen auf eine Weise färbte, wie man oft den Sonnenuntergang gemalt sieht, und nun lag auf einmal alles im Schatten, denn die Dämmerung brach herein. Vielleicht war es auch ein Abschiedsfest […].

5 Zitiert nach: Kerner ³1841 I, S. 5.

6 Jeweils zitiert nach dem ersten Entwurf des Briefes an Eduard Mörike, [Buoch], begonnen am 2.09.1837, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3018. Mit einigen Veränderungen an Mörike abgesandt (BW, Nr. 13).

Kurz entdeckt die Schwäbische Alb als „todten Schauplatz", der aber von morgens bis abends durch den Lichtwechsel „immer belebt und verändert wird." Nirgendwo anders gebe es eine solche „Berginsel von der man sehen kann wie das Vaterland von Einer ununterbrochenen Mauer umgeben ist." Er ist also nicht von einer schroffen, überwältigenden Naturschönheit fasziniert, sondern von der Überschaubarkeit und Übersichtlichkeit der Alb. Über die Schweizer Alpen schreibt er, der Mensch werde von ihnen erdrückt und eingeengt, die Schwäbische Alb dagegen, die ihre landschaftliche Geschlossenheit bereits im Namen anzeigt, werde „grade dem Land gerecht", sie erzeuge ein „Gefühl von Proportion" und damit „tiefste Befriedigung". Mit zwei Gedankenstrichen bricht Kurz seine Ausführungen ab und verweist damit auf den ästhetischen Diskurs, der sich hier anschließen müsste. Tatsächlich lassen die angesprochenen Kategorien an das siebte Kapitel von Aristoteles' Poetik denken: Wie in der Tragödie, sei das Schöne auch bei einem Lebewesen und allen anderen Gegenständen grundlegend bestimmt von der Proportion, ihrer Anordnung und Größe. Weder könne ein ganz kleines Lebewesen als schön gelten, weil die Anschauung kaum mehr möglich sei, noch ein ganz großes, da seine Einheit und Ganzheit nicht auf einmal wahrgenommen werden könne. Entsprechend müsse eine Tragödienhandlung wie auch Gegenstände und Lebewesen, um schön zu sein, eine Größe und Ausdehnung besitzen, die im Gedächtnis bleibe.[7]

Obwohl Hermann Kurz die Schwäbische Alb des Öfteren als Handlungsort seiner Texte wählte, werden dort zentrale Gegenwartsfragen thematisiert. Es wurde nicht allein vorgeschlagen, seinen Brief vom 2. September, den er über zehn Jahre später auch im 34. Kapitel des *Sonnenwirt* verarbeitete (vgl. SW VII, 84f.), aufgrund des brillanten Stils und der exakten Ortskenntnis in die geographischen Schulbücher aufzunehmen.[8] Friedrich Sengle führte ihn als eine paradigmatische Naturbeschreibung der Biedermeierzeit an,[9] und der Germanist Emil Staiger (1908–1987) nahm ihn auch in seine kanonisierende Sammlung *Schwä-*

7 Vgl. Aristoteles 2006, S. 26f.

8 Vgl. [Dt.:] Die schwäbische Alb, in: Zeitschrift für Schul-Geographie 15 (1894), S. 11f.: „Der Dichter Hermann Kurz (1813–73) schrieb am 2. Sept. 1837 aus Buoch bei Waiblingen, 4 Stunden (östlich) von Stuttgart, an seinen Freund Eduard Mörike einen Brief, in welchem er wertvolle Beobachtungen über den landschaftlichen Charakter der schwäbischen Alb mittheilt. Unsere Leser wird es ohne Zweifel interessieren, das Nähere zu hören, und sie werden finden, dass die hier wiedergegebenen Abschnitte mit ganz unwesentlichen, nur äußerlichen Veränderungen recht wohl zur Aufnahme in unsere Schullesebücher geeignet wären. Jedenfalls aber dürfte der vorgelegte Stoff dem Lehrer der Geographie zum Zwecke der Verwendung oder Ausnützung im Unterricht willkommen sein."

9 Vgl. Sengle 1971–1980 I, S. 342.

bische Kunde aus drei Jahrhunderten (1958) auf: Ebenso wie Texte von Schubart, Hölderlin, Schwab, Julius Robert Mayer oder Hermann Hesse schien der Brief ihm für sein Panoptikum schwäbischer Literatur geeignet zu sein – dafür, die „Welt im Regentropfen" darzustellen, für „die Spiegelung abendländischer Tradition in einem engbegrenzten Raum"[10], in dessen Zentrum Tübingen liege.

Unter den zahllosen Landschafts- und Ortsgedichten über die Schwäbische Alb finden sich im 19. Jahrhundert besonders viele Gedichte über den Hohenstaufen.[11] Er symbolisierte sowohl den Untergang der schwäbischen Königs- und Kaiserdynastie als auch den Wunsch nach Erneuerung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Aber auch die historische oder oneiromantische Imagination des Stauferreichs ging oftmals von einem durch Licht und Schatten belebt wirkenden Landschaftsporträt der Alb aus. So dichtete Justinus Kerner in seinem Karl Philipp Conz (1762–1827) gewidmeten Gedicht *Hohenstaufen* (1813):

> Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
> Mit ihm der Sterne klares Heer,
> Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
> Draus bilden sich Gestalten hehr.[12]

Die Identifikation von Kulturgeschichte und Landschaft, die sich aus dem unmittelbaren Naturerlebnis ableitet, ist auch in historiographischen Arbeiten zu beobachten, so etwa bei Wilhelm Zimmermann (1807–1878), der zusammen mit Mörike das *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten* herausgab. Er stellte seiner *Geschichte Württembergs* (1836–37) das Gedicht *Schwabenland* voran, in dem er die Berge als Zeugen deutscher Geschichte exponierte. Die „Alpenberge" seien die Wächter des Landes, die Felsenwände erscheinen dem lyrischen Subjekt als Harnische, die Burgen und Ruinen als Helmzier.

---

10 Staiger 1958 (Hg.), S. 9. Die kurze Gesamtcharakterisierung von Emil Staiger zeigt den Herausgeber allerdings nicht als besonders guten Kenner von Hermann Kurz, denn dieser wird zum Mitschüler von David Friedrich Strauß und auch das ihn umgebende Autorennetzwerk wird nicht deutlich. Er sei, laut Staiger, ein „ausgezeichneter Erzähler" gewesen, wie das Erzählwerk um *Schillers Heimatjahre, Der Sonnenwirt* oder die Novelle *Die beiden Tubus* zeige, doch habe sich Kurz weder als Lyriker noch als Epiker ganz entfalten können: „Er war sich aber seiner Grenzen mit Schmerzen bewußt. Und deshalb ist sein Werk in jedem Zug gediegen, aufrichtig, redlich und respektgebietend" (Staiger 1958 (Hg.), S. 275).

11 Vgl. zuletzt Hierholzer-Mauthe 2010 (Hg.). Dazu auch: Röhrich 1976.

12 Zitiert nach: Kerner / Fouqué / Uhland u.a. 1813, S. 92. Vgl. zur Reichsgründung etwa *Zwei Berge Schwabens* aus Gerok 1871 (S. 81–85) oder Friedrich Theodor Vischers *Hohenstaufen*. Vischer leitet sein Gedicht vom Januar 1870 mit den Versen ein: „Da steht er wieder, ernst und hoch und kahl! / Ein weißes Tuch umhüllet sein Gelände, / Der Wintersonne später, bleicher Strahl / fällt auf die weichgeschwungnen Bergeswände." (Vischer 1882, S. 119.)

Sie sah'n Geschlechter, gleich der Welle,
An sich vorüber Völker geh'n,
Hochherz'ge Thaten, sonnenhelle,
Und Werke schwarzer Nacht gescheh'n.
Wie Licht und Schatten um sie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
So webt um sie ein Chor von Sagen,
Geheimnißvoll in buntem Tanz.[13]

Zimmermanns Gedicht auf Schwaben, „Deutschlands Herz", geht zurück auf den bereits vielfach besprochenen Albführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) von Gustav Schwab. In den einleitenden Bemerkungen beschrieb Schwab, wie sich im Strahl der Abendsonne das Panorama der Schwäbischen Alb als ein Gemälde „erheitert und belebt"[14], dabei neue Form- und Farbakzente setzt, wie auch Hermann Kurz in seinem Brief an Mörike schildert. Trifft das Auge auf die vorher kaum wahrgenommenen Burgen und Schlösser, „gesellt sich nun zu dem lautern Naturinteresse auch noch das alterthümliche und geschichtliche".[15] Gustav Schwab leitete die Konzeption seines Buchs, das topographisches, geologisches, historisches und legendarisches Wissen mit touristischen Informationen und Impressionen verknüpft, von der Landschaft selbst und ihrem Anblick ab, wie er auch in den ersten Strophen seines Gedichts *Die Schwabenalb* verdeutlichte:

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gen Eichengrund,
Und vor mit Kett' an Kette
Du festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn.[16]

Auch Hermann Kurz erkennt in seinen frühen Erzählungen *Abenteuer in der Heimat* und *Die Liebe der Berge* die Schwäbische Alb als eben diese charakteristische ‚Geschichtslandschaft', deren partielle Einheit und Identität sich weniger in einem politischen Organisationsraum als vielmehr in einer abgrenzbaren histori-

13 Zitiert nach: Zimmermann 1836–1837 I, S. 3.
14 Schwab 1960, S. 2.
15 Schwab 1960, S. 2.
16 Schwab 1960, S. 2.

schen Natur- und Kulturlandschaft findet.[17] Selbst wurden sie wiederum zu landeskundlichen Bezugsquellen für Reiseführer wie Friedrich Vogts *Die schwäbische Alp* (1854), worin dieser eine Passage aus *Die Liebe der Berge* abdruckte, um die „Tour ins Neidlingerthal nach Weilheim zur Limburg, und nach Neidlingen zum Reissenstein" mit einem Hinweis auf Ochsenwang und Eduard Mörike auszuschmücken: „Dort hat E. Mörike als Pfarrverweser seinen Maler Nolten gedichtet, dem die wilden schroffen Züge der Felsenwelt oben und die frischen thauigen Gefilde unten vereint ihr Gepräge aufgedrückt haben. […]"[18] Wie Hermann Kurz in diesem Hinweis auf die wildromantische Landschaft, Stil und Inhalt des Romans charakterisiert, implizieren Natur- und Landschaftsschilderungen in seinen beiden „Bergmärchen" überraschende poetologische und politische Positionen, denn sie knüpfen an die aktuellen Diskurse der Zeit an. Beide Erzählungen entstehen kurz nacheinander, verweisen und beziehen sich auf je verschiedene literarische Ansätze und zeichnen damit auch das stilistische Spektrum des jungen Hermann Kurz ab.

Das *Abentheuer in der Heimat*, geschrieben im Juni 1836, wie Hermann Kurz in der Originalausgabe der *Genzianen* anmerkte (G, 185), entstand nahezu zeitgleich mit der Erzählung *Simplicissimus*. Am 14. Juni schrieb Kurz an Rudolf Kausler, er habe keine Zeit, dessen Tieck-Aufsatz (erschienen 1839) eingehender zu bearbeiten und zu korrigieren, da er zwei Novellen schreiben müsse, ehe er noch einmal zu seinem Onkel, zum Pfarrer Heinrich Mohr, nach Ehningen fahre (vgl. BF, 64). Er verarbeitete in *Abenteuer in der Heimat* die Eindrücke einer Kutschfahrt über die Schwäbische Alb an der Seite seines Bruders Ernst nach Bartholomä (Oberamt Gmünd, im Text: „Dörfchen auf dem Aalbuch"), die er in der Frühlingsvakanz einige Jahre zuvor unternommen hatte. Dass es sich dabei um den Spätfrühling 1832 handelt, wird gleich in mehrfacher Hinsicht evident. Die Brüder beschließen, sich den Luxus eines ‚Bernerwägelchens' mit Kutscher nicht allein zu gönnen, um die Aussicht genießen zu können, sondern auch wegen eines Unfalls, den der Erzähler kurz zuvor gehabt hatte. So berichtete Kurz am 9. Februar 1832 seinem ehemaligen Lehrer Rau in der Klosterschule Maulbronn, er sei 14 Tage in Reutlingen gewesen, da er sich bei einem Sturz mit der Chaise verletzt habe.[19] Außerdem handelt es sich bei Ludwig, dem Pfarrer von Bartholomä, um Johann Georg Ludwig Baur (1803–1860), der diese Patronatsstelle nur von 1827–1833 besetzte.[20] Er war der Sohn von Georg Ludwig Baur (1774–1822),

17 Vgl. zur Begriffsgeschichte den grundlegenden Aufsatz von Faber 1978.
18 Zitiert nach: Vogt 1854, S. 169. Leicht verändert entnommen aus D, 55.
19 Vgl. Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 9.2.1832, in: Volke 1979, S. 36.
20 Vgl. zu Baur die erste Identifizierung in: Kurz 1999, S. 128.

Rektor der Reutlinger Lateinschule, und der Tante Henrike Salome Kurtz, somit ein Cousin ersten Grades. Er teilte sich im Winterhalbjahr 1822/23 am Tübinger Stift die Kammer mit Eduard Mörike.[21] Für die enge Beziehung der Familie Kurz zur Familie Baur bürgt unter anderem ein Brief der Mutter vom Februar 1828, worin dem Klosterschüler Hermann Kurz mitgeteilt wurde, dass Ludwig Baur von dessen Schwester in Bartholomä besucht worden sei.[22] So erklärt sich auch, warum der Pfarrer Ludwig im *Abenteuer in der Heimat* eine Zinnflasche, ein „zinnernes Kleinod" (SW XI, 136), in seinem Rock trägt; sie wird aus der Zinn- und Glockengießerwerkstadt seines Großvaters stammen, der auch Kurz' Großvater war. Seine Gießwerke hängen im *Witwenstüblein* und aus seinen zinnernen Bechern wird auch in *Schillers Heimatjahre* getrunken.

Schließlich spricht für das Jahr 1832 der für die Bedeutungskonstitution zentrale Hinweis auf Walter Scott, der kurz vor dem Erzähler durch Göppingen gereist sei. Nach Walter Scotts Neapel-Aufenthalt bei seinem jüngsten Sohn von Dezember 1831 bis April 1832 wollte er seine Rückreise nach London über Tirol und die deutschen Länder unternehmen, teils um Innsbruck und die Burgruinen des Rheinufers zu sehen, vor allem aber um sich mit Johann Wolfgang von Goethe in Weimar zu unterhalten, der jedoch im März 1832 gestorben war. Er fuhr schließlich über München, Ulm und Heidelberg nach Frankfurt, bestieg dort am 8. Juni ein Rheindampfschiff nach Köln und setzte am 11. Juni von Rotterdam aus nach England über, um auf seine Residenz Abbotsford in Südschottland zurückzukehren.[23] Dass Scott durch Deutschland reisen würde, war weithin bekannt. Bereits im Februar meldete das Cotta-Blatt *Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker*, dass sich der Italien-Aufenthalt verlängern werde.[24] Am 2. Juni zeigte die *Allgemeine Zeitung* an, dass sich Walter

21 Vgl. Köhrer / Ressing 2004 (Hg.), S. 93f.

22 Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurz, Reutlingen, Lichtmess 1829, StA Rt, N 40, Nr. 16. Am 17. Juni 1838 schrieb Hermann Kurz an Eduard Mörike aus Bonlanden, er habe seinen Vetter Baur, der auf einige Tage zum Konsistorium nach Stuttgart verreisen musste, auf der Kanzel vertreten (BW 146). Dabei handelte es sich aber um den Dekan und Stadtpfarrer Johann Georg Friedrich [!] Baur (1800–1868). Johann Georg Ludwig Baur war in zweiter Ehe mit der Exfrau des berühmten Pfarrhelfers Joseph Brehm verheiratet, der am 18. Juli 1829 in Reutlingen hingerichtet worden war, weil er die mit seiner Magd gezeugten Kinder getötet und im Keller verscharrt hatte. Bekannt wurde dieser Fall unter anderem durch das in Knittelversen geschriebene Bänkellied *Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen* von Friedrich Theodor Vischer (unter Pseudonym Schartenmayer): „Laut hört man es knarveln, schallen, / Und der Kopf ist rab gefallen; / 0 verehrtes Publikum, / Bring doch keine Kinder um!" Zitiert nach: Vischer 1892, S. 277.

23 Vgl. Lockhart 1837–1838 IV, S. 315.

24 Vgl. Anonym 1832: „Man erfährt aus englischen Blättern, daß Sir Walter Scotts Aufenthalt in

Scott mit seiner Familie in Augsburg aufhalte, nun aber seine Reise über Stuttgart fortsetzen werde.[25] Am 15. Juni wurde in Ulm berichtet, dass er sich Anfang des Monats in der Stadt aufgehalten habe.[26] Walter Scott fuhr also 1832 nicht allein durch den Süden Deutschlands, sondern auch durch Göppingen,[27] wie Hermann Kurz in *Abenteuer in der Heimat* bemerkte.

In der mäandernden Erzählung berichtet Kurz von langen Reise von Reutlingen über Nürtingen und Göppingen nach Süßen, wo sie versehentlich einen Umweg über die Geislinger Steige durch das Eybtal nach Böhmenkirch fahren und tief in der Nacht erst in Bartholomä ankommen. Darauf folgt ein Tagesprogramm mit morgendlichen Schießübungen, die Kurz selbst in Reutlingen pflog,[28] einem Ausflug an der Seite des Pfarrers Ludwig in das imposante Wental und auf den Rosenstein sowie einer geselligen Abendgesellschaft, in der Anekdoten zum Besten gegeben werden. Nach der Schilderung des morgendlichen Katzenjammers endet die Erzählung. Werden auch regionale Eigenheiten, die Pfarrhaus- und Dorfkultur geschildert, so findet sich – wie in den meisten Erzählungen von Hermann Kurz – der eigentliche innere Zusammenhalt der Erzählung im intertextuell zu erschließenden Subtext und ästhetischen Tiefendiskurs. Während zu Anfang die Jugendlektüre von Kurz als symbolisches Assoziationsfeld eingeführt wird, ist das Schlussszenario ein satirischer Blick auf die protestantische Theologie der ‚alten Tübinger Schule', die dem Erzähler gleich einem spiritistischen Aberglauben erscheint. Andererseits verweist er damit auch auf die gerade in den Jahren 1835 und 1836 aufkommenden, teils skandalösen Neuansätze der kritischen Theologie um Strauß' *Leben Jesu* und der historischen Bibelexegese um dessen Lehrer Ferdinand Christian Baur. Dies dürfte auch vielen zeitgenössischen Lesern entgangen sein und Kurz' Freunde warnten ihn nicht nur einmal, humoristische Theologieexkurse, die zu voraussetzungsreich seien, in seine Erzählungen einzuflechten. Noch während der Überarbeitung des zweiten Teils von *Die beiden Tubus* schrieb Rudolf Kausler, der das Gesamtwerk von Hermann Kurz genaues-

Italien sich bedeutend verlängern werde, und daß der gefeierte Dichter seinen Rückweg über Ungarn, Wien, Prag, Töplitz, Karlsbad, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart und andere deutsche Städte nehmen werde. […]"

25 Vgl. Anonym 1832b, S. 614.

26 Darauf weist bereits Jürgen Schweier hin. Vgl. das Ulmer Intelligenzblatt, 15.6.1832: „Am 1. Jun. kam der berühmte englische Schriftsteller Sir Walter Scott nebst Sohn und Tochter im goldenen Rad hier an, verweilte vier Tage und setzte seine Reise nach Stuttgart fort." Zitiert nach: Kurz 1999, S. 101.

27 Von einem Göppingen-Aufenthalt, auf Grundlage von Briefen und Dokumenten der National Library of Scottland spricht ausdrücklich: Johnson 1970 II, S. 1249.

28 Vgl. Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 21.6.1837 (BF, 252).

tens überblickte: „Zu deliren aber wären die vielen Citate u. Anspielungen. Ein guter Theil ist nur Theologen, ja nur schwäbischen Theologen verständig, andre beziehen sich auf politische oder litterarische Vorgänge von welchen die jüngere Welt nichts mehr weiß.“[29]

Der Erzähler erfährt in Göppingen, dass er Walter Scott nur um einen Tag verpasst habe und fühlt sich von dem gleichgültig gestimmten Pfarrer, der selbst Gelegenheit hatte, den schottischen Dichter zu sprechen, geradezu um ein kostbares Erlebnis betrogen. Natürlich illustriert diese kurze Episode die Scott-Verehrung des Autors, der am 19. April 1838 an Mörike schrieb, er habe „alle Engländer über Bord geworfen, excepto Homer, scil. Walter Scott“ (BW, 130), weil dieser ihm immer bedeutender erscheine. Im Nachwort zu *Schillers Heimatjahre* folgte schließlich das vielfach zitierte Bekenntnis, nach Vorbild von Walter Scott und Wilhelm Hauff in der schwäbischen Landschaft eine ebenso reiche literarische Quelle finden zu wollen, wie sie die schottische Hochebene biete:

> Bewundern wir aber den Homer von Schottland, so dürfen wir auch sein Glück beneiden. Wir sehen in unsrem Vaterlande wenig mehr als einige Hünengräber und da und dort eine stumme Schwedenschanze; ihm aber hatte jeder Stein auf der Haide eine Mähr’ zu erzählen, Wälder und Flüsse rauschten ihm zuvorkommend ihre Geheimnisse zu, die Geschichte quoll ihm über die Schwelle ins Haus. (SH I, 399)

In *Abenteuer in der Heimat* stellt Kurz die Scott-Nachfolge narrativ dar, indem dessen Europareise mit der Kutschfahrt des Helden über die Schwäbische Alb enggeführt wird. Nicht zufällig greift also der junge Stiftler Motive der Scott-Romane auf, um seine unmittelbare Wahrnehmung zu charakterisieren. Das Heimaterlebnis wird dabei zum Abenteuer, weil der junge Erzähler während seiner ungewollten Reiseroute und in Bartholomä ihm unbekanntes Terrain kennenlernt. Die Neuentdeckung, etwa das Aalbuch bei Nacht zu durchfahren und zu durchwandern, führt ihm Bilder vor Augen, die er bislang nur aus Abenteuerbüchern und historischen Romanen kennt.

Da die Reisenden sich mit anregenden kulturpessimistischen und studentisch-apokalyptischen Schimpfreden nach Johann Gottfried Seumes *Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Thorschreibers* die Zeit vertreiben, verpassen sie in Süßen die Abzweigung nach Weißenstein, wo sie das berühmte Bier verkosten wollten.[30] Sie fahren vier Stunden in die falsche Richtung und werden auf dem Weg nach Böhmenkirch von der Nacht überrascht. Hier entdecken sie die „wilde

29 Rudolf Kausler an Hermann Kurz, 17.6.1872, DLA Marbach, A: Kausler, Rudolf Z4127/3.

30 Das bis nach München gelieferte Bier wurde im Rechbergischen Schloss von Weißenstein gebraut. Vgl. dazu Stälin 1842, S. 255: „In dem herrschaftlichen Brauhause wird das berühmte

Schönheit“ (SW XI, 120) des Eybachtals mit seinen imposanten bewaldeten Talwänden, aus denen schroffe Jurakalkfelsen ragen. In dieser unberührten Natur sieht der Erzähler etwas Malerisches, findet sich geradezu in einem Bild von Caspar David Friedrich (1774–1840) wieder und lässt sich zum Glauben an eine romantisch ‚beseelte‘, von Elementargeistern bewohnte Landschaft hinreißen: „Nun fing die Sache ganz romantisch zu werden an. Das kleine stille Felsental, die abgeschlossene Gebirgswelt, die nächtige Reise, alles dies versetzte mich in einen Zauberkreis, den ich mit Elfen und Gnomen bevölkerte […].“ (SW XI, 121) Die Reisenden sehen sich selbst als Teil eines literarischen Abenteuers, denn auf der Suche nach einem Ortskundigen, der sie begleiten könne, wünschen sie sich einen „großherzigen aber rätselhaften Cooperschen Lotsen“ (SW XI, 122). Wie John Paul Jones im Seeabenteuer *The Pilot* (1824) des *Lederstrumpf*-Autors James Fenimore Cooper (1789–1851), das bereits 1827 in deutscher Sprache erschienen war, die amerikanische Fregatte bei Nacht und Gewitter aus der gefährlichen Küstenregion Northumerblands aufs offene Meer lotst, so soll „in diesen böhmischen Wäldern ein schwäbisches Herz“ (SW XI, 122) gefunden werden, das sie nach Bartholomä führen könne. Und schließlich werden ganze literarische Szenenkomplexe auf die Erzählgegenwart projiziert; so das zweite Kapitel aus Walter Scotts *The Black Dwarf* (1816):

> Das Mucklestane Moor hieß die schreckliche Einöde, nach einer unbehauenen Granitsäule von beträchtlicher Höhe, die in der Mitte der Heide auf einer Anhöhe emporragte, vielleicht als Kunde von den gewaltigen Toten, die unter ihr ruhten, vielleicht auch zum Gedenken an den blutigen Kampf, der an dieser Stätte ausgefochten worden war.[31]

Wie sich Hobbie Elliot auf der Heide von Mucklestane an die Legende einer alten Hexe erinnert, die hier gelebt haben soll, und schließlich auf einen unheimlichen Eremiten trifft, erinnert sich der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* seinerseits an Scotts Erzählung:

> Nun gerieten wir aber auf einmal mitten in die Szene, womit Walter Scott seinen schwarzen Zwerg eröffnet. Eine weite Heide lag vor uns, deren Farbe im ungewissen Mondlicht zwischen Braun und Schwarz wechselte. Finstere Wolken lagerten sich vor den Mond, dieser aber brach von Zeit zu Zeit durch eine Lücke mit dem vollen Glanze seiner Scheibe hervor. Eins dieser plötzlichen Lichter zeigte uns, um die Ähnlichkeit wirklich täuschend zu machen, in der Ferne einen großen Steinhaufen, der wie von Menschenhand übereinander getürmt zu sein schien. Nun war es mir, als vollends unser Weg sich dorthin wendete,

Weißensteiner Bier gebraut, welches weithin verführt wird. Die jährliche Produktion belauft sich auf etwa 5500 Eimer.“

31 Scott 1852, S. 21.

> ganz unzweifelhaft, der mißgeschaffene Einsiedler würde, sobald wir bei seiner Wohnung angelangt wären, auf dem höchsten Steine erscheinen, mit seiner seltsamen Behendigkeit herunterklettern und all seinen Menschenhaß über uns ausgießen. (SW XI, S. 122)

Die nüchterne, nach Art eines kleinen Reisejournals gestaltete Schilderung wird nicht konfrontiert mit Träumen und Phantasmagorien. Die nächtliche, verzerrt wahrgenommene Landschaft ist gewissermaßen literarisch präfiguriert. Die Fahrt über die Schwäbische Alb endet mit dem Blick des zukünftigen Autors historischer Romane, die auf Grundlage intensiver Lokalstudien Landschaften narrativ hervorbringen. Das Vertraute wird zum Fremden, das Fremde zum Vertrauten, was die eigentliche Faszination, wie Wilhelm Hauff im Vorwort zum *Lichtenstein* schreibt, auch an den Romanen Walter Scotts darstelle: „[Mit] offenen Augen sahen wir in die fremde Gegend hinaus, und alles fiel mir wieder ein, was ich je von Hochschottland gelesen und geträumt hatte." (SW XI, 123)

Scott selbst ging es während seiner Reise durch die deutschen Länder nicht anders. Wie sich sein Schwiegersohn John Gibson Lockhart (1794–1754) erinnerte, verband sich, als Scott die Rheinkulisse mit ihren Felsformationen, Schlössern und zerstörten Klöstern erblickte, die ihm vertrauten deutschen Balladen mit dem Panorama seines *Childe Harold*.[32] Auch viele andere deutsche Autoren fanden im Erlebnis der scheinbar vertrauten Landschaft die Schilderungen aus Scotts Romanen wieder. So heißt es etwa in der anonym publizierten *Wanderung über die Schwäbische Alb*, die 1832 in *Cottas Morgenblatt* erschien:

> Die Hochebene der Alb bildet nicht sowohl eine waagrechte Fläche als vielmehr wenig ausgetiefte Mulden mit Aeckern, Wiesen, Mähdern, Heiden, auf beiden Seiten von waldigen Höhenzügen ohne bedeutende Erhebung begrenzt; wahre Walter-Scott'sche Hochlandsheiden, welche das einsame Gemüth des nächtlichen Wanderers, die mit den Käutzlein aufwachende Phantasie mit Allem, was unheimlich ist, bevölkert.[33]

Auch die Region um das kleine Dorf Bartholomä am nördlichen Rand der Schwäbischen Alb wurde selbst mehrfach literar- und kulturhistorisch bedeutsam. Vor allem weil Christian Friedrich Daniel Schubart hier seine theologische Laufbahn beendete: „Das letztemal predigte ich auf dem Baron von Holzischen Dorfe Bartholomäi, mit solcher Rührung und Wehmuth, als wenn ich es gewußt hätte, daß ich von nun an die Kanzel nicht weiter betreten sollte."[34]

32 Vgl. Lockhart 1837–1838 IV, S. 315.
33 Anonym 1832c, Nr. 239.
34 Schubart 1791–1793 II, S. 112.

Im Reiseführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) von Gustav Schwab, der in der ganzen Erzählung eine prominente Rolle einnimmt, als Vademecum die Reisenden begleitet und teils die Handlung motiviert, findet sich allein der Hinweis, Bartholomä sei ein „hoher Bergort, mit berühmtem schon von Crusius beschriebenem Markte".[35] Der Chronist Schwabens schrieb im Anhang seiner *Annales suevici* (1596):

> Nicht weit von Hohenberg, gegen dem Albuch, ligt zwischen den Wäldern das Dorff St. Bartholomäi, da alle Jahre ein grosser Jahrmarckt ist am Tage St. Bartholomäi, und kommen auf denselben allerhand Leuthe: Dann ausserhalb dem Dorff ist eine luftige Ebene, auf welcher man, da Ochsen, dort Pferde, hier Schwein, anderswo andere Sachen, feil hat. Uberdas, werden in dem Dorffe in unterschiedenen Gassen, wie in einer schönen Stadt, von Handels-Leuthen und Krämern allerhand Waaren ausgelegt. Bißweilen ist der Wein allda wolfeiler als das Wasser, welches herzu getragen und nach der Maaß verkaufft wird; doch geschiehet solches selten.[36]

Der Bartholomä-Besuch des Erzählers fällt mit dem Markttag zusammen, der aber eigentlich erst in der zweiten Augusthälfte stattfindet. Erstaunt beobachtet er eine „Prozession", bei der geputzte Leute, Bauern, Städter, Christen und Juden durch die Straßen ziehen, und fragt seinen Gastgeber:

> Hast du die Frage, über welche gegenwärtig ganz Europa sich den Kopf zerbricht, auf deinem Dörfchen glücklich gelöst, hast du eine Versöhnung des Alten und Neuen Testaments zustande gebracht und diese Bundesfeier auf den heutigen Tag verlegt, um mich daran teilnehmen zu lassen, mich, den du als einen Kosmopoliten vom Wirbel bis zur Zehe kennst? (SW XI, 125f.)

Diese scheinbar utopische Vereinigung findet zwar ihre Erklärung im prosaisch-merkantilischen Ereignis des Markttreibens, doch der Hinweis auf die zeitgenössische Situation der Juden ist nicht zufällig gewählt und verweist vor allem auf die württembergische Emanzipationsbewegung.

Erst wenige Jahre zuvor war sie entscheidend vorangebracht worden. In der Absicht, „die öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubens-Genossen im Königreich durch eine zeitgemäße Gesetzgebung mit der allgemeinen Wohlfahrt in Uebereinstimmung zu bringen, und die Ausbildung und Befähigung dieser Staats-Angehörigen zum Genusse der bürgerlichen Rechte gegen Uebernahme der bürgerlichen Pflichten möglichst zu befördern"[37], ließ König Wilhelm I. von Württem-

35 Schwab 1960, S. 289.
36 Crusius 1733 II, S. 428.
37 Regierungs=Blatt für das Königreich Württemberg, Nr. 29, 8.5.1828.

berg im April 1828 das Bürger-, Gemeinde- und Erwerbsleben der ansässigen Juden neu strukturieren. Kurz vor Entstehung der Erzählung, Ende April 1836, kursierte eine Eingabe für die Abgeordneten der Zweiten Kammer von Wolfgang Menzel, in der er sich für eine völlige Gleichstellung der Juden in Württemberg aussprach. In der Sitzung vom 4. Mai 1836 unterstrich der berühmte Literaturkritiker, dass alle „Uebel und Fehler, die man dem Judenthum vorwirft, und um derenwillen man die Emancipation zu verweigern pflegt, nur Folge der bisherigen Unterdrückung der Juden sind, und überall verschwanden, wo man dieselben emancipirt hat“[38]. Auch Albert Schott (1782–1861) plädierte für die völlige Gleichstellung der Juden mit den christlichen Staatsbürgern Württembergs, „soweit dieß nach der Verfassung zuläßig ist, weil ich es nicht mit der Vernunft vereinbar finden kann, daß die Ausübung politischer Rechte von der Form oder dem Inhalt eines Glaubens-Bekenntnisses oder der Gottes-Verehrung überhaupt abhängig gemacht werden soll“[39]. Die Forderung nach der ‚vollen Emanzipation‘ umfasste demnach auch die staatsbürgerlichen Wahlrechte. Der Antrag wurde mehrheitlich von der Zweiten württembergischen Kammer angenommen, auch wenn dies zunächst ohne Folgen blieb. Hermann Kurz machte selbst in der Wahl seiner Freunde keinen Unterschied zwischen Christen und Juden, zählte nicht nur Berthold Auerbach zu seinem Kreis, sondern etwa auch Moritz Cohen (Pseudonym: M. Honek).

Dass er tatsächlich einen politischen Gehalt in der kurzen Marktepisode des *Abenteuers in der Heimat* andeuten wollte, zeigt sich auch in einer Anspielung auf den Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833, dessen Nachwirkungen er noch im zweiten Teil von *Die beiden Tubus* verarbeitete. Indirekt offenbart sich der autobiographische Erzähler als Verbündeter der Vormärzrebellen, jedenfalls aber als Sympathisant: „In meinen Schuljahren hatte ich von den Märkten meiner Vaterstadt manchen Spaß. Ich mischte mich unter das Gedränge mit einer Schar Kameraden, so kühn wie die Verschworenen an der Frankfurter Messe [...].“ (SW XI, 126) So furcht- und planlos die Aufsässigen die Frankfurter Hauptwache besetzen und Waffen erbeuten wollten, um den Bundestag in ihre Gewalt zu bringen, so mischte sich der Erzähler in seiner Kindheit in das Markttreiben, um den Bauernmädchen ihre Zöpfe zusammenzubinden und den Männern mit Blasrohren den Dreispitz vom Hut zu schießen.[40]

38 Zitiert nach: Protokoll XLIX. vom 4. Mai 1836, in: Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreich Württembergs auf dem Landtage von 1836 IV, S. 41.

39 Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreich Württembergs auf dem Landtage von 1836 IV, S. 36.

40 Vgl. dazu das postum erschienene Erzählfragment *Der heilige Florian* und das Sonett an Rudolf Kausler (*An R. K.)*.

Da dem Erzähler aber derlei Zusammenkünfte inzwischen verleidet sind, setzt er sein Abenteuer in der Natur fort; aber nicht allein an der Seite des hiesigen Pfarrers, sondern auch mit Gustav Schwabs *Neckarseite der Schwäbischen Alb*. Interessant sind weniger die aus dem Reiseführer entnommenen Wandertipps und Ortssagen, als vielmehr die ausgesparten kulturhistorischen und legendarischen Ausführungen. Während der Wanderer das Wental als terra incognita entdeckt, da es bei Schwab nicht aufgenommen wurde, besteigt er den Rosenstein, den „letzten Gipfel der ganzen Albreise“[41], in Erinnerung an die detailreiche Darstellung. Der „Grenzwächter der Alb“ (SW XI, 132) zeigt sich als ein Berg, „um die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu schauen“ (SW XI, 132). Dieser spontan hervorgebrachte Eindruck wird als Bürge für die bis in die Gegenwart überlieferte Ortssage von der Versuchung Jesu gewertet. Demnach hatte der Satan den vierzig Tage in der Wüste fastenden Jesu auf den Rosenstein geführt und ihm von dort aus die Ellwangener Gegend, die Alb, den Aalbuch, die Kaiserberge Rechberg und Hohenstaufen sowie den kleineren Eichelberg gezeigt, wo es im Lukas-Evangelium heißt: „Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, welchem ich will. So du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein.“ (Lukas 4, 5–7) Dazu kommentiert Schwab mit Blick auf die oft trutzigen Raubritterburgen: „Für einen habsüchtigen Raubritter mochte allerdings der Anblick der Burgen Teck, Neufen, Rechberg und Hohenstaufen, und hinterwärts der fetten Probstei Ellwangen viel Versuchungen gehabt haben [...].“[42] Gott habe darauf den Satan in die naheliegende „Teufelsklinge“ gestürzt und als Andenken an dieses Ereignis Fußtritte in Heubach und auf dem benachbarten Scheuelberg hinterlassen. Hermann Kurz spart nicht nur die Alternativlegende von der Flucht Jesu vor den Juden aus, die bei Schwab ebenso erzählt wird, sondern auch das ausführlich dargestellte Wallfahrtsverbot zu den Teufelstritten, das 1657 im protestantischen Württemberg erlassen wurde. Nachdem die Pilgerreisen zu einem dort aufgestellten Marienbild nicht unterbunden werden konnten, sprengte man den betreffenden Platz am Rosenstein, den die Mutter Gottes besucht haben soll, samt dem dortigen Fußabdruck in die Luft. Diese radikale Aktion gegen den magischen Wunder- und Aberglauben wird vom Ortspfarrer nicht erzählt. Im Gegenteil, er berichtet von der Teufelsklinge im Indikativ und sieht darin nach wie vor einen geradezu magischen Ort. Dagegen distanziert sich der Erzähler vom historischen Wahrheitsgehalt der Geschichte und interpretiert deren Tradierung

41 Schwab 1960, S. 239.
42 Schwab 1960, S. 242.

als ein spezifisches Symptom: „Diese Sage drückt einen köstlichen Stolz auf die Heimat aus [...].“ (SW XI, 132)

Der Pfarrer von Bartholomä bekennt sich, wenn auch ironisch gebrochen, zu einem gewissen Wunderglauben. Aus Langeweile habe er sich während seiner theologischen Studien auf die Magie verlegt. Nachdem der Reisebegleiter Ernst wilde Erdbeeren gesammelt hatte, erinnert sich der Erzähler, was Gustav Schwab über den Rosenstein schreibt: „Wenn der Reisende so vernünftig sei, versichert er, Wein und Zucker mit hierher zu bringen, so könne er die vortrefflichste kalte Schale *in loco* einnehmen.“[43] (SW XI, 133) Er ärgert sich über die fehlende Vorbereitung, während Pfarrer Ludwig überlegt, welchen Genius er anrufen könnte: Ein „spekulativer Handel“ mit dem Teufel erscheint ihm wenig angemessen für einen Pfarrer, dagegen will er Ariel und Puck aus dem „Alt-England“ Shakespeares oder den Klopferle – Botenhund von Ulrich II. –[44] nach Hause schicken. Schließlich zieht er durch „wunderbare und doch ganz natürliche Hexerei“ (SW XI, 134) die fehlenden Zutaten aus seiner Rocktasche und bereitet eine Bowle „mit der Feinheit eines erfahrenen Apicius“ (SW XI, 135) zu. Die Freunde trinken auf alle „realen und idealen, sichtbaren und unsichtbaren Stifter dieses Festes“ (SW XI, 136), also auf den synästhetischen Genuss des Rosensteins ebenso wie auf seinen ihm eigenen legendarischen Konnex. Diese versöhnliche und weihevolle Szene steht im Kontrast zum durchgehend thematisierten, bis zum Ende nicht aufgelösten Konflikt zwischen der älteren Theologengeneration, die Pfarrer Ludwig repräsentiert, und der jüngeren, deren Ansätze der Erzähler vertritt. Die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Glaubenswelten werden aber nicht auf das eindimensionale, stereotype Verhältnis eines abgeschiedenen Albdorfs zur Tübinger Universitätsstadt bezogen, sondern auf die neuesten Entwicklungen in der protestantischen Theologie, auf die Verschiebung ihrer dogmatischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen.

Bereits als Kurz seinen Helden bei Nacht über die Schwäbische Alb reisen lässt, kündigt sich die Negation alles Übernatürlichen mehrfach an. Die Reisenden unterhalten sich angeregt, was Hermann Kurz mit einem Vers aus Seumes *Lebenslauf Jeremias Bunkels* andeutet: „Da ging es fort in einem Fluß, als ob ein Waldstrom rauschte“. (SW XI, 118) Dieser Vers der intertextuellen Vorlage beschließt die Warnungen des Vaters an seinen studierenden Sohn:

43 Vgl. Schwab 1960, S. 247: „Die saftigsten Erdbeeren kann sich der Wanderer mit jedem Schritte pflücken, und wenn er Wein und Zucker zur Labung mit sich führt, auf dem Gipfel die beste kalte Schaale improvisieren.“

44 Vgl. Schwabs Ballade *Der Klopfer auf Hohenrechberg. Romanze*, in: Schwab 1960, S. 234–236.

> Mein Sohn, durch diese Teufelswelt grassiert die Seuche, alles wird in den Abgrund stürzen. Man muß sich hüten, daß nicht die Vernunft, die jetzt so gerühmt wird, uns alle zugrunde richtet. Ein jeder, dem es im Kopfe juckt, den unsinniger Übermut befällt, kommt mit Neuerungen. Aber wir hassen das gemeine Volk. Das gemeine Volk hassen wir.[45]

Auch in der kurzen Diskussion über Geistererscheinungen auf der Heide von Böhmenkirch kündigt sich an, dass der Erzähler bereit ist, hinter allem scheinbar Unerklärlichen eine an der Vernunft und empirischen Wirklichkeit orientierte Erklärung zu finden: So teilt er die Ansicht seines Freundes G***t mit,[46] die auch seine eigene ist, „die Räuber (versteht sich bei Nacht) seien nichts anderes als reale Gespenster" (SW XI, 122).

In einer unschuldig anmutenden Geselligkeitsszene kündigt sich ausdrücklich ein theologischer Epochenwechsel an: Der Erzähler erinnert den anwesenden Förster an die misslungene Jagd vom Vormittag und nennt ihn nach dem ersten Buch Mose einen „gewaltigen Nimrod" (SW XI, 125), der selbst „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn" (1 Mose 10, 9) gewesen sein soll. Während dieser seinen Braten isst und ihm der Endiviensalat aus den Mundwinkeln steht wie ein Schnauzbart, fragt er den Studenten, ob er nicht einen anderen biblischen Namen für ihn wisse. Der Erzähler denkt gleich an Nebukadnezar, weil der Förster „so ein greulicher Salatesser" (SW XI, 137) sei. Auf die Frage, wie er in seinen Vergleich integrieren wolle, dass es von Nebukadnezar heißt, er habe echtes Gras in Gesellschaft der Tiere gefressen, antwortet der Erzähler in deutlicher Anspielung auf die historische Bibelkritik eines David Friedrich Strauß':

> Nein! man muß es mit Vergleichungen nicht so genau nehmen und auch mit dieser Erzählung nicht, welche das mythische Gepräge unverkennbar an der Stirne trägt. Es ist ganz klar, wie man sich die Sache deuten muß. Nebukadnezar war ein aufgeklärter, durchgreifender Monarch und führte den Salat, eine bisher noch unbekannte Speise, in Babylonien oder wenigstens an seinem Hofe ein. Dies war eine Neuerung und somit ganz den Absichten der Priesterpartei entgegengesetzt. Diese erfanden, um sein Charakterbild in der Geschichte zu verzerren, das Märchen, er sei wahnsinnig geworden und habe Gras gefressen, oder vielleicht waren sie auch wirklich der Meinung, das Salatessen sei ein Gedanke des Wahnsinns, und dieser bildliche Ausdruck wurde im Laufe der Zeit zur Sage. (SW XI, 138)

45 Übersetzung nach Seume [4]1983 I, S. 371. Vgl. die sechste und siebente Strophe der Ballade: „Mi fili, sprach der Schulpapa / Diaboli per mundum / Grassatur pestis, omnia / Ruerunt in profundum. [...]"

46 Der „geistreiche Freund" ist womöglich der spätere Indien-Missionar und Kommilitone Hermann Gundert (1814–1893), Hermann Hesses Großvater, denn auch er unternahm an der Seite von Hermann Kurz Reisen über die Schwäbische Alb, so etwa im Juli 1833. Vgl. Hermann Gundert an seine Eltern, 11.4.1836, in: Gundert 2000.

Signalwörter sind dabei das „mythische Gepräge“ der biblischen Geschichte, das zu einem „Märchen“ verzerrte Charakterbild Nebukadnezars, und die „Sage“, die daraus entsprungen sei.

David Friedrich Strauß stellte sich in seinem bahnbrechenden Buch *Das Leben Jesu* (1835/36) sowohl gegen den noch immer verbreiteten Supranaturalismus (1790–1830) und Rationalismus als auch gegen diejenigen theologischen Ansätze, die eine Synthese beider Positionen anstrebten. Gegenüber dem Rationalismus hielt der Supranaturalismus daran fest, dass die Inhalte der göttlichen Offenbarung nicht durch vernunftmäßiges Denken erschlossen werden können, sondern allein in der Bibel mit ihren Prophezeiungen und Wundern bezeugt seien.[47] Dagegen setzte nun David Friedrich Strauß den Standpunkt, die Bibel müsse mythologisch gedeutet werden, wobei er unter neutestamentlichen Mythen nichts anderes verstand, „als geschichtartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage“.[48] Der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* sieht hinter der Erzählung des Nebukadnezar (Daniel 4) weder ein göttliches Einwirken auf die Weltzusammenhänge noch eine moralisch-ethische Botschaft, wonach der babylonische König für seine Hybris göttliche Strafe erfährt. Er deutet vielmehr eine Mythenkritik nach Strauß an. Teils durch Intrige, teils durch die den Inhalt verzerrende Dynamik der mündlichen Tradierung sei das prosaische Ereignis einer kulinarischen Innovation – die Einführung des Salates am Hof – zum festen Bestandteil göttlicher Offenbarung geworden. Nun zeigt sich der theologische Konflikt zwischen dem Erzähler und seinem Gastgeber in einer einfachen Geste. Pfarrer Ludwig nimmt in der Nebukadnezar-Deutung einen geradezu häretischen Humor wahr: „Der Pfarrer erhob drohend den Finger [...].“ (SW XI, 138) Damit also bekennt sich der Erzähler zu einer ‚Schule‘, die mit Erscheinen von Strauß’ *Leben Jesu* gerade in Tübingen bekämpft wurde. So etwa mit Johann Christian Friedrich Steudels (1779–1837) Reaktion in der *Tübinger Zeitschrift für Theologie*: „Aus einer gewissen Schule nämlich [...] vernehmen wir die Voraussetzung als etwas ausgemachtes und zugestandenes ausgesprochen, daß mit der rationalen auch die supranaturalistische Auffassungsweise des Christenthums und damit auch das Leben Jesu sich überlebt habe, eine veraltete seye.“[49] In der harmlos anmutenden Erzählung *Abenteuer in der Heimat* wird dieser aktuelle Konflikt, der die protestantische Theologie spaltete, literarisch expliziert. Der Erzähler, und mit ihm der Autor Hermann Kurz, zeigt sich hier bereits als ein Vertreter der neuesten historischen Bibel- und radikalen Wunderkritik.

47 Vgl. Joachmin Weinhardt: [Art.] Supranaturalismus, in: TRE XXXII, S. 467f.
48 Strauß 1835, S. 75.
49 Steudel 1835, S. 117f.

Der fiktionale Ort, wo dieser theologische Konflikt der 1830er Jahre ausgetragen wird, ist das alte Pfarrhaus von Bartholomä.[50] Bereits die Reiseschilderung über die Schwäbische Alb changiert durch die intertextuell angereicherte Erzählweise zwischen literarischer Träumerei und dem Stil eines sachlich distanzierten Reisejournals. Damit illustriert sie die Distanz zwischen romantischer und realistischer Gegenwartswahrnehmung. Auch das Spannungsfeld zwischen der alten und neuen „Tübinger Schule" wird durch phantasmagorische Erscheinungen einerseits und einem sachlichen Detailrealismus mit seinem Bedeutungskonnex andererseits dargestellt: Die Gäste schlafen in einem großen Saal des Pfarrhauses, das „ein uraltes Herrenhaus" (SW XI, 123) ist und seit Jahren nicht mehr repariert wurde, da die Baulast nicht von der Kirche selbst getragen wird, sondern Teil eines Patronatsdiensts ist. Türen und Fenster schließen nicht mehr richtig, auch die Wände sind geradezu transparent und Löcher im Boden lassen gar ein altes Burgverlies erahnen. So erinnert also das Pfarrhaus an ein altes Spukschloss: „Aber demungeachtet und trotzdem, daß dieser Saal noch überdies der nächtliche Spielraum eines Kapuzinergeistes sein soll, schliefen wir fest bis an den Morgen." (SW XI, 123) Erzähldetails haben im *Abenteuer in der Heimat* stets einen historisch belegbaren Hintergrund, so etwa die Warnung vor unbeaufsichtigten Kerzen, denn kurz bevor der Autor seinen Vetter besuchte, im Frühjahr 1832, vernichtete ein Brand elf der mit Stroh gedeckten Häuser von Bartholomä.[51] Und auch die Beschreibung des Pfarrhauses folgt den vor Ort vorgefundenen Tatsachen. Da bei der Patronatsstelle der Gutsherr unterhaltspflichtig war, wurde dieses frühere Amtshaus lange nicht renoviert, so dass noch Jahrzehnte später der desolate Zustand beklagt wurde.[52] Für die Produktionsästhetik bedeutet die Referenzierbarkeit des Texts, dass Kurz die Erzählwelt nicht in freier Phantasie gestaltet, sondern sich von der Vorlage der erzählten Welt leiten lässt, um also die erlebte Wirklichkeit in der literarischen Adaption, in der motivisch-thematischen Verknüpfung und einer subjektiv wertenden Erzählhaltung zu deuten.

Während der Erzähler noch in der ersten Nacht im alten Pfarrhaus von der angekündigten Erscheinung eines Kapuzinergeists unberührt bleibt, bekommt sie in der weinseligen zweiten Nacht eine gewisse Evidenz. In der spärlichen Bibliothek des pietistischen Pfarrers sucht der Erzähler „etwas Erbauliches", um, wie er es oft zu tun pflegt, in der Nacht zu lesen. Ein „richtiger Instinkt" lässt

50 Zum Pfarrhaus vgl. Kurz 1999, S. 128. Es handelt sich dabei um jenes Pfarrhaus, das in jüngerer Zeit weithin bekannt wurde, da dort die RAF-Terroristin Gudrun Ensslin aufwuchs. Vgl. das Kapitel „Gudrun Ensslin" in Stefan Aust: Bader-Meinhof-Komplex, Hamburg ^{7}2008.

51 Vgl. Haller 2015, S. 32.

52 Vgl. Königliches statistisch-topographischen Bureau 1870 (Hg.), S. 300.

ihn zu Karl Gottlieb Bretschneiders (1776–1848) „Dogmatik", also allem Anschein nach zu dessen Hauptwerk *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat, mit Vergleichung der Glaubenslehre in den Bekenntnisschriften der reformierten Kirche* (1814–1823) greifen, das er in der kleinen Bibliothek des Pfarrers findet, „die sich seit seiner wissenschaftlichen Periode nicht vermehrt hatte". Noch einige Jahre bevor Hermann Kurz das Tübinger Evangelische Stift besuchte, war es das Standardwerk zu dogmatischen Fragen und der Theologie des frühen 19. Jahrhunderts überhaupt. Bretschneider wurde vor allem für die Herausgabe des *Corpus Reformatorum* (seit 1834) bekannt, worin auch die *Sämtlichen Schriften* von Philipp Melanchthon erschienen. Ludwig Amandus Bauer, der zehn Jahre ältere Freund von Hermann Kurz, schrieb während seiner theologischen Prüfungen an Eduard Mörike: „Ich bin wirklich in Ingelfingen, morgens steh' ich bald auf, lese im untern Stübchen im Bretschauzel, des Examens wegen, dampfe dazu wie ein Däuschen [...]."[53] Der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* will sich mit Bretschneiders *Dogmatik* „nüchtern lesen und noch obendrein aufgeklärt", doch scheint es ihm nun, als spuke der Kapuziner im Saal. Am Tag hatte der Pfarrer erzählt, wie er nachts die Türen aufreiße, herumstapfe und poltere, als ob ein Sack herunterfalle:

> Alles dies schwebte mir vor, als ich im Bette lag und den jedem Geiste widerstrebenden Rationalisten zu lesen versuchte. Ich konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen Blick über das Buch zu werfen, ob nichts Fremdartiges im Zimmer zu sehen sei; dort, hinter dem Bücherschrank in der Ecke, stand eine schwarze Gestalt, die sich zu bewegen schien. Ich sprang mit gesträubtem Haar aus dem Bette und ging verzweiflungsvoll dem Gespenst auf den Leib; es erwartete mich ruhig und wies sich, als ich herankam, als der schwarze Kirchenrock des Pfarrers aus. Ich legte mich wieder zu Bette und las beruhigt in Bretschneiders Dogmatik weiter. Seine Ideen wurden mir immer unansehnlicher, sie krochen wie Ameisen vor meinen Augen umher, ich gab mir zuletzt nicht mehr die Mühe, sie zu verstehen – – – (SW XI, 145)

Zuletzt wird also der Kapuzinergeist mit dem Kirchenrock des Pfarrers identifiziert, der seinerseits die Theologie eines Bretschneiders symbolisiert. Dieser kühne, narrativ herbeigeführte Vergleich zwischen dem spiritistischen Aberglauben und der älteren Theologie vor Christan Ferdinand Baur und David Friedrich Strauß, der sich die Generation von Hermann Kurz bereits entfremdet hatte, ist

53 Ludwig Amandus Bauer an Eduard Mörike, Ingelfingen, 8.11.1825, zitiert nach: Zeller / Simon 1976 (Hg.), S. 42.

umso plastischer, als auch das Motiv des Kapuzinergeists auf einen populärwissenschaftlichen, spirituellen und literarischen Kontext anspielt, der für den damaligen Leser verständlich gewesen sein dürfte.

Die Spukgestalt des Kapuziners findet sich nämlich in der *Theorie der Geisterkunde, in einer Natur-, Vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse* (1808) von Johann Heinrich Jung, gen. Stilling, (1740–1817), die in der Tradition des Mesmerianismus steht.[54] Zur Verwunderung des Autors wurde sein Buch in Württemberg zunächst verboten und als ketzerisch wahrgenommen, obwohl er seines Erachtens nach philosophisch unbestreitbaren Kategorien eine Apologie des Jenseits und damit der christlichen Heilsoffenbarung entworfen hatte.[55] Jung-Stilling strebte also letztlich die Widerlegung des mechanistischen Weltbilds an,[56] Geistererscheinungen seien der Beweis dafür, dass es ein Jenseits gebe und dieses in die diesseitige Welt hineinrage. Damit seien sie Garanten für die Fortdauer der Seele und des individuellen Bewusstseins nach dem Tod. Unter den eingestreuten Beispielen repräsentiert die Gestalt des sacktragenden Kapuziners „Geistererscheinungen, die das ernste göttliche Gericht, auf lange Zeit, verurtheilt hat, den lebenden Menschen zum warnenden Beyspiel, auf der Gränze zwischen dieser und jener Welt zu verweilen, bis ihr ewiges Schicksal entschieden ist“[57] (§ 235).

Der „liebe, verständige und gottesfürchtige Freund“[58], der Jung-Stilling die mysteriösen Ereignisse über den spukenden Geist in einem ehemaligen Kapuzinerkloster mitteilte, führt gleich mehrere Zeugen an. Der Interpret sieht damit dessen Existenz als bewiesen an, ebenso wie das Übernatürliche selbst, gestützt auf die biblische Überlieferung, vorausgesetzt ist. Sowohl ein Bäcker als auch ein Weber sollen im Treppenhaus des besagten Hauses einem „langbärtigen, ältlichen, mit einer Kutte und einer ziemlich schwarzen Schlafmütze gekleideten Kapuziner“[59] begegnet sein. Die nächtlichen Geräusche eines niederfallenden Sacks führt Jung-Stilling auf zwei mögliche Ursachen zurück: Entweder der Sack ist ein Attribut für ein ungesühntes Verbrechen und steht für den von den ansäs-

54 Vgl. dazu: Titzmann 1979.

55 Vgl. das Vorwort zur *Theorie der Geister* und Selbstzeugnisse. So etwa den Brief von Jung-Stilling an Pfeffel, Karlsruhe, 24.12.1808, zitiert nach: Kühlmann 1995, S. 471f.: „Ich gehe von Kants Critik der reinen Vernunft aus, hole dort rein bewiesene Lehrsätze, und brauche sie als Grundsätze.“

56 Vgl. Jung-Stilling 1808, S. 7f.

57 Jung-Stilling 1808, S. 332.

58 Jung-Stilling 1808, S. 343.

59 Jung-Stilling 1808, S. 336.

sigen Mönchen gepflogenen betrügerischen Getreidehandel. Der Mönch muss sich also, um erlöst zu werden, zu seiner Schuld bekennen. Oder aber er kommuniziert allein abstrakt seine unerträglich schwere Bürde und sein schreckliches Leiden. Indiz für letzteres Motiv sind die Ereignisse während der Aufbahrung eines protestantischen Verstorbenen. In der ersten Nacht nach dem Tod eines Zeugmachers steigerten sich die Spukgeräusche dermaßen, dass selbst der sonst unerschrockene Erzähler an keinen natürlichen Ursprung mehr glauben kann:

> Der Geist war ein Mönch; wir wissen aber, daß die Ordensleute den vesten Grundsatz haben, daß außer der Katholischen Kirche niemand selig werden könne; es muste ihm also unaussprechlich wehe thun, wenn er sahe, daß ein evangelisch-Lutherischer Mensch – ein Ketzer! – so von Mund auf, zur Seligkeit gefördert wurde [...].[60]

Über diese Geistergeschichte wurde vor allem in Württemberg diskutiert, denn obwohl Jung-Stillings Erzähler keinen Ort angab, war für den anonymen Rezensenten in *Cottas Morgenblatt* klar, dass es sich um ein Haus in der Schulgasse in Stuttgart gehandelt haben müsse. Unmittelbar nach Erscheinen des Buchs legte er ausführlich dar, inwiefern Jung-Stilling einer „Handwerksburschenfarce" erlegen sei. Während der anonyme Einsender der Geschichte nämlich Jung-Stilling berichtete, das betreffende Haus sei ein vor 300 Jahren gegründetes Kloster gewesen, konterte der Rezensent vielleicht ein wenig pedantisch, der Orden existiere erst seit 1526. Doch mit dem Argument, das erste Kloster in Württemberg sei 1582 gegründet worden und in der Residenzstadt des reformierten Landes habe es nie Kapuziner gegeben, entkräftete er jedenfalls die scheinbar faktischen Details der Geistergeschichte. Er konnte seinerseits sogar die Zeugen der Geistererscheinung benennen. Das Haus sei nun in Besitz des Bäckermeisters Knapp und der Kapuziner sei dem Bäcker Seemann erschienen, „von dem aber bekannt ist, daß er zu tief in die Flasche sähe"[61].

Die Gestalt des mysteriösen Kapuziners war allgemein bekannt in Stuttgart, denn in der ungedruckten Sammlung *Schwäbische Sagen* von Albert Schott dem Jüngeren (1809–1847), Professor am oberen Gymnasium zu Stuttgart, werden gleich zwei Kapuziner-Sagen mitgeteilt.[62] Während *Der Capuziner in der St. Leon-*

60 Jung-Stilling 1808, S. 347.

61 Vgl. Anonym 1808, S. 1218.

62 Der früh verstorbene Sohn des Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung Albert Christian Friedrich Schott (1782–1861) stand mit Kurz in regelmäßiger Verbindung. Am 7. November 1845 sandte er Kurz allem Anschein nach seinen Aufsatz *Die Tropfsteinhöhle bei Erpfingen* (erschienen in: Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, hg. von Heinrich Schreiber, Bd. 5, Freiburg 1846, S. 331–372) und bedankte sich für Kurz' politische Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort* (1845): „Ich schicke dir hier ein Prachtexemplar meiner

hardtskirche zu Stuttgart von einem toten Mönch erzählt, der auf seine Erlösung wartet, spielt *Das Kreuz in der Schulgasse von Stuttgart* in unmittelbarer räumlicher Nachbarschaft der Stilling-Episode. Sie wurde Schott von Hauptmann Ferdinand von Dürrich, der Landesvermesser beim Militär war und auch an der Seite von Wolfgang Menzel als Archäologe bekannt wurde,[63] im März 1847 mitgeteilt: In besagter Schulgasse seien zur Regierungszeit König Friedrichs (1816) drei Soldaten auf die Gestalt eines Kapuzinermönchs gestoßen, der vor einem zu katholischen Zeiten in die Wand eingelassenen Kreuz gebetet habe und dessen Bild beim Läuten der Stadtglocke zerflossen sei.[64]

Wenn nun die Erscheinung des Stuttgarter Kapuziners aus der *Theorie der Geister-Kunde* auf Bretschneiders *Dogmatik* bezogen wird, so ist dies, jedenfalls aus der Perspektive der Theologengeneration von Hermann Kurz, bei aller Komik inhaltlich begründet. Bretschneider führte Jung-Stillings *Theorie der Geisterkunde* sogar in der Bibliographie der zweiten Ausgabe seiner ersten wichtigen Publikation zur Dogmatik, der *Systematischen Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe* (1804), an.[65] Mit der nächtlichen Bretschneider-Lektüre im Spukhaus seines an der traditionellen Dogmatik orientierten Gastgebers werden die Ansichten der neuen Theologenschule nachdrücklich evident. Bretschneiders Theologie nimmt eine vermittelnde und komplementäre Position von Rationalismus und Supranaturalismus (rationaler Supranaturalismus) ein.[66] Er verbindet den Glauben an eine höhere, vernunftmäßig nicht erfassbare Offenbarung mit einer ‚rationalen' Argumentation. In Paragraph 24 des *Handbuchs der Dogmatik* über „Das Verhältniß zwischen der geoffenbarten Lehre und der menschlichen Vernunft" heißt es über die Religionsgeheimnisse, allein ihre Unergründlichkeit sei durch menschliche Vernunft ergründbar, verstanden werden aber könnten sie wesensbedingt nicht. Darin sollen sie etwa den Naturgeheimnissen ähneln, wie

---

Beschreibung deines Geburtsortes und =gaues, die mir eine republicanisch einfache, aber sehr willkommene Danksagungsepistel deines Stadtraths eingetragen hat; gesiegelt mit dem herzerwärmenden Bild des Reichsadler." Albert Schott an Hermann Kurz, 7.11.1845, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q 344 B (12).

63 Vgl. Hauptmann von Dürrich / Wolfgang Menzel: Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des württembergischen Alterthumsverein geöffnet und beschrieben, Stuttgart 1847.

64 Vgl. nach Albert Schotts Manuskript: Der Capuziner in der Leonhardtskirche zu Stuttgart / Das Kreuz in der Schulgasse zu Stuttgart, gedruckt in: Graf 1995 (Hg.), S. 24ff.

65 Der Eintrag findet sich im Themenkomplex der Engel, die in Verbindung zu den Menschen treten. Vgl. Bretschneider 1819, S. 480. In der vierten Auflage seiner *Dogmatik* schrieb Bretschneider über Jung-Stillings *Theorie der Geister-Kunde* ausdrücklich: „Zur Beförderung des Glaubens an Geistererscheinungen geschrieben" (Bretschneider [4]1841, S. 481).

66 Vgl. Eckehart Stöve: [Art.] Bretschneider, Karl Gottlieb (1776–1848), in: TRE VII, S. 186f.

denen der Zeugung und der Schwerkraft. Im Übrigen sei eine Offenbarung nur denkbar, wenn sie den bisherigen Kenntnisstand des Menschen erweitere, und auf ein „höheres Seyn nach dem Tode, von dem wir nur dunkle Vorstellungen haben können", vorbereite: „Auch kann man nicht einwenden, daß der Glaube an Geheimnisse ein blinder sey; denn ein blinder Glaube beruhet auf keinen Gründen: der Glaube an Religionsgeheimnisse hingegen beruhet auf der hinlänglich zu begründenden Ueberzeugung von der Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung."[67] Der Erzähler äußert zwar keine offensichtlichen Einwände gegen Bretschneiders Theologie, auch wenn er sie an die Seite von Jung-Stillings *Theorie der Geisterkunde* stellt. Allein in polysemantischen Formulierungen findet sich gehäuft ein kritischer Kommentar: Bretschneider ist für ihn ein „jedem Geiste [widerstrebender Rationalist]", so kann er sich weder „nüchtern" noch „aufgeklärt" lesen, die *Dogmatik* wird ihm nicht nur aufgrund der fortgeschrittenen Stunden immer „unansehnlicher" (SW XI, 145).

Die Absage dieser jüngsten Theologengeneration an die etablierten Autoritäten der Dogmatik formulierte allen voran Kurz' Studienkollege Eduard Zeller. Er beklagt in seinem zunächst 1860 in der *Historischen Zeitschrift* anonym erschienenen, die damaligen Zusammenhänge rückblickend darstellenden Aufsatz *Die Tübinger historische Schule* „das ganz ungeschichtliche Verfahren des Supranaturalismus, der mit seinem Wunderglauben jede Herstellung eines historischen Zusammenhangs, mit seiner Inspirationslehre jede Kritik der biblischen Schriften in der Wurzel aufhob [...]"[68]. Ebenso sieht er den deutschen Rationalismus als gescheitert an. Er habe zwar den supranaturalistischen Standpunkt, die biblischen Geschehnisse seien nicht an die Gesetze der empirischen Wirklichkeit gebunden, aufgegeben, doch dabei nicht gewagt, die Bibel als „reine Geschichte" in Frage zu stellen. Der theologische Rationalismus habe nichts weiter vollbracht, als mit Hilfe der Sprache, „das, was sich selbst als ein übernatürliches giebt, unbeschadet seiner Geschichtlichkeit, in ein natürliches zu verwandeln".[69]

Neben Strauß war es vor allem dessen Lehrer Christian Ferdinand Baur, dessen Vorlesungen über Dogmengeschichte (Sommersemester 1833/Wintersemester 1834) und Kirchengeschichte (Wintersemester 1833/Sommersemester 1834) Hermann Kurz besuchte,[70] und der in seinen historisch-kritischen Untersuchungen noch vor Strauß eine neue Bibelbetrachtung einforderte. Obwohl Baurs Ansätze erst nach Erscheinen des *Leben Jesu* weithin bekannt wurden, gehen

67 Jeweils nach: Bretschneider 1828, S. 164f.
68 Zeller 1865, S. 273.
69 Zeller 1865, S. 270.
70 Vgl. Wittkop 1988, S. 103f.

diese nicht nur zeitlich, sondern auch methodisch hinter die mythologische Exegese seines Schülers zurück: „Man kann das Leben Jesu nicht zum Gegenstand der Kritik machen, solange man sich nicht über die Schriften, welche die Quelle unserer Kenntnis desselben sind, und ihr Verhältnis zu einander eine bestimmte kritische Ansicht zu bilden im Stande ist.“[71]

In seinen Arbeiten zur Apostelgeschichte und den Paulusbriefen, die Kurz ebenfalls aus dem Hörsaal kannte (Wintersemester 1834),[72] fragte er nach dem historischen Ort sowie der zeitgebundenen Darstellungsabsicht der Texte und entwickelt eine Methode der „Tendenzkritik“, der historisch-kritischen Exegese.[73] Den auf früheren Forschungen aufbauenden *Kritischen Untersuchungen über die kanonischen Evangelien* (1847) stellte Baur eine „Geschichte der Evangelienkritik“ voran, die zunächst von der dogmatischen Auffassung des Augustinus, des schwäbischen Pietismus um Johann Albrecht Bengel (1687–1752) und der älteren Tübinger Schule um Gottlob Christian Storr (1746–1805) ausgegangen sei. Darauf folgt die „abstrakt kritische“ Tradition, für die Friedrich Schleiermacher (1768–1834) von zentraler Bedeutung gewesen sei, und die „negativ kritische, oder dialektische“, die David Friedrich Strauß begründet habe. Am Ende aber stehe die „geschichtliche Auffassung“, die Baur, der gelernt habe, die Evangelien von einem „unbefangeren, von dogmatischen Voraussetzungen unabhängigeren Gesichtspunkt“[74] zu lesen, selbst vertrat. Die historische und philologische Kritik der Bibel sucht nach positiven Befunden dafür, dass etwa die Schriftsteller der Evangelien mehr hinterließen als eine „einfache historische Relation“, nämlich eine „Tendenzschrift“.[75]

Hermann Kurz formulierte in seinem *Abenteuer in der Heimat* zwar keine ausdrückliche Kritik an der älteren dogmatischen Bibelexegese und Theologie überhaupt, doch er illustrierte kurz nach Erscheinen von Strauß' *Leben Jesu* und nach dem Studium bei Ferdinand Christian Baur die Überkommenheit einer epistomologischen Diskussion. Der für alles ‚Übernatürliche' unempfängliche Erzähler zeigt sich geradezu als Positivist im Sinne der neueren Tübinger Theologie. Dies

71 Baur 1862, S. 399. Zum Verhältnis von Baur und Strauß vgl. Köpf 2014.

72 Vgl. den grundlegenden Aufsatz: Ferdinand Christian Baur: Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des petrinischen und paulinischen Christenthums in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom, in: Tübinger Zeitschrift für Theologie 3 (1831), H. 4, S. 61–206. Und später: Baur: Ueber Zweck und Veranlassung des Römerbriefs und die damit zusammenhängenden Verhältnisse der römischen Gemeinde. Eine historisch-kritische Untersuchung, in: Tübinger Zeitschrift für Theologie 8 (1836), H. 3, S. 59–178.

73 Vgl. dazu Bauspiess 2014, S. 196ff.

74 Baur 1847, S. 72.

75 Baur 1847, S. 76.

unterstreicht der Autor, wenn zuletzt der Pfarrer seinen Gast mit Worten nach 1 Moses 32, 28 verabschiedet: „Lebe wohl, du Held, sagte der Pfarrer, indem er mir die Hand zum Abschied reichte, und denke zuweilen an den Kapuziner, deinen Freund, mit dem du gerungen hast und bist schlafend obgelegen." (SW XI, 146) Während die biblische Gestalt Jakob mit Gott und den Menschen bis zum Morgen ringt und schließlich Gottes Segen empfängt, schläft der weinselige Student nach kurzer Zeit über den grundlegenden Fragen protestantischer Dogmatik ein und wacht mit einem schmerzhaften Katzenjammer auf.

Strauß' *Leben Jesu* und die methodologischen Überlegungen von Baur wurden in *Abenteuer in der Heimat* sowohl formal als auch inhaltlich dargestellt und implizit bewertet. Ebenso thematisierte Hermann Kurz das zentrale Ereignis seiner Gegenwart im Bereich der Literaturkritik und -politik, Wolfgang Menzels Kampagne in Cottas *Literatur-Blatt* gegen Karl Gutzkows im Herbst 1835 erschienenen Roman *Wally, die Zweiflerin* und das Verbot des Jungen Deutschland. Damit geben also, was bislang in der Forschung nie Beachtung fand,[76] die beiden großen literarischen Skandale der 1830er Jahre und die daran anknüpfenden öffentlichen Diskurse den Rahmen der Erzählung vor. Sie stehen insofern in einem Zusammenhang, als auch im dritten Buch von *Wally,* in den „Geständnissen über Religion und Christentum" des Helden Cäsar, neben anderen Erkenntnisansätzen auch die historisch-kritische Methode von David Friedrich Strauß thematisiert wird. Von besonderem Interesse dürfte für Hermann Kurz der Anfang des dritten Kapitels gewesen sein, in dem Gutzkow die ‚Schwäbische Schule' um Uhland, zu der später auch Kurz selbst gerechnet wurde, verunglimpfte. Als Wally im jüngsten *Musenalmanach* von Gustav Schwab und Adalbert von Chamisso liest, bemüht sie das vielfach geäußerte Klischee, schwäbische Literatur sei musikalische, aber belanglose Naturlyrik:

> „Diese guten Waldsänger", sprach sie vor sich hin, „nehmen sich die Freiheit, sehr ennuyant zu sein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodischer Spannung hielten, die Monotonie der Gefühle und Anschauungen wäre tödlich. Ich ziehe Prosa vor. Heines Prosa ist mir lieber als Uhland und sein ganzer Bardenhain."[77]

76 Paul Heyse nahm *Abenteuer in der Heimat* nicht einmal in seine Werkausgabe auf. Hermann Fischer reihte sie zwar in den aus autobiographischen Schriften bestehenden Band XI der *Sämtlichen Werke* ein (zur Differenz der beiden Ausgaben vgl. Rudolf Krauß 1906), doch brachte er sie allein aufgrund der Landschaftsschilderung und als Illustration der Scott-Begeisterung des jungen Autors (vgl. SW XI, 5).

77 Gutzkow 2010, S. 9.

Mit dem Fall des *Leben Jesu* und der Wirkungsgeschichte des *Wally*-Romans werden die Universitätsstadt Tübingen und die württembergische Residenz Stuttgart zu Orten mit Ausstrahlung auf alle deutschen Länder, was nicht zuletzt das Publikationsverbot des Jungen Deutschland – zunächst in Preußen, dann im ganzen Deutschen Bund – zeigt.

In ähnlich zurückhaltender, auf das Vorwissen des Lesers rekurrierender Weise wird die Frage nach der staatsgefährdenden Immoralität des Jungen Deutschland in die Handlung eingeflochten. Bevor die Reisenden den Rosenstein besuchen, zeigt der ortskundige Pfarrer ihnen das Wental, nicht weit von Bartholomä. Wie Hermann Kurz kritisch bemerkte, wurde diese Natursehenswürdigkeit nicht in Schwabs *Neckarseite* berücksichtigt und der Erzähler ist überrascht, in dieser Einöde eine so belebt wirkende Landschaft zu entdecken. Der eigentümlichen Formation des ‚Felsenmeers', den bizarr geformten Karstkegeln, die im Tal verstreut zwischen Wiesen und Bäumen eine phantasmagorische Szenerie entstehen lassen, widmete auch Karl Mayer d.Ä., zeitlebens ein Vertrauter von Hermann Kurz,[78] in seinem Zyklus *Auf württembergischen Albwanderungen* (1841) ein Gedicht. Wie Kurz, sieht er sich in *Umherirrend* erst einer einsamen Einöde gegenüber, entdeckt dann aber das *Wendthal*, bevor er in *Am Gebirgsrand* allem Anschein nach ebenfalls vom Rosenstein ins Tal blickt. Schließlich trifft er *Im Jägerhaus* ein, und begegnet dort einer verlassenen hübschen Jägersfrau, die inmitten des Walds Vulpius' Räuberroman *Rinaldo Rinaldini* (1799) liest. Zum „romant'schen Zeitvertreib" leistet er ihr Gesellschaft. In *Wendthal* stellt Mayer zunächst die urwüchsige Natur vor, ein unübersichtliches und scheinbar chaotisches „Felsmeer". Aus der Nähe zeigt sich aber, dass in dieser Kalklandschaft ein „schöpferischer Geist" gewirkt haben muss:

> Des Angers Mulde trägt verworren
> Ein Felsmeer; Birken wehn herein
> Und dort von alten Buchenknorren
> Zeigt sich umklaftert das Gestein.
>
> Wie seltsam hat in diesem Kalke
> Ein schöpferischer Geist gespielt,
> Wo einsam ihr euch, Fuchs und Falke
> In Felsenhorsten stets gefielt!

78 Hermann Kurz besuchte 1840 Eduard Mörike in Cleversulzbach in Begleitung von Justinus Kerner und Karl Mayer, und er reiste auch von Buoch aus zu Mayer nach Waiblingen. Vgl. Mayer 1853, S. 185.

Welch graues Labyrinth von Steinen,
Wie macht dem Maler es zu thun!
Was mag der Geolog hier meinen?
Der Dichter läßt das Lied hier ruhn.[79]

Der die Landschaft durchstreifende und sie wahrnehmende Sänger überlässt es schließlich dem Maler, sich am perspektivischen Zusammenspiel des gewundenen Tals, dem komplexen Verhältnis von Vorder- und Hintergrund abzuarbeiten. Und anstelle naturphilosophischer Spekulation soll der Geologe Antwort geben auf die Frage ihrer Entstehung. Der Dichter hätte zwar die verschiedenen steinernen Trugbilder mit ihrem Assoziationskontext zur Darstellung bringen können, die ‚Sphinx', das ‚Wentalweible' oder den ‚Bischofshut', doch er begnügt sich mit der Feststellung, dass er vor sich ein geordnetes Chaos, ein Rätsel und System gleichermaßen sieht.

Hermann Kurz schildert eben dieses Labyrinth, in dem er eine Miniaturausgabe der monumentalen böhmischen ‚Felsenstadt' bei Adersbach sieht. Der Erzähler lässt sich die markantesten Felsen zeigen und ist immer wieder verwundert darüber, dass dieses verwunschene Tal nicht zu enden scheint. Der letzte Fels dient ihm als Kanzel. Der junge Theologiestudent improvisiert eine Predigt und ermahnt seine Zuhörer, ihm andächtig zu folgen, sonst würden „die vielen Steine Amen sagen" (SW XI, 128). Er erinnert sich aber weniger an Jesus Ritt nach Bethlehem, sondern spielt in dieser Szene auf die Legende des erblindeten Benediktiners Beda Venerabilis (673–735) an, die er sicher aus dem bekannten Schul- und Lesebuchgedicht *Das Amen der Steine* von Ludwig Gotthard Kosegarten (1758–1818) kannte:

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft sprach der Knabe:
Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier, und harren auf die Predigt.[80]

Nach der Predigt, in der Beda „ermahnte, warnte, strafte, tröstete", bis er selbst weinen musste, riefen aus dem Steintal tausende von Stimmen: „Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!" Mit der Anspielung auf Kosegarten wird Pfarrer Ludwig zum Disputieren angeregt:

79 Zitiert nach: Mayer ^{3}1864, S. 300. Vgl. dazu den Brief an Uhland, 24.10.1841, in: Mayer 1867 II, S. 184.
80 Kosegarten 1824–1827 IV, S. 134.

> Dies hieß den Pfarrer an seiner stärksten Seite angreifen, unversehens kam sein Kopf durch die Spalte eines gegenüberliegenden Felsen zum Vorschein, durch eine kleinere arbeitete sich sein rechter Arm hervor und nun war es possierlich anzusehen, wie er gegen mich agierte und eiferte; er war hinten in das Gestein gekrochen und benützte diese Öffnung, die sich wenige Fuß über dem Boden gebildet hatte. Wir hielten förmliche Kontroverspredigten gegeneinander, Goethe und Schiller waren das Thema [...]. (SW XI, 128)

Wirkt das Wental für sich bereits wie eine archaische Kultstätte, so stehen sich nun also der Reisende und sein Gastgeber im steinernen Gewand zweier Titanen gegenüber. Hermann Kurz hatte dabei sicher die beiden sich gegenüberstehenden „Kontroverskanzeln" des Maulbronner Klosters im Sinn, die ihn, wie er in seinen *Jugenderinnerungen* (1861) schrieb, „an die Wandelbarkeit nicht bloß weltlicher, sondern auch geistlicher Dinge, an die Bewegungen der Reformation, die Religionsgespräche, die von den benachbarten Fürsten und ihren Theologen in Maulbronn gehalten wurden," (SW XI, 75) erinnerten. Herzog Christoph von Württemberg und seine lutherisch-orthodoxen Theologen disputierten mit Pfalzgraf Friedrich III. und den kurpfälzer Calvinisten in Maulbronn 1564 über das Verhältnis der reformierten Kirchen zum Abendmahl. Sie konnten aber nicht einmal die vorausgehenden Grundlagen klären, so dass die Veranstaltung ergebnislos abgebrochen wurde.

Zwischen den Felsen des Wentals wird zwar vordergründig über die literarische Ästhetik Schillers und Goethes diskutiert, vor allem über die Frage nach Goethes Sittlichkeitsempfinden, doch damit – für den zeitgenössischen Leser ersichtlich – auch über die politische und literarkritische Gegenwart. Zu Anfang vertritt der Erzähler als „Advokat der realistischen Poesie" (SW XI, 129) noch Friedrich Schiller, dagegen plädiert Pfarrer Ludwig für Goethe: „Dann tauschten wir die Rollen aus: der Pfarrer sprang auf einmal um und parodierte sehr glücklich die eben damals wieder auftauchende ‚platte Litanei von Goethes Immoralität'." (SW XI, 129) Mit diesem Zitat aus Heinrich Laubes (1806–1884) Aufsatz *Wolfgang Menzel,*[81] erschienen in den *Modernen Charakteristiken*, verweist Hermann Kurz unmissverständlich auf die seit September 1835 von Menzel geführte Kampagne gegen das Junge Deutschland. In der jüngst von Stefan Knödler publizierten Edition der Desiderienbücher der Bibliothek der Tübinger Museumsgesellschaft wird nicht nur deutlich, dass sich Laubes *Charakteristiken* im Bestand der Bibliothek befanden,[82] sondern auch inwiefern sich Hermann Kurz in Tübingen für die Anschaffung von Werken des Jungen Deutschland und neuerer Forschungslitera-

81 Vgl. Laube 1835 II, S. 253.
82 Vgl. Knödler 2014, S. 86.

tur zu Goethe einsetzte. So schlug er etwa vor, Laubes *Das junge Europa* von 1832 und die Schriften Karl Gutzkows bzw. seine gemeinsam mit Eduard Duller herausgegebene Zeitung *Phönix* in die Bibliothek aufzunehmen.[83] Außerdem findet in diesem Zusammenhang auch Carl Friedrich Göschel (1781–1861) Erwähnung, mit dessen Thesen zu Goethes Religiosität Hermann Kurz seinen Helden gegen die Ansichten von Wolfgang Menzel argumentieren lässt.

Im zweiten Band von *Die deutsche Literatur* (1828, 2. Aufl. 1836) führte Menzel die moralische, religiöse und patriotische Indifferenz Goethes darauf zurück, dass er ein begnadetes literarisches Talent gewesen sei, aber allein auf die Darstellung Wert gelegt habe, während er gegenüber allen Gegenständen der Darstellung völlig gleichgültig gewesen sei. Damit erklärte Menzel die stilistische Virtuosität, die Formvielfalt seines Werks und die Fähigkeit, in allen literarischen Gattungen Kongeniales hervorzubringen, zu einem Indiz seiner Charakterlosigkeit. Seinen Äußerungen fehle ein „innerer Haltpunkt", ein „inneres Motiv":

> So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen etc. zu einer artigen Hanswurstjacke zusammenflicken, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.[84]

Während Schiller sich an allem Sittlichen und damit der Nation Dienlichen orientiert habe, sei Goethe der „herrschenden Stimmung des Augenblicks"[85] erlegen.

Die Kritik an der blinden Verehrung und Stilisierung literarischer Heroen wurde zunächst von der jüngeren Generation geteilt. Wie Heinrich Laube schrieb, habe Menzel damit erst die deutsche Literatur urbar gemacht. Mit seinem Impuls, „die Götzenbilder zu zertrümmern", seien die nachfolgenden Schriftsteller endlich von den „lähmenden Autoritäten"[86], also von einem scheinbar alleingültigen literarischen Bezugssystem befreit worden. Und auch Gutzkow,

83 Vgl. Knödler 2014, S. 97f.
84 Menzel 1828 II, S. 214f.
85 Menzel 1828 II, S. 217f.
86 Jeweils nach: Laube 1835 II, S. 241.

der zwischen 1831 und 1834 für *Cottas Morgenblatt*, das *Literatur-Blatt* sowie die *Allgemeine Zeitung* schrieb, sah Wolfgang Menzel zunächst als Vorbild und Mentor.[87] Sowohl Laube als auch Gutzkow attestierten schließlich aber, Menzel sei „seit einigen Jahren stehen geblieben"[88], weltfern, unempfänglich für die politische und soziale Gegenwart und damit für die neueste Literatur geworden.[89] Spätestens mit Erscheinen von *Wally, die Zweiflerin* (1835) hatte sich das Verhältnis von Gutzkow und dem sich zusammenfindenden Jungen Deutschland zum ersten Mann deutscher Literaturkritik geändert. Menzel, der einst wie ein Vater an Gutzkow gehandelt habe, sah in *Wally* sowohl die Moralität und das Christentums als auch die deutsche Kultur verraten und kündigte seine Gegenwehr an: „So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." [90]

Es entstand ein spektakulärer, in hyperbolischer Polemik geführter Literaturstreit, in den sich auch weitere Autoren einmischten.[91] Auf die vernichtende Rezension der *Wally* veröffentlichte Gutzkow in Cottas *Allgemeiner Zeitung* die *Gegenerklärung gegen Dr. Menzel in Stuttgart* (Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 374/375, 19.9.1835). Darauf folgte im *Literatur-Blatt* die *Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow*, in der er noch einmal auf die moralische Gefahr hinwies, die von Gutzkows Werk ausgehe:

> Herr Gutzkow hat der immer zahlreicher und immer unberufener hervortretenden literarischen Jugend den gefährlichsten Weg gezeigt, auf dem wir bald mit einer atheistischen und

87 Noch in seinem Goethe-Essay nahm Gutzkow kritisch zur Goethe-Verehrung Stellung: „In der That, es kam Göthen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß er weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verketzerung solcher, welche nur selten im Tempel erschienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf, und sie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Göthe zu vermehren, wenn ihnen auch wohl sonst die von einem Menzel dabei gerührte große Trommel fatal war." Gutzkow 1836, S. 50f. Zu Gutzkow und Goethe vgl. zuletzt: Immer 2013. Zu Gutzkow und Menzel vgl. Füllner 2013.

88 Laube 1835 II, S. 243.

89 Vgl. Gutzkow 1835, S. 5.

90 Menzel 1835, S. 370. Vgl. zur Kontroverse zwischen Menzel und Gutzkow die Materialien in: Estermann 1972 (Hg.) und Rasch 2011 (Hg.).

91 Vgl. die zusammenfassende Einschätzung von Heinrich Heine *Ueber den Denunzianten* (1837): „[Es] ist purer Luxus, wenn, nach so vielen edlen Stimmen des Unwillens, auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgardt die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides so schmutzig, so miserabel mißbrauchte!" (HSA IX, S. 259.)

> frivolen Schandliteratur überschwemmt werden könnten, wie Frankreich. Ich hoffe, sie für diesmal noch abgeschreckt zu haben.[92]

Inzwischen hatte Gutzkow bei seinem Mannheimer Verleger die Streitschrift *Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum* (Mannheim 1835) drucken lassen und am 19. Oktober 1835 erschien schließlich Menzels *Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow*: „Was durch Religiosität, Moralität und Patriotismus ausgezeichnet seinem gottlosen, unsittlichen und französischen Trachten im Wege stand, wurde von ihm systematisch besudelt."[93] Nachdem auf Beschluss der Bundesversammlung vom 10. Dezember 1835 die Schriften von Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt verboten worden waren, wozu dieser öffentlich ausgetragener Streit maßgeblich beigetragen hatte, veröffentlichte Menzel in den ersten Ausgaben des Jahres 1836 einen Aufsatz über *Die junge Literatur*: „Man erkannte, daß diese Lehren zugleich staatsgefährlich seyen, sofern sie eine entschieden antinationale, französische Tendenz hatten und die Grundlage aller Staaten, Religion und Sitte, zu untergraben trachteten, und zog der Staat die Sache vor sein Forum."[94] Anliegen dieses Texts war es also, die sich verbreitende Meinung zu entkräften, das Verbot des Jungen Deutschland sei ein Vergehen gegen die Pressefreiheit gewesen.

Hermann Kurz hat diesen gesamten literaturpolitischen Kontext im Blick, als er seinen Helden gerade Johann Wolfgang von Goethe gegen den Pfarrer von Bartholomä verteidigen lässt. Ebenso erinnert die geschilderte Form der Kontroverspredigt an die nach allen Künsten der Rhetorik geführten Polemiken oder – wie Kurz in Erinnerung an Cicero ebenfalls schreibt – „Philippika" (SW XI, 130).[95] Fand Menzel zu Anfang mit seiner Skepsis gegenüber dem Dichterfürsten im Kreis des späteren Jungen Deutschland Unterstützer, so avancierte Goethe während des Literaturstreits zu ihrer Identifikationsfigur, da ihm dieselben Vergehen von Menzel vorgeworfen wurden wie dieser neuen Autorengeneration. Gutzkow beschloss seine Verteidigungsschrift gegen Menzel mit den sibyllinischen Worten: „Es ist der Geist des todten Göthe, der in uns gefahren ist und von dem Schänder seiner Leiche Rache heischt. Wir ahnen es, daß der jetzt beginnende Kampf für

92 Menzel 1835b, S. 396.

93 Menzel 1835c, S. 427.

94 Menzel 1836b, S. 1.

95 Vgl. etwa aus dem Umfeld von Karl Gutzkow Wienbarg 1835, S. 7: „Der Taschenspieler [Menzel]! was er selbst nicht hat, theilt er mit, aus Krücken schnitzelt er sich Pfeile, mit der Schwäche seines Publikums gürtet er sich die Lenden, sein Lotterbett macht er zum Triumfwagen, und wenn er sich zeigen will in seinem vollsten Glanze, so schirrt er sein Viergespann, die Arroganz, die Unwissenheit, die Heuchelei und die Verläumdung davor."

die Literatur eine Epoche wird."[96] Menzel selbst sah sich darin bestätigt, wie er rückblickend in der zweiten Auflage der *Deutschen Geschichte* bemerkte: „Wohl berief sich die unmoralische Coterie auf Göthe, und bewies eben dadurch, wie sehr ich Recht gehabt, die frivole Tendenz Göthes von jeher anzugreifen."[97]

Auch Pfarrer Ludwig in *Abenteuer in der Heimat* wirft seinem Kontrahenten vor, „eben diese Verlogenheit, welcher der Herr Respondent huldigt, hat auch seinen Herrn und Meister beseelt". (SW XI, 129) Hermann Kurz lässt seinen Helden nicht die Gegenpartei Gutzkows, Laubes oder Wienbargs ergreifen, sondern mit Karl Ernst Schubarth (1796–1861) und Carl Friedrich Göschel (1781–1861) argumentieren, die einerseits Goethes Werkgenese als Abbild der sozialen Entwicklung interpretierten,[98] andererseits eine christliche Grundierung seiner Werke nachweisen.[99] Doch die Argumentationsstruktur Pfarrer Ludwigs folgt derjenigen in Menzels *Das junge Deutschland*. Wenn es bei Kurz über Goethe heißt: „Zweitens, fuhr der Pfarrer fort, war er ein schlechter Christ" (SW XI, 130), ist bei Menzel über das junge Deutschland zu lesen: „Die dritte Lehre des jeune Allemagne ist die der Irreligiösität"[100]. Er greift unter den „Stich- und Schlagwörtern der deutschen Literatur" (SW XI, 128f.) sogar den zentralen, pejorativ gewendeten Begriff des Goethe'schen Talents auf, wenn er sagt, „ach, wieviel Gutes, hätte er gestiftet, wenn er sein schönes Talent dazu verwendet hätte, durch anziehende Erzählungen den Nutzen der Moralität darzutun!" (SW XI, 129)

Eine Parodie wird diese Szene nicht allein, weil sich Pfarrer Ludwig während seiner Rede als wild gestikulierender steinerner Riese ausgibt, also als eine ausgestopfte Puppe, „die das poetische Gefieder Deutschlands als eine Scheuche und Popanz erkennen wird", wie Gutzkow über Menzel schrieb. Die Rede selbst trägt aufgrund der Oberflächlichkeit ihrer Argumente komische Züge: *Wilhelm Meister* sei unmoralisch weil viele Frauen darin vorkommen, Goethe sei kein wahrer Christ gewesen, weil er sich nie zu einem Kirchenlied habe hinreißen lassen und schließlich habe es ihm an Patriotismus gefehlt, weil er weder ins Feld gezogen sei noch mit seinen Schriften zur Kriegsbegeisterung beigetragen habe. Im Gegen-

96 Gutzkow 1835b, S. 46.

97 Menzel ²1836b, S.345.

98 Schubarth betonte in seiner Schrift *Zur Beurtheilung Göthes*, dass es eine stete Entwicklung vom *Werther* über *Wilhelm Meister* bis zu den *Wahlverwandtschaften* gegeben habe, die damit die „Epochen, aus welchen wir zu unserer Bildung herangekommen sind", abzeichne. Vgl. Schubarth 1818–1820 II, S. 465ff.

99 Vgl. von Carl Friedrich Göschel u.a.: *Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen* (1832).

100 Menzel 1836b, S. 11.

teil, sein *Faust* habe das Volk verzärtelt, verweichlicht und entsittlicht – „dieser Faust ist nicht so viel wert als ein einziges Quartierbillet, in den Befreiungskriegen geschrieben! oder hätte er nicht auch begeisterte Kriegslieder singen können, wie der Tyrtäos jener Tage, der unsterbliche Körner?“ (SW XI, 131) Als der Pfarrer aber den ersten Vers „Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen“ aus Theodor Körners Gedicht *Was uns bleibt. 1813* aus den Befreiungskriegen zitieren will, stürzt die nur locker zusammengehaltene Wand seiner Dolomitsäule ein und er fällt zu Boden, worauf sein Kontrahent bemerkt: „’S war ein Stern, die Sterne können fallen!“ (SW XI, 131) In Kenntnis der Vorlage, kann dieser Vers auch als abschließender Kommentar auf Menzels Debatte mit dem jungen Deutschland gelesen werden.

> Deutsches Volk, du konntest fallen,
> Aber sinken kannst du nicht!
> Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken!
> Muthig vorwärts durch das falsche Glück!
> ’S war ein Stern! jetzt ist er zwar versunken,
> Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
> ’S war ein Stern! die Sterne bleiben!
> ’S war der Freiheit goldner Stern![101]

In Körners patriotischem Lied wird alle Hoffnung der deutschen Länder auf ihre tugendhafte Jugend gesetzt, welche die „deutsche Freiheit“ zu verteidigen wisse. Mit Ludwigs Sturz sinkt in *Abenteuer in der Heimat* auch Wolfgang Menzels ‚nationale‘ Ästhetik und Tugendlehre, wonach durch die neue Dichtergeneration Moralität, Christentum und Patriotismus befördert werden sollen: „[In] diesem Geiste müssen unsere Nationaltugenden sich erfrischen und verjüngen, wenn es ein junges Deutschland seyn soll.“[102]

Obwohl Hermann Kurz, der alle „Menzel’schen Pfeile“ (BF, 55) in der Presse verfolgte, die Kontroverse zwischen Menzel und Gutzkow verschleierte und ironisch verzerrte, keine offene Zeit- und Wertekritik formulierte, ergriff er doch Partei für das Junge Deutschland. Wie die teils harsche Kritik an engagierter Literatur im *Epilog zur „Reise ans Meer“* (1839) zeigt, ist er dabei nicht von einer persönlichen oder ästhetischen Sympathie geleitet worden. In *Abenteuer in der Heimat* argumentierte er vielmehr, wenn auch nicht offensichtlich, für die Kunst- und Pressefreiheit und gegen eine normative, an Staat und Religion orientierte Literarästhetik. Als Menzel 1840 die bereits ein Jahr zuvor erschienen *Dichtun-*

101 Zitiert nach: T. Körner 1814, S. 76.
102 Menzel 1835, S. 371.

gen rezensierte, sah er in ihrem Autor alles verkörpert, was er von einem jungen Autor verlange, und ermunterte Hermann Kurz zu weiteren Produktionen: „Da der Verfasser neben den Gaben des Geistes, die in unserer jungen poetischen Welt weniger selten sind, auch die des Gemüthes besitzt, die immer seltner werden, so muß man ihm Willkommen und guten Erfolg wünschen, der ihm auch gewiß nicht fehlen wird, wenn er von den kleinen Skizzen zu größeren fortschreitet."[103] Dass er selbst aber zwei Jahre zuvor in den *Genzianen* von Hermann Kurz als steinerner Titan am Ostrand der Schwäbischen Alb aufgetreten war, dürfte ihm entgangen sein.

2 Literarische Genese eines neuen Mythos der Schwäbischen Alb und die Fiktionalisierung seiner Tradierung in *Die Liebe der Berge* (1839)

Wolfgang Menzel dachte an die Erzählung *Die Liebe der Berge*, als er in seiner Rezension der *Dichtungen* von 1839 schrieb: „Schwaben, insbesondere die rauhe Alp macht sich als landschaftlicher Hintergrund bemerklich. Auch in die Vorzeit werden Rückblicke geworfen. Ueber das neuentdeckte Sumlocenne [Rottenburg am Neckar] wird (mit Unrecht) gescherzt."[104] Auch in dieser Erzählung, die wie *Abenteuer in der Heimat* von einem Ausflug auf die Schwäbische Alb handelt, steht also die Topographie des Albgebirges ebenso im Zentrum wie aktuelle zeitgenössische Diskurse. Die „Vorzeit" der Schwäbischen Alb wird aber nicht nach bekannten archäologischen, geologischen und historiographischen Quellen dargestellt, sondern in einem teils phantastisch-allegorischen Szenario. Während Hermann Kurz in *Abenteuer in der Heimat* einen zeitgenössischen Erzähler entwarf, der seine Erfahrungswelt nach der aktuellen Bibelkritik, Philologie und Mythologie bewertet, beschritt der Autor in *Die Liebe der Berge* die Gegenrichtung: Kurz entwickelte einen Mythos der Schwäbischen Alb, der sich zunächst an der Topographie des Schwäbischen Albvorlands, d.h. an der Formation der Alb und ihrer Zeugenberge, Achalm, Neuffen, Teck, Rauber und Staufen anlehnt. Doch die quellenorientierte und naturgeschichtlich informierte Lektüre zeigt, dass dieser literarische Mythos nicht in freier Phantasie entstanden ist, sondern sich grundlegend an historischen und geomorphologischen Daten orientierte, um Entstehungszusammenhänge und Funktionsweisen vorschriftlicher Überlieferung vor Augen zu führen.

103 Menzel 1840, S. 400. Vgl. auch die begeisterte Rezension von *Schillers Heimatjahren*, in: Literatur-Blatt, Nr. 130, 22.12.1843.
104 Menzel 1840, S. 400.

Die Erzählung ist dreifach verschachtelt, um mithin die Tradierungsbedingungen des fingierten Mythos darzustellen. In der überarbeiteten Fassung *Bergmärchen* von 1860 tritt sogar noch ein weiterer Erzählrahmen hinzu. Die phantastische Haupthandlung, die unmissverständlich als mythische Allegorie ausgewiesen wird, und ihr Verhältnis zur Realität der erzählten Welt, die an die Bedingungen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der empirischen Wirklichkeit gebunden ist, konstituiert eine ‚Realität' übergeordneter Art. Andreas Jäggi sieht in seiner Studie über die Rahmenerzählung des 19. Jahrhunderts in der vierfachen Verschränkung der Erzählung, ihre Grundidee überstrapaziert, nämlich das „allmähliche Zurückschreiten in einem Zeitkontinuum (Rückwendungsfunktion) und das etappenweise Annähern an eine nicht reale Wirklichkeitsebene"[105]. Er kritisiert dabei, dass es kaum möglich sei, sich in der vierten Erzählebene die darunterliegenden präsent zu halten.[106] Doch was Jäggi als Problem wahrnimmt, ist einem rezeptionsästhetischen Kalkül geschuldet. Auch wenn Kurz selbst die Formlosigkeit seiner Erzählung beklagte, war ihre Grundstruktur dennoch notwendig, um die Genese eines Mythos in einem kaum zu durchdringenden Netz an Überlieferungssträngen, das hier narrativ abgebildet wurde, darzustellen. Gerade diese Erzählung, die sich ihrem Sujet nach am ehesten an die Phantastik und Imaginationspoetik der romantischen Prosa anlehnte, zeigt, inwiefern sich der junge Hermann Kurz von ihr absetzen wollte.

Zuerst wurde die Erzählung *Die Liebe der Berge* in den *Dichtungen* von 1839 bei Dennig, Finck & Co. in Pforzheim gedruckt. Der Verleger nahm 1842 auch Kurz' dreibändige Übersetzung *Ariost's Rasender Roland* ins Programm, die ebenfalls 1839 entstanden war. In überarbeiteter Form erschien die Erzählung unter dem Titel *Bergmärchen* 1860 im zweiten Band der *Erzählungen*. Hermann Kurz schrieb die erste Fassung aber bereits im April und Mai 1837, konzipierte sie also während seines Aufenthalts in Buoch bei Waiblingen und stellte sie in Stuttgart fertig.

Einen deutlichen Eindruck der Entstehungszeit vermittelt das Gelegenheitsgedicht *An den Thronfolger Mai. 17. April 1837.* Die Erstfassung von *Die Liebe der Berge* beginnt mit einem kleinen Frühlingsszenario: „Ein heller kalter Aprilmorgen schien den Frühling verkünden zu wollen, der Schnee hatte sich geschmolzen in Bächen und Flüssen hinabgewälzt, und auf den leichtgetrockneten Boden fielen die ersten Sonnenstrahlen."[107] (D, 52) Am Ende der Erzählung, wenige

105 Jäggi 1994, S.140.

106 Vgl. Jäggi 1994, S. 139.

107 Die erste Fassung von *Die Liebe der Berge* wurde in der Originalorthographie wieder abgedruckt und kommentiert in: Kurz 1999.

Tage nach seinen phantasmagorischen Erlebnissen, macht der Protagonist einen Besuch im „gastlichen Pfarrhaus von B[uoch]“ (D, 79). Dort wirft er erneut einen Blick auf die Schwäbische Alb, die er im Traum als eine lebendige Landschaft kennengelernt hatte. Zunächst ist sie noch in Nebel gehüllt:

> Eben wollt’ ich das Fenster zuwerfen, da sah ich einen Schimmer durch den Nebel zucken und fühlte das Kommen der Sonne. Ich schaute dem Kampfe zu, das Licht drang in Massen ein, der Nebel gerieth in Bewegung, wogte hin und her und zerriß wie ein Vorhang – und nun standen sie alle vor mir, die vertrauten Häupter! (D, 80)

Bald darauf aber „fiel der Schnee des berüchtigten siebzehnten Aprils“ (D, 80), des Tags also, an dem er *An den Thronfolger Mai* schrieb, eine Versepistel, die sich gegen die „Despotie“ des April wendet und den „Kronprinzen“ Mai zum Putsch und Tyrannenmord aufruft. Da es in den *Dichtungen* unmittelbar auf *Die Liebe der Berge* folgt, bürgen beide Texte gegenseitig für die Authentizität der darin geschilderten Erlebnisse und Begebenheiten. Wenn der Held der Erzählung ein Schriftsteller ist, der seine ‚Beinhauersche Kometfeder‘ ruhen lässt,[108] um einen Ausflug in die Natur zu unternehmen, so ist das folgende Gedicht unmissverständlich als ein Produkt seiner in der Erzählung angedeuteten Eindrücke ausgewiesen.

In *An den Thronfolger Mai* bezieht sich Hermann Kurz auf die im Vormärz etablierte Metapher des Völkerfrühlings, und stellt die Frühjahrsschmelze, von der aus *Die Liebe der Berge* exponiert wird, in einer Revolutionsallegorie dar. Die scherzhafte Verwendung der Herrscherbezeichnung ‚Serenissimus‘ verweist bereits auf Kurz’ Roman *Schillers Heimatjahre*, dessen erster Entwurf in den Februar 1837 fällt. Das gewählte Versmaß des trochäischen Tetrameters hatte sich im 17. Jahrhundert vor allem in epigrammatischen Formen etabliert (Gryphius), wurde aber zuletzt mit Immermanns *Xenien* (1827) wieder populär. Hermann Kurz aber bezog sich vielmehr auf die antike Komödie bzw. das griechische Satyrspiel, worin der Ursprung des Versmaßes zu sehen ist. So verwendete Kurz auch den Tetrameter in einzelnen Szenen der zuvor geschriebenen dramatischen Miniatur *Die Masken*,[109]

108 Bei diesem Typ der Beinhauer’schen Patent-Stahlfedern handelt es sich um „Federn, welche viel Tinte fassen, und sich daher sehr gut für Schnellschreiber eignen […].“ ([Art.] Stahlfeder, in: Krünitz 1773–1858 (Hg.) CLXVIII (1838), S. 689.) Für Hermann Kurz war sie aber auch ein literarästhetisches Symbol. Am 5. Juli 1837 schrieb er an Eduard Mörike: „Und mich drängt es einmal, über meinen Novellenpappendeckel mit dem Gänsekiele statt der Beinhauer’schen Kometfeder wegzufahren. Es gilt eher als Surrogat für die Arbeit, zu der ich vor lauter Lyrik nicht komme.“ (BW, 55) Er griff wieder zur traditionellen Vogelfeder, die das Schreibverfahren deutlich entschleunigte, um an Distichen und anderen „klassischen Formen“ zu arbeiten.

109 Hier im Wechsel mit einem traditionellen Versmaß der italienischen Komödie zu je sieben Silben und drei Hebungen mit weiblichem Halbschluss, das womöglich auf die Lektüre von Carlo

die er gemeinsam mit *Die Liebe der Berge* und der Komödie *Kunstkennerschaft* an Rudolf Glaser (*Ost und West*) nach Prag sandte:

> Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
> Daß ich's untertänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
> Ganz unwürdig seines Titels zeigt sich Serenissimus,
> Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
> Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Untertanen
> Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetterhahnen.
> Seine zügellose Garde rauscht, wie ein Kosakenheer,
> Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
> Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor sich streckt,
> Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt. –
> [...] (SW I, 29)

Die jahreszeitliche „Anarchie" wird zur Willkürherrschaft des April: In Anspielung auf die volkstümliche Etymologie wird gemutmaßt, dass „Minister Blasius" die Verfassung stürzen will, die Sonne unterliegt Hofkabalen, der Lenz wird aus dem Land verbannt. Allein der Mai, die „lang ersehnte Majestät" könnte das „kalte Herz" seines Vaters bezwingen, er solle im Bund mit der Sonne die Freiheitsschlacht anführen, auf dass die aufkeimende Natur als „Wappenschild" am bislang „verdorrten Baume" hänge: „Freudetränen werden tauen, jeder ruft: Vikoria!"

Äußerer Anlass dieses Gedichts war ein Schneesturm, der Hermann Kurz in Buoch festhielt, denn an eben diesem 17. April 1837 wollte er nach Stuttgart abreisen. An Gustav Schwab schrieb er noch am selben Tag einen Brief mit der Bitte *An den Thronfolger Mai* an *Cottas Morgenblatt* weiterzuleiten, wo das Gedicht am 26. April (Nr. 99) tatsächlich erschien:

> Mich hat Aprilgestöber in das Gebirg verschneit! [...] Unter diesen Umständen werden Sie eine katilinarische Verschwörung gegen diese impotens dominatio des April gewiß höchst gerecht finden und die beiliegende malkontente Adresse an seinen Thronfolger mit dem theilnehmenden Eifer eines guten Bürgers an die Behörde befördern.[110]

Obwohl die Verse sich nach entstehungsgeschichtlichen und rezeptionsästhetischen Gesichtspunkten auf die Frühjahrsschmelze beziehen, ist darin die politische Lesart nicht marginalisiert. Auch der engagierte Dichter, spätere Abgeordnete, Kurz' Freund und Studienkollege Ludwig Seeger ließ am 6. Dezember 1837

Gozzi (1713–1786) verweist, dessen Novelle *Kunstkennerschaft* er zeitgleich dramatisch einrichtete.

110 Hermann Kurz an Gustav Schwab, 17.4.1837, zitiert nach: Fischer 1903, S. 4f.

in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 291) unter dem Titel *Ewiger Schnee* aus dem Zyklus *Lieder aus dem Berner Oberland* ein Gedicht drucken, das den Völkerfrühling mit dem Jahreszeitenwechsel engführte:

> Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau,
> Er stieg dahin zu stolzen Siegen,
> Und läßt des Winters Festungsbau
> Hier oben unerobert liegen.[111]

Wie die spätere Einordnung dieses scheinbar harmlosen Berggedichts in seinen berühmten, 1843 in der Schweiz, 1847 in Leipzig erschienenen Band *Der Sohn der Zeit. Freie Dichtungen* zeigt, wertete er *Ewiger Schnee* durchaus als einen Beitrag zum politischen Vormärz.[112]

In den Briefen an Rudolf Kausler, Adelbert Keller und Eduard Mörike finden sich weitere Hinweise, um die Entstehungsumstände von *Die Liebe der Berge* näher zu umreißen, nicht zuletzt auch der Beweis, dass Hermann Kurz die Erzählung tatsächlich in Buoch, also mit ungestörtem Blick auf die Schwäbische Alb, begonnen hatte. Nach seiner Rückkehr in die Residenzstadt Stuttgart, wo er vor allem im Kreis der noch lebenden Mitschüler Friedrich Schillers für seinen Roman recherchierte, schrieb Kurz an Kausler: „Seit ich hier bin, hab' ich fünf Zeilen an meiner Berghistorie geschrieben."[113] Am 18. Mai meldete er aber schließlich Adelbert Keller: „Heute wird die Liebe der Berge fertig; ein tolles Zeug, worüber du dich wundern wirst. Am Ende grauet Hauffen gleich, wenn er sich zeigt, und das Ding bleibt ungedruckt." (BF, 251) Tatsächlich lehnte Hermann Hauff das Manuskript von *Die Liebe der Berge* mit dem Hinweis ab, dass Kurz bessere Erzählungen schreiben könne. Am 10. Juni mutmaßte Kurz, dass es an der unter seinem Namen eingereichten Anekdote *Der Sekretär* von Rudolf Kausler liege, die im Jahr zuvor in *Cottas Morgenblatt* erschienen war: „Solltest du vermuten können, warum er eine Malice auf mich hat? Dein ‚Secretär' ist dran schuldig: er kann mir diese Mystification, wie er es andeutet, nicht verzeihen."[114] Während dieser Zeit meldete sich Rudolf Glaser bei Kurz, mit der Bitte um Einsendungen

111 Seeger 1843, S. 29.

112 Vgl. dazu: Martin 2005, S. 212.

113 Kurz an Kausler, 25.4.1837 (BF 250).

114 Kurz an Kausler, 10.6.1837 (BF, 252). Am 11. August 1836 (Nr. 192) erschien Kauslers kurze Erzählung in *Cottas Morgenblatt*, sie wurde am 1.9.1836 in der *Allgemeine Theaterzeitung und Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben* (Nr. 176) nachgedruckt. Darin wird nach einer spanischen Biographie des 18. Jahrhunderts die Anekdote erzählt, wie der spanische Dichter Lope de Vega (1562–1635) seinem Sekretär das Vorwort zur Neuausgabe seiner Schauspiele diktiert. Als er dabei den einstigen Gegner seiner Ästhetik, Lope de Rueda (1510–1565)

für seine neu gegründete Zeitschrift *Ost und West*, so dass er *Die Liebe der Berge* im Juni 1837 nach Prag sandte.[115] Dass die Erzählung aber nie bei Glaser erschien, wusste Kurz, der des Öfteren fehlende Beleg- und Freiexemplare beklagte, nicht. An Eduard Mörike schrieb er am 20. März 1838, nachdem er dessen inzwischen fertiggestelltes *Märchen vom sichern Mann*, das ihm als erster zur Durchsicht vorgelegt worden war, besprochen hatte:

> Bei dem Märchen fiel mir noch ein, daß ich im vorigen Jahr, eben als ich nach Buoch zog, auch eins schrieb, eine antediluvianische Geschichte von verliebten Bergen und dem Riesen des Reißensteins, meiner Erinnerung nach gar zu naupengeheuerlich und formlos – ich würde es jetzt zurücknehmen, wenn es nicht wahrscheinlich schon in einem Prager Blatt erschienen wäre. (BW, 124)

Für die Drucklegung der *Dichtungen* entschied sich Kurz aber trotz aller Zweifel an seiner Erzählung, das Märchen in der ursprünglichen Form in die Sammlung mit aufzunehmen.

Noch im Januar 1837 hatte Kurz seinem Freund Kausler angekündigt, seine Erzählungen „immer freier und willkürlicher" gestalten zu wollen und seine Phantasie „ein bißchen über die Stränge hauen" zu lassen.[116] Und doch rang Kurz bei keiner anderen Erzählung mehr um Kohärenz und Geschlossenheit als bei *Die Liebe der Berge*. Im Briefwechsel mit Mörike, der auch über ästhetische Vorstellungen der Autoren Aufschluss gibt, sind Kurz' grundlegende Probleme mit seiner Erzählung dokumentiert. Obwohl er plante, das Binnenmärchen breiter darzustellen, schien ihm eine weitere Ausführung kaum möglich, „weil sie sich am Ungeheuerlichen, Undenkbaren stößt". (BW, 169) So wird deutlich, dass er tatsächlich kein phantastisches Szenario im Sinn hatte, sondern eine zu entschlüsselnde Allegorie. Zwar bat Kurz seinen Freund mehrfach um einen Rat, wie mit der Erzählung zu Verfahren sei, doch schickte ihm Mörike das Manuskript am 4. November 1838 ungelesen zurück. Für die *Dichtungen* besorgte Kurz nur kleinere Korrekturen, so etwa im Absatz über Mörikes *Maler Nolten*, in der eine Überarbeitung notwendig gewesen sei, da sich aufgrund des inzwischen nahen Verhältnisses „das öffentliche Honneursmachen" nicht mehr geschickt habe. Von größeren Streichungen sah der mittellose Autor ab und machte aus seinen vordergründigen Motiven kein Geheimnis: „[Das] Bogengewicht ist jetzt das größte für mich und das erste Gebot heißt: ‚trachtet vor allem nach Honorar! Wer's hat,

[sic!], für verschollen erklärt und ihn als niederträchtig und hündisch beschimpft, sinkt der Sekretär tot zu Boden, denn er selbst ist Lope de Rueda.

115 Vgl. Kurz an Kausler, 21.6.1837 (BF, 252).

116 Kurz an Kausler, 28.1.1837 (BF, 248).

der kann es leicht verachten.'" (BW, 168) Erst 20 Jahre später schrieb Kurz eine Neufassung für seine gesammelten *Erzählungen*. Dabei wurde die Einführung „Reichsstädtische Historien" zum äußeren Erzählrahmen umgestaltet.[117] In den *Dichtungen* steht sie der Erzählung *Die Liebe der Berge* und der Epistel *An den Thronfolger Mai* noch voran, um das neue Erzählkonzept zu erläutern und vor allem auch um das Verhältnis des Erzählers zur Phantastik und den Romantikern zu verdeutlichen.

Den pseudo-gattungstypologischen Entwurf der ‚Reichsstädtischen Historien' verstand Kurz als eine Erweiterung seiner ‚Familiengeschichten'. Ausführlich erklärt sich der Erzähler in einer Ansprache an die bereits aus den *Genzianen* bekannte fiktive Adressatin Lucie. Mit Blick auf sein Gedicht *Das Mühmchen* könne er den ursprünglichen Plan, Lebensläufe seiner Verwandten zu entwerfen, nicht weiter verfolgen, da er befürchte, nach Vorbild des isländischen *Landnámabók* allein Regesten über Landnahme und Besiedlung seiner Heimatstadt Reutlingen zu schreiben (vgl. D 39). Auch könne er es nicht verantworten, sich „nicht allzu genau an die Realität zu halten" (D, 39) und – wie Kurz am 28.1.1837 an Kausler ankündigte – ein wenig über die Stränge zu schlagen. Lieber wolle er sich „auf erweitertem Grund" (D, 40) bewegen und erzählen, „was geschehen ist und was sich hätte zutragen können" (D, 40), Geschichten, Sagen und Arabesken, die in irgendeiner Weise mit seiner Heimatstadt verbunden seien. Er strebte also eine Synthese zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung an, deren Dichotomie Aristoteles in seiner Poetik beschrieb. Demnach sei es die Aufgabe des Dichters, das Mögliche nach Regeln der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit darzustellen:

> Denn der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, daß sich der eine in Versen und der andere in Prosa mitteilt [...]; sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, daß der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte.[118]

Obwohl Kurz, anders als zuvor angekündigt, den literarisch adaptierten Biographien durchaus „phantastische oder gar poetische Motive" (D, 40) unterschob, entstand dadurch kein Widerspruch. Die Verbindung von faktographischer und fiktiver Familienbiographie wird insofern legitimiert, als der Ort der Erzählung

117 Als Hermann Kurz seine Erzählungen überarbeitete (1858–61), integrierte er die betreffenden Passagen über den Reutlinger Buchdrucker in die zweite Fassung von *Die Liebe der Berge (Bergmärchen)* und konzipierte auf Grundlage der Episode über seine Jugendlektüre (D 46ff.) ein Kapitel der *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (4. Buch, 3. Kapitel).
118 Aristoteles 2006, S. 29.

die „träumerische Knabenzeit“ ist, der Erzähler wolle sich allein rückbesinnen, „was dem Knaben durch die Dämmerung der Seele flog und was ihm von freundlich mittheilendem Mund erzählt worden ist.“ (D, 40)

Diese „phantasmagorischen Gewebe“ (D, 40) entstanden während sonntäglicher Beobachtungen aus der Dachluke des Elternhauses. Nicht nur *Die Liebe der Berge* erinnert in der Verbindung von fiktiven Erzählsituationen, Landschafts- und Gegenwartsschilderung sowie phantastischen Träumen, die ihrerseits aber in die Realität der erzählten Welt hineinragen, an romantische Erzählverfahren. Auch in der Einleitung der ‚Reichsstädtischen Historien‘ schildert der Erzähler seine synästhetische Wahrnehmung, die sich schließlich – dargestellt im Symbol des Lichts – zu einer geradezu magischen Erfahrung steigerte, bewusst nach romantischer Manier:[119]

> Ich bin nicht im Stande, den geistigen Firniß, mit welchem diese stille Landschaftsmalerei die Welt überhauchte, mit einem Wort auszudrücken: alle Farben waren gesteigert und durch einen wunderbaren Duft, der wie ein Thaumeer über ihnen schwebte, in ihrer durchschimmernden Mannigfaltigkeit zu einem gemeinsamen Licht verbunden. (D, 41)

In der Poesie der Romantiker sieht der Erzähler einen Versuch, diesen „duftigen Ueberflug“ (D, 41) nachzubilden, doch er scheint ihm als eine Täuschung, etwas Künstliches – „die Anschauung meiner Kinderjahre lag nicht darin, bloß das Heimweh darnach.“ (D, 41) Damit kommt Hermann Kurz auf ein zentrales poetologisches Ideal der Romantik zu sprechen, wie es etwa in Ludwig Tiecks Frühwerk *William Lovell* (1795) exponiert wird.[120] Die Romantiker sollen mit ihren Werken allein auf die ‚kindliche Wahrnehmung‘ verwiesen, dieses ästhetische Vorbild aber nicht nachgebildet haben. Wenn der Erzähler der ‚Reichsstädtischen Histo-

119 Vgl. dazu Langen 1963.

120 Vgl. etwa den Brief von Balder an William Lovell: „So kommen mir itzt mehr Ideen aus meinen frühesten Jahren wieder; ich sehe ein, daß ich itzt ebenso mit ahndender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens stehe. – Vielleicht, daß das Kind, das im ersten Augenblicke den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes steht ihr noch ganz nahe, sie tritt in eine Welt, die sie nicht kennt und die ihrer Kenntnis unwürdig ist; sie muß ihren höhern eigentümlichen Verstand vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen. – Vielleicht, daß ich wieder dahin zurückkommen kann, wo ich war, als ich geboren ward.“ Tieck 1963 I, S. 358. Vgl. dazu die Studie „Kindheitskult zwischen Frömmigkeit und Sentimentalität. Kindheitsmotive im literarischen Frühwerk Ludwig Tiecks“, in: Ewers 1989, S. 203ff.

rien‘ dagegen Geschichten erzählt, die er in seiner Kindheit gehört und durchlebt hatte, kann er auf diese „Empfindung eigener Art“ (D, 40) zurückgreifen.

In einer letzten Erzählklammer von *Die Liebe der Berge* wird dieser produktionsästhetische Prozess narrativ dargestellt. Einige Zeit nach den Ereignissen der Binnenhandlung bekommt der Erzähler Besuch von drei kleinen Jungen. Bevor er ihnen die Geschichte der Heimatberge, wie er sie selbst erlebt hat, vorstellt, versetzt er sich selbst noch einmal in Gedanken an die „sonnenhellen Stätten“ (D, 81) seiner eigenen Kindheit. Es erscheint ihm sein Freund, der Reutlinger Buchdrucker und Geschichtenerzähler:

> [Ich] stand auf dem Gipfel der Achalm unter zerbröckeltem Mauerwerk, der Boden aber war unter mir durchsichtig wie Glas, ich schaute hinab auf den Grund, da sah ich die goldene Kette um die Wurzel des Berges geschlungen, sie bewegte sich in Schlangenwindungen und ich zeigte sie dem Buchdrucker, der auf einmal neben mir stand. Alsbald begann er: Schond im grauen Alterthum, Herr C*** – (D, 81)

Diese Veräußerung der inneren Wahrnehmung erinnert an E.T.A. Hoffmanns Bearbeitung des traditionsreichen Stoffs des Bergwerks von Falun: „Doch als er fester und fester den Blick auf die wunderbare Ader im Gestein richtete, war es, als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und seine Wände wurden durchsichtig wie der reinste Kristall.“[121] Wie das Gedicht *Der Bergmann* zeigt, rezipierte Kurz Hoffmanns Erzählung bereits in den *Gedichten* von 1836. So knüpfte die Erzählung *Die Liebe der Berge* durchaus an das von E.T.A. Hoffmann entwickelte und in seinen *Serapionsbrüdern* (1819) vorgestellte und diskutierte ‚serapiontische Prinzip‘ an:

> Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen.[122]

Die Poetik der Serapionsbrüder sieht also vor, in der poetischen ‚Schau‘ den Dualismus von Innerlichkeit und Äußerlichkeit zu überwinden, d.h. die Welt mit dem „changierenden Gewebe der Phantasie“[123] oder – wie Kurz schreibt – mit einem „phantasmagorischen Gewebe“ zu überziehen. Die Katastrophe bleibt in Kurz’ humoristischem Märchen aus. Anders als bei Hoffmann erliegt der Erzähler nicht der Gefahr des ‚serapiontischen Wahnsinns‘, bei dem die Unterscheidung

121 Hoffmann 1985–2004 IV, S. 232.
122 Hoffmann 1985–2004 IV, S. 69.
123 Matt 1971, S. 34.

zwischen äußerer und innerer Welt verloren geht.[124] Der Bergmann Elis Fröbom arbeitet sich in Hoffmanns allegorischer Künstlernovelle immer tiefer in das Bergwerk von Falun, in das „paradiesische Gefilde der herrlichsten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüten und Blumen feuerstrahlende Steine hingen“[125], entfernt sich damit immer weiter von der Oberfläche und seinem bürgerlichen Dasein. Dem Erzähler in *Die Liebe der Berge* dagegen bleibt sein phantastisches Erlebnis fremd und erscheint ihm selbst bald als entrückter Traum.

Der Riese Heim hatte ihm auf dem Reissenstein (Reußenstein) einen Saphir geschenkt. Dieser repräsentiert nicht allein die Tugenden der Beständigkeit, Treue und Reinheit, wie es der Volksglaube überliefert,[126] sondern wurde auch von mittelalterlichen Alchemisten mit dem „Stein der Weisen“ identifiziert. Er findet sich des Weiteren als Grundstein des ‚neuen Jerusalems‘ in der Offenbarung des Johannes (Offb 21,19) ebenso in der Gralssage von Wolfram von Eschenbachs *Parceval* (um 1190). Hermann Kurz aber verweist mit diesem blauen Stein unmissverständlich noch einmal auf das Motivspektrum der Romantik, auf den Assoziationshorizont der blauen Blume oder des rotglühenden Karfunkels. Noch Ludwig Uhland bediente sich des Symbols des Saphirs in seinem Gedicht *Die versunkenen Krone* (1834). In Novalis’ Roman *Heinrich von Ofterdingen,* den selbstverständlich auch Hermann Kurz gelesen hatte und auf den er in seinem Werk mehrmals anspielte,[127] wird der Saphir mit der Tochter des Dichters Klingsohr identifiziert:[128] Heinrich sieht in Mathilde einen „köstlichen lautern Saphir“[129], in dessen Gegenwart ihm die Ewigkeit und ein „höheres Leben“ aufgeht: „Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere

124 Die Erzählerfigur des Cyprianus umreißt im elegischen Ton diese für *Die Bergwerke zu Falun* charakteristische Krise: „Aber du, o mein Einsiedler! Statuierst keine Außenwelt […] und wenn du mit grauenhaftem Scharfsinn behauptetest, dass es nur der Geist sei, der sehe, höre, fühle, der Tat und Begebenheit fasse, und dass also auch sich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, so vergaßest du, dass die Außenwelt den in den Körper gebannten Geist zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwang nach Willkür.“ (Hoffmann 1985–2004 IV, S. 68.)

125 Hoffmann 1985–2004 IV, S. 232.

126 Vgl. Karl Olbrich: [Art.] Saphir, in: HdA VII, Sp. 940ff.

127 Vgl. den Dramenentwurf „Rübezahl auf der hohen Schule“ (SW XII, 56ff.) im *Wirtshaus gegenüber*, bei dem Novalis an die Seite des Berggeists gestellt wird oder das erste Kapitel der *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859), das Kurz unter dem Titel *Reise in die Welt* bereits im *Deutschen Jugendkalender für 1847* veröffentlicht hatte. Darin wird die Reise des dreijährigen Autobiographen von Tübingen in das vermeintliche Ofterdingen geschildert, wo er hofft, die Eltern seines Kindermädchens zu treffen.

128 Vgl. zuletzt Egger 2014.

129 Novalis 1960–1999 I, S. 280.

Phantasie."[130] Dagegen ist der Erzähler in *Die Liebe der Berge* weit entfernt von Ewigkeitsdenken und naturphilosophischer Erkenntnissehnsucht. Als er bemerkt, dass er den Saphir auf dem Reissenstein vergessen hat, rennt er nicht zurück – wie es die Figuren etwa bei E.T.A. Hoffmann machen würden –, sondern geht weiter ins Tal, da er schlichtweg keine Lust hat, ihn zu holen (vgl. D, 68f.).

Schreibt Hermann Kurz auch eine Art Künstlermärchen und greift romantische Motive auf, so zeigt sich zuletzt an der Behandlung des Saphir-Motivs, dass er das Verhältnis von innerer und äußerer Wahrnehmung mit einem anderen Ansatz thematisiert als in der Motivgeschichte üblich. Nachdem der Erzähler seine Geschichte beendet hat, sagt eines der Kinder über den vergessenen Saphir: „Den hol' ich einmal!" (D, 82) Dieser Satz ist mehr als eine niedliche Pointe, mit der zuletzt den Kindern das Wort überlassen wird. Obwohl nämlich der eigentliche Beleg dafür fehlt, dass die Begegnung des Erzählers mit dem Riesen tatsächlich stattfand, und auch der Erzähler selbst daran zweifelt, wird sie von den Kindern als wahr angenommen. Der blaue Stein steht demnach für die Möglichkeit, den entworfenen Mythos der Schwäbischen Alb nach kindlicher Vorstellung zur Evidenz zu erheben. Die kindliche Wahrnehmung als Richtschnur phantastischer Poetik ist dabei zurückzuführen auf Kurz' Orplid- und Mörikerezeption (vgl. Kap. VI. 3). Wie dem Erzähler in seiner Kindheit die hiesige Sagenwelt von seinem väterlichen Freund eröffnet wurde, versucht er nun selbst, seinen Zuhörern die sich mit der Landschaft verbindenden Mythen und Sagen plastisch vorzustellen. Und tatsächlich findet seine Erzählung *Die Liebe der Berge* Gnade „vor ihren Augen" (D, 81).[131]

Während Hermann Kurz davon spricht, bei den Romantikern allein „Firniß" und „Lackirtes" (D, 41) gefunden zu haben, sei ihm die ‚kindliche Anschauung' dagegen bei Hans Sachs, Shakespeare und Gottfried von Straßburg als „etwas Wirkliches, Verkörpertes" (D, 43) begegnet. Romantische Verklärung findet er also im deutschen Meistersang, in den späteren Volksbüchern, beim – wie

130 Hoffmann 1985–2004 IV, S. 279.

131 Vgl. dazu die Familienerinnerung an das Jahr 1862 in: I. Kurz 1906, S. 278f: „Jeden freien Tag, den er [Hermann Kurz] sich gönnte, benutzte er zu einem Besuch seiner alten Berge, die er nicht um die Jungfrau und ihre Gesellen hingegeben hätte. Uns Kindern benannte er von der unmittelbar hinter dem Städtchen ansteigenden ‚Plochinger Staige' aus alle die ragenden Häupter vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern: die Teck mit ihrer Mauerkrone, den schlanken Neuffen, den Breitenstein, Rauber und Sattelbogen, die Bassgeige und wie sie alle hiessen; wenn er aber auf einen besonders graziösen Kegel deutend sagte: ‚Kinder, dies ist die Achalm!' so legte er einen geheimnisvoll-ehrerbietigen Ton in die Worte, wie ein Sakristan, der den Besuchern das Allerheiligste enthüllt."

Goethe schrieb – „naiven Dichter“[132] Shakespeare und im mittelalterlichen Epos. Mittelalterrezeption oder die Shakespeareverehrung waren selbst grundlegende Elemente der deutschen Romantik. Hermann Kurz aber sah in ihren Quellen und nicht in deren produktiv-literarischer Rezeption die gelungene romantische Verklärung. Nicht zufällig verdeutlichte er dies mit einem Gedicht von Novalis: In *Es färbte sich die Wiese grün* durchstreift der Dichter den Wald und entdeckt im Erwachen der Natur und seiner eigenen Leidenschaften, dass es Frühling wird. So sieht Kurz bei den genannten Autoren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit seine eigene Jugend wiedererwachen:

> Ich wußte wohl, wie mir geschah,
> Und wie das wurde, was ich sah. (D, 43)

Neben der literarischen „mythischen Beschaulichkeit“ (D, 43) sei es vor allem das unmittelbare Erlebnis gewesen, das die Landschaft in einem ‚kindlichen Licht‘ habe erscheinen lassen. Die Verbindung von unmittelbarer Wahrnehmung und historisch-mythologischer Erzählung erfuhr der Autor während seiner vielen Wanderungen an der Seite des alten Buchdruckers, der „Mythus und Historie“ (D, 43) in sich vereint habe. Die wahre literarische Verklärung fand Kurz demnach in der an die Landschaft gebundenen Erzähltradition, die er in seiner eigenen Kindheit kennengelernt hatte:

> [Die] Geschichten, die er vorzutragen pflegte, hatten immer, je nach der Gattung, in welche sie fielen, denselben Anfang, wodurch sie einerseits als Sagen, andererseits als Novellen bezeichnet waren; jene begann er mit den Worten: „Schond im grauen Alterthum, meine Herrn, geschah es, daß“ etc., diese leitete er ein „Circa vor funfzig, sechzig Jahren, da hatte ein Mann gelebt, welcher“ etc., ein Methode, die uns veranlaßte, beim Wiedererzählen die Geschichten unsers Rhapsoden kurzweg in Schond= und Circageschichten einzutheilen [...]. (D, 44)

Zu Anfang der ‚reichsstädtischen Historien‘ wird demnach der vielgereiste und kuriose Buchdrucker, der seinen Zuhörern ganze Bücher im „auserlesensten Chronikstyl“ (D, 45) repetiert, als Spiritus rector und literarisches Vorbild benannt. Die folgenden Erzählungen, denen jeweils eine „süße kindliche Fabel“[133] zugrunde liegen soll, basieren demnach auf dessen Sagenschatz, der auch in *Die Liebe der Berge* im Motiv der goldenen Kette der Achalm symbolisiert wird.

---

132 Vgl. Johann Wolfgang von Goethes zweiter Teil „Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten“ aus seinem 1815 in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 113) veröffentlichten Aufsatz *Shakespeare und kein Ende*.

133 Siehe den Entwurf eines Vorworts in: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1547. Vgl. Kap. III. 1.

Die ‚reichsstädtischen Historien' des Buchdruckers, des Reutlinger „Sagenmanns" (D, 45), lösen zwar das Konzept der ‚Familiengeschichten' und ‚simplicianischen Erzählungen' ab, doch werden sie aus demselben Anlass motiviert. Am Schluss der Einleitung findet sich eine spektakuläre Allegorie auf Sterben und Tod: „Ich werde nun bald aus Press' und Druck dieses mühseligen Lebens erlöst, meine Typen seynd abgenutzt, meine Columnen – er deutete auf seine Beine – tragen mich nicht mehr" (D, 50) Wenn der Buchdrucker nun als Korrekturfahne dem großen Verfasser vorgelegt wird, hofft er, dieser werde nicht den ganzen Bogen mit einem „Deleatur" versehen. Wie Hermann Kurz seinen Vorfahren mit den ‚Familiengeschichten' ein lebendiges Andenken schenkte, so sollte auch dem Buchdrucker in den ‚reichsstädtischen Historien' ein Denkmal gesetzt werden.

> Friede mit der wackern Seele, und Dank für den Schatz, den er mir hinterlassen hat! Ich wollte nur, ich hätte mehr davon behalten. Er besaß eine vollständige Mythologie meiner Berge. Was ich dir nunmehr in dem versprochenen Cyklus vorlegen mag, immer wird er mich dabei umschweben als Geist meiner heimischen Sagen, als die Muse der reichsstädtischen Vorzeit. (D, 51)

In *Die Liebe der Berge* verfolgte Kurz einen literarischen Ansatz, bei dem die unmittelbare Wahrnehmung der Landschaft mit Geschichten und Sagen des Buchdruckers bereichert wird, denn erst durch ihn habe der Autor die „malerischen Punkte" (D, 43) der vertrauten Gegend entdeckt. Obwohl Hermann Kurz auf lexematischer, thematischer und kompositorischer Ebene immer wieder an die romantische Literatur anknüpfte, verstand er unter dem „Malerischen" und „Romantischen" etwas grundlegend anderes als vorhergehende Schriftstellergenerationen. 1823 erschien Gustav Schwabs Buch *Neckarseite der Schwäbischen Alb*, auf dessen Bedeutung oben bereits mehrfach hingewiesen wurde, in überarbeiteter Fassung in der umfangreichen Reihe *Das malerische und romantische Deutschland* (1836–1842). Gerade bei Schwab, der wie der Reutlinger Buchdrucker faktische Details mit der Volksüberlieferung und ihren literarischen Adaptionen verband, fand Hermann Kurz auch für seine *Liebe der Berge* grundlegendes Material vor. Dies entging auch seinem Mentor Schwab nicht, denn er schrieb in seiner Rezension der *Dichtungen* für die *Heidelberger Jahrbücher der Literatur*, die *Liebe der Berge* sei „eine Liebesgeschichte der schwäbischen Berge, von einem Riesen erzählt, ein Phantasiestück, wie Ref. nimmermehr geglaubt hätte, dass es aus der Neckarseite der schwäbischen Alp, einem Buche von mässiger Poesie, erwachsen könne."[134]

134 Schwab 1840, S. 869.

Der Erzähler in *Die Liebe der Berge* beschließt an einem trüben Apriltag mit seinem Vetter, einem ‚simplicianischen' Charakter, durchs Lenninger Tal zum Reissenstein zu ziehen; offensichtlich von Reutlingen aus. Dieses landschaftlich reizvolle Tal, durch das die Lauter fließt, liegt im Südwesten des Oberamtsbezirks Kirchheim unter Teck und erstreckt sich im oberen Teil vom kleinen Ort Gutenberg aus über Lenningen und Owen bis zur Kirchheimer Talebene. Der Reisebegleiter hält die Idee einer Bergreise für „abgeschmackt" (D, 53), schließlich lohne sie sich erst zur Zeit der Kirschblüte, für die das Tal berühmt ist.[135] Während der Erzähler zunächst den Breitenstein besteigt, bleibt der Vetter, vermutlich Johannes Kurtz (1811–1889),[136] mit dem Fuhrwerk zurück, um an einem Gemälde in einer Dorfkirche „antiquarische Betrachtungen" (D, 54) anzustellen. Während also der Erzähler in die freie Natur zieht, widmet er sich dem Altertum und den frühen Kulturzeugnissen. Auf einem „kühnen Felsenzacken frei über den Abgrund reitend" (D, 55) sieht der Erzähler seine bekannten Berge, sogar die heimatliche Achalm. Auch Gustav Schwab erzählt von einem „großen Felsenkiefer"[137] mit sechs oder sieben Zähnen, auf die man ohne Gefahr stehen könne, auch wenn es aussieht, als falle man leicht in den Abgrund. Von dort aus eröffnet sich auch ihm das in *Die Liebe der Berge* nachempfundene Panorama der Teck, des Raubers, des Neuffens und der Achalm. Hermann Kurz bettet, wie weitere Hinweise in seiner Erzählung verdeutlichen, seine Handlung in Schwabs Reiseroute des siebenten Tags „Reise ins Neidlinger Thal" ein.[138]

Auf dem Plateau des Breitenstein wird der Zusammenhang von Literatur und Naturerfahrung illustriert. Ganz in der Nähe lebte nämlich wenige Jahre zuvor Eduard Mörike, dessen Werke ebenfalls von der schroffen Felsenwelt und den frischen Gefilden geprägt worden seien:

> Ich verweilte lange bei diesem Anblick: ich meinte ein stilles Gespräch zu belauschen, das sie unter dem bläulich trüben Himmel mit einander führten. – Und nun drangen Töne aus der Menschenwelt zu meinem Geist: hier in dieser Gebirgseinsamkeit, in diesem öden Dörfchen, einen Büchsenschuß hinter dem Anhang des Breitensteins, hat noch vor kurzer Zeit unser Eduard gehaust, hier hat er den Nolten gedichtet [...]. (D, 55)

Doch der Erzähler verlässt nicht den Bergkamm, um durch das Dorf Ochsenwang zu wandern. Stattdessen folgt er „sinnend und phantasirend" (D, 56), gewisser-

135 Vgl. Schwab 1960, S. 141ff.
136 Vgl. Kurz 1999, S. 132: Johannes Kurtz war Hauslehrer bei Friedrich Schillers Enkel sowie beim Grafen Zeppelin.
137 Schwab 1960, S. 163.
138 Vgl. Schwab 1960, S. 162–177.

maßen literarisch gestimmt und inspiriert, dem Grat weiter zum Heimenstein und von dort zum Reissenstein. Nach diesem Kraftmarsch legt er sich erschöpft „am Fuß eines Thurmes zu träumerischer Ruhe auf den Schutt“ (D, 56), dabei dient ihm ein Felsstück als Kopfkissen. Wenn dem Erzähler nun der Riese Heim erscheint, der hier gelebt haben soll, so ist diese phantastische Begegnung bereits psychologisch und narrativ vorbereitet worden, und es bleibt offen, ob es sich um einen Traum handelt. Die Gebirgswelt hatte er bereits als lebendig wahrgenommen und der Blick auf den hoch aufragenden Turm kurz vor dem Einschlafen mag die phantasmagorische Erscheinung des Riesen motiviert haben. Schließlich schreibt auch Schwab, die Ruine stehe selbst „wie ein uralter Riese“[139] da. Überrascht fährt der Erzähler auf und zitiert die von Schwab popularisierte Sage *Der Bau des Reissensteins* an:

> Herr Gott, aus der langen Nacht
> Ist der Riese Heim erwacht! (D, 57)

Und auch der Riese antwortet in Versen, die an Schwabs Ballade erinnern. Während Schwab den Riesen die Menschen als „Zwerglein“[140] ansprechen lässt, deklamiert der Riese bei Kurz:

> Merk’ auf, du kurzer Menschensohn,
> Ich will dir was erzählen! (D, 57)

Anders als Wilhelm Hauff, der im 14. Kapitel seines Romans *Lichtenstein* die Sage vom Riesen Heim mit einigen Veränderungen nach Schwabs *Neckarseite* erzählte, setzte sie Hermann Kurz voraus.[141] Er parodiert sie geradezu, denn als sich der Riese niedersetzt, brechen ein paar Trümmer zusammen: „Für das verfluchte Gemäuer hab’ ich auch zu viel Baulohn gezahlt […].“ (D, 59) Der Riese berichtet schließlich, was es für eine Bewandtnis mit der merkwürdigen Formation der Achalm, des Neuffen, der Teck und des Raubers auf sich habe und erzählt eine „antediluvianische Geschichte“, wie es im Untertitel der Erzählung heißt.

---

139 Schwab 1960, S. 172.

140 Vgl. Schwab 1960, S. 172.

141 Als der Riese nach langer Zeit im Heimenstein erwachte, schaute er aus seinem Felsenloch und beschloss, sich von den Menschen ein Haus auf dem gegenüberliegenden Reissenstein bauen zu lassen. Am höchsten Fenster aber fehlte ein Nagel. Da der Schlossermeister zu ängstlich war, nahm der Riese den Knecht und hob ihn hinauf, damit er den letzten Nagel in den Stein schlage. Nachdem ihm das gelungen war, zahlte der Riese den Handwerkern ihren Lohn. Der Schlossergeselle aber durfte sich bei ihm sein Haus bauen. Bei Wilhelm Hauff wurde der Geselle noch mit der Meisterstochter belohnt.

Damit wird ein Mythos der Schwäbischen Alb entworfen, der zurückreicht bis in die Zeit, als es noch keine Menschen gab und entsprechend nichts überliefert wurde: Der Riese war noch ein „kleiner Kerl" (D, 58), die Berge noch lebendige Wesen. Die Achalm und der Neuffen liebten einander, so dass die ganze Alb ihre Freude an dem Paar hatte. Allein die Teck war unglücklich darüber, da sie selbst den Neuffen heimlich liebte. Dies wiederum sah der Rauber nicht gern, da er für die Teck schwärmte. Als es einen Krieg zwischen den Rheinbergen und den Vogesen gab, zog der Neuffen aus, nicht ohne zuvor der Achalm eine goldene Kette zu schenken. Um sich bei der Teck beliebt zu machen, stahl der Rauber sie ihr vom Hals. Als der Neuffen nachhause kam, sah er den Rauber mit der goldenen Kette herumstolzieren. Er dachte, die Achalm sei ihm untreu geworden und verstieß sie. Als die Geliebte die Kette am Rauber sah, wusste sie zwar, was vorgefallen war, doch war sie zu stolz, um die Geschichte richtig zu stellen. Dann wollte sich der Staufen einmischen, um zu schlichten, doch niemand hörte auf ihn. Die Teck sah schließlich, was der Rauber angerichtet hatte, nahm ihm die Kette weg und warf sie der Achalm zu. Sie trat dieselbe aber zornig in den Boden und fing an zu weinen. Alle anderen Berge fielen mit ein, so dass eine große Flut entstand. Als das Wasser zurückging, lagen und standen alle Berge leblos da, wie sie heute noch zu sehen sind: Der Neuffen ist stolz in sich zusammengesunken, ihm wendet sich die Achalm zu, die Teck liegt auf ihrem Rücken und schaut den beiden zu, der Rauber lugt mit schlechtem Gewissen nur von hinten hervor und der Hohenstaufen steht entfernt von allen, da er sich damals weggestohlen hatte.

Hermann Kurz entwarf mit dieser ‚vorsintflutlichen' Geschichte keine groteske Liebesgeschichte der Albberge, sondern einen Mythos, der sich an der zeitgenössischen Mythenforschung orientierte und sie zur produktiv-literarischen Arbeit nutzte. Er überlieferte dabei sowohl historisches als auch naturgeschichtliches Wissen in einem allegorischen Bildkomplex. Bereits der Schriftsteller Georg Schwarz (1902–1991) wies auf die zentrale Rolle der Mythen- und Sagenforschung von Ludwig Uhland für das Werk von Hermann Kurz hin: „Seine Absicht die Geschichte zum *Mythus* zu erheben, und umgekehrt den *Mythus* in der Geschichte einzuwurzeln, entspringt demselben Trieb, von dem der Schwabe Ludwig *Uhland* beseelt ist […]."[142] Uhlands erster Band seiner *Sagenforschungen* (1836) nahm Hermann Kurz begeistert auf und rezipierte ihn noch in seiner Einleitung zur zweiten Auflage des *Tristan* von 1847. Wie Kurz Gustav Schwabs Reiseführer ausdrücklich für seine Erzählung nutzte, wollte er auch Uhlands Ansichten zur nordischen Mythologie poetologisch funktionalisieren:

142 Schwarz 1946, S. 112.

> Der Gebrauch der Sinnbilder erscheint als ein bewußter und ist eben deßhalb ein freierer; derselbe Gegenstand kann in verschiedenen Beziehungen auch unter verschiedenen Namen und Bildern aufgeführt seyn, es können sich Mythengruppen bilden, die unter sich wenig oder äusserlich gar nicht zusammenhängen, es kann selbst Widerspruch zwischen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darstellungen des nämlichen Mythus stattfinden. Ob man geneigt sey oder nicht, ein solches Bewußtseyn der Mythenbildung im nordischen Alterthum anzuerkennen, die Thatsache liegt in den Mythen selbst. Diese Mythik ist darum doch nicht in trockenen Abstraktionen erstarrt, denn da für Gegenstände der religiösen Weltbetrachtung noch keine andere Weise des Ausdrucks, ja des Denkens selbst, gefunden war, als eben die bildliche, so steht der Gedanke doch niemals ausgeschieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menschlichen Erscheinung entnommenen Gebilden seine eigene schrankenlosere Bewegung mit, und so erhält das Natürliche, indem es theils seinen gewohnten, theils fremden und höheren Gesetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefsinns und der sicheren Kühnheit.[143]

Zwei Jahre vor Entstehung der Erzählung *Die Liebe der Berge* hatte Hermann Kurz, wie oben gezeigt, in seinem Faust-Aufsatz (1837) einen mythologischen Theorieansatz nach Jacob Grimm und Achim von Arnim entworfen. Im Mythos oder in der ‚Volkspoesie' sah Kurz eine „wahrhaftige Lüge", die Geschichte sei in „schöpferischer Willkür" zu einem lebendigen Bild des „Volkslebens und seiner Offenbarungen"[144] geformt worden. Der zentrale Gesichtspunkt in Uhlands Theorie zur nordischen Sagenwelt ist die Annahme, dass Sinnbilder, die für abstrakte Sachverhalte und Grunderfahrungen der Menschen stehen, ganz bewusst gewählt seien. Darin gleichen sich also Mythos und Poesie.

Hermann Kurz fingiert in diesem Sinn einen Mythos der Schwäbischen Alb, der seinem Erzähler wie einem Propheten auf dem Berg im Traum mitgeteilt wird. Die genauere Betrachtung zeigt, dass tatsächlich eine gewisse Geschichtserfahrung in der phantastischen Erzählung der Albberge dargelegt wird, womit Kurz dem Mythos selbst einen Wahrheitsanspruch zusprechen will. Ausdrücklich nennt Hermann Kurz ein motivisches Vorbild (vgl. D 74): Im sechsten Buch der *Metamorphosen* von Ovid, erscheint auf dem allegorischen Leintuch der Arachne das Motiv der in Berge verwandelten Menschen: „Die Thrakerin Rhodope erscheint in der ersten Ecke mit Haimos – beide sind jetzt kalte Gebirge und waren doch einst sterbliche Wesen, die sich die Namen der höchsten Götter anmaßten."[145] Aber auch Reminiszenzen zu Arbeiten seines Lehrers Christan Ferdinand Baur sind zu finden. Es wird wohl kein Zufall sein, dass dieser seinen

143 Uhland 1836, S. 12.
144 Kurz 1837c, S. 49.
145 Zitiert nach: Ovid 2004, S. 269ff.

Begriff des Mythos als „bildliche Darstellung einer Idee durch eine Handlung“[146] gerade an der Gestalt des Arganthonios, König von Tartessos (um 500 zerstört), illustrierte. Laut Herodot habe dieser den Phokaiern ihre mächtige Verteidigungsanlage geschenkt.[147] Baur erkannte aber in Arganthonios das gleichnamige Gebirge, von dem die Konturen dieser Sagengestalt abgeleitet worden seien: Aus dem schneebedeckten Gipfel wurde weißes Haar und das wertvolle Bergwerk in seinem Innern wurde als Geschenk eines gütigen Königs gedeutet: „So sehen wir aus einer einfachen durch Personifikation mythisch gewendeten Thatsache eine Reihe von Handlungen hervorgehen, bei welchen wir die Entstehung des Mythus selbst erblicken können.“[148]

Von einer Zeit, in der das Albvorland noch von Riesen bewohnt war, berichteten Hermann Kurz nicht allein die alten reichsstädtischen Chroniken,[149] sondern noch die historischen Darstellungen und württembergischen Landesbeschreibungen seiner Gegenwart. Auf dem Reutlinger Hausberg, der Achalm, sollen Halbriesen gewohnt haben, die weithin bekannt waren.[150] So berichtete etwa Memminger in seiner Beschreibung der Stadt Reutlingen:

> Das Urgeschlecht der Grafen von Achalm schreibt sich aus Frankreich her, wo ihre Ureltern, Großhofmeister waren. Die ältesten Nachrichten von ersteren findet man im Jahr 603, wo die Grafen von Achalm, als Halbriesen bekannt und im ganzen Schwaben gefürchtet waren.[151]

Die Entstehung der Berge Achalm und Neuffen wird zwar anthropomorphisiert dargestellt, doch zeigt die Darstellung ein Wissen um grundlegende geomorphologische Prozesse. Wenn es heißt, das junge Paar sei „erst ganz frisch aus der Erde gewachsen“ (D, 59), bezieht sich dies sinnbildlich auf einen vulkanischen Ursprung der Berge. Aufgrund seines Schlots wurde der Neuffen eindeutig als Vulkan identifiziert, über die Entstehung der Achalm aber war man sich noch Mitte des 19. Jahrhunderts nicht einig. Ihre Kegelform legt zwar nahe, dass sie wie ihr Nachbar, der Georgenberg, ein Vulkan ist, sie stellt aber einen Zeugenberg der Schwäbischen Alb dar. Christoph Friedrich Gayler schrieb noch 1840 in seinen *Historischen Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm*:

146 Baur 1824–1825 I, S. 28.
147 Vgl. Herodot I, 165.
148 Baur 1824–1825 I, S. 30.
149 Vgl. Fizion 1862, S. 116f. Zu Fizions Quelle Jakob Frischlin vgl. Krauß 1971, S. 175ff.
150 Zur Achalm vgl. Betz-Wischnath 2008.
151 Memminger 1805, S. 29.

> Der Berg, auf welchem wir stehen, hat das äußere Aussehen eines vulkanischen. Zwar haben wir an ihm selber keine weiteren Merkmale; wenn wir aber seine nahen und nächsten Umgebungen betrachten, so wird die Vermuthung nicht schlechterdings abzuweisen seyn, daß wir in seinem Innern Beweise finden würden. [...] Fragen möchte ich hiebei, ob nicht vielleicht die Volkssage, daß um die ganze Achalm im Grunde des Bodens eine goldene Kette sich schlinge, eben daraus entstanden sey, daß, in den Tagen der Celten noch, ein Ausbruch Statt gefunden, oder wohl gar ein Lavastrom um ihren Fuß sich gelegt hatte? Und gründete sich darauf der Wahn, Gold darin zu finden, der sich in einem Bergwerk weiter verirrte, denn es war in diesem Kalkgebirge nichts Goldhaltiges zu erwarten? [152]

Gayler verweist den Leser auf die „Volkssage" in Schwabs *Neckarseite* und glaubt die „goldene Kette" mit ihrem vulkanischen Aktivitäten erklären zu können. Auch die belebte Achalm bei Hermann Kurz stampft die Kette gewissermaßen während eines Wutausbruchs in den Boden. Längst war zu Zeiten von Hermann Kurz aber bekannt, dass sich kein Gold in der Achalm befindet. Am 8. August 1716 wurde an eben dieser Stelle ein Bergwerk erbaut, das im ‚Volksmund' „Goldloch" genannt wird. Um 1720 stießen die Bergleute dort nicht auf Edelmetall, sondern auf Gas. Einige Wochen lang machten sich die Knappen den Spaß, ihre Pfeifen an der durch Grubenleuchten entzündeten Flamme anzuzünden und zeigten sie gegen ein Trinkgeld auch Besuchern. Als der Gaszustrom aber stärker wurde, kam es zur Katastrophe, so dass die Grube geschlossen wurde.[153] Ebenso wie die Entstehung der Schwäbischen Alb werden Erosionsprozesse sinnbildlich dargestellt. Der Neuffen sei früher ein „schlanker hochgewachsener Gesell" gewesen, zwischenzeitlich aber wie alle anderen Berge auch „etwas heruntergekommen" (D, 59). Hermann Kurz inszeniert demnach ein mythologisches Wissen um Verwitterungs- und Abtragserscheinungen. Auch der Umstand, dass der Rauber „sein Herz an die Teck gehängt" (D, 59) hat, ist naturgeschichtlich motiviert, denn die beiden Zeugenberge sind durch einen sogenannten Sattel verbunden.

In der Liebesgeschichte der schwäbischen Berge finden sich ebenso kulturgeschichtliche Anspielungen. Die Verbindung zwischen Achalm und Neuffen wird insofern historisch motiviert, als die Achalm im späten 12. Jahrhundert an die Herren von Neuffen fiel, nachdem die Linie der Achalmgrafen ausgestorben war. Der Krieg zwischen den Rheinbergen, etwa dem Schwarzwald, und den Vogesen, ist eine Allegorie auf die deutsch-französische Geschichte und die Kämpfe um das Elsass. Die unrühmliche Rolle des Raubers, der zwei Burgen (Ruine Diepoldsburg) beherbergte, leitet sich wohl von den Raubrittern ab, die dort gehaust haben sollen. Gustav Schwab spürt in der Lage der Burg sogar ihrer Nutzung

152 Gayler 1840, S. 23f.

153 Vgl. das Kapitel „Ein paar geologische Merkwürdigkeiten" in: Gayler 1840–1845 II, S. 248ff.

nach, wenn er die gewaltigen Mauern des Raubers beschreibt, „der im dichten Waldgebüsch lauernd, recht wie der gemeine Raubritter hinter dem schirmenden, edlern, hinter der offenen, stolzen Stirne der Teck sich birgt.“[154] Der Staufer, Symbol der späteren Wiege der großen deutschen Königs- und Kaiserdynastie, will in die Intrige eingreifen. Zuletzt identifiziert Hermann Kurz den gebrochenen Neuffen mit dem Meistersänger Gottfried von Neifen, bekannt aus dem *Codex Manesse* (um 1300), der später auf Burg Hohenneuffen gelebt und dort seine Liebeslieder gesungen haben soll.

Im Entwurf dieses Mythos findet sich also ein überraschend vielfältiger Informationsgehalt. Mit Bedacht wählte Hermann Kurz den Titel „antediluvianische Geschichte“ und bettete damit seine Erzählung ein in den geologischen und paläontologischen Diskurs seiner Zeit.[155] Die ‚schwäbische Sintflut‘ habe dazu geführt, dass diese einst dem Menschen ähnelnden Berge leblos, ja versteinert wurden. Für den Erzähler in *Die Liebe der Berge* sind die Albberge also Zeugen des antediluvianischen Zeitalters. Tatsächlich beschäftigte die Diskussion, ob Versteinerungen von Menschen – Anthropoliten – existieren und wie sie zu deuten seien, die Paläontologie des 19. Jahrhunderts. 1726 hatte Johann Jakob Scheuzer (1672–1733) in *Homo diluvii testis* seine These publiziert, in einem Fossil aus Öhningen das Skelett eines Menschen aus vorsintflutlicher Zeit gefunden zu haben. Erst im frühen 19. Jahrhundert wurde es von Georges Cuvier (1769–1832) eindeutig als Versteinerung eines Salamanders identifiziert.[156] Gerade die spekulativ-wissenschaftliche Theoriebildung wird auch im Erzählrahmen, der Reise des Erzählers an der Seite seines Vetters, thematisiert und dem mythologischen Phantasieren gegenübergestellt. Als Kontrast zu den Erlebnissen des Erzählers werden die archäologischen Überlegungen des Reisebegleiters eingeführt. Während Hermann Kurz die Einleitung „Reichsstädtische Historien“ und das eigentliche Märchen für gelungen erklärte, setzte ihn der „abgeschmackte Antiquitätenkram“ (BW, 168) geradezu in Verlegenheit. Der satirische Exkurs über die zeitgenössische Archäologie sei zwar, so schrieb Kurz an Mörike weiter, für sich wenig ansprechend, für die Gesamtaussage der Erzählung aber unabdingbar gewesen (vgl. BW, 168). Er wollte demnach den Zusammenhang von positivistischer Historiographie und Mythologie sowie deren Geschichtskonstruktion, wie er sie in der Einleitung seines Faust-Aufsatzes beschrieben hatte, auch in seiner

154 Schwab 1960, S. 145.

155 Über Hermann Kurz’ Erzählung und ihr Verhältnis zur (Tübinger) Geologie sprach auch Georg Braungart auf der Hermann-Kurz-Tagung 2013, allerdings ohne einen bestimmten Deutungsvorschlag.

156 Vgl. dazu Kempe 2003, S. 128ff.

Erzählung darstellen. Demnach sei die Arbeit der Historiographie, die aus „ein paar dürftigen Data“[157] nicht allein rekonstruieren möchte, wie es hätte zugehen können, sondern wie es wirklich zugegangen sei, ebenso kontingent wie der Erzählansatz der Dichtung.

Der Reisebegleiter ist offensichtlich begeistert von den Entdeckungen zur römischen Frühgeschichte Rottenburgs am Neckar. Regelmäßig veröffentlichte Ignaz von Jaumann (1778–1862) in den 1830er Jahren seine Funde und trug sie in *Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern* (1840) zusammen. Als der Erzähler vom Reissenstein zurückkehrt, findet er den Vetter über einen Stein gebeugt, auf dem einige Buchstaben eingehauen wurden. „SAML“ identifiziert dieser als Hinweis auf die „alte Hauptstadt des römischen Schwabens“ (D, 70), hier von Kurz Samulocenä geschrieben. Ein „R“ assoziiert der Gelehrte spontan mit Roscius, dem vor allem durch Cicero berühmt gewordenen Schauspieler Quintus Roscius Gallus (gest. um 62 v. Chr.). Von dessen römischer Sippe soll sich also auch der Name des Reissenstein, Rosenstein oder Roßberg ableiten. Über diesen Überlegungen bemerkt der Archäologe aber nicht, dass der rätselhafte Stein von einem nahegelegenen Haus abgebrochen ist, das von einem gewissen Samuel Kühbauch renoviert worden war. Wie der Erzähler von der Landschaft zu einem phantastischen Traum inspiriert wurde, so gehe es auch dem vermeintlichen Altertumsforscher: „Gute Seele! dacht’ ich: der Reissenstein beschäftigt ihn doch vorzüglich darum, weil er mich dort glaubt [...].“ (D, 73)

Als Beispiel für Dichtung als spekulative Wissenschaft führte Kurz die im frühen 19. Jahrhundert schillernde Figur August Raugraf von Wackerbarth (1770–1850) ein. Berühmt wurde er für seine jahrzehntelang verfolgte Forderung von über 200 Millionen Louisd’or an Sachsen-Lauenburg und Hannover. Sie wurde ihm zwar gerichtlich zugesprochen, aber nie ausgezahlt.[158] Der Sonderling, Kunstsammler und Privatgelehrte veröffentlichte kuriose Geschichtswerke, die er auf Selbstkosten teils im Prachtformat drucken ließ. Die Grundsätze seiner vor allem von etymologischen Spekulationen geleiteten Universalgeschichte wurden in der Geschichtswissenschaft von Anfang an als unwissenschaftliche „Träumereien“ angesehen.[159] Seine abwegigen Theorien machten aber durchaus als Kuriositäten von sich reden. Der Erzähler in *Die Liebe der Berge* führt ihn ironisch

157 Kurz 1837c, S. 49.

158 Vgl. Franz Schnorr von Carolsfeld: [Art.] Wackerbarth, August Graf von, in: ADB 40 (1896), S. 452f. sowie die in vielen Zeitungen und Journalen gedruckte Selbstbetrachtung *Flüchtige Schilderung des Grafen von Wackerbarth* (1820).

159 Vgl. die Anmerkungen zu Wackerbarth u.a. in: Julius Zacher: [Art.] Germanien, in: Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste LXI (1855), S. 211–388. Über die *Geschichte der grossen Teutonen* heißt es hier: „Dieses Werk ist wol das seltsamste und abenteuerlichste

als gelehrte Autorität und dessen Schriften als Beweis dafür ein, dass es tatsächlich einmal Riesen gab: „Er hat aus der Größe des gegenwärtigen Menschengeschlechts und aus andern mir unbekannten Factoren mit Sicherheit eruirt, daß zu Adams Zeiten der Mensch auf's Haar um sechs Schuh höher war als der Montblanc." (D, 75) Tatsächlich spricht Wackerbarth in seinem Buch *Die Geschichte der grossen Teutonen* (1821) davon, dass der Mensch vor 50 000 Jahren mindestens 25 bis 30 Fuß, also ungefähr acht Meter groß gewesen sei. Hermann Conring hatte in *De habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis* (1727) behauptet, der Germane sei zu Zeiten von Christi Geburt sieben Fuß groß gewesen. Da aber die gewöhnliche Größe etwa 2000 Jahre später nunmehr sechs Fuß sei, folge laut Wackerbarth daraus, dass der Mensch 20 000 Jahre zuvor doppelt so groß gewesen sei.[160]

Wackerbarths Schriften sind treffende Beispiele für eine Textsorte, die nach Horst Thomé ‚Weltanschauungsliteratur' genannt wird: Hier verbinden sich „Darlegungen wissenschaftlicher Ergebnisse mit waghalsigen Hypothesen, metaphysischen Theoriefragmenten, autobiographischen Mitteilungen, persönlichen Glaubensbekenntnissen, ethischen Handlungsweisen, zeitpolitischen Diagnosen und gesellschaftlichen Ordnungsmodellen".[161] Alle kulturellen Errungenschaften werden von dem glühenden Patrioten auf ein teutonisches Urvolk bezogen. So sei etwa auch das alte China zunächst von Teutonen besiedelt worden: Da die Siedler groß und schön waren, habe man sie vorzugsweise die „Schönen" oder die „Schünen" genannt. Da man noch in Niedersachsen von einem „schünen" oder „schinen" Mädchen spricht, folgert Wackerbarth: „Eben so rufte man damals bei ihrer Ankunft aus: o, der schünen Teutonen! o die Schinen! Daraus hat man denn in der Folge gemacht, die Schinen, oder die Schinesen, und das von ihnen bewohnte, so sehr ausgezeichnete Land Schina, oder das schöne Land."[162] Der Reisebegleiter und Archäologe in *Die Liebe der Berge* ist durchaus aufgeschlossen für Wackerbarths Theorien, dabei ähneln sich die assoziativen Erzählmuster des Mythen erfindenden Riesens und spekulativen Historikers Wackerbarth. Der Vetter beklagt allein, sein Freund habe sie nicht von Wackerbarth selbst, sondern nur davon reden hören: „Die Würde der Wissenschaft gebietet, wissenschaftliche Gegenstände keinem R.R., den man am Wirthstische getroffen hat, nachzuspre-

Product, welches jemals über irgend einen teutschen Volksstamm oder über die Teutschen überhaupt zu Tage gefördert worden ist." (S. 276.)

160 Vgl. Wackerbarth 1821, S. 9.

161 Thomé 2002, S. 338.

162 Wackerbarth 1821, S. 76.

chen.“ (D, 76) Allein die ‚Autorschaft‘ unterscheide demnach manch ein Werk der Geschichtsschreibung von der Dichtung.

In der zweiten, stilistisch und strukturell grundlegend überarbeiteten Fassung der Erzählung wurde dieser Diskurs vollständig gestrichen, dafür aber die Inszenierung einer oralen Erzähltradition weiter ausgebaut. Nach wie vor wollte Kurz eine ‚kindliche Wahrnehmung‘ zur Darstellung bringen, die nicht nur „Parabel, Symbol, Gleichnis, Bild und Wahrzeichen“ (SW IX, 172) sei. So erscheint die Erzählwelt den jungen Zuhörern als eine „körperliche Anschauung“ (SW IX, 172), als erlebte Realität. Auch in dieser Neufassung für den zweiten Band der *Erzählungen* (1860) arbeitete Hermann Kurz also Motive, poetologische Positionen und die bereits 1837 intendierte Darstellungsabsicht heraus. Das *Bergmärchen* wird nun eingebettet in eine Erinnerung an die Sonntagsausflüge mit dem alten Buchdrucker. Auf dem Roßberg bei Gönningen, wohin die Reutlinger Kinder regelmäßig mit ihm ziehen, erzählt dieser von einer Geschichte, die ihm von einem inzwischen verschollenen Schäfer vom Reissenstein mitgeteilt worden sei.

Die Berge werden zu verwitterten „Urriesen“ (SW IX, 187) erklärt und ihr Untergang in einem weitläufigen apokalyptischen Szenario dargestellt (vgl. SW IX, 192f.). Kurz erweitert das Märchen um mythologische Motive wie den „Weltbaum“ oder die „Wurzeln der Berge“. War die geschilderte Sintflut bereits in der ersten Fassung als mythologischer Gegenentwurf zur biblischen Überlieferung angelegt, so wurde der Mythos selbst nun in Anlehnung an die christlichen Evangelien als Prophezeiung gedeutet. Darin liegt die zentrale qualitative Veränderung des Binnenmärchens. Der Riese Heim kündigt an, die Erde bald verlassen zu wollen, da er keine Freude mehr an den Menschen habe. Als er nämlich, wie in der Sage geschildert, seinen Schatz als Dank für den Bau der Burg Reissenstein ausgeschüttet hatte, sei eine Gier in ihnen geweckt worden: „Seit ihr aber vollends Geldwechsler und Krämer geworden seid, die einander im Frieden unterdrücken, kann euer letzter Tag nicht mehr ferne sein.“ (SW IX, 194f.) Der unmissverständliche Verweis auf die Tempelaustreibung führt den Heim-Mythos eng mit der biblischen Überlieferung. Zu Anfang des Johannesevangeliums verjagt Jesus Christus Geldwechsler und Händler, die zum Passah-Fest mit Opfertieren und Tempelwährung handeln (Johannes 2, 15–16). Wie sie aus dem Tempel von Jerusalem vertrieben werden, sollen auch die Menschen von der Erde verschwinden, da sie einen falschen Kult pflegen: „Wenn ihr nur auch wüßtet, was das Gold und Silber wirklich ist, dem ihr so hitzig nachzujagen verdammt seid, ihr würdet das Angstding wahrhaftig nicht in die Hand nehmen.“ (SW IX, 195) Das Geheimnis der Edelmetalle kann im Sinn des Erzählrahmens ästhetisch gedeutet werden: Der Erzähler sieht zuletzt in seinem phantastischen Traum auf der Achalm die „goldene Kette, hell wie Morgenrot und flüssig wie Feuer, die Wurzel des Berges

umkreisen“. (SW IX, 201) Wer sich also ungläubig und philisterhaft nicht allein an der Schönheit des Golds erfreut, sondern es aus Gewinnsucht besitzen will und abträgt, löst den Berg aus seiner Wurzel und setzt damit den Untergang des Menschengeschlechts in Gang.

VI Poetik und Programm

1 Mörikes ‚Geheimnis von Orplid' und Uhlands Konzept der ‚Lebenspoesie': Die Studentenerzählung *Das Wirtshaus gegenüber* (1836)

In nahezu allen frühen Erzählungen berührte Hermann Kurz auch ästhetische Fragestellungen. Historische wie zeitgenössische Poetiken wurden einerseits durch intertextuelle Verweise, Reminiszenzen und Autorkommentare, andererseits durch fiktionale Diskurse innerhalb der Erzählwelt rezipiert. Aber auch ganze Literaturexkurse flocht Kurz in die Handlungen ein. In der Studenten- und Gasthauserzählung *Das Wirtshaus gegenüber* entwarf er ein Porträt des Tübinger Studentenlebens der 1830er Jahre. Zu der Hexameternovelle *Die Reise ans Meer* schrieb Kurz einen Epilog, der zunächst unter dem Titel *Poetisches Bekenntnis* erschien und nachdrücklich die poetologische Position seines Frühwerks verdeutlicht. Der *Orplid*-Mythos, den Eduard Mörike gemeinsam mit Ludwig Amandus Bauer ab 1825 entwickelte,[1] zeigt sich dabei als ein Schlüssel zur Poetik der frühen Erzählungen, wie sie auch im Vorwort der *Dichtungen* „Reichsstädtische Erzählungen" formuliert wird.

In den *Genzianen* vermerkte Kurz, die Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* sei im Juli 1836 geschrieben worden (vgl. G 239). Doch noch am 10. September des Jahres schrieb er an Rudolf Kausler und Adelbert Keller: „Am ‚Wirtshaus gegenüber' faulenze ich seit dem Juli so fort, und so viel Geist auch daran verschwendet sein mag, so macht es doch keinen runden Eindruck; es ist mit der höchsten Unbehaglichkeit geschrieben." (BF, 66) Gerade die lose Struktur des Texts wird zuletzt aber in einem Erzählerkommentar positiv gewendet. Der Erzähler habe allein die „anspruchslosen Bilder" nach Gesichtspunkten der „Wirklichkeit und des Erlebten" darstellen wollen, es sei eine „treue Schilderung des Lebens", eine „wahrhafte Schilderung wirklicher Lebenszustände" (SW XII, 88). Tatsächlich lehnte Kurz das Personal der Erzählung an seinen studentischen Freundeszirkel an. In der Figur des Cäruleus findet sich ein Selbstbildnis, auch wenn Kurz' Ansichten durchaus auch auf Ruwald und Paul übertragen werden. Er beschreibt sich als schmächtigen Jüngling mit blondem Schnurrbart (vgl. SW XII, 15).[2] Seine

1 Vgl. etwa die Textsammlung Härtling 1982 (Hg.).

2 Vgl. dazu das Lebensbild von Scherr 1881, S. 210: „Kurz war dazumal eine hochragende, hagere, schmalschulterige Gestalt, mit vorgeneigtem Kopfe etwas schlotterig einhergehend. Bleicher Gesichtsfarbe, blonden Haares und Bartes, eckigen Gebarens und zugeknöpfter Haltung, wie er war, hatte seine ganze Erscheinung für den flüchtigen Beobachter wenig Anziehendes."

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-009

Vorliebe für Schnupftabak und der notwendige Gebrauch von Taschentüchern, die seine Nase blau färbten, brachten ihm den Namen „der Blaue“ oder „das blaue Genie“ ein. Andere erzählen, er sei aufgrund seiner Röcke und der Missachtung der traditionell schwarzen Stiftlerkleidung so genannt worden.[3] Der groß gewachsene, Schiller ähnelnde Freund Rudolf Kausler wird als Ruwald in die Erzählung eingeführt, für die Tübinger Damenwelt ein „grand mauvais sujet“ (SW XII, 13), für die Freunde der „Mittelpunkt all unsers Humors“ (SW XII, 59). Als Ostjäck wird Friedrich Gottlob Fink (1813–1862) bezeichnet, der mit Hermann Kurz bereits auf die Klosterschule Maulbronn ging und später ein angesehner Übersetzer wurde. Hinter dem kurz erwähnten Freund Rubens ist Ludwig Seeger (1810–1864) zu sehen, der nach seinem Studium am Tübinger Evangelischen Stift und kurzer Vikariatszeit eine Stelle als Hofmeister in der Schweiz annahm. Er führte seinen Stiftlernamen noch später als Übersetzer und veröffentlichte unter dem Pseudonym L. S. Rubens *Bérangers Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht* (1839–1841).[4] Wenn Hermann Kurz mehrfach einen Dr. Drudenfuß, „den ordentlichen Professor der Medizin und außerordentlichen Lehrer der Mystik“ (SW XII, 25) nennt, so ist damit Carl August von Eschenmayer (1768–1852), eigentlich außerordentlicher Professor der Medizin und ordentlicher Professor der Philosophie, gemeint. Der Freund von Justinus Kerner gab von 1817 bis 1826 das *Archiv für den Thierischen Magnetismus* heraus. Hermann Kurz erlaubte sich also bereits vor Immermanns Roman *Münchhausen* (1839), worin im vierten Buch „Poltergeister in und um Weinsberg“ Eschenmayer als Eschenmichel eingeführt wurde, einen satirischen Blick auf den Tübinger Professor. Bei der Randfigur Paul, dessen Liebe zu Emilie den Rahmen der Handlung vorgibt, dachte Kurz womöglich an den von ihm verehrten, jung verstorbenen Schriftsteller Wilhelm Waiblinger, denn auch dieser war neben seinem Studium als Schreiber angestellt.

Ebenso sind die Orte der Handlung an Vorbilder des Stadtlebens angelehnt. Das ‚Wirtshaus gegenüber‘ ist das am Marktplatz gelegene Gasthaus „Lamm“ (heute: Evangelisches Gemeindehaus).[5] An der Besucherliste dieses bei Studenten beliebten Gasthauses spiegelt sich die jüngere Stadt- und Universitätsgeschichte. Hölderlin kehrte hier ebenso ein wie später Waiblinger, der am 14. Februar 1825 in seinem Tagebuch notierte: „Ungeheurer Katzenjammer – Heckmann, Zusammenlesen meiner gestrigen Person – p.c. Kaffeesuite […].“[6] Seit 1823

3 Vgl. I. Kurz 1906, S. 47.

4 Vgl. Richard Heckner: [Art.] Seeger, Ludwig, in: Killy² X, S. 723.

5 Darauf wird auch hingewiesen im *Literarischen Führer Deutschland*: Oberhauser / Kahrs 2008, S. 1208.

6 Waiblinger 1993 II, S. 1077.

war Johann Heinrich Heckmann Besitzer, sein Sohn Johann Friedrich übernahm 1829 das Haus. Eduard Mörike, der dort regelmäßig ein Zimmer bezog, schrieb eine Parodie auf Goethes *Schäfers Klagelied* unter dem Titel *Lammwirts Klagelied* (1837). Auch Gustav Schwab sammelte im „Lamm" einen Kreis von Studenten, der sich „Lammia" nannte, bis sich daraus 1813 die Verbindung „Romantika" konstituierte. Die Gegenwartliteratur war ebenso Thema in dieser Gesellschaft wie eigene Arbeiten, die kritisch besprochen wurden.[7] Bekannt ist das Gasthaus „Zum Lamm" vor allem aus dem ersten Teil der *Mitteilungen aus den Memoiren des Satan* (1825/26) von Wilhelm Hauff, worin der Protagonist an der Seite eines älteren Studenten vorfuhr:

> Die ganze Fensterreihe des Wirtshauses war mit roten und schwarzen Mützen bedeckt, es war nämlich eine gute Anzahl der Herren Studiosi hier versammelt, um die neuen Ankömmlinge, die gewöhnlich am Anfang des Semesters einzutreffen pflegen, nach gewohnter Weise zu empfangen.[8]

Da die Studenten die Ankömmlinge für „Füchse" halten, erschallt auf dem Marktplatz von Tübingen das derbe Studentenlied *Was kommt dort von der Höh!* über die schlecht bekömmliche erste Pfeife, von der ein Erstsemester für gewöhnlich brechen muss. Anders als die „Lammia", die sich vor ausschweifenden Exzessen hütete, traf sich der Kreis um Hermann Kurz im „goldenen Lamm" zum ausgedehnten Weingenuss, Pfeifenrauchen und Schnupfen. Laut *Das Wirtshaus gegenüber* nannte man sich „die schlechte Gesellschaft".

An Mörike schrieb er, seiner Erzählung sei eine einfache Idee zugrunde gelegen gewesen – „schwäbische Kultur, dieses paradoxe Simplizianum" (BW, 39). Ursprünglich wollte er mit seinen eingestreuten Texten, von denen die meisten während der Universitätszeit entstanden waren, die Erzählung ein wenig anreichern. Diese „unnützerweise eingelegte Arien" (SW XII, 89) sollten wie eine Prise Schnupftabak inmitten der eigentlichen Erzählung wirken. Doch schließlich gaben die losen Erinnerungen an die Studienzeit und ‚authentisches' Material nicht nur die Form vor, sondern wurden zum eigentlichen Kerngehalt der Erzählung. Die mitgeteilten Novellenentwürfe „Rübezahl auf der Hohen Schule" und „Labor improbus" (nach Vergil) entstanden ebenso während des Studiums in Tübingen, wie das komplett wiedergegebene Gedicht *Immer treue schwebt dein Bild*: „Er wurde weich, er erinnerte sich der schönen Zeit, da sein Herz zum erstenmal erwachte, er sagte sich jenes erste Liebeslied wieder vor,

7 Vgl. Krauß 2005 II, S. 23.
8 Hauff 1970 I, S. 383.

das er, ein fünfzehnjähriger Dichter, mit freudigem Schrecken einst im Walde gesungen hatte." (SW XII, 64) In der für den Bruder Ernst Kurz handschriftlich zusammengestellten Sammlung der *Maulbronner Gedichte* (1832) wird es überschrieben mit „Mein erstes Gedicht. An Sie" (MG, 5). Auch einzelne Motive sind wohl früher entstanden, so findet sich etwa in einem Notizbuch aus Studententagen, das Kurz auch „Taschenbuch zum ungeselligen Vergnügen, Nr. 2" nannte, der Gedichtzyklus *Die Unbekannte*, worin deutliche Anklänge an Pauls heimliche Liebe zu Emilie zu finden sind. Das gesamte Gedicht sollte wohl in eine geplante zweite Auflage der *Gedichte* aufgenommen werden:[9] Im *Wirtshaus gegenüber* liest Paul in der Bibliothek des Tübinger Museums die Enzyklopädie „Ersch und Gruber" und schlägt durch Zufall den Artikel „Angst" auf. Als aber zum ersten Walzer aufgespielt wird, eilt er in den Tanzsaal und sieht Emilie im „Rosenkleide" (SW XII, 79) von Männern umschwärmt. In den ersten Strophen des Eröffnungssonetts von *Die Unbekannte* heißt es entsprechend:

> Zum ersten Male hab' ich Dich gesehen
> Beim Ball, im leichten rosenrothen Kleide,
> Als Rosenknospe, die die Augenweide
> Mir mit dem Dorn vergalt geheimes Wehen.
>
> Ich weiß nicht, sahst Du mich zur Seite stehen?
> Du sprachst und lachtest viel, ein Kind voll Freuden,
> Als ahntest Du nichts vom stillen Neide
> Der Tänzerschaar die leer aus mußte gehen.[10]

Das Wirtshaus gegenüber wurde auch im Sinn einer autobiographischen Schilderung im Tübinger Umfeld rezipiert. Hermann Kurz brachte als Ägide und Schild an seinem Wirtshaus einen Spruch aus der *Adolescentia* (I, 118) des italienischen Humanisten Battista Mantovano (1447–1516) an, das aller Kritik vorbeugte: „Semel insanivimus omnes!" (SW XII, 89) Wir sind alle einmal närrisch gewesen! Trotzdem muss *Das Wirtshaus gegenüber* in Tübingen mit einigem Argwohn aufgenommen worden sein.

Nach einer improvisierten Apologie des Trinkens und Katzenjammers stimmt Cäruleus in der Anfangsszene der Erzählung ein selbstgedichtetes Trinklied an.[11] Es ist nicht zufällig im Versmaß und Strophenbau des bekanntesten Geselligkeits-

9 Vgl. die Notizen auf dem Mskr. des Gedichts *Diesseits und Jenseits* (1836), DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2862.

10 Vgl. das Notizbuch DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1546.

11 Vgl. zu diesem Gedicht den Brief an Rudolf Kausler, 10.7.1836 (BKa): „Ich bitte dich, mir mit umgehender Post die varias cantilenas etc., (namentlich ein Katzenjammerlied), die ich entwe-

lieds von Friedrich Schiller, der *Ode an die Freude,* verfasst. Die ersten beiden Strophen erzählen von einem „gelehrten Theologen", der herausfand, dass es sich bei dem Baum der Erkenntnis um einen „verfluchten Giftbaum" gehandelt hatte. So seien Körper und Verstand des Menschen seit dem Sündenfall vergiftet. Hermann Kurz bezog sich dabei auf eine Ansicht, die bereits in Leibniz' *Theodizee* (II, 112) diskutiert, in jüngere Zeit etwa wieder von Franz Volkmar Reinhard (1753–1812) nachdrücklich dargelegt wurde. Reinhard spricht im § 79 seiner *Vorlesungen über die Dogmatik* (1801) davon, das Gift des Baums habe im Körper der Eva „Unordnungen" veranlasst, die ursächlich für Geburtsschmerzen und die demütige Abhängigkeit vom Mann seien. Die Gesundheit des Manns sei dagegen so erschüttert worden, dass ihm die Arbeit auf dem Feld zur Mühe wurde. Schließlich führe das Gift auch zur langsamen Abnahme der Kräfte und damit zum Tod.[12] Daraus folgt für Reinhard, dass die Vergiftung der ersten Menschen „eben diese Wirkung auch bey allen denen haben mußte, die von ihnen vermittelst der Zeugung abstammen, weil es ein in der Erfahrung überall bemerkbares Naturgesetz ist, daß die Krankheiten der Zeugenden den Gezeugten sich mittheilen."[13] Diese nach den Gesetzen der Vererbungslehre und Empirik durchaus plausibel dargestellte ‚Erbkrankheit' der ersten Menschen kann laut des Katzenjammerlieds von Cäruleus mit einem bestimmten Mittel geheilt werden: „Doch an grünen Bergen gnädig / Schuf der Herr ein Gegengift" (SW XII, 30), den Wein.

> Freunde, laßt euch nicht verdrießen,
> Von der kräft'gen Arzenei
> Oft und kräftig zu genießen,
> Daß sie euch zum Heile sei.
> Bricht sie auch einmal die Kammer,
> Nun, dann ist die Stätte rein,
> Glaubt mir, und im Katzenjammer
> Zieht der neue Adam ein! (SW XII, 30)

Ruwald unterstellt Cäruleus mit Blick auf Grabbes Drama, sein Text changiere zwischen „Satire, Ironie und tieferer Bedeutung" (SW XII, 30), er zeige einen „antitheologischen Grimm und Feuereifer" (SW XII, 30), der ihn dazu verleitet habe, den ‚status depravatus' und die ‚gratia applicatrix' zu parodieren. Und tatsächlich kann in diesem Weinlied ein bissiger Kommentar gegen die Grundsäulen der christlichen Dogmatik gesehen werden. Der ‚status depravatus' oder

---

der bei dir oder bei Gottfrid zurückgelassen, zuzusenden: ich will sehen ob ich sie nicht zu einer Novelle, die ich gegenwärtig schreibe, verwenden kann."

12 Vgl. Reinhard [5]1824, S. 288f.

13 Reinhard [5]1824, S. 292.

die ‚natura corrupta ac depravata', der verdorbene Weltzustand nach dem Sündenfall, wird als Nüchternheit interpretiert, während die ‚gratia applicatrix', die heilszuwendende Gnade Gottes, allein durch Trunkenheit erreicht werden könne. Das Weingelage und der morgendliche Katzenjammer stellen demnach den Weg in den paradiesischen Urzustand, zur ‚natura elevata', der Vervollkommnung des Menschen dar. Spelz, ein pflichtbewusster Student, empört sich über das Trinklied, denn es verballhorne „gelehrte Sachen, bei denen man weiter nichts denkt und über die man sich am allerwenigsten zu erbosen braucht". (SW XII, 31) Bevor Spelz als einziger in die Vorlesung geht, statt sich im „Lamm" weiter am Wein und den musischen Sitzungen der „schlechten Gesellschaft" zu erfreuen, ruft ihm Cäruleus zu: „Philister über dir, Simson! [...] ich glaube dir gern, daß du den Witz nicht dran begreifst, du begreifst auch den Ernst nicht, denn du hast keine Gesinnung, und deshalb wirst du dereinst ein Licht der Wissenschaft werden." (SW XII, 31)

Als David Friedrich Strauß in seinem Aufsatz *Ästhetische Grillen* (1847) den Debütroman *Schillers Heimatjahre* von Hermann Kurz als einzig gelungene Künstlerbiographie der Gegenwart feierte,[14] wandte sich Friedrich Theodor Vischer mit dem Vorwurf an ihn, Kurz habe in seiner „Geniesucht" eine solche Würdigung nicht verdient. Er sei ein „substanzloser, von Eitelkeit ganz durchfressener Mensch". Vor allem aber hasse er jeden, „der mit ästhetischen Kräften begabt eine Laufbahn in der Ordnung des Philisterlebens machte". So spreche er von Vischer und den anderen schriftstellernden Akademikern „per ‚Lausbube' in den Kneipen herum".[15] In der autobiographischen Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* fand Vischer einen literarischen Beweis für seine Unterstellung. Auch an anderer Stelle verdeutlicht Kurz im Vexierbild des Cäruleus seine Haltung zur Universität und lässt Töne anklingen, die an Vischers Kritik erinnern. Ruwald gemahnt ihn, seinen „tödlichen Haß" (SW XII, 43) gegen die Universitäten aufzugeben, doch Cäruleus sieht in ihnen das ‚caput mortuum' der geistigen Elite:

14 Vgl. Strauß 1847, S. 381: „Wie im Schauspiel, so im Roman. Hat man uns nicht Shakespeare's Dichten und Trachten, nicht Lessing's Anfänge, Bürger's Lieben und Leiden, poetisch vorerzählt? Sogar Göthe's Jugendleben – in dem reizenden Zwielicht von Wahrheit und Dichtung, in das er selbst es gestellt, mit dem feinen Maße des Erzählens und Verschweigens, das er einhält, ein noli me tangere für jeden Sinnbegabten – hat man mit plumper Hand zum platten Roman auseinandergezogen. Schillers Leben nenne ich hier nicht; denn der talentvolle Dichter seiner Heimathjahre hat dem gestaltenreichen Teppich, auf welchem er die Zeit vor 60 Jahren uns ebenso treu (die allzuhelle Färbung seines Serenissimus etwa abgerechnet), als anmuthig zur Anschauung bringt, die Züge aus des Dichters Jugendleben nur episodisch, wie sich's gebühret, eingewoben."
15 Vischer an Strauß, Tübingen, 18. März 1847, zitiert nach: Rapp 1952–1953 I (Hg.), S. 187.

> Geh, sei mir stille von den Universitäten, ich will nichts davon hören, ihre Uhr hat ausgeschlagen, sie sind rotten boroughs. Wenn irgendwo noch ein Leben zu hoffen ist, so ist es in der Literatur, von welcher, glaub' ich, die Universitäten ausgegangen sind und in die sie wieder übergehen müssen. (SW XII, 43)

Darauf entwirft Kurz geradezu eine Utopie der schriftstellernden Jugend: Sie findet sich zu buchhändlerischen Unterhandlungen in der Universität zusammen, die Hörsäle sind mit Druckerpressen besetzt, „geistige Landsmannschaften" bilden sich und das Lesepublikum finanziert die Studienkosten. (Vgl. SW XII, 44)

Der ästhetische Horizont der „schlechten Gesellschaft" wird von zwei Schriftstellern beherrscht. Zum einen feiern die Studenten Eduard Mörike als neuen Olympier und lesen das erst jüngst erschienene *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten*, das Mörike und Wilhelm Zimmermann im Herbst 1836 mit eigenen Beiträgen sowie Gedichten und Novellen von Karl Mayer, Julius Krais (1807–1878), Friedrich Theodor Vischer (Pseud. A. Treuburg) und Ludwig Bauer herausgaben. Zum anderen referiert Ruwald über den mustergültigen Lyrikstil Ludwig Uhlands. Eduard Mörike war begeistert vom *Wirtshaus gegenüber* und sah in diesem Symposium, das eine Fülle an Einfällen in „demosthenischer Beredsamkeit" vorstelle, einen „romantischen Lichter-Regen" (BW, 32):

> Die ganze Novelle wirkt als ein treffliches Impromptu. Die einzelnen Teile, Reden, Skizzen, Erinnerungen sind kunstvoll, aber mit großer Natürlichkeit und dem glücklichsten Takte eingeführt. Die Vergötterung des Gemeinen hat etwas Grandioses und überwindet in der Tat hier die Welt. (BW, 35)

Die heterogene Textgestaltung erinnerte ihn an Werke von Ludwig Tieck, vor allem aber an Jean Paul. Obwohl dieser Vergleich Hermann Kurz eher befremdete, können doch – etwa in Bezug auf *Dr. Katzenbergers Badereise* – im freien Arrangement verschiedener Episoden mit loser Rahmenhandlung oder der Vorliebe für Rezensentenschelten Ähnlichkeiten gesehen werden.[16] Am 6. Juni schrieb Mörike bereits an Kurz, gerührt von den lobenden Worten auf seine Person:

> Wie freut's mich, daß Sie ein Gefallen an mir haben. Hoffentlich werden wir – da nun doch einmal eine Liebschaft zwischen uns beiden ist, die meinerseits durch Ihren Schattenriß im Buche sich schnell befestigt hat – einander immer schreiben und künftig immer mehr [...]. (BW, 25)

16 Kurz zitierte auch einen Satz aus Jean Pauls *Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz* (1808). Vgl. SW XII, 47: „Es geht mir wie dem wackeren Schmelzle, der sich in der Kirche immer gedrungen fühlte, gegen die Kanzel hinaufzurufen: ‚Herr Pfarrer, ich bin auch da!'"

In Anlehnung an Goethe schrieb Kurz den Namen seines Freundes regelmäßig mit ‚oe'. Mörike wird in *Das Wirtshaus gegenüber* das erste Mal in einem literarischen Text als Genie und Vorbild gewürdigt und sein Roman *Maler Nolten* (1832) als bedeutendster deutscher Roman seit Goethes *Wahlverwandtschaften* (1809) bezeichnet,[17] was man bereits früh wahrnahm.[18] Noch in seinem Vorwort zu Mörikes Novelle *Mozarts Reise nach Prag,* die 1871 im vierten Band des *Deutschen Novellenschatz* erschien, wiederholte Hermann Kurz seine Ansichten von 1836.[19] So könnte Heinrich Heine in seiner Polemik gegen die Feld-, Wald- und Wiesenlyrik der Schwäbischen Dichterschule, dem *Schwabenspiegel* (1839), auch Kurz' Erzählung im Sinn gehabt haben, als er über Mörike schrieb: „Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** – er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen."[20]

Im *Wirtshaus gegenüber* werden, wie es für den bacchantischen Studentenzirkel üblich war, die aktuellen Neuerscheinungen besprochen. Die gesellige Runde findet in der deutschen Literatur durchaus einige humoristische Trinklieder neueren Datums wie die *Historie von Noah* von August Kopisch (1799–1853). Darin erbittet sich Noah ein neues Getränk von Gott, da im Wasser die sündhaften Menschen und Tiere ertrunken seien. Der Herr greift in das alte Paradies und schenkt ihm einen Weinstock. Kopisch leitet von dieser Geschichte die „nützliche Lehre" ab, dass demnach Wein dem Menschen nicht schaden könne und es sich für einen guten Christen verbiete, ihn mit Wasser zu mischen.[21] Doch die

17 In der Szene *Gespräch auf dem Kirchhofe zu Cleversulzbach,* die Hermann Kurz seinem Brief vom 5. Juli 1837 beilegte, heißt es, im Jahr 2137 von einem an Friedrich Theodor Vischer erinnernden Professor über Mörike, „der Ästhetik neuste Phase / Die ich mir adoptiert, nennt ihn rechtmäßigen Erben / Goethes." (BW, 68)

18 Vgl. u.a. GW I, S. 21f.; Jakob Baechtold: [Art.] Mörike, in: ADB 22 (1885), S. 252.

19 Vgl. Kurz / Heyse 1871–1876 IV, S. 265f. [Vorwort von Hermann Kurz]: „Mörike's ganzer Werth, die Tiefe und Zartheit feiner lyrischen Empfindung, die volksthümliche Frische seines Humors, und in den Erzählungen, die beides vereinigen, die vollendete Anmuth des echt epischen Vortrags, dies Alles ist lange noch nicht nach Gebühr in weiteren Kreisen erkannt und gewürdigt worden. Theils die Stoffe, die vorwiegend der engeren Heimath des Dichters angehören, theils seine Abneigung gegen alle Effekthascherei und die Lust, sich ins Heimlichste und Persönlichste recht eigentlich zu verstecken, machen es dem größeren Publikum schwer, dieser reich begabten Natur gerecht zu werden. Wir können hier unsere Ueberzeugung, daß wir in Mörike einen Dichter von unvergänglicher Bedeutung besitzen, nur einfach aussprechen, glauben aber durch die mitgetheilte Novelle, die ihn in seiner vollen Meisterschaft zeigt, einer näheren Begründung überhoben zu sein."

20 HSA IX, S. 273.

21 Vgl. Kopisch 1836, S. 8f.

„schlechte Gesellschaft“ sucht nach Gedichten mit „Trink- und Glaubenskraft“, die den Wein „nach Art jener älteren Lieder [...] zum feierlichen Kultus erhebt“ (SW XII, 50). Dabei wäre Cäruleus auch in den eben erst erschienenen *Gedichten* (1836) von Kopisch fündig geworden. Der Landschaftsmaler und Dichter wurde 1827 durch seine Begegnung mit dem Grafen August von Platen (1796–1835) für das Griechische und das Anknüpfen an antike Vorbilder gewonnen.[22] Wenn also Kurz bei Mörike einen wahren Kultus verkörpert sieht, so ist dies in Zusammenhang mit Kopisch paradox, denn etwa das Gedicht *An Bakchos* aus einem kleinen Dithyramben-Zyklus[23] zeigt einige Ähnlichkeiten mit dem gefeierten *Bacchusfest* von Mörike,[24] das später unter dem Titel *Herbstfeier* (1837) bekannt wurde.[25]

Wenn nun Mörike mit seinem *Jahrbuch* als neuer ‚Klassiker‘ eingeführt wird, so ist dies mitunter auch einer patriotischen Parteinahme geschuldet oder dem Darstellungsziel, genuin schwäbische Kultur nachzubilden. So klingen neben Mörike und Uhland weitere Dichter aus Schwaben an. In der Schlussszene der Erzählung wird aus der Masse an möglichen Trink-, Studenten- und Wanderliedern das bekannte *Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein* mit seinem „Juvivallera“-Chor gewählt. Die Studenten ziehen also aus Tübingen mit Justinus Kerners *Wanderlied* aus, das er im Mai 1809 auf seiner Reise zu seinem Bruder nach Hamburg in Gundelsheim dichtete.[26] Mörike und Zimmermann sprachen ausdrücklich davon, dass ihr Projekt als ein Forum zeitgenössische Literatur Schwabens zu verstehen sei: „Alle Dichter Schwabens sind zur Theilnahme hiemit eingeladen, und wir wünschen, daß keiner durch PrivatRücksicht [sic] von der Mitwirkung an diesem Unternehmen sich abhalten lasse, das ein allgemeines, vaterländisches ist.“[27] Hermann Kurz zitiert in seiner Erzählung allein die ersten beiden Verse des *Bacchusfests*:

> Hier im traubenschwersten Tale
> Stellt ein Fest des Bacchus an. (SW XII, 50)

So bewundert etwa auch Friedrich Theodor Vischer in seiner Rezension für die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* (1839, Nr. 14–17), wie Mörike „von dem Jubel einer schwäbischen Weinlese begeistert [...] den Gott des Weins und seinen

22 Vgl. Markus Zenker: [Art.] Kopisch, August, in: Killy² VI, S. 641.
23 Vgl. Kopisch 1836, S. 271ff.
24 Zum Vergleich der beiden Autoren: Fantoni 2009, S. 140ff.
25 Vgl. dazu die Einzelinterpretation von Bittrich 1978.
26 Nach: Niethammer 1877, S. 37ff. Die Melodie ist wohl eine ältere Volksweise, das Lied bereits 1826 belegt. Vgl. Böhme 1895, S. 380.
27 HKA VII, S. 201.

bacchantischen Dienst zu einem neuen, aber im Geiste der Innigkeit und modernen Humanität verklärten Leben aus dem Todesschlummer erweckt."[28] Was die „schlechte Gesellschaft" so berührt, ist die Verklärung der eigenen Erlebniswelt. Die Antike-Rezeption kündigte sich bereits mit Mörikes Sonetten, vor allem mit dem Gedicht *Antike Poesie* (1828), programmatisch an.[29] Im *Bacchusfest* aber zeigen sich, wie Vischer schreibt, „die Einflüsse des plastischen Geists der Alten".[30] Unter die Männer, Frauen, Greise und Kinder mischen sich die allegorischen Gottheiten des Olymp, so dass nicht allein die Ernte der schwäbischen Traube gefeiert wird, sondern der Rausch selbst, verkörpert in der Gestalt des Bacchus. An Mörikes Lyrik bewundern die durchaus von der politischen Gegenwart entzündeten Studenten vor allem die Zeit- und Tendenzlosigkeit. Ruwald, der „in Zukunft blindlings nach allem greifen" will, was Mörike schreibt, sagt nach der Lektüre des *Bacchusfest:* „Das [...] ist nun einmal wieder die reine Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein [...]." (SW XII, 50) Hermann Kurz verfolgte nicht nur die politischen Strömungen der Gegenwart, feierte in Tübingen das Hambacher Fest und engagierte sich in der bürgerlichen Bewegung der Liederkränze, er las auch die ‚Tendenzliteratur' des Jungen Deutschland. Doch Mörikes Lyrik ist bedeutend für ihn, da sie ‚anmutig' sei, ihr Darstellungskalkül liege im Schönen selbst und in der sprachlichen Aneignung der Welt: So sagt Ruwald, alles werde zu Gold veredelt, was in Mörikes Hände gerate (vgl. SW XII, 50).

Damit antizipierte Hermann Kurz ein Mörike-Bild, das mit Erscheinen der *Gedichte* (1838) weit verbreitet wurde. So schrieb etwa David Friedrich Strauß in seinem Aufsatz *Ludwig Bauer,* der zunächst in den *Jahrbüchern der Gegenwart* erschien, man habe immer gewusst, fast ohne ein Gedicht von Mörike gelesen zu haben, dass er ein Dichter sei:

> Ja, Mörike ist für uns alle, die sein Wesen unmittelbar oder mittelbar berührt hat, das Modell dessen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken. Und wir waren an kein schlechtes Modell gerathen, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leiben und leben mit Einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter, und nur Dichter.[31]

28 Zitiert nach: Vischer 1844 II, S. 278.

29 Vgl. zum Themenkomplex: Müller 2004; Fliegner 1991, S. 37ff.; W. Braungart 2002.

30 Vischer 1844 II, S. 277.

31 Zitiert nach: Strauß 1862, S. 250f. Vgl. dazu Pott 2004, S. 139ff.

Darauf lässt Strauß aber eine Kritik folgen, die von Heinrich Heine bis Georg Lukács, der Mörike als „borniert romantischen Elegiker der zerstörten Idylle des vorkapitalistischen Deutschland“[32] interpretierte, immer wieder laut wurde. Demnach sei Mörike vor der Welt in „träumerisch murmelnde Brunnenstuben und künstlich verfinsterte Gartenhäuser“[33], wo er Shakespeare las, geflüchtet, während ein Dichter wie Schiller sich der Geschichte zugewandt und damit der Freiheit des Menschen gedient habe. Im *Epilog zur „Reise ans Meer“* (1839) wird sich Hermann Kurz diesem Vorwurf der ästhetischen Weltflucht stellen und damit nicht nur eine Apologie Mörikes liefern, sondern ein eigenes poetologisches Programm formulieren – in Hexametern.

Am 20. Mai 1837 sandte Hermann Kurz einen ersten Brief an Eduard Mörike. Ihm war die Arbeit angetragen worden, das Opernlibretto *Die Regenbrüder* des erkrankten Autors fertigzustellen. Es wurde von Franz Lachner (1803–1890) vertont und am Stuttgarter Hoftheater uraufgeführt (20. Mai 1839).[34] Eigentlich sollte Mörikes Studienkollege und Orplid-Autor Ludwig Amandus Bauer die Arbeit übernehmen, um das Stück bald dem Intendanten Karl Leutrum von Ertingen (1782–1842) vorzulegen, doch hatte dieser wohl keine Zeit dazu. Hermann Kurz schrieb zwar einen Schluss und schaltete eine Szene zu Anfang ein, doch gab er in seinem Brief an Mörike in einer Art Captatio benevolentiae der Hoffnung Ausdruck, Mörike werde nach seiner Genesung die entsprechenden Szenen nochmals erarbeiten. Mörike aber übernahm die Szenen und antwortete am 26. Mai 1837 mit den begeisterten Versen an Hermann Kurz, die später überarbeitet in seine *Gedichte* (1838) unter dem Titel *An H.K.* aufgenommen wurden:

> Rede Du frei mit mir! von Dir kann jeglicher Tadel,
> Jedes Lob mich erfreu’n; denn, wahrlich, Dir hat die Muse
> Heiter Lippen und Stirn und beide glänzende Augen
> Mit unsprödem Kusse geweiht; so küsse mich wieder. (BW, 20)

Das Opernlibretto kam 1839 in den Druck. Im Vorwort zu *Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen*, wo auch *Der Schatz*, *Der letzte König von Orplid* und die Novelle *Lucie Gelmeroth* erschien, vermerkte Mörike: „Die Ausführung der lezten Scenen dankt der Verfasser, den Krankheit abhielt, während der Componist auf Vollendung drang, der glücklichen Hand seines Freundes H. Kurtz.“[35]

32 Lukács 1964, S. 319.
33 Strauß 1862, S. 253.
34 Vgl. zuletzt: Zegowitz 2009.
35 Mörike 1839, S. II.

Im ersten Brief, der die Freundschaft zwischen Kurz und Mörike begründete, gestand Kurz, er sei nach der Lektüre des *Maler Nolten* nach Ochsenwang zur Kirchweihe gepilgert, also am 21. Oktober 1832,[36] und habe in Begleitung mehrerer junger Damen die Kinderlehre besucht, worauf Mörike sein Gesicht in „verdrießliche Falten über die ungebetenen Gäste gezogen" (BW, 17) habe. Er habe sich aber nicht bei ihm melden wollen, bevor seine *Genzianen* (1837) mit den Mörike betreffenden Szenen in *Das Wirtshaus gegenüber* gedruckt gewesen seien, da er seine „rein literarische Huldigung" nicht als „persönliche Koterie" (BW, 18) gedeutet sehen wollte. Seinem Brief legte Kurz sowohl die *Gedichte* als auch die *Genzianen* bei, nicht ohne darauf hinzuweisen, „daß sich eine kleine Kirche von Stillen im Lande in den gleichen Gesinnungen herangebildet hat." (BW, 17) Auch die „schlechte Gesellschaft" im *Wirtshaus gegenüber* wird als „Zusammenkunft von wenigen Getreuen" (SW XII, 52) gedeutet. Ruwald bemerkt, dass in Württemberg noch niemand etwas von Mörike wisse und nennt als Ursache dafür, die von Strauß und anderen kritisierte Tendenzlosigkeit seiner Poesie und das Fehlen eines Skandals auf der Bühne des Literaturbetriebs. Cäruleus sieht gar das alte Sprichwort bestätigt, der Prophet gelte nichts im eigenen Land: „‚Bewahre,' rief Cäruleus unmutig; ‚die müssen ihre einheimischen Produkte erst vom Ausland plombiert zurückerhalten, ehe sie daran glauben können. O, dieses Land ist das Nazareth von Deutschland! Es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn.'" Allein ein früher Tod, das „nekrologische Tier" (SW XII, 52), wie Goethe in seinen *Xenien* schrieb, könne ihm zur Anerkennung verhelfen. Eine „Kirche von Stillen" scharte Hermann Kurz tatsächlich um sich und rief sie zusammen, als Mörike ihm seine Gedichte vor Drucklegung übersandte. An Gustav Schwab schrieb Kurz am 12. Juni 1837:

> Ich habe nun Moerike's Gedichte wieder in Händen und mache es ganz von Ihrem Willen abhängig, ob die Vorlesung, welcher Sie gütigst anzuwohnen versprochen haben, am Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag Statt finden soll.
>
> Da sich weder in einem öffentlichen Garten noch sonst irgendwo ein geschlossener Kreis wird zusammenfinden können, so würde ich mir's zu großer Ehre schätzen, wenn ich mir erlauben dürfte, Sie und die Herren Bauer, Kausler und Gförer an einem von Ihnen zu bestimmenden Tage auf ein Glas Bier zu mir zu bitten.[37]

Ebenso bemühte sich Kurz, Mörike über die Grenzen Württembergs und Süddeutschlands hinaus bekannt zu machen.

---

36 Vgl. Scheuffelen / Zeller 1983, S. 28.

37 Hermann Kurz an Gustav Schwab, 12.6.1837, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 15746.

Einige Zeit galt als Schlüsselfigur zu diesem Unternehmen Ludwig Tieck, doch eine Einladung zu einem Treffen mit ihm im Haus von Justinus Kerner schlug Mörike mit dem Hinweis aus, Tieck könne ja auch zu ihm kommen. Hermann Kurz setzte sich bei Kerner für das Treffen ein und schrieb wegen Mörike auch nach München an Gräfin Fernanda von Pappenheim, der Cousine von Emma von Suckow. Der Brief an Kerner vom 27. Mai 1841 gibt aber nicht nur Auskunft über Kurz' Einsatz für Mörike, sondern auch über die Selbstwahrnehmung ‚schwäbischer Autoren':

> Moerike muß, das wissen Sie, in eine bessere und namentlich in eine andere Lage gebracht werden, und Ihre Nachricht, dass Tieck zu Ihnen kommen würde, hat mich gleich beym ersten Lesen auf den Gedanken an Berlin gebracht. Hier, glaube ich, lässt sich mit einem kräftigen Ruck etwas thun, und ich glaube auch, dass der Augenblick dazu da ist. Ich habe deßhalb an Fernanda geschrieben und gestern Antwort erhalten, wovon der Hauptinhalt ist: „Das Eine aber muß ich leider sagen, Moerike ist im Norden so wenig, so gar nicht gekannt, daß es einer Autorität wie Tieck's bedürfen wird, um hier etwas zu wirken. Können Sie mir später sagen was dieser hofft und wie er es einzukleiden denkt, kann dann ein Wort zu rechter Zeit gesprochen und am rechten Ort meinerseits helfen und fördern, so zählen Sie auf mich etc."
>
> Daß ich nicht an ein Almosen gedacht, sondern daß M. in eine Stellung gehöre, wo die Atmosphäre von Bildung, die er um sich verbreitet, wirken könne, das hab ich ihr ausführlich geschrieben.
>
> Die Sache hat nur einen Haken: in Preußen begreift man nicht recht, wie ein Pfarrer dazu kommen kann, so weltliche Sachen zu schreiben, weil sie dort eher aus Neigung in den Klerus treten, während es bey uns doch sehr häufig nur eine Folge unserer Verfassung, der Stiftungen etc. ist, was auch eine größere Indulgenz in der öffentlichen Meinung nach sich zieht: und da passt nun der ironische alte Herr vortrefflich dazu, ihn zu entschuldigen und wo möglich in eine andere Stellung zu bringen, wenn Sie ihm nur ein klein wenig auseinandersetzen, dass bey uns fast die Hälfte auf die Kanzel kommt, weil es keinen anderen Weg gegeben hat. Doch ich glaube, er hat auch schon mit Stiftlern verkehrt.[38]

Vor allem die dramatische Phantasmagorie, *Der letzte König von Orplid,* wird von den Jünglingen im *Wirtshaus gegenüber* gefeiert, die sich „in der begeisterten Bewunderung dieses Dichters" (SW XII, 50) vereinigten. Die an Shakespeares Personal erinnernden Figuren des Wispels und Buchdruckers erscheinen Ruwald als Archetypen deutschen Charakters. Sie seien der Beweis dafür, dass die deutsche Literatur ihre komischen Figuren nicht aus England importieren müsse:

> Wem sind nicht schon solche windige Friseurs, solche großartig flegelhafte Lumpen vorgekommen? Dabei aber hat er ihnen einen phantastischen Überflug zu geben gewußt, so

38 Hermann Kurz an Justinus Kerner, 27.5.1841, DLA Marbach, A: Kerner, Justinus 33643.

> daß man sie nicht etwa von heute und gestern her, sondern nur wie aus frühester Jugend zu kennen glaubt. (SW XII, 51)

Im Vorwort zum Kapitel „Reichsstädtische Geschichten" der *Dichtungen* (1839) wird Hermann Kurz von einem „phantasmagorischen Gewebe" (D 40) sprechen, das die Welt während der „träumerischen Knabenzeit" überzogen habe. Wenn die Lektüre von *Der letzte König von Orplid* ihn in seine früheste Jugend zurückführt, so wird deutlich, dass Kurz' Ästhetik der kindlichen Wahrnehmung letztlich auf Mörikes Orplid-Mythos beruht. Nach Kurz finde man das Land Orplid nicht im Sinne der Imaginationspoetik der Romantiker im ‚Inneren' des Autors, sondern in seinem ‚inneren Kind'.

Im März 1837 rezensierte Hermann Kurz für den *Spiegel* das bei Hallberger in Stuttgart erschienene „Charaktergemählde" *Alexander der Große* (1836) von Ludwig Amandus Bauer. Er ging mit seinem Freund hart ins Gericht, auch wenn er zuletzt schrieb, seit Heinrich von Kleist könne man kaum einen Dichter, allenfalls noch Immermann, an Bauers Seite stellen.[39] Wie bereits in der Rezension von Bülows *Simplicissimus*-Ausgabe thematisierte Hermann Kurz auch in seiner Besprechung der *Alexander*-Trilogie allgemeine literarästhetische Sachverhalte. Zu Anfang zeigt sich, dass er die Entwicklung des Orplid-Mythos aufmerksam verfolgte.

> Sein erstes und, wie es scheint, nicht sehr bekannt gewordenes Schauspiel war der „heimliche Maluff", ein Drama, das mit manchen ächt Shakespeare'schen Schlaglichtern einen Stoff aus einem rein erfundenen Sagenkreise behandelt, welcher die Verfassung, Religion und Geschichte einer angeblich im atlantischen Ozean gelegenen Insel Orplid in sich befaßt. Die mythische Geschichte dieses imaginären Staates hatte er, wie man aus der Vorrede zum Maluff ersieht, mit Eduard Moerike gemeinschaftlich ersonnen, welcher ausgezeichnete Dichter geraume Zeit später im Mahler Nolten mit einer in demselben Gebiete spielenden Phantasmagorie hervorgetreten ist. Dieses kleine, der Novelle eingewobene Drama, „der letzte König von Orplid", behandelt nun allerdings einen so ganz der Phantasie angehörigen Stoff angemessener, als der Maluff, welcher den Beweis liefert, daß eine historische Form viel zu spröde für einen flüchtigen phantastischen Inhalt ist, und daß ein Mährchen nur dann glaubhaft heißen kann, wenn es nicht die Geltung historischer Glaubwürdigkeit anspricht: mit einem Worte, der Maluff hätte sich besser als Phantasmagorie geeignet, als zur Form des historischen Drama's.[40]

Die von der Realität entrückte Mimesis des Schattenspiels eigne sich laut Kurz besser für den Orplid-Stoff. Es ist nicht – wie das historische Drama – an die

39 Vgl. Kurz 1837e, S. 91f.
40 Kurz 1837e, S. 80.

Gesetze der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit als Vorbedingung „historischer Glaubwürdigkeit“ gebunden. Außerdem liefert die Darstellung in der Phantasmagorie eine Gattungsreflexion des Märchens, wonach nämlich nicht die äußere Gestalt, sondern der im Spielzusammenhang dargestellte Aussagegehalt „glaubhaft“ sein will. Gegenüber Carl Gustav Hocheisen (1803–1867), seinem ehemaligen Mitschüler im niederen theologischen Seminar Blaubeuren, äußerte Ludwig Amandus Bauer: „Mein Leben mit Möricke entfaltete eine poetische Welt in mir: wir schufen uns Orplid und seine Mythologie und Geschichte.“[41] Doch im Vorwort zu Bauers Drama *Der heimliche Maluff*, das gleichzeitig mit dem erst aus dem Nachlass herausgegebenen Stück *Orplids letzte Tage* entstand, heißt es über Mörike: „Aus welchen Quellen er seine Nachrichten geschöpft hat, will er nicht eingestehen, und so blieb es mir bisher ein Räthsel.“[42]

Von Buoch aus pflegte Kurz sowohl zu Mörike als auch zu Bauer einen regen Kontakt. Er wird sogar Teil ihres Orplid-Spiels,[43] denn als Herman Kurz in Buoch das Fenster zerbrochen, sein Zimmer verwüstet, Tinte und Sigel verwendet vorfand, imaginierte er eine kleine Wispeliade, die er Mörike am 16. Dezember 1837 zusandte. Darauf antwortete ihm der „Uchrucker“ höchstpersönlich.[44] Ebenso nahm Kurz Anteil an der Entstehung des *Märchens vom sichern Mann*. In seinem Nachlass findet sich auch die anscheinend 1838 entstandene einzige Abschrift des Orplid-Fragments *Schicksal oder Vorsehung. Der Tragödie zweiter Theil* (1825), worin die Flucht von Ludwig Bauer aus dem Tübinger Stift dramatisch geschildert wird. Das Originalmanuskript enthielt wohl auch die erste Fassung der Phantasmagorie *Der letzte König von Orplid*.[45] Dass Kurz nicht nur für Mörike und Bauer in persönlicher Hinsicht ein wichtiger Freund wurde, sondern geradezu ein ästhetischer Mitstreiter, zeigt ein Brief von Ludwig Bauer an Eduard Mörike, den er im Oktober 1837 schrieb:

> Herr Kurtz ist ohne Zweifel der Mann, welcher das Geheimniß von Orplid ausgekundet hat und dessen Spur uns schon in früher Zeit ein- und das andremal aufgefallen ist. Von seiner hohen Warte in Buoch visirt er nach Sulzbach und Stuttgart, und tritt als befreundeter Mittelsmann zwischen uns.[46]

41 Ludwig Bauer an Carl Gustav Hocheisen, 27.6.1826, zitiert nach: Bauer 1847, S. XXXII.
42 Bauer 1828, S. 6.
43 Vgl. zu den ‚Wispeliaden‘: Liede 1992, S. 32ff.
44 Vgl. Eduard Mörike an Hermann Kurz, November/Dezember 1837, in: HKA XII, S. 141f.
45 Vgl. den Kommentar in: HKA VII, S. 451ff.
46 Ludwig Bauer an Eduard Mörike, 20.10.1837, zitiert nach: Zeller / Simon 1976, S. 94.

Im ‚Geheimnis von Orplid' sah Kurz einen ästhetischen Imperativ, wie er nachdrücklich in *Weylas Gesang*, der zunächst im Orplid-Drama des *Maler Nolten* gedruckt wurde, gefunden werden kann. Hans Georg Gadamer sah hier ein Lied, „dessen Seelenmelodie das tiefe Bedürfnis der Menschheit nach Verjüngung und nach einer heilen Welt traumgleich heraufbeschwört"[47], einen Fluchtpunkt der Lyrik überhaupt. Das Gedicht ist aber ebenso gut selbstreflexiv zu lesen und kann im performativen Akt auf sich selbst bezogen werden:[48]

> Du bist Orplid, mein Land!
> Das ferne leuchtet;
> Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
> Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
>
> Uralte Wasser steigen
> Verjüngt um deine Hüften, Kind!
> Vor deiner Gottheit beugen
> Sich Könige, die deine Wärter sind.[49]

Für die Kurz'sche Deutung des Orplid-Rätsels ist die Perspektive des lyrischen Subjekts, der Göttin Weyla, entscheidend. Sie sieht Orplid als fernes Leuchten, spürt es als erfrischenden Dunst an ihren Wangen. In der zweiten Strophe spricht Weyla ihr Land als „Kind" an, dem selbst die Könige untertan seien. Mit der Apotheose des Kindes rückt Mörike sein Gedicht in einen christologischen Kontext. Damit findet aber auch eine Identifikation von Kind und Schöpfer im ästhetischen Sinn statt. Als Cäruleus in *Das Wirtshaus gegenüber* nach einer Definition des Märchens sucht, leitet er sie letztlich von dieser Ästhetik ab, die im *Gesang Weylas* metatextuell reflektiert wird.

> Nach meiner Ansicht besteht der Begriff des Märchens darin, die geheimnisvollen Seiten des Lebens, welche den abgelegenen Winkeln eines Hauses gleichen und von dem Ahnungsvermögen der Kindheit am lebendigsten aufgefaßt werden, hervorzuziehen und zu erklären, indem der Dichter sie in individuelle Gestalten verwandelt. (SW XII, 51)

Dies sei die Art, wie phantasiebegabte Kinder, ja die Völker märchenhafte Situationen erfinden. So sind nahezu alle frühen Erzählungen von Hermann Kurz, insbesondere der Zyklus von ‚Familiengeschichten' und ‚Reichsstädtischen Historien', aus der explizit dargestellten und implizit reflektierten Perspektive des Kindes

47 Gadamer 1993, S. 210.
48 Vgl. zu Orplid und *Weylas Gesang* die Einzelinterpretation von Kaiser 1987 sowie I. und R. Wild 2004 (Hg.), S. 211ff.
49 Zitiert nach: HKA I, 102.

geschrieben, das die einst gehörten Geschichten weitererzählt. Das Orplid von Hermann Kurz liegt also nicht in der Südsee wie bei Bauer und Mörike, sondern in und um die Grenzen der alten Reichsstadt Reutlingen. In der zweiten Fassung der *Liebe der Berge*, im *Bergmärchen* (1860), schreibt Kurz über den alten, Geschichten erzählenden Buchdrucker: „An gewöhnlichen Tagen aber hielt er uns seine Vorlesungen innerhalb Etters."[50] (SW IX, 173)

Der Märchen-Begriff von Hermann Kurz wird ausgehend von Mörikes Erzählung *Der Schatz* induziert. Obwohl Goethe in der Einlageerzählung *Die neue Melusine* aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1821/29) eine ähnliche Idee zugrunde gelegt habe, sei ein „dichterischer Vollgehalt" (SW XII, 51), so Cäruleus in *Das Wirtshaus gegenüber,* nicht entfaltet worden. Dabei denkt er wohl an die Volksmythologie und Schöpfungsgeschichte des Zwergenstamms um König Eckwald. Was der Held über das Volk der Zwerge weiß, wurde von seiner Geliebten weithin referiert und nicht als persönliche und psychologisch begründete Erfahrung inszeniert. Goethes *Märchen* aus den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) sei gar „mystifizierend", bei Novalis findet Cäruleus „allegorisierende Märchen" (SW XII, 51) und auch Hoffmanns *Nussknacker und Mäusekönig* habe einen geringeren Eindruck auf ihn gemacht als Mörikes *Schatz*. Mit der Begeisterung für Mörike geht demnach eine Absage an die Goethezeit und an die Romantik einher. Die Bewertung der Goethe'schen und romantischen Märchen ist – jedenfalls in Bezug auf die gattungstypologische Bestimmung – geschult an den Ausführungen von Ludwig Uhland. Am 14. Juni besprach dieser in seinem ‚Stilistikum', das Hermann Kurz besuchte, das Märchen *Die Waldfrau* von Ludwig Seeger, von Freund Rubens aus dem *Wirtshaus gegenüber*. Dabei ging er auch auf grundlegende Stilmerkmale und Charakteristika des Märchens ein:

> Wir sehen diese neuere Dichtung bald mehr der allegorischen Bedeutung, bald mehr dem freien Phantasiespiele zugewandt, sie will bald mehr eine Wahrheit in der Hülle der Dichtung, bald eben nur die reine Dichtung geben, sie will in ihren wunderbaren Bildern bald einen Gedanken, bald einen Gemüthseindruck, eine Ahnung aus der Natur oder Geisterwelt, zum Ausdruck bringen.[51]

Auch Uhland nannte als Vertreter „allegorischer Märchen" Novalis, als Beispiel für ein phantastisches Werk Goethes *Märchen*. Die angehenden Literaten warnte er davor, dass die erste Art leicht schwerfällig, trocken oder begriffsmäßig werde,

50 „Innerhalb Etters" ist auch der Titel der äußerst populären Auswahlausgabe von Isolde Kurz, die 1926 bei Hermann Leins (Rainer Wunderlich Verlag Tübingen) als zweites Buch überhaupt erschien. Vgl. Nittke 1990, S. 56f.

51 Zitiert nach: Holland 1886 (Hg.), S. 79f.

die zweite willkürlich und leer erscheinen könne. Deswegen sah Uhland es als notwendig an, dass gerade die phantastische Erzählung „ihre duftigen Gewebe [!] an einem festeren Bestandtheil anknüpfe“[52], also an Geschehenszusammenhänge innerhalb einer ‚realistisch' geschilderten Erzählwelt, an Welterfahrung. Vorbild dafür seien die alten Volksmärchen, die „von den einfachsten Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens ausgehen und von da erst in die schönen Wildnisse des Wunderbaren sich verirren“[53]. Hermann Kurz knüpft also durchaus an Grundsätze der ‚Schwäbischen Romantik' an, denn in diesem Sachverhalt liege das Wesen des Romantischen überhaupt, wie Uhland 1807 in der „Zeitschrift der Tübinger Romantiker“, dem handschriftlich geführten *Sonntagsblatt für gebildete Stände*, schrieb:

> Dies mystische Erscheinen unsres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervorteten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.[54]

Dass Cäruleus der „schlechten Gesellschaft“ ausgerechnet Mörikes *Schatz* vorlesen will, hat aber nicht nur poetologische Gründe, sondern zeigt sich ebenso an der Textoberfläche. Implizit wird dabei nämlich ein Geniegedanke formuliert: Wie der Gesang *Weylas* selbstreflexiv zu lesen ist, so ist es auch der *Schatz*. Die Erzählung selbst wird als Kleinod gesehen und Mörike als das ‚Sonntagskind', das er beschreibt. Im Volksglauben kommt den an einem Feiertag geborenen Kindern nicht allein die Fähigkeit zu, verschwundene Dinge und verborgene Schätze wiederzufinden, sie seien überhaupt Glückskinder, denen selbst widrige Umstände zum Glück verhelfen würden.[55]

Cäruleus führt eine Reihe an Beispielen an, worin die Genialität der Erzählung *Der Schatz* zu sehen sei. Alle haben gemein, dass sie sowohl als phantastische als auch phantasmagorische Ereignisse gelesen, die Märchenmotive an die Gesetzmäßigkeiten der empirischen Wirklichkeit rückgebunden und psychologisch verstanden werden können: Zur bösen Fee Briskarlatina, die Josephe verzaubert, merkt Mörike selbst in einer Fußnote an, es könne sich, wie ein Arzt ihm erzählte, dabei auch um das Febris skarlatina (Scharlachfieber) gehandelt haben und damit um ein bloßes Phantasma.[56] Ebenso scheint sich der hölzerne Wegweiser, der den Helden zum grauen Schloss schicken will, nur für

52 Holland 1886 (Hg.), S. 80f.
53 Holland 1886 (Hg.), S. 81.
54 Zitiert nach: Uhland 1983 II, S. 9.
55 Vgl. Gustav Jungbauer: [Art.] Sonntagskind, in: HdA VIII, Sp. 114–120.
56 Vgl. HKA VI. 1, S. 72.

einen Augenblick zu bewegen, ähnlich dem Nicken der Statue im *Don Juan*. An anderer Stelle begegnet der Held nachts im Flur einem bürgerlich gekleideten Elfen, einem ehemaligen königlichen Feldmesser. Dieser zeigt ihm das Fest der Waidefeger und erzählt vom verborgenen Schatz ihres Königs. Doch zuvor wird ausführlich dargelegt, dass diese Ereignisse nicht zwangsläufig der Wirklichkeit entsprechen müssten, da der Held von Durst gepeinigt gewesen und womöglich schlafwandelnd aufgestanden sei: „Ob ich dies wachend oder schlafend that, – Das, meine Werthesten, getraue ich mir selbst kaum zu entscheiden; es ist das ein Punkt in meiner Geschichte, worüber ich trotz einiger Mühe noch auf diese Stunde nicht in's Reine kommen konnte."[57] Bei der Kartenbeschreibung muss Hermann Kurz an die prächtigen Titelverzierungen der Karten von Johann Baptist Homann (1664–1724) denken, deren allegorische, von Bacchanten bevölkerte Szenerien durchaus Anlass geben können für nächtliche Träumereien. Homann selbst schuf mit seiner Karte *Accurata Utopiae Tabula. Das ist der neu entdeckten Schalk Welt, oder des so offtbenanten und doch nie erkannten Schlarraffenlandes […] (1694)* einen minutiös ausgestalteten phantastischen Kosmos.

Mit seiner Geister- und Feenwelt entsprach das Sujet der Erzählung durchaus dem Interesse der „schlechten Gesellschaft". Dafür zeugt auch ein von Hermann Kurz bereits in Maulbronn handschriftlich geführter „Musenalmanach" (vgl. Kap. II.2). Der späterhin bedeutende Philosophiehistoriker Eduard Zeller schrieb im August 1830 nicht ohne eine gewisse Virtuosität das Gedicht *An der klingenden Zauberquelle. Elfenlied*:

Wir Elfen schweben
Durch Busch und Hain,
Wir Elfen weben
Den luftigen Reih'n;
Wir weben die Töne
Zur Harmonie,
Wie fernes Getöne
Der Symphonie,
Wie Silbergeläute,
Wie zerfließender Duft,
Wie die goldene Saite
Im Hauche der Luft […][58]

57 HKA VI. 1, S. 63.
58 Musenalmanach Maulbronn 1827–1831, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.

Edmund Bilhuber, der Freund und Mitherausgeber der *Ausgewählten Poesien* (1832), schrieb in den Wäldern des Salzachtals am 11. Juni 1831 das Gedicht *Morgenahnungen*. Darin heißt es unter anderem:

> Was doch so lieblich schallet
> In mein entzücktes Ohr,
> Wie fern im Walde hallet
> Ein leiser Sängerchor?
>
> Sind es der Elfen Sänger,
> Die streifen durch den Wald?
> Sind's ferner Glocken Klänge,
> Was mir so lieblich schallt?[59]

Hermann Kurz bewunderte an Mörikes *Schatz* nicht das Einflechten phantastischer Figuren in die durchaus ‚realistisch' geschilderte Erzählwelt, sondern dass durch sie eine andere Bewusstseinsebene innerhalb der diegetischen Wirklichkeit exponiert wurde, ein „phantastischer Überwurf", das „Ahnungsvermögen der Kindheit". Cäruleus habe die Erzählung „mit jedesmal erneuertem Entzücken" (SW XII, 52) gelesen. Mit diesem scheinbar nichtssagenden Hinweis wird das Zusammenspiel der verschiedenen Bewusstseinsebenen verdeutlicht, verweist der Begriff doch in seiner engeren Bedeutung auf eine angenehme Empfindung, die uns des „Bewußtseyns berauben, und zugleich in den Zustand übernatürlicher Empfindungen versetzen"[60] kann. Intertextuell knüpfte Hermann Kurz in *Das Wirtshaus gegenüber,* das auf den ersten Blick nichts gemein hat mit Mörikes Märchen, an die davon abgeleiteten poetologischen Grundsätze an: Als Paul und Emilie sich zusammengefunden und vermählt haben, spottet Ruwald, Paul dürfe sie nun „spazieren führen, / Nachmittags von eins bis zwei." (SW XII, 89) Diese Verse sind Uhlands Gedicht *Die Elfen* (1811) entnommen, worin zehn Elfen ein junges Mädchen in ihre Reihen ziehen und sie mit Fragen nach ihrem Ehestand und ihrem bürgerlichen Leben necken – ebenso wie es die bacchantische Runde der „schlechten Gesellschaft" mit Ruwald macht. Bevor die Studenten die Universität verlassen, feiern sie noch ein Abschiedsfest, „das sie durch die lange verschobene Vorlesung des Märchens von Mörike verherrlichten" (SW XII, 89). Die „Kirche der Stillen" findet sich also nicht nur in der Bewunderung Mörikes zusammen, sondern trennt sich auch in seinem Geist. Mörike und sein frühes

59 DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1534.
60 Vgl. Adelungs grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart I (1811), S. 1843.

Werk erleben in der Studentenerzählung *Das Wirtshaus gegenüber* nicht nur eine Würdigung, sondern geradezu eine Apotheose.

Die Freundschaft, ja Freundesliebe zwischen Ruwald und dem Außenseiter Paul gründet sich dagegen auf ihrer beiderseitigen Begeisterung für die Lyrik Ludwig Uhlands. Anders als die „schlechte Gesellschaft" besucht Paul jeden Morgen das Wirtshaus nicht aus Genusssucht oder als Zeichen der Ablehnung jeglicher Philisterordnung, gegenüber liegt das Elternhaus seiner heimlich verehrten Emilie, der er zu begegnen hofft. Dafür muss er spät abends die verpassten Kollegien aufarbeiten. Er studiert die Rechte, um bald die Nachfolge seines Vaters anzutreten und Gutsverwalter zu werden. Auch Cäruleus, Ostjäck und Ruwald ist nicht entgangen, warum Paul das Wirtshaus besucht. Als Ostjäck einmal ausruft, am Fenster sei Emilie erschienen, dreht sich Paul als erster um. Er sieht aber nur die gähnende Fratze ihres Vaters in Hausrock und Zipfelmütze. Wütend springt er auf, ist unfähig etwas zu erwidern, fällt über den nächstbesten Stuhl und ist dem gelehrten Spott der Umherstehenden ausgeliefert. Ruwald wird nach diesem Ereignis nachdenklich und lässt Paul ein Duell antragen, damit er seine Ehre wiederherstellen könne. Nachdem dieser aber ablehnt, besucht ihn Ruwald auf seiner Stube und erfährt, was Paul über die Studentenschaft, die „schlechte Gesellschaft", das Selbstbewusstsein ihrer Mitglieder und deren Lebensführung denkt:

> Woher hat sie diese Hypochondrie, diesen scharfen Altjungfernzug um den blühenden Mund? Es scheint, man habe sie zu früh in die Schule gepfercht und mit Weisheit vollgepfropft, bis ihr der Kopf davon dumm und das Herz öde geworden ist. (SW XII, 66)

Paul sieht im Studenten den Phantasten und ‚Grillenfänger', der zu viel nachdenkt und grübelt, schließlich an selbst auferlegten Fragestellungen verzweifelt, die keine Anbindung an die Welt haben. Die Universität befördere damit eine Krankheit, wie sie etwa Immanuel Kant in seiner *Anthropologie* beschrieb: „[Wenn] dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medicinische Bücher zu Rathe zieht, so wird er vollends unerträglich: weil er alle die Übel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest."[61] Der Student sei wie eine Kaffeemühle, die ständig angetrieben werde, der man aber nichts zum Mahlen gebe. Aus Verlegenheit erwidert Ruwald, die Studenten seien arme Kaspar Hausers, denen man die Jugend und Kindheit genommen habe. Er beschwert sich über die im *Liebeszauber/Witwenstüblein* deutlich benannten Ausläufer des alten Melanchthonschen Bildungssystems, worin bereits die

61 Kant 1900ff. VII, S. 212f.

Kinder genötigt werden, lateinische Disticha zu schreiben und zu übersetzen. Den „veralteten Institutionen“ (SW XII, 67), den Lateinschulen und Seminaren, opfere man die Jugend auf, der Geist werde unter dem Deckmantel der humanistischen Bildung misshandelt, das Leben für immer verleidet, „indessen dringt das Neue an allen Teilen durch den Moder und bildet eine lebendige Verwesung, von der die gesundeste Lunge verpestet wird“ (SW XII, 67). Paul aber sieht die pathologische Ursache für das Krankheitsbild des Studenten in seiner Tatenlosigkeit, die aus der Hybris resultiere, mit einem Schlag das Größte und ewig Gültige erreichen zu wollen.

Mit seinem Verhältnis zur Literatur, im Speziellen zum Märchen, kündigt sich aber eine erste Verbindung zum Studentenzirkel der „schlechten Gesellschaft“ an.

> [Wem] es in der Kindheit nicht möglich war, ein Kind zu sein, der kann es immer noch werden und mit mehr Genuß als so eine kleine unverständige Kreatur selbst! Macht ja ein gutes Märchen den Erwachsenen eben so viel Freude als den Kindern, ja noch mehr, weil sie sich wieder als Kinder darin fühlen. Wendet das auf Euch an und überzeugt Euch, daß die alte Sonne immer noch scheint, die schon so manches Jahrhundert frohen Menschen geleuchtet hat. (SW XII, 67f.)

Ohne sich dessen bewusst zu sein, formuliert Paul eben jene rezeptionsästhetische Utopie, die Cäruleus in der Lektüre von Mörikes *Schatz* verwirklicht sieht: Im Märchen könne die vorenthaltene oder verlorengegangene Kindheit zurückgewonnen werden. Die Freundschaft zwischen Ruwald und Paul wird schließlich zwischen zwei Literaturzitaten mit einem Freundschaftskuss rituell besiegelt.[62] Paul sagt am Ende seines langen Monologs, er glaube, Ruwald habe die Krise des Studiums, an der Hybris zu scheitern, hinter sich gelassen. Mit „hochgeröteten Wangen“ (SW XII, 69) streicht er ihm die Locken aus dem Gesicht und deklamiert die letzten Verse aus Uhlands Gedicht *Der Kirchhof im Frühling*. Daraufhin umarmt und küsst ihn Ruwald mit den Schlussversen aus Goethes *Adler und Taube*: „O Weisheit, du red’st wie eine Taube!“ (SW XII, 69) Tatsächlich hatte Paul seinem Freund eine tröstende Zukunft vorausgesagt wie der Tauber dem verletzten, zum Fliegen unfähigen Adler. Erst durch die Worte des Taubers wurde diesem die Schönheit des Myrtenhains bewusst, in den er gestürzt war: „O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit“[63].

Paul wird als ein „entschiedener Verehrer“ (SW XII, 69) Ludwig Uhlands benannt. Die intellektuelle und ästhetische Verwandtschaft der Freunde verdeut-

62 Vgl. zu diesem Komplex die Ausführungen von Martin 2006.
63 HA I, S. 58.

licht Kurz in einer zweifachen, retardierenden Uhland-Kritik. Wie die Mörike-Exkurse wurde auch die kurze Interpretation von Uhlands Lyrik in der Forschung als gewichtiges Rezeptionszeugnis innerhalb eines fiktionalen Texts wahrgenommen.[64] Als Paul und Ruwald wieder auf *Der Kirchhof im Frühling* zu sprechen kommen, sagt Paul, er habe das Gefühl, während der Lektüre selbst zum Poeten zu werden. Uhland überlasse es dem Leser, „den Hauptgedanken eines Gedichtes auszusprechen und selbst gleichsam produzierend fortzuspinnen; seine Gedichte brechen schnell ab und eröffnen eine Aussicht wie in eine unermeßliche Landschaft“ (SW XII, 69).

In *Der Kirchhof im Frühling* wird die Perspektive eines Kirchhofbesuchers eingenommen, der über den frischen Gräbern an den Tod seiner Verwandten und den eigenen gemahnt wird:

> Stiller Garten, eile nur,
> Dich mit jungem Grün zu decken,
> Und des Bodens letzte Spur
> Birg mit dichten Rosenhecken!
>
> Schliesse fest den schwarzen Grund!
> Denn sein Anblick macht mir bange,
> Ob er Keines aus dem Bund
> Meiner Liebsten abverlange.
>
> Will mich selbst die dumpfe Gruft,
> Nun wohlan, sie mag mich raffen!
> Dünkt mir gleich, in frischer Luft
> Hätt’ ich Manches noch zu schaffen.[65]

Der Titel *Der Kirchhof im Frühling* ist semantisch vieldeutig und verweist sowohl auf den Jahreszeitenzyklus, der sich am „stillen Garten“ abzeichnet, als auch auf die Stationen des menschlichen Lebens.[66] Der Friedhof wird mit einem dreifachen Imperativ angesprochen. Zunächst soll sich der karge Boden des Winters im Frühling erneuern, die aufkeimende Natur die frischen Gräber bedecken. Im Symbol der Rose deutet sich aber bereits das dialektische Verhältnis von Leben und Tod an, denn es steht vielfach mit dem Tod in Verbindung, der Friedhof selbst wird vielerorts als Rosengarten bezeichnet. In der zweiten Strophe richtet das lyrische Subjekt den Blick hinter die „Rosenhecken“, hinter den äußeren

64 Vgl. Sengle 1971–1980 I, S. 619.
65 Uhland ³1826, S. 55.
66 Zum Motivkomplex des Grabs bei Uhland vgl. Vratz 2000.

Naturzusammenhang. Dort nimmt es aber keine Heilsoffenbarung wahr. Es sieht sich allein mit einem „schwarzen Grund“ konfrontiert, mit dem im Negativ der ‚Dingwelt‘ sich darstellenden ‚Nichts‘. Zuletzt schließt sich aber keine Sorge um das eigene Leben an. Wie die dritte Strophe zeigt, ist das lyrische Ich schicksalsergeben und weiß, dass es selbst unentrinnbar eingelassen ist in den Lebenszyklus. Vielmehr ist es die Gegenwart des Lebens, die ihn beschäftigt. Deswegen sorgt er sich um seine Liebsten, die seinem eigenen diesseitigen Dasein „abverlangt“ werden könnten. Die im *Wirtshaus gegenüber* anzitierten Schlussverse entfalten ihre volle Bedeutung in der antithetischen Stellung innerhalb der dritten Strophe. Die „frische Luft“ des Lebens wird der „dumpfen Gruft“ des Todes gegenübergestellt, also die freie, weitläufige und tätige Gegenwart der dunkel und gedämpft klingenden, verdorben und nach Moder riechenden, untätigen und bewegungslosen Zukunft. Während also das lyrische Ich zunächst auf die Gräber (Strophe 1) und in das Grab (Strophe 2) blickt, schließt sich in der dritten Strophe eine Innenschau an, der Blick in eine „unermeßliche Landschaft“ (SW XII, 69), wie Paul es formuliert.

Der Kirchhof im Frühling wird als exemplarisches Uhland-Gedicht von Paul in die Erzählung eingeführt und tatsächlich trifft auch hier zu, was Paul über Uhlands Lyrik im Allgemeinen sagt: Uhland bricht mit der angedeuteten, nur erahnten Innenschau ab und lässt die eigentliche Frage offen, was vor dem Tod noch auf der Welt „zu schaffen“ sei. Hier müssen sich die das Gedicht fortspinnenden Gedanken des Lesers anschließen, was im *Wirtshaus gegenüber* vorgeführt wird. Für den bürgerlichen Paul könne ein erfüllendes und zuletzt lebenssattes Dasein nur in Bescheidenheit und Genügsamkeit – entgegen der Gewohnheit vieler Studenten – möglich sein: „Besser wäre es, Ihr machtet Euch auch an etwas Einzelnes, meinetwegen an eine Kleinigkeit, der Ihr Euer Leben lang treu bliebet und die Ihr aufs beste durchzuführen fleißig wäret […].“ (SW XII, 68f.) Diese Art der ‚Epigrammatik‘ wird zu einem Strukturmoment der Erzählung. Literaturzitate werden mottohaft vorangestellt, um neue Szenen zu eröffnen, oder als ein Aperçu an den Schluss gesetzt; seien es eigene Verse wie „Es beugt der Schmerz des Lebens / Die Balken auf dem Dach!“ (SW XII, 88) oder fremde wie „Über diesen Strom von Jahren / Bin ich gar zu oft gefahren“ (SW XII, 89) aus Uhlands *Auf der Überfahrt* (entstanden 1822).

Die bei Uhland bewunderte Textstruktur und -konstruktion, bei der im performativen Akt des Lesens erst der eigentliche Sinn vom Leser konstituiert wird, verweist auf die Volksliedästhetik seit Johann Gottfried Herder. Etwa in dessem wegweisenden *Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian*, der zunächst in *Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter* (Hamburg 1773) erschienen war, spricht Herder davon, die als vorbildlich angesehenen Gedichte der alten Völker seien „so sehr aus unmittelbarer Gegenwart, aus unmittelbarer Begeisterung

der Sinne und der Einbildung“ entstanden und hätten doch „lebhafte Sprünge, Würfe, Wendungen“.[67] Der poetische Reiz entspringe demnach einer Verbindung von unmittelbarer Sinneswahrnehmung und unvermittelten Perspektivwechseln. Die „Seele des Volks“ äußert sich für Herder in der Sinnlichkeit und ‚Lebendigkeit‘ der Wahrnehmung, denn „je wilder, d.i. je lebendiger, je freiwirkender ein Volk ist (denn mehr heißt dies Wort doch nicht!), desto wilder, d.i. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder sein!“[68]

Im *Wirtshaus gegenüber* liefert Ruwald, angeregt von Pauls Ausführungen, in einer weitestgehend retardierenden, seinem Freund beipflichtenden Entgegnung die Schlagworte dieses Diskurses. Das Geheimnis der großen Wirkung, die von Uhlands Gedichten ausgehe, liege darin, dass sein Stil immer „höchst natürlich und ungezwungen“ (SW XII, 70) sei. Er nennt diesen poetischen Stil „im höheren Sinn epigrammatisch“, da Uhlands Lieder wie „sprechende Aufschriften zu sein scheinen zu einem großen, ungeschriebenen, durch Natur und Leben hindurchgehenden Gedichte“ (SW XII, 70). Die Prägnanz und Sparsamkeit seines Stils betreffe aber nicht allein die formale Anlage, sondern auch die rhythmisch-syntaktische und lexematische Darstellungsebene, worin nichts Konstruiertes und Gekünsteltes zu finden sei, er spreche eine „vollendete, klassische Sprache“ (SW XII, 70). Ruwalds Meinung ist offensichtlich geschult an der zeitgenössischen Kritik, denn ‚Einfachheit‘ und ‚Natürlichkeit‘ wurden etwa von Wolfgang Menzel als charakteristische Merkmale von Uhlands Lyrik benannt: „Er hat die Lyrik zu der Natürlichkeit zurückgeführt, die unser echtes altes Volkslied so vortheilhaft von der Kunstlyrik der Neuern unterscheidet.“[69] Und auch der Vergleich mit Friedrich Rückert, der sich durch einen philosophischen Geist, durch Kraft und Freiheit des Denkens auszeichne, während Uhland das Gemüt berühre, in dessen Werken poetische Tiefe, Schönheit und Anmut zu erleben seien, weist Reminiszenzen an die zeitgenössische Literarkritik und Literaturgeschichtsschreibung auf: 1837 erschien Gustav Pfizers „kritischer Versuch“ *Uhland und Rückert*. Auch Pfizer spricht davon, dass Uhlands Poesie „Spiegel eines durchaus harmonischen, reinen und edeln Geistes“[70] sei, denn er bringe Zartheit und Stärke, Wehmut und Ernst, Gemüt und Energie in ein glückliches Gleichgewicht. Dagegen heißt es über Rückert, er sei „mehr Philosoph, mehr speculativer Denker, als Uhland. Ohne uns je zu Zeugen eines heftigen Kampfes, einer bedrohlichen

67 Herder 1985, S. 476.
68 Herder 1985, S. 452.
69 Menzel ²1836 III, S. 196.
70 Pfizer 1837, S. 52.

Krise in seinem Innern zu machen, gibt er doch einzelne Proben von den Zweifeln und Problemen, welche seinen Geist beschäftigt und bewegt haben [...].“[71]

Uhlands Gedichte als Epigramme im älteren und gewissermaßen nichtliterarischen Sinn, als ‚Aufschriften‘ anthropologischer Grunderfahrungen zu sehen, ist aber ein Standpunkt, der sich Uhlands eigener Poetik entnehmen lässt. Am 24. März 1810 schrieb er an Karl August Varnhagen von Ense: „Die Phantasie geht aufs Mannigfaltige [...]; das Gefühl dringt durchaus auf Einheit, und darum vielleicht werden mir größere Entwürfe zur einzelnen Romanze, die Romanze zum Epigramm.“[72] Obwohl der in diesem Zusammenhang paradigmatische kurze Aufsatz *Über objektive und subjektive Dichtung* (1806) erst 1928 aus dem Nachlass gedruckt wurde, ist doch anzunehmen, dass jedenfalls im „Stilistikum“ eine äquivalente Unterscheidung getroffen wurde, wie ein Kommentar vom 19. Juli 1832 zeigt.[73] Ludwig Uhland sieht dort ‚objektive Poesie‘, wo die äußere und innere Welt des Dichters ineinander übergeht. Wer ein unbeschwertes heiteres Leben führe, der werde nicht nach dem Grund der Außenwelt fragen und, sofern er es darstellen wolle, einfach getreu wiedergeben. Uhland beobachtet dieses ‚poetische Leben‘ vor allem im Altertum und in der „Jugendwelt“[74]. Sobald dem Dichter das ‚poetische Leben‘ abhanden komme, werde er den Blick in sein Inneres richten, dem Lied seine Gefühle und Gedanken anvertrauen und ‚subjektive Poesie‘, die ‚Poesie des Lebens‘ schreiben. Subjektive und objektive Poesie nähern sich einander an, sobald Gegenstände der Trauer oder Sehnsucht dargestellt werden, wie in der Schlussstrophe von *Der Kirchhof im Frühling*, „denn sobald die Seele in der Gegenwart nimmer Genüge findet, schwingt sie sich in den Äther des Unendlichen“.[75] Die Objektivität der Darstellung ist demnach gebunden an eine sinnliche und lebendige oder, wie Herder schreibt, ‚wilde‘ Wahrnehmung der äußeren Welt, die Subjektivität an eine kontemplative, einst Erlebtes reflektierende und abstrahierende Denkweise:

> Ist sein Leben sehr reich und regsam, so wird er wenig dichten, aber herrlich leben; gewinnt er bei solchen schönen Umgebungen dennoch Zeit und Lust zur Darstellung, so wird sein freudiges Lied nur die Melodie des Lebens nachhallen, er schätzt den Gesang nicht über

71 Pfizer 1837, S. 52.

72 Ludwig Uhland an Karl August Varnhagen von Ense, 24.3.1810, zitiert nach: Uhland 1983 II, S. 231. Vgl. zu Uhland als ‚Epigrammatiker‘: Burger 1928, S. 135ff.

73 Vgl. Holland 1886 (Hg.), S. 93: „Im Allgemeinen entziehen sich zwar auch die lyrischen Formen der objectiven Darstellung nicht, in ihrem eigensten Gebiete fühlt man aber doch die Lyrik, wo der Dichter seiner eigenen, subjectiven Stimmung Worte gibt.“

74 Uhland 1983 II, S. 7.

75 Uhland 1983 II, S. 7.

> seine Wirklichkeit, er kann diese nicht einmal mit jenem erreichen, und er hat sich zu hüten, daß nicht das, was er unter den glühendsten Empfindungen hervorgebracht, andere kalt anfasse; aber wird das Leben um ihn her trüb und öde, da blickt er in sich, er nährt sich von eigenem Vorrat; Erinnerung, Hoffnung, Sehnsucht sind seiner Seele stille Trösterinnen.[76]

Auch Hermann Kurz schrieb in seinen Notizen und Briefen mehrfach von der ‚Lebenspoesie' (‚objektiven Poesie'), der er sich widme.[77] Doch wichtiger als die terminologische Überschneidung der poetologischen Ausführungen ist der erneute Hinweis auf die „Jugendwelt", in der sich die innere und äußere Welt des Dichters miteinander verbinden.

Auf die Erzählung *Das Wirtshaus gegenüber* folgt im Band der *Genzianen* das vielleicht bekannteste Gedicht von Hermann Kurz, der *Nachlass*.[78] Da es im Inhaltsverzeichnis nicht eigens aufgeführt wird und auch nach inhaltlichen Gesichtspunkten als ein Autorkommentar gelesen werden muss, ist es Teil der Erzählung, eine große Schlusskadenz, wenn dies auch bislang in der Forschung und Editionsgeschichte nie berücksichtigt wurde. Es handelt sich dabei um ein Madrigal, das formal, d.h. aufgrund des variierenden Reimschemas und jambischen Versmaßes, etwa an einschlägige Passagen aus Goethes *Faust* denken lässt. Die Gedichtform wurde aber auch von Zeitgenossen wie Uhland *(Lob des Frühlings)* oder Eichendorff *(O Strom auf morgenroten Matten)* gepflegt. Hermann Kurz entwirft mit den ‚freien Versen' eine musikalische Struktur, die den Aussagekern auch formal abbildet. Die als erste Strophe abgesetzten vier Eingangsverse sind noch im alternierenden vierhebigen Jambus gehalten, während die folgenden beiden Kreuzreime in einem das unruhige Herzschlagen mimetisch nachbildenden Fünfheber enden, der als Fermate wirkt. Darauf folgt ein Wechsel zwischen vier-, fünf- und sechshebigen jambischen Versen, so dass aufgrund des variierenden Tempos in der umfangreichen Mittelstrophe ein unruhiges Klang-

76 Uhland 1983 II, S. 8.

77 Vgl. die Erinnerungen von Hermann Kurz an das Jahr 1836 und die Anfänge seiner Schriftstellerlaufbahn. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2918 sowie Hermann Kurz an Rudolf Kausler, Stuttgart, 28.1.1837 (BF, 248).

78 Vgl. zur Wirkungsgeschichte die Kontrafaktur von Paul Heyse: „Wohl hast du müssen so von hinnen eilen / O Freund, mit tiefgeschlossenem Visier; / Doch wem du es gelüftet so wie mir, / Wie soll ihm je das Leid der Trennung heilen? [...]" (Heyse 1877, S. 195.) U.a. aber auch: Werner Kraft an Wilhelm Lehmann, 28.6.1953, in: Dick 2009 I (Hg.), S. 531: „Leider wurde ich abgelenkt und konnte Ihnen nicht mehr meinen Eindruck von dem Gedicht von Hermann Kurz sagen. Die ersten beiden Verse sind stark, der erste noch stärker als der zweite. Aber was folgt ist leer und doch lehrreich." Fälschlicherweise wird der 1836 entstandene *Nachlass* häufig als Altersgedicht gelesen.

bild entsteht. Es führt wieder über in den Vierheber des Anfangs, der aber im gewichtigen Schlussvers mit seinen sechs Hebungen endet.

Nachlass.

Ich werde so von hinnen eilen
Mit tiefgeschlossenem Visier,
Und ein paar arme, stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.

Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahndend, ach mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob,
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde,
Verschmelzend Geist in Geist gewebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes volles Leben durchgelebt,
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel,
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!

Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund geseh'n, wird keine Seele lesen. (G 385)

Bereits nach Versmaß und Klangrhythmik zeigt sich eine dreigliedrige Struktur des Gedichts, die nach inhaltlichen Gesichtspunkten bestätigt werden kann.

Zu Anfang deutet sich der Problemgehalt an: Vom lyrischen Subjekt, das hier offensichtlich ein Dichter ist, werden einst nur einige leblose Verse zurückbleiben. Der ausgedehnte Hauptteil exemplifiziert, inwiefern es sich dabei um „arme, stumpfe Zeilen" handelt und worin die Tragik der Autorschaft beruht. Die Nachwelt wird in den zurückbleibenden Schriften den „Nachlass" des Dichters erkennen, obwohl sie nur schlechte Abbilder seines Lebens seien. Paul Heyse, Hermann Fischer und spätere Herausgeber setzten hinter den zwölften Vers ein Semikolon, das im Erstdruck nicht zu finden ist. Dadurch wird der Eindruck erweckt, als sei das Folgende eine in erlebter Rede vorgetragene Erinnerung. Tatsächlich aber handelt es sich bei der großen Hauptstrophe um eine mit Vers 16 endende Aufzählung dessen, was den späteren Lesern im „Nachlass" vorenthalten wird, was sie nur erahnen können. Die Distanz zwischen Autor und Leserschaft ist unüberbrückbar, das Urteil ist belanglos, denn der Autor kann nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden, wie die mehrdeutige Formulierung der Erstver-

öffentlichung in den *Genzianen* nahelegt – „Nicht ahndend, ach mit welchen Schlägen".[79] Es klingen die fröhlichen und harmonischen Ereignisse, aber auch das ausschweifende und verwerfliche Studentenleben an, wie im *Wirtshaus gegenüber* geschildert, die intellektuellen Auseinandersetzungen der akademischen Jahre ebenso wie die Unvernunft der vom Wein beseelten Jugendlichen. Gegenüber diesem ‚poetischen Leben', wie man nach Uhland sagen könnte, sei seine dichterische Nachbildung leblos. Nun folgen die überraschenden Schlussverse, die trotz der Konjunktion typographisch abgesetzt werden, so dass am Ende ein Uhland'sches ‚Epigramm' steht. Auch der *Nachlass* kann, wie Ruwald im *Wirtshaus* über Uhlands Gedichte sagt, als eine ‚Aufschrift' des „ungeschriebenen Gedichts der Natur und des Lebens" gelesen werden. Hier wird deutlich, dass der Dichter nicht über den Verlust des Vergangenen oder über das Scheitern, es darzustellen, klagt. Weder im Leben noch in der Dichtung, so der Autor, habe er sich selbst offenbart. Die Formulierung, „was ich mir in mir gewesen", beschreibt die Begegnung des Autors mit sich selbst, nach Uhland die ‚Poesie des Lebens'. Nach den Mörike-Exkursen und den poetologischen Episoden in *Die Liebe der Berge* meint Kurz damit womöglich das „Ahnungsvermögen der Kindheit", die aus der Distanz imaginierte Wahrnehmung und Perspektive des Kindes in einem selbst oder, nach Mörikes *Gesang Weylas*, das Land Orplid.

Für die *Dichtungen* entstand der Text *An Cäruleus. Abschied* (um 1838), ein fiktionales Begleitschreiben, mit dem Cäruleus der Nachlass seines Freundes Ruwald übersendet wird. Er wurde erst 1916 von Heinz Kindermann nach der Handschrift herausgegeben und ist offensichtlich als Einleitung konzipiert. An Rudolf Kausler schrieb Kurz im September 1838, er gedenke eine „Einrahmung zu schreiben, R*** und C*** im Gespräch über neueste Litteratur und über ihre Arbeiten"[80]. Der inzwischen überschuldete, aufgrund der Ablehnung seines Manuskripts von *Schillers Heimatjahre* durch Cotta verzweifelte Schriftsteller schrieb hier eine seiner vielen Dichterklagen, einen Kommentar zu seinem eigenen, erst kurzen Werdegang und auf den gegenwärtigen Literaturbetrieb. Bereits im Gedichtband von 1836 finden sich Autorenklagen wie das Gedicht *Der Dichter* (G 130), aber noch 1859 widmete sich Kurz in der allegorischen Ballade *Der Fremdling*, die für Carl Rohrbachs Anthologie *Die deutsche Kunst in Bild und Lied* entstand, aber erst von Paul Heyse postum veröffentlicht wurde, dem Thema des verkannten Dichters (vgl. Kap. II.3). Schreiber wie Adressat des fiktiven Briefs

79 Das einzige erhaltene Manuskript ist älteren Datums und weist eklatante Unterschiede sowohl zur Erstveröffentlichung als auch zu späteren Veröffentlichungen auf. Es scheint aus dem Gedächtnis notiert zu sein. Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 63.154.

80 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 28./30.9.1838 (BF, 396).

An Cäruleus tragen deutlich die Züge von Hermann Kurz, so dass er als ein Selbstgespräch gelesen werden kann. Die Figur des Cäruleus sollte offenbar in der Rahmung der *Dichtungen* als Herausgeberfiktion eines inzwischen verstorbenen Autors auftreten.[81]

> [Ich] hinterlasse Ihnen hiemit meine sämtlichen Papiere, machen Sie damit, was Sie wollen, vielleicht können Sie durch deren Herausgabe wieder zu dem Ihrigen kommen. Es sind Splitter und Spähne, die ich während meines Lebens nicht hatte drucken lassen, so aber als Nachlaß eines Gestorbenen, mögen sie ihren Weg ins Publikum finden.[82]

Während in *Das Wirtshaus gegenüber* gesagt wird, allein das „nekrologische Tier" (SW XII, 52) könne Mörikes Ruhm verbreiten, erst nach seinem Tod werde er berühmt werden, so ist sich auch der Autor der hinterlassenen Papiere sicher, er werde erst, wenn überhaupt, postum Anerkennung für seine Arbeiten finden. Kindermann vermutet, Kurz habe mit dem angekündigten Tod eigentlich seine Pläne gemeint, ins Ausland zu gehen, in Frankfurt oder einem anderen literarischen Zentrum Fuß zu fassen. Doch wie das eigentliche Vorwort der *Dichtungen*, die Widmung an Rudolf Kausler – Ruwalds Vexierbild –, zeigt, ist damit vor allem die Absicht ausgesprochen, vorerst keine Novellen mehr zu schreiben. Als Grund für den Tod, die Flucht ins Ausland oder das Aufgeben des Dichterberufs wird die Überschuldung des Autors angeführt: „[Wenn] die Vorsehung einen Dichter, einen Herrscher über die Herzen der Menschen aus mir hat machen wollen, warum hat sie mich dann nicht besser gehütet?"[83] Es komme ihm vor, als sehe er bereits – wie das lyrische Subjekt in *Die Glocken der Vaterstadt* – von Weitem das heimatliche Panorama, statt aber seine Freunde und Familie mit einem Schatz an Geschichten und Erlebnissen beglücken zu können, werde er kurzerhand von einem Räuber erschlagen.[84]

Die Existenznot hatte Hermann Kurz tatsächlich eingeholt. Noch im Juni 1837 konnten ihm eine Vorschusszahlung von Cotta für seinen Roman *Schillers Heimatjahre* von 26 Louisdor und das Honorar für seine Beiträge in der Zeitschrift *Ost und West* noch einmal Ruhe verschaffen:

> Die Finger zittern mir vom vielen Geldzählen, den ganzen Vormittag hab ich mit meinen Gläubigern zu thun. They deal gently with me! Es ist ein wahrer Gantspektakel: alle kriegen die Hälfte oder ein Drittel u. sind ganz entzückt, wenn sie nur Geld sehen. Meine Verzweiflung die Zeit herein war recht überflüssig: ich sehe nun daß ich ganz leicht mit der Mensch-

81 Vgl. zur Funktion und Theorie der Herausgeberfiktion die grundlegende Studie von Wirt 2008.
82 Hermann Kurz: An Cäruleus. Abschied, zitiert nach: Kindermann 1916, S. 556.
83 Kindermann 1916, S. 551.
84 Vgl. Kindermann 1916, S. 554.

> heit auskomme. Als der erste, ein Schneider, abgegangen war, sagte ich bedenklich: „Glück, sei uns auch so günstig, bei den Andern!“ Dann kam der Hausherr, u. als ich mit dem fertig war, rechnete ich hin u. her, wie viel ich übrig behalte, was noch dazu komme, wie ich ferner abzahlen könne, u. als auch ohne das präsumtive Geld von Prag ein gutes Resultat herauskam, machte ich die Geldlage zu u. sagte:
> Schließe dich, du stille Klause,
> Denn die Ahnfrau geht nach Hause!
> Nämlich die Sorge.[85]

Einige Monate bevor Hermann Kurz aber ankündigte, dass ein neuer Band an ‚Genzianen‘, also der Band *Dichtungen* fertig sei, hatte er von Cotta mitgeteilt bekommen, dass er vom Verlag von *Schillers Heimatjahre* absehen werde (vgl. Kap. I. 2). Zu den inzwischen angewachsenen Schulden kam nun noch eine Bringschuld gegenüber dem Cotta-Verlag hinzu, der er mit Beiträgen für *Cottas Morgenblatt* beizukommen hatte. So klagt Kurz in *An Cäruleus* darüber, dass man nur bereit sei in Eisenbahnen zu investieren, niemand aber spekuliere auf ein Talent. Obwohl der Brief eine gewisse ironische Distanz aufweist, so spiegelt er doch weithin die tatsächliche Lebenssituation von Hermann Kurz wider.

Offenbar werden anhand des Schreibers und seines Adressaten zwei Lebensentwürfe diskutiert. Über Cäruleus wird gesagt, er sitze, wenn auch mehr aus Resignation als aus Neigung, jeden Tag fleißig an Übersetzungsarbeiten, besuche am Abend den „Großherzog von Weimar“ auf ein Glas Wein und ein Beefsteak. Natürlich kann hinter dem Scribenten auch Ruwald aus dem *Wirtshaus gegenüber* gesehen werden. Die beschriebene Szene im „Großherzog von Weimar“ wäre demnach eine Anspielung auf die häufigen Zusammenkünfte von Kurz und Kausler im Gasthof „König von England“, dem ersten Haus in Stuttgart, auf Spaziergänge, bei denen sie, „Schicksal und Gemüt besprechend“, bis spät in die Nacht am Stuttgarter Schloss auf und ab gingen. Während Kurz an der Übersetzung von Ariosts *Orlando furioso* arbeitete, übersetzte Kausler gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich Eduard (von) Kausler (1801–1873) die *Historia rerum in partibus transmarinis gestarum* von Wilhelm von Tyrus.[86] In *An Cäruleus* kündigt sich also, so eine mögliche Lesart, eine frühe Aufkündigung des Dichterberufs zugunsten eines gesicherteren Lebens an. Diese Epistel, mit der ein fiktiver poetischer Nachlass übersendet wird – die 1839 veröffentlichen *Dichtungen* – ist analog zum epigrammatischen Schluss des Gedichts *Nachlass* von 1837 zu

85 Hermann Kurz an Adalbert von Keller, 11.6.1837 (BKe). Die Zitate stammen aus Schillers *Wallensteins Tod* und Franz Grillparzers *Die Ahnfrau*.

86 Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem, aus dem Lateinischen des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus von E. und R. Kausler, Stuttgart 1840.

lesen – „Doch was ich mir in mir gewesen, / Das hat kein Freund geseh'n, wird keine Seele lesen." (G 385):

> [So] ist es mir doch oft vorgekommen, wenn wir einander anblickten, als sähe aus dem tiefsten Grunde der Augen noch etwas anderes heraus, ein ganz geheimes innerstes Eigentum, das wehmütig darum ränge, auch einmal zu seinem Rechte und an den Tag zu kommen. Denn Männer verhalten sich gelegentlich doch ganz anders gegeneinander, als sie innerlich sind, und vielleicht muß, wenn der Geist zum Geiste reden soll, einer von beiden gestorben sein.[87]

Die Erzählungen seien „Viaticum" (Wegzehrung) auf dem Weg zu „ehrlichen Fahnen" (D [I]), also einem bürgerlichen Leben, gleichzeitig ein Vermächtnis der Jugend, denn „es sind die Fabeln und Märchen, mit denen wir uns im langen Winterlager die Zeit vertrieben haben" (D [II]).

2 „Denn ich habe das Meer noch selbst nicht mit Augen gesehen": Die Hexameternovelle *Die Reise ans Meer* (1839)

Die Hexameterdichtungen von Hermann Kurz umfassen nur eine kleine Werkgruppe. Es finden sich neben den Hexameternovellen *Der Blättler* und *Die Reise ans Meer* einige verstreut publizierte Gedichte, die wohl Teil eines größeren Zyklus werden sollten. Als Hermann Kurz das im Sommer 1837 entstandene Gedicht *Liebeslichter* (vgl. BW, 78ff.) gut zehn Jahre später in den *Elsässischen Neujahrsblättern* drucken ließ, setzte er im Untertitel „Bruchstück aus einer Reihe Idyllen" und stellte ein Motto von Goethe voran: „Gerne hätt' ich fortgeschrieben / Aber es ist liegen blieben."[88] Selbst sagte er über seine Hexameternovellen, es seien Texte, die vor 30 bis 40 Jahren, also zur Zeit von Goethes *Hermann und Dorothea* (1797), Idyllen genannt wurden.[89]

Es liegt demnach nahe, dass ihnen der Idyllen-Begriff der Klassik zugrunde liegt, den Schiller in *Über naive und sentimentalische Dichtung* formulierte. Der qualitative Schritt, der in Schillers Gattungstypologie etwa gegenüber den Idyllendichtungen von Salomon Gessner (1730–1788) vollzogen wurde, lag in der Differenzierung zwischen der konkreten motivischen Realisierung der Idylle und ihrer thematischen und formalen Gestaltung: „Der Zweck selbst ist überall nur

87 Zitiert nach: Kindermann 1916, S. 556f.
88 Kurz 1846, S. 151.
89 Vgl. den Brief von Hermann Kurz an Eduard Mörike vom 16. August 1837 (BW, 78).

der, den Menschen im Stand der Unschuld, d.h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen."[90] Der geschichtsphilosophische Beitrag der Idylle liege in der ästhetischen Konkretisierung eines Ideals, das nicht in einer archaischen Vergangenheit, sondern in der Zukunft zu finden sei. Der Dichter „mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitesten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elisium führt".[91] Bei Hermann Kurz wird allerdings nicht der Zustand der Glückseligkeit narrativ angedeutet, sondern ihre Unerreichbarkeit. Sowohl in *Der Blättler* als auch in *Die Reise ans Meer* ist es die dystopische Katastrophe, die mit der Suche nach einem ästhetischen Ideal einhergeht. Die Protagonisten ziehen sich in sich zurück, flüchten vor der Welt, verfallen augenscheinlich dem Wahnsinn, werden für den Außenstehenden zu gescheiterten Existenzen und misanthropischen Eigenbrötlern.

Gustav Schwab sah in *Der Blättler* eine schwermütige Idylle, während *Die Reise ans Meer* „in Mörike's toller Art", d.h. „lässig-sicher", geschrieben sei, und begrüßte die Dichtungen neben dem „regelrechten Spondeengestampf"[92] literarischer Zeitgenossen. Die Hexameterdichtungen von Hermann Kurz entstanden während der engen Verbindung mit Eduard Mörike, ja ihre Freundschaft knüpfte erst an mit den Hexametern auf Kurz, die später unter dem Titel *An H.K.* auch in Mörikes *Gedichten* (1838) erschienen. Mörike riet ihm seinen in *Das Wirtshaus gegenüber* skizzierten Novellenentwurf „Labor improbus" in „ungestiefelten Hexametern" (BW, 36) auszuführen. Da Kurz aber erfuhr, dass Mörike in Cleversulzbach das Grab von Schillers Mutter entdeckt hatte, schrieb er eine kleine Posse über Mörikes zu erwartenden Nachruhm, die er „in barfüßigen Hexametern" (BW, 63) verfasste. Auch in Bezug auf einige Distichen aus der Studentenzeit schrieb Kurz am 23. Juni, er möge sie nur in „ungestiefelter Form" (BW, 44), nach Vorbild von Goethe und Schiller. Noch bevor Mörike 1838 sein *Märchen vom sichern Mann* vollendete und erste Theokrit-Übersetzungen in der *Klassischen Blumenlese* (1840) vorlegte, hatte Kurz die kleine Novelle *Der Blättler* verfasst, die im Juli 1837 fertiggestellt wurde. Erst als Reaktion auf *Der Blättler* sandte auch Mörike seinem Freund den *Sichern Mann* zu (vgl. BW, 117). An Adelbert Keller schrieb Kurz darüber, er habe die gute alte Gattung der Idylle fast vergessen

90 NA XX, S. 467.
91 NA XX, S. 472. Zur Idyllendichtung im 19. Jahrhundert vgl. Seeber / Klussmann 1986 (Hg.).
92 Schwab 1840, S. 869.

gehabt,[93] dank Mörike habe er sie aber für sich wiederentdeckt. Der Vergleich mit Mörike ist auch insofern aussagekräftig, als beide Autoren gleichermaßen den Hexameter dafür nutzten, aus dem Kontrast zwischen prosaischen Szenen und hohem Ton einen ‚barocken Humor' zu erzeugen.[94] Hermann Kurz beherrschte die Spielformen des Hexameters, die klanglichen und dramaturgischen Möglichkeiten und Anforderungen des Versbaus ebenso, wie er seine Tradition und den damit einhergehenden Bedeutungskonnex kannte. Tatsächlich pflegte Hermann Kurz hier wie Mörike eine sehr freie Behandlung des Hexameters. Bereits Goethe hatte dies im *Reineke Fuchs* (1794) vorgemacht.[95] Die ‚anmutige Nachlässigkeit' in der Behandlung des Hexameters, die „ungestiefelten Hexameter", nannte Paul Heyse später „halsgefährlich" (GW I, XXVI) und fand sie nur schwer lesbar. Hermann Kurz missachtete zentrale Regeln der antiken, seit Klopstock im Deutschen gebräuchlichen Regeln, so etwa das Proportionalitätsgebot, wonach die Glieder des Hexameters dem Versende zu länger werden. Offene ‚Regelverletzungen' aber dienten Kurz vor allem dazu, einen Prosaton anzuschlagen, während die Bedeutungsdichte durch Stil- und Darstellungsmittel der Lyrik erhalten blieb.

Der Blättler. Novelle in Hexametern erschien vom 21. bis 23. August 1837 in *Cottas Morgenblatt*. Auch dieses Märchen ist als ein Rahmentext konzipiert, dessen Binnenerzählung vom „Buchdrucker", dem „wandelnden Kinderfreund" und „willkommenen Märchenerzähler" (SW I, 104) erzählt wird. Wie in anderen Erzählungen auch lustwandelt der jugendliche Erzähler an dessen Seite aus der alten Reichsstadt Reutlingen durch die Gärten. Inmitten des ländlichen Idylls hört er plötzlich einen den Lerchengesang durchschneidenden Ton: „Für die Flöte zu scharf, doch zu weich für die Kehle des Vogels, / Langaustönend und dann süßschmetternd in Sprüngen verschmolzen." (SW I, 105) Der alte Buchdrucker weiß eine Antwort auf die Frage, was dieses Geräusch zu bedeuten habe: „Das ist / Nationalmusik, es bläst ein Bursch auf dem Blatte." (SW I, 105) Gleichzeitig erblicken die Wanderer auf der erreichten Anhöhe des Hausbergs eine Elendsgestalt, die in kataleptischer Starre verharrt. Die „wundersame Geschichte vom Blättler", die nun der Buchdrucker erzählt, erklärt inwiefern der lauschende Greis mit dieser Musik in „sonderbarer Verbindung" (SW I, 105) stehe. Es ist der ehemals reiche „TürkentromPeter"[96], der sich vor gut 60 Jahren, also während

93 Vgl. Hermann Kurz an Adalbert von Keller, 25.7.1837 (BF, 253).

94 Vgl. zum Zusammenhang von formaler Versstruktur und Komik in Mörikes *Sichern Mann* die Ausführungen von Hötzer 1998, S. 68ff.

95 Zum Vergleich zwischen Goethes und Mörikes Hexameterdichtungen unter Einbeziehung von Hermann Kurz: Hötzer 1964.

96 Nach *Cottas Morgenblatt:* Kurz 1837f. In SW I, 109 nicht entsprechend typographisch wiedergegeben.

des fünften Russischen Türkenkriegs (1768–1774), dem russischen Heer verpflichtete, da dem jungen verwegenen und abenteuerlustigen Burschen „zu wohl in der Heimat“ (SW I, 106) geworden war. Dort kam er in Gefangenschaft und musste im Haus eines Paschas als Sklave dienen. Das Spiel auf dem Blatt wurde ihm nicht nur zum einzigen Trost, sondern leitete auch seine Befreiung ein:

_ v v _ v v _ v v _ v v _ v v _ x
Doch wenn die| Wächter ge|legentlich| ihn aus den| Augen ver|loren,

_ v v _ _ _ v v _ v v _ v v _ x
Saß er be|trübt im| Mais|| und ge|dachte der| schwäbischen| Knödel.

_ _ _ v v _ _ _ _ _ v v _ x
So nun| ruht’ er einst| aus|| mit| kummer|vollem Ge|müte,

_ v v _ _ _ v v _ _ _ v v _ x
Trocknete| sich den| Schweiß,|| der ihm| reichlich| floß von der| Stirne,

_ v v _ v v _ _ _ v v _ v v _ _
Seufzte zu|weilen|| und| sog be|gierig die| Kühle des| Abends.

_ _ _ _ _ v v _ v v _ v v _ x
In den| Bäumen| flüsterte| leise der| Wind,|| und auf| einmal

_ v v _ v v _ v v _ _ _ v v _ x
Wirft er ihm| neckisch ein| Blatt|| in die| müden| Hände her|unter.

_ v v _ _ _ v v _ _ _ v v _ _
Er, im Ge|müt be|troffen,|| be|sieht’s, als| wär’ es ein| Landsmann,

_ _ _ v v _ v v _ v v _ v v _ x
Und die| heimischen| Weisen, die| Tänze, die| Jugendge|nossen

_ _ _ v v _ v v _ _ _ v v _ x
Führt er | vor seine| Seele zu|rück || mit| stürtzenden| Tränen:

_ _ _ v v _ v v _ v v v _ v v _ x
So al|lein!|| In der| Fremde! Miß|handelt!|| – Doch |mitten im| Jammer

_ v v _ _ _ v v _ _ _ v v _ x
Fällt es ihm| ein zu| sehn,|| ob die| morgen|ländischen| Blätter

_ v v _ _ _ _ _ _ _ v v _ x
Auch musi|kalisch| sei’n;|| er| setzt das| Blatt an die| Lippen

_ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ x
Und be|ginnt:|| Wer| nur den| lieben| Gott läßt| walten –

_ v v _ v v _ _ _ v v _ v v _ x
Aber das| Blättchen er|klang||, man| konnt’ es nicht| schöner ver|langen!

Diese zentrale Passage zeigt nachdrücklich den Beitrag der Versstruktur und der rhythmisch-syntaktischen Darstellung zur Bedeutungskonstitution der Geschichte. Die Erinnerung an die Heimat wird inspiriert vom Anblick des türkischen Mais, der ihn an die schwäbischen Knödel erinnert. Etwa in Vers zehn

und elf wird nicht der Wechsel von Spondeen und Daktylen gepflegt, sondern im repetierenden Rhythmus eine „Ländlerweise“ installiert, von denen jene Verse handeln. Ab Vers 13 wird das Tempo entschleunigt, bis sich schließlich im Folgenden ein *versus spondiacus* anschließt. Der ausschließlich in Spondeen verfasste Vers bekommt dadurch einen besonderen Nachdruck. Die Versgestaltung ist aber auch inhaltlich vermittelt, da hierin das Spiel auf dem Blatt rhythmisch vom Erzählzusammenhang abgesetzt wird. Das „Trostlied“ *Wer nur den lieben Gott läßt walten* von Georg Neumark (1621–1681) ist gerade für die evangelischen Kirchen eines der wirkungsgeschichtlich bedeutendsten Kirchenlieder und behandelt das Thema des Gottvertrauens.[97] Wird nun der getragen klingende *versus spondiacus* zur Darstellung sakraler Zusammenhänge aufgegriffen, so knüpft Hermann Kurz darin auch an literargeschichtliche Traditionen an. In Vers 15, der offenbar selbstreflexiv zu lesen ist, wird das „Blätteln“ bewertet, indem Hermann Kurz ihn mustergültig ausführt: Nach dem fünften Halbfuß folgt eine Dihärese (Penthemimeres), die Daktylen werden dabei von Spondeen unterbrochen, so dass keine Eintönigkeit entsteht.

Der versklavte Peter führt fortan ein vornehmes Leben im Haus des Paschas und spielt bei Festgesellschaften auf dem Blatt, „jenem vergleichbar, / Der mit dem goldenen Horn die Sarazenen behexte“ (SW I, 107f.). Mit dieser Anspielung auf die Rolandsage und das Horn Olifant kündigt sich auch die wenig später erschienene Übersetzung *Ariost's Rasender Roland* an, die zwischen 1840 und 1841 in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschien. Peters Kunstfertigkeit rührt den Pascha so sehr, dass er ihm jeden Wunsch erfüllen will. Dieser aber erbittet sich die Freiheit, worauf der Pascha antwortet: „Diene mir noch ein Jahr, und ich will dich reichlich belohnen“ (SW I, 108) Im Zentrum der Versnovelle steht also ein klassisches Märchenmotiv, wonach der Held sich auf ein Jahr dem ungleich mächtigeren Herrn verpflichtet, nur um nachher hintergangen zu werden. So finden sich im Märchen vom *Blättler* auch Züge eines Wilhelm Hauff, der den einjährigen Dienst etwa in der *Geschichte vom kleinen Muck* (1826) oder in *Saids Schicksale* aus *Das Wirtshaus im Spessart* (1828) einflocht. Ebenso knüpft Kurz mit der Lösung der Handlung an das Motivrepertoire der Kinder- und Hausmärchen bzw. ihrer antiken Vorgänger an. Aus Verzweiflung und Zynismus stimmt Peter eines Abends das Wiener Pestlied des Bänkelsängers Markus Augustin (1643–1685) an, *O du lieber Augustin*. Der Pascha und seine Gäste geraten daraufhin in Extase und die Melodie leitet einen wilden Veitstanz ein, bei dem zuletzt alle völlig erschöpft das Bewusstsein verlieren. Dieses Geschehensmoment ist in verschiedenen Ausprägungen in allen Überlieferungskulturen zu finden, von den

97 Vgl. zuletzt: Fischer 2007.

Berichten der Trancezustände während des Dionysoskults, den Tanzwutanfällen des Mittelalters bis hin zu diversen Märchen. In *Schneewittchen* muss die böse Königin zuletzt bis zum Tode tanzen. Kurz bedient sich aber jenseits dieser Reminiszenzen auch intertextueller Verfahren. Bevor Peter in die Heimat flieht, stiehlt er noch Gold und Juwelen aus der Schatzkammer des Paschas, um sich seinen gerechten Lohn zu holen. Indem Hermann Kurz auf einen Schildbürgerstreich verweist, stellt er seine eigene Novelle in die Tradition der deutschen Schwanksammlungen:

> (Aber den Schatz verbarg er! Am Ort, wo der Bürger von Schilda
> Sicher sein Herzblech trug, von dem witzigen Schneider befestigt,
> Hatt' er ihn eingenäht, und zwang sich beständig zum Sitzen.)[98] (SW I, 109)

Der nun wohlhabende, vielgereiste Peter gibt sein rastloses Leben auf, rasiert sich den Bart, nimmt sich eine Frau und wird ein „geachteter Bürger" (SW I, 109). Die Erzählung bricht aber nicht mit dieser versöhnlichen Szene als impliziter Schlussphrase des Märchens ab („Und sie lebten glücklich…"). Der Buchdrucker deutet in wenigen Versen noch die tragische Wendung der Geschichte an: Nachdem Peters Frau gestorben war, verteilte er sein Vermögen unter den Kindern, die ihn dann verstießen, so dass er ins Waisenhaus gehen musste.

Wie für Kurz üblich, verdeutlicht der junge Zuhörer und Erzähler in einer abschließenden Erzählklammer die poetologische Intention des Autors. Der Handlungsrahmen führt narrativ vor, wie während eines Sonntagsspaziergangs und der aufmerksamen Beobachtung des scheinbar Gewöhnlichen und Alltäglichen tragische, ja phantastisch anmutende Stoffe entdeckt werden können. Wie bereits in den *Familiengeschichten* folgt zuletzt der Hinweis auf die historische Authentizität des Erzählten:

> Also sprach der Erzähler, es waren die Töne verklungen.
> Tränen im Auge schlüpft' ich und Leid im Herzen zum Greise,
> Der auf dem Steine saß, als lauscht' er der Weise noch immer,
> Regungslos, und drückt' in die abgemagerten Hände
> Den sonntäglichen Groschen, bestimmt für den Bücherverleiher,
> Dem ich lesebegierig sonst zuwandte die Barschaft –
> Denn ich hatte ja heut' im lebendigsten Buche geblättert. (SW I, 110)

98 Während des Kriegs bat ein Schildbürger den Schneider, ein Blech in sein Wams einzunähen. Nachdem ein Bauer ihm mit der Hellebarde ins Gesäß gestochen hatte, fand er sich zu seiner Überraschung völlig unversehrt, so dass er ausrief: „Ey nun danke ich Gott, […] der mir dieses Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzen muß!" Zitiert nach: Schwab 1836–1837 I, S. 439.

In den Erinnerungsschriften von Kurz wird die weit verbreitete Kritik an den Leihbibliotheken und der „Lesesucht“[99] regelmäßig persifliert. Der Buchdrucker hatte, so erzählt Kurz in seinen *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859), den jungen Reutlingern ganze Romane von Christian Heinrich Spieß (1755–1799), dem wichtigsten Vertreter des deutschen Schauerromans, vorgetragen und sie damit in das Repertoire der Leihbibliotheken, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einer Sammlung von Unterhaltungsromanen entwickelte, eingeführt. Ungeachtet aller zeitgenössischen Vorbehalte gegen Spieß und die Trivialliteratur überhaupt, wie Walter Benjamin sie im Hörstück *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben* (1932) retrospektiv inszenierte,[100] wird sie bei Kurz immer wieder als Ausgangspunkt seines literarischen Interesses benannt. So erzählt er auch, wie er sich oft nur wenige Schritte von der Leihbibliothek entfernt und dort den dicksten Band in wenigen Stunden „durchgepeitscht“ (SW XI, 30) habe. In der Schlussepisode des *Blättlers* tauscht er den Roman des Buchverleihers programmatisch gegen das „lebendigste Buch“ ein, gegen die fingierte Lebensgeschichte einer zufälligen Bekanntschaft. Gerade weil er in der Versnovelle typische Handlungsmotive des phantastischen Märchens verarbeitet, deutet Hermann Kurz auf ein produktionsästhetisches Verfahren hin, das er auch in *Das alte Paar* skizziert. Die größte Herausforderung des Autors sei nämlich, das poetische Moment im Leben der gewöhnlichen Menschen, etwa eines Greises,[101] zu ergründen. Der Schlussvers des *Blättlers* ist demnach selbstreflexiv zu interpretieren: Im Leser wird eine literarische Welt hervorgerufen, die der Autor anhand eigener Erlebnisse evoziert.

Paul Heyse nahm *Der Blättler* nicht in seine *Gesammelten Werke* auf, obwohl das Urteil über diese Hexameternovelle auch bei Zeitgenossen durchaus positiv war. So schrieb etwa Theodor Storm 1854 an Eduard Mörike: „Vielleicht könnten Sie auch noch ein Blättchen Ihres Freundes Kurtz ohne Mühe herbeischaffen, dessen meisterhaften ‚Blättler‘ ich oft und nie ohne lebhaften Beifall vorgelesen. Das ist auch so eine Perle, die fast keiner kennt.“[102] Auch die inhaltlich und formal

99 Vgl. dazu die Dokumente in: Martino 1990, S. 14ff.

100 Hier lässt er den Schriftsteller Karl Philipp Moritz von den „nichtswürdigen Scharteken dieses Herrn Spieß“ sprechen, „der seine Jammerprodukte mit allen möglichen schöngeistigen oder rührenden Enveloppen versieht“. (Benjamin 1991, S. 649)

101 Das Schlusstableau des *Blättlers* erinnert an die letzte Strophe des bereits 1836 entstandenen Gedichts *Stufen der Menschheit:* „So gieng ich im Gedankenlauf / Der Menschheit Stufen ab und auf: / Wir sind am End’ nicht mehr nicht minder, / Wohl allzusammen Bettelkinder.“ (Kurz 1839c)

102 Theodor Storm an Eduard Mörike, Anfang Oktober 1854, zitiert nach: H. und W. Kohlschmidt 1978 (Hg.), S. 42.

anschließende Versnovelle *Die Reise ans Meer* überging Paul Heyse in seiner Werkausgabe, legitimiert durch den von Kurz verworfenen Versuch einer Überarbeitung. Sie sei zwar von der „kostbarsten humoristischen Laune" geprägt, lasse den Leser aber mit einem „starken Gefühl der Enttäuschung über die fehlende Pointe" (GW I, XXVI) zurück: Die Novelle handelt von der Reise zweier Studenten ans Meer, doch bricht sie unvermittelt ab, ohne zu offenbaren, was der Held dort zu sehen bekommt. Der Autor begründet dies in einer kurzen Nachschrift darin, dass er selbst das Meer nie mit eigenen Augen gesehen habe.[103] Nach dieser Anmaßung eines jungen Humoristen, einer bloßen „Neckerei des Lesers", der sich durch 35 Seiten an Hexametern arbeiten müsse, um schließlich nichts zu finden als ein paar entschuldigende Worte des Autors, verwundert es Paul Heyse nicht, dass Kurz für einige Zeit vom „geneigten Leser" ignoriert worden sei (vgl. GW I, XXVI). *Die Reise ans Meer* ist aber der für die Poetik des jungen Kurz zentrale Text, denn in einem zunächst unter dem Titel *Poetisches Bekenntnis* entstandenen Epilog abstrahierte Kurz seine in der Versnovelle verarbeiteten Ansätze der ‚reichsstädtischen Erzählung'.

Die Arbeit an *Die Reise ans Meer* wurde im April 1838 begonnen und im Januar 1839 abgeschlossen. Sie sollte, wie bereits *Der Blättler,* in *Cottas Morgenblatt* erscheinen, doch Kurz selbst befürchtete, dass der Epilog mit seiner „Polemik gegen die neuste poetische Literatur (Freiligrath, Grün, Lenau, Beck etc.)"[104] ein Hindernis abgebe. Tatsächlich wurde, womöglich wegen des Epilogs, die Novelle von Hermann Hauff nicht zum Druck angenommen. Dagegen brachte Rudolf Glaser, Redakteur von *Ost und West,* nur das *Poetische Bekenntnis* als ein „Bruchstück" der Hexameternovelle. Immerhin wollte Glaser in seiner Prager Zeitschrift auch ein Forum deutscher und slawischer Literatur begründen, wofür Kurz' Text als Beispiel einer ‚unzeitgemäßen' Poetik sicher von besonderem Interesse war.

Zwischen die Versnovelle und den eigentlichen *Epilog zu der „Reise ans Meer"* schaltet Kurz in den *Dichtungen* die fiktive Epistel der Adressatin Lucie ein. Sie beschwert sich über den ausbleibenden Schluss, darüber „ins Blaue zu sehen"

103 In der Selbstbetrachtung der *Denk- und Glaubwürdigkeiten* findet sich eine Parallelstelle. Der junge Kurz hatte in seinem Romanversuch „Die Belagerung von Reutlingen" seine beiden Kontrahenten, den „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe (1204–1247) und einen nach Vorbild von Georg von Sturmfeder aus Wilhelm Hauffs *Lichtenstein* historisch fingierten Helden, auf eine einsame Insel versetzt. Ihm gelang aber keine literarische Ausgestaltung dieser Szene, was er mit einem Selbstzitat aus *Die Reise ans Meer* begründete: „Meine schwächste Seite war jedenfalls die ‚malerisch-romantische': da ich den Bodensee und seine Umgebungen nie mit Augen gesehen hatte, so mußte ich die Farbenschachtel, der ich mein Landschaftsgemälde entnahm, sorgfältig, ja geizig zu Rate halten." (SW XI, 42)

104 Hermann Kurz an Adelbert Keller, Januar 1839 (BF, 499).

(BW, 238), und wünscht sich stattdessen ein ergötzliches Ende, wenigsten einen flüchtigen Eindruck. Überhaupt scheint ihr die Erzählung unvollendet zu sein. Der Dichter antwortet mit den berühmt gewordenen Versen, die Kurz' Ästhetik am besten charakterisieren,[105] dabei aber leicht missverstanden werden können:

> Denn ich habe das Meer nicht gesehn! nur wo ich geboren,
> Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
> Nicht nur weil ich von je die Heimat fleißig betrachtet,
> Jegliches eingeprägt den leicht vergessenden Sinnen,
> Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
> Busch und Baum als Verwandte mir wies, und jeglichen Hügel,
> Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte. (BW, 239)

In diesen Worten wird seit Paul Heyses Biographie sowohl die „wahre Kraft" von Hermann Kurz gesehen als auch die „Grenzen derselben" (GW I, XXVII). Kurz lehnt sich in diesen literarästhetischen Überlegungen gewissermaßen an das Bild der Reichsstadt an, das sein Frühwerk nachhaltig prägt. Als Dichter fühlt er sich in seiner Heimat „auf sicherem Boden", weil er dort, wie Uhland sagen würde, ein ‚poetisches Leben' führte. Sie umschließt seine Phantasie mit einer imaginären Stadtmauer, so dass ihm selbst die Landschaft – wie in *Die Liebe der Berge* geschehen – mit ihrer Geschichte und Topographie als Zeitgenossin seiner Kindheit und Jugend erscheint. Dabei verweist Kurz also auf die im Vorwort der „Reichsstädtischen Geschichten" und im *Wirtshaus gegenüber* beschriebenen Ansätze eines ‚kindlichen Ahnungsvermögens', das keinen Unterschied zwischen erlebter und phantastisch-spekulativer Wirklichkeitserfahrung kennt.

Dass Kurz seine Darstellung, die etwa im Fall der *Reise ans Meer* nicht in Schwaben spielt, sondern sich von Jena aus über die Lüneburger Heide Richtung Nordsee orientiert, stets rückbindet an seine Heimat, wird in über hundert Hexametern begründet. Dabei nimmt er ausdrücklich darauf Bezug, dass die regionale Verwurzelung seiner Poesie auf eine bewusste, poetologisch geradezu notwendige Selbstbeschränkung und nicht auf das fehlende Können zurückzuführen sei. Er wolle schließlich nicht mit Reise- oder Geographiebüchern konkurrieren: „Was hilft es euch denn, bei Apollo!" (BW, 240) Ebenso könne man Neujahrs- und Geburtstagsgedichte mit dem *Reimlexion* von Peregrinus Syntax[106] verfertigen, ohne ein Dichter zu werden. Es müsse einen grundlegenden Zusammenhang zwischen der individuellen Lebenswirklichkeit des Dichters und seiner

105 Vgl. u.a. die Anthologie *Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts*, Imelmann 1880 (Hg.), S. 458. Hier ist diese Passage schlicht mit „Hermann Kurz" überschrieben.

106 Seine Ausgabe des *Allgemeinen deutschen Reimlexikons* (Leipzig 1826) von Peregrinus Syntax ist zu finden in der Bibliothek von Isolde Kurz im DLA Marbach, Sig. Y 135.

Stoffwahl geben: „Drum das Erlebte will ich, und Wahrheit ist mein Signalwort [...].“ (BW, 241) Wahrheit offenbare sich also in der Aneignung prosaischer Stoffe, im einfältigen Nächsten und gemeinen täglichen Leben (vgl. BW, 240), entsprechend liege darin die Herausforderung des Dichters. Im einzelnen Schicksal soll sich das allgemeine tragische Moment zeigen. Um ‚wahre‘ Poesie zu schreiben, sei es also nicht notwendig, sich wie Ferdinand Freiligrath in die Perspektive der „Löwen der Wüste“[107] (BW, 240) einzufühlen. Ebenso wie den literarischen Exotismus, lehnt Kurz die zeitgenössische Weltschmerz-Lyrik eines Nikolaus Lenau ab. Das Leiden des Prometheus sei nur noch Überlieferung und Redensart, bestehe in der „gedrechselten Phrase“ (BW, 242). Selbst in Goethes *Faust* sei für Kurz eine Gretchen-Szene gehaltvoller als alle philosophischen Spekulationen, das müsse selbst Faust erkennen, der, als er Margarete verliert, ausruft: „O wär' ich nie geboren!“ (V. 4596) und damit den „Jammer der Menschheit“ (BW, 242) fühlt. Der zeitgenössische Dichter empfinde diesen Jammer aber nicht, sondern habe sich „angesiedelt am Weltschmerz“ (BW, 242) – so wie Kurz selbst noch in seinen Jugendgedichten – und lege diese Empfindung aus wie ein zufriedener Krämer seine Waren.

Eduard Castle vermutete,[108] dass Nikolaus Lenau mit *An einen Tadler* auf das *Poetische Bekenntnis* reagierte und tatsächlich erinnern die angesprochenen Kritikpunkte an Kurz' Polemik:

> Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
> Und Tränenkünstelei, so hast du recht;
> Doch hast du was von einem Henkersknecht,
> Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.[109]

Da Lenaus Gedicht allerdings 1838 im *Album* erschien, das von Friedrich Witthauer zugunsten der überschwemmten Städte Pesth und Ofen herausgegeben wurde und schließlich im selben Jahr noch in den *Neuen Gedichten* (Stuttgart 1838) gedruckt wurde, kann Lenau das *Poetische Bekenntnis* nicht gekannt haben. Hermann Kurz stimmte vielmehr in einen Chor kritischer Stimmen ein, der ihn während seiner Arbeit an der Hexameternovelle inspirierte. Im selben Brief, in dem Hermann Kurz seinem Freund Kausler das erste Mal von der Hexameternovelle *Die Reise ans Meer* erzählte, berichtete er auch von seiner Lektüre

107 Vgl. das Gedicht *Löwenritt*, zunächst erschienen in: Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835, hg. von Adalbert von Chamisso / Gustav Schwab, S. 91ff.

108 Vgl. Lenau 1923, S. 481. In *An einen Tadler* wird aber Eduard von Bauernfeld (1802–1890) angesprochen.

109 Lenau 1989–2004 II, S. 184.

des Berliner *Gesellschafter,* den *Blättern für Geist und Herz*. Hier hatte der für das Berliner Reformjudentum bedeutende Schriftsteller und Achtundvierziger Aaron David Bernstein (1812–1884), der regelmäßig unter dem Pseudonym A. Rebenstein schrieb, in seinem Artikel *Verzweiflungs-Literatur* diejenigen Autoren in sarkastischem Ton rezensiert, gegen die auch Kurz im *Epilog* polemisieren wird:[110]

> Eine Kritik von A. Rebenstein im Berliner Gesellschafter hat mich sehr erbaut; er nimmt Karl Beck, den neuesten Ableger von Grün und Lenau, mit, wieder einen zerrissenen Ungarn, der nächtliche gepanzerte Lieder herausgegeben hat, und votiert ihm seinen Schmerz sehr witzig hinaus. Bei dieser Gelegenheit kriegt auch Freiligrath eine Schlappe, und ich finde die Bemerkung sehr scharfsinnig, womit er ihm die Karten aufdeckt: er habe natürlich zuerst die Worte „tapfer“ und „Wams“ gehabt und dann mühselig „Zapfer“ und „Rotterdams“ dazu gesucht; damit man aber dies nicht merke, habe er die letztern vorangeschoben, als ob sich die natürlichen aus ihnen ergeben hätten. Es ist ganz richtig, in diesen Worten liegt das ganze, den Herrn vielleicht nicht immer bewußte Geheimnis der modernen Reimschmiedekunst.[111]

Wie Hermann Kurz den Weltschmerz-Dichtern vorwirft, ihr Bezugssystem sei allenfalls in der Literatur zu finden, ihren Poesien liege kein selbst erlebter Konflikt zugrunde, sieht auch Rebenstein in Karl Becks Lyrik eine allgemeingültige Dialektik. Es bestätige sich nämlich in der Literaturgeschichte, daß jede Richtung durch „Nachtreter“ ihr Ende finde, keine literarische Opposition sei so wirkmächtig als die pervertierte Nachahmung des Bestehenden: „In diesem Sinne könnte man mit Recht von Karl Beck sagen, er erreiche die Spitze der

110 Bernstein 1838.

111 Kurz an Kausler, April 1838 (BF, 393). Vgl. dazu Rebenstein 1838: „Aber wie es Einem fast unmöglich ist, zu einer alten Musik andre, als alte Verse zu dichten, so ist es auch fast unmöglich, mit verbrauchten Reimen andere als verbrauchte Gedanken zu fassen. Daher hat sich in neuerer Zeit besonders eine originelle Reimsucht herausgestellt, die eine Gedanken=Originalität nach sich schleppte: freilich keine sehr lobenswerthe, aber doch immer eine solche, die ihrer Neuheit wegen das Ohr anzieht und somit auch eine Anregung im Leser hervorbringt. Wenn man z.B. sagte: ‚In Rotterdam saßen bei einem Weinschänker Männer, die tapfer zechten‘, so liegt darin noch gar nichts Besonderes; wenn aber Verse daraus gemacht werden, wo die Reime merkwürdig sind, so klingt das anders. Man braucht hierbei eine eigene Taktik, indem man die recht gesuchten Reime voransetzt und die natürlichen nachbringt. Freiligrath bringt obige Zeilen in Vers, man höre sie: ‚Es war bei einem Zapfer / Im Weichbild Rotterdam’s; / Sie saßen und zechten tapfer / In Federhut und Wamms.‘ Es ist unbezweifelt, daß ‚tapfer‘ und ‚Wamms‘ früher im Dichter entstanden, dazu sind die gesuchten Reime ‚Zapfer‘ und ‚Rotterdam’s‘ hergeholt; wären sie, wie sie entstanden, hergestellt, so würde Jeden die Gesuchtheit abschrecken, die Technik aber führt Freiligrath zu der Finte, das Gesuchte voran zu stellen und die Sachen klingen schon wie etwas Rechtes, obgleich damit nichts mehr gesagt ist, als die nüchternen prosaischen Zeilen bedeuten.“

Verzweiflung=Literatur dort, wo sie zum Wahnsinn zu werden beginnt."[112] Beck schrieb in seiner 52. Nocturne davon, im „leeren Raum" finde man kein Herz, der belebten und unbelebten Natur schreibe erst der Mensch eine Seele zu. Er selbst sei dabei unfähig zu lieben und so bleibe ihm nichts anderes übrig, als den „thränenfeuchten Blick" in sich selbst zur richten. Dort finde er aber nichts weiter als einen nicht enden wollenden „Wust von Nachtgespenstern".[113] Dazu schrieb Rebenstein die scharfzüngige Bemerkung:

> Wenn mir Jemand so etwas sagt und es seine Meinung ist, so spreche ich zu ihm: Vor allem, lieber Freund, mußt du dir Bewegung machen, um deine Unterleibsbeschwerden los zu werden; sodann mein Lieber, sieh nach, ob du einen Glauben oder ein Vaterland, oder einen Vater, eine Mutter, einen lieben Bruder, einen Freund, oder gar eine Geliebte hast, kurz etwas woran der Mensch menschlich hangt; [...] aber ich bin gewiß, du kommst auf diesem Wege sicherlich noch an einen Ort, wo du sehen wirst, wie weit Menschen lieben, wenn's auch noch so toll dort hergeht: ich meine das Tollhaus.[114]

Damit wird nicht nur die diskursive Anbindung der Hexameternovelle von Hermann Kurz deutlich, sondern auch die Entstehungschronologie: Der Epilog ist kein nachträglicher Kommentar auf die Novelle, vielmehr kann im eigentlichen Kerntext der Binnenhandlung, ein Versuch gesehen werden, die polemischen, normativ anmutenden Forderungen des *Epilogs* einzulösen.

Kurz stellte sich auch ausdrücklich gegen die politische Dichtung des Jungen Deutschland und des Vormärz, gegen die ‚volkserzieherische', didaktische und staatsreformerische Poesie: „Denn was hat ein Gedicht mit praktischen Dingen zu schaffen?" (BW, 242) Die Dichtung ist für ihn ein „heiliger Boden" (BW, 243), der Pegasus solle nicht „vor den politischen Karren" (BW, 243) gespannt werden. Er ehre zwar den Freisinn – „Aber warum denn in Versen?" (BW, 243) Ein aktueller Diskurs, der womöglich auch im Hintergrund dieser Verse steht, spiegelt sich im Motiv der Eisenbahn, das für alle der genannten Dichter in diesen Jahren von besonderem Interesse war.[115]

Am 7. Dezember 1835 fuhr die Dampflokomotive „Adler" von Nürnberg nach Fürth. Im Bewusstsein dieses technologischen Fortschritts suchten diverse Dichter nach einer Antwort auf die Frage, welche soziale, staatspolitische, ästhetische, sogar ontologische Bedeutung dem Eisenbahnnetz in Zukunft beizumessen sei. Anastasius Grün (1806–1876) schrieb in *Poesie des Dampfes* (1837)

112 Rebenstein 1838.
113 Jeweils nach: Beck 1838, S. 151.
114 Rebenstein 1838.
115 Vgl. zu diesem Komplex: Mahr 1982; Plett 2004.

dagegen an, dass in einer Welt der Technik und der Maschine gleichzeitig „Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern“[116]. Der Poet soll helfen, die Eisenbahn als „wandelnden Altar des Geistes“ zu erkennen, die Möglichkeit einer neuen literarischen Welterfahrung und die Chance auf ein sich durch das Eisenbahnnetz friedlich vereintes „glorreich Vaterland“[117]:

> Laßt beten ihn, und ahnen so im Stillen,
> Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
> Als heilger Tempelvorhang, zu verhüllen
> Der Zukunft Schickungen dem jetzgen Volke.[118]

Auch Lenau wiegt in seinem Eisenbahn-Gedicht *An den Frühling 1838* die Argumente für und wider den Zukunftsoptimismus ab. 1837 war die Strecke Floridsdorf-Deutsch-Wagram von der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn erschlossen worden. Er befragt den Frühling als poetischen Ort, ob der einziehende Fortschritt, die Abholzung des Waldes und damit des alten romantischen Dichterhains zugunsten des Eisenbahnnetzes ein heilbringendes Opfer sei oder den Sieg eines prosaischen Zeitalters bedeute, in dem nur Profitgier und Sensationslust befriedigt werde:

> Doch du lächelst freudenvoll
> Auf das Werk des Beils,
> Daß ich lieber glauben soll
> An die Bahn des Heils.[119]

Karl Isidor Beck (1817–1879) wurde 1838 mit seinem Gedichtband *Nächte. Gepanzerte Lieder* weithin bekannt. Vor allem das sechste Nocturne des Zyklus, *Die Eisenbahn,* sorgte im Umkreis des Jungen Deutschland für Begeisterung.[120] Die Aktiengesellschaften werden zu einheit- bzw. ehestiftenden Institutionen erklärt, das Eisenbahnnetz soll Deutschland wie ein eisernes Band umschließen:

> Die Papiere – feilgeboten –
> Steigen, – Fallen, – o Gemeinheit!
> Mir sind die Papiere – Noten,
> Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
> Diese Schienen – Hochzeitsbänder,

116 Grün 1837, S. 237.
117 Jeweils Grün 1837, S. 240.
118 Grün 1837, S. 241.
119 Lenau 1989–2004 II, S. 139.
120 Vgl. Häusler 2001, S. 274ff.

Trauungsringe – blankgegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.[121]

Wie eine später erschienene, bisher unbekannte Kalendergeschichte von Hermann Kurz belegt, war er selbstverständlich aufgeschlossen für den technologischen Fortschritt.[122] Die Eisenbahn begrüßte er in seinen Ausführungen in *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort* (1845) und in einem Beitrag für das *Deutsche Familienbuch* (3, 1845) als Garant einer besseren Zukunft für den dritten Stand. Der aus Schwänken und Anekdoten bestehende Text *Jetzt verreck'!* erschien zunächst in *Nieritz' Volkskalender für das Jahr 1849*, für den auch Willibald Alexis oder Jeremias Gotthelf schrieben. Schließlich wurde die Geschichte für das Jahr 1850 erneut abgedruckt in der Rubrik „Belehrende und unterhaltende Geschichten" des vielleicht bedeutendsten Kalenders, im *Großen Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten*. Der schwäbische Ausruf des Erstaunens „Jetzt verreck'" fällt, als der Bauer Peter das erste Mal eine Eisenbahn sieht. Zuvor hatte er immer geglaubt, es handele sich um einen Mythos. Aber der Schwank dient Kurz nur als induzierendes Exempel dafür, inwiefern sich Ideen gegen alle Widersprüche und Vorurteile durchsetzen: „Was der Mensch nicht reimen kann, das sucht er zu fressen, auf eine oder die andere Art." Dieser Satz hat auch in Kurz' Gegenwart noch Bestand:

> In unserer zahmen Zeit, wo man die Leute nicht mehr ihrer Ueberzeugung willen martert und verbrennt, haben auch diese Menschenopfer eine zahmere und humanere Form angenommen. Moloch hieß in den ältesten Zeiten das Wesen, dem man Menschen opferte, nachher nahm es andre Namen an, doch wie es auch heißen mag, es war und ist der Dämon des Unverstandes. Diesem Dämon opfern manche, die zu vornehm und zu wohlgezogen sind, um die Worte unsers Peters in den Mund zu nehmen, aber doch getreulich nach seinen Worten thun.
>
> Aber noch weniger als ein Bahnzug läßt sich der Geist irre machen durch ein ungeduldiges Wort oder Werk. Darum seid getrost, die ihr zum Geiste geschworen habt. Ueber ein Kleines, so werden ihm seine Widersacher ohnmächtig nachstaunen und die Geschichte wird i h n e n vielmehr, während e u r e Namen leben, den Tod anthun, den jener Bauer auf so unmanierliche Weise dem dahinsausenden Dampfrosse nachgesendet hat.[123]

121 Beck 1838, S. 31.

122 Vgl. den Teilabdruck: „Jetzt verreck'!". Unbekannte Erzählung von Hermann Kurz. Mitgeteilt zu seinem 201. Geburtstag von Matthias Slunitschek, in: Reutlinger Generalanzeiger, 28.11.2014.

123 Zitiert nach: Anhang 5.2.

Diese Publikation ist umso bemerkenswerter, als 1849 das württembergische Eisenbahnnetz von Heilbronn bis Friedrichshafen reichte, das Lied *Auf der schwäbischen Eisenbahn* allgemein bekannt wurde und der *Lahrer hinkende Bote* mit dem Jahrgang 1850 ein neues Erscheinungsbild erhielt: An die Stelle des Segelschiffs trat ein modernes Dampfschiff, durch den Hintergrund fuhr nun eine Eisenbahn. Hermann Kurz pflegte also keineswegs naiv-romantische und der Gegenwart entfremdete Ansichten. Im *Epilog zur „Reise ans Meer"* schreibt er ausdrücklich: „Aber in Prosa, bitt' ich, erörtert eure Reformen" (BW, 242), Poesie im engeren Sinn, diene nicht dazu, etwas zum „Geschäftsgang" (BW, 243) des Staats – sei es auch aus einer Opposition heraus – beizutragen. Ansonsten verkomme sie zum rhetorisch-ideologischen Instrument, um die „schwer bewegliche Masse" (BW, 243) anzulocken, und sei allein eine „äußere sterbliche Hülle" (BW, 243).

Einen Gegenentwurf zu den aktuellen Strömungen der Literatur fand Hermann Kurz dagegen bei Karl Immermann, dessen Roman *Münchhausen* (1838) zeitgleich mit Kurz' eigenen, für seine poetologischen Vorstellungen grundlegenden Erzählungen entstanden war. In diesem Bestseller des 19. Jahrhunderts ist also kein Vorbild, sondern ein Beleg für seine eigene, unabhängig entstandene Ästhetik zu sehen:

> Denn wir haben das Beste: vor allem Ehre der Feder,
> Die den Münchhausen schreibt! und den Jäger so lieblich zum Ziel führt!
> Hier ist –
> Aber o weh, ich bin ins Dozieren geraten
>
> Was dir abscheulich ist! nun denkst du im stillen: wie taktlos!
> Denn mein Schwank hier ist doch zu gering, um andre zu schelten. (BW, 243)

Kurz legt aber die literarischen Ansätze Immermanns nicht offen, unterbricht seine Ausführungen und lässt den Vers anakoluthisch enden. Dabei unterscheidet er ausdrücklich zwischen beiden Romanteilen, den *Münchhausen*-Episoden und der Geschichte des schwäbischen Jägers, also den so genannten *Oberhofgeschichten*.[124] Die komplementäre Anlage des Romans ist zentral für die Lesehaltung, denn die Differenz beider lose verbundenen Handlungskomplexe konstituiert ihre Einheit. Gegenüber den exotischen und skurrilen Lügenmärchen des vermeintlichen Münchhausen-Enkels und den mit ihnen verknüpften satirischen und zeitkritischen Gegenwartskommentaren steht eine in sich geschlossene, im

124 Vgl. dazu die ausführliche Studie über die Abspaltung der Oberhof-Episoden vom Werkganzen nach 1860: Hasubek 2004.

„alten“ Westfalen spielende Geschichte,[125] die als gattungstyplogisches Bezugsmoment der ‚Dorfgeschichte‘ gilt. Wollte man den Vers „Hier ist –“ entsprechend weiterführen, so könnte sich die Feststellung anschließen, dass Immermann eine ‚moderne‘, d.h. eine nicht chronologisch geordnete, unabgeschlossene, der Gegenwartserfahrung entsprechende und ästhetisch selbstbezügliche Form entwickelte, gleichzeitig aber eine anmutige, tendenzlose Geschichte mit kulturhistorischer, auch regionaler Bindung erzählte.

Vor allem im ersten Teil der ‚Oberhofgeschichten‘ (Zweites Buch) sind sowohl nach schreibstrategischen als auch inhaltlichen Aspekten Berührungspunkte zwischen Immermann und Kurz zu finden. Wie Kurz die Überlieferungstradition der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen nutzt, um ein authentisches Szenario darzustellen, verwendet Immermann eine Passage aus Nikolaus Kindlingers zweitem Band *Münsterische Beiträge zur Geschichte Deutschlandes, hauptsächlich Westfalens* (1790), um „auf den Schauplatz der Handlung“[126] zu führen. Während Kurz seine Erzählungen in der historischen Kluft zwischen dem alten Reutlingen und seiner neuwürttembergischen Gegenwart schreibt, die nach wie vor von einem „reichsstädtischen Geist“ durchzogen ist, so handelt auch Immermanns Geschichte von einer provinziellen Gesellschaftsstruktur, die zwar nicht mehr aus den „uralten Wehren freier Männer“ besteht, da deren Selbstständigkeit längst „in den großen Not- und Bergehafen des modernen Staats getrieben worden“[127] ist, in der aber noch die „ersten Stammeserinnerungen“[128] wirken. Auch Immermann sucht in den ‚Oberhofgeschichten‘ das Leben von „guten Originalen“[129] auf, wie dem Hauptmann, der an einem Tag ein stolzer Preuße, am anderen ein wütender Bonapartist ist. Die architektonischen Überbleibsel werden ebenso wie in den *Familiengeschichten* als Garanten eines Überlieferungskontinuums wahrgenommen: „So erzählen gewissermaßen die steinernen Trümmer Geschichten und die Menschentrümmer, welche darunter umherwanken, Memoiren.“[130] Der schwäbische Jäger, der wie Kurz’ Gestalten vom Tübinger Protestantismus geprägt und dessen Liebschaft durch den *Schwäbischen Merkur* zum Stadtgespräch wurde, findet im Soziotop der Oberhöfe die „Poesie des Lebens“[131].

Wenn Kurz in seinem *Epilog* schließlich ankündigt, alles Weitere übergehen zu wollen, ist dies nur eine rhetorische Strategie. In der sich anschließenden

125 Vgl. Hasubek 1996, S. 125–148.
126 Immermann 1977, S. 149.
127 Immermann 1977, S. 149.
128 Immermann 1977, S. 149.
129 Immermann 1977, S. 216.
130 Immermann 1977, S. 212.
131 Immermann 1977, S. 222.

Präteritio skizziert Kurz den Lebensweg seines Helden, den der Leser zu Anfang als Misanthropen und Geigenvirtuosen kennenlernt, in lapidaren Sätzen. Leicht hätte Kurz den Erzählzyklus schließen können. Doch indem die Meerabenteuer ausbleiben, verdeutlicht er, dass es ihm nicht darum geht, was der Held am Meer erblickt, welche „verschiedenen Fata" (BW, 244) er durchlebt und warum er „den Gestirnen grollend" (BW, 244) zurückkommt. Der Autor vertröstet die fiktive Adressatin Lucie, die hier zum letzten Mal angesprochen wird, er wolle fortfahren mit seinen Erzählungen: „Denn ich leide ja selber so sehr als mein Held an der Meersucht, / Und ich hoff' es zu sehn!" (BW, 244) Mit diesem Neologismus, der das Meer mit der psychopathologischen Krankheit des Heimwehs oder der Heimsucht (Nostalgie) verbindet, markiert Kurz die Unerreichbarkeit eines ästhetischen Zustands, das Schaukeln in „unendlichen Wellen" (BW, 244), der in *Die Reise ans Meer* nur als Ahnung und in Negation dargestellt wird. Auch in den *Hymnen an die Nacht* von Novalis heißt es: „Es wogt das volle Leben / Wie ein unendlich Meer –"[132]. Die Topoi der Unendlichkeit und Unerreichbarkeit werden aber nicht nach romantischer Manier behandelt. Es geht dem Helden wie seinem Autor eben nicht um eine seltsame und wunderbare Imagination, sondern um das Erlebnis einer die reine Vorstellungskraft übersteigenden Seite der erlebten Wirklichkeit, die mit eigenen Augen gesehen werden muss, um sie darzustellen.

Angedeutet wird das ästhetische Sehnsuchtsobjekt Meer bereits in formaler Hinsicht, denn das Versmaß der Hexameternovelle ist sicher auch dem Gegenstand geschuldet. Schiller schrieb in den Xenien des *Musenalmanachs auf das Jahr 1797* über den epischen Hexameter: „Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen, / Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer."[133] Diese Schulverse dürften Hermann Kurz kaum entgangen sein.[134] Die verschwiegenen Erlebnisse am Meer werden auch insofern reflektiert, als der Leser den Helden zunächst als musizierenden Eigenbrötler kennenlernt. Er widmet sich mit dem Violinspiel, das ihm zur Sprache wird, der romantischsten aller Künste. In E.T.A. Hoffmanns *Fantasiestücke* (1814/15) heißt es über Beethovens Instrumentalmusik und ‚absolute' Musik überhaupt, sie sei „allein ächt romantisch, denn nur das Unendliche ist ihr Vorwurf"[135]. Das Detail der Rahmenhandlung erinnert aber auch an die vielfach aufgegriffene Metapher der Musik

132 Novalis 1960–1999 I, S. 152.

133 NA I, S. 285.

134 In seiner Sammlung *Fausts Mantelfahrt* (1834) parodierte Kurz unter dem Titel *Auf einen Lyriker* Schillers Merkverse auf das idealtypische Distichon: „Brausend stiegst du empor und hoch, ja du machtest mich staunen, – / Jetzt, wie der Springquell fällt, sinkst du melodisch herab." (Kurz 1834, S. 23).

135 Hoffmann 1985–2004 II.1, S. 52.

als „tönendes Meer“, wie sie etwa in Wilhelm Heinrich Wackenroders *Phantasien über die Kunst* zu finden ist.[136] Bevor also die Reise ans Meer beginnt, ist das Ziel klanglich und motivisch-assoziativ präsent.

Wie für Kurz' Erzählungen üblich und im *Epilog* gefordert, führt die Reise zwar ans Meer, sie beginnt aber in Reutlingen: „Willst du mir folgen, so komm! wir laufen vom Stapel der Reichsstadt, / Stets von der Reichsstadt aus, so will es die launische Muse!“ (BW, 214) Der Erzähler führt seine Adressatin Lucie und den Leser hinter die Stadtmauer Reutlingens, durch die Gärten am Gänseweiher und am Hundsgraben entlang zu einem verwunschenen Häuschen. Als die Versnovelle geschrieben wurde, existierten sowohl der Weiher im Osten des Stadtkerns als auch der Hundsgraben (heute: Kaiserstraße), eine alte Vorbefestigung der Stadt, nicht mehr. 1836 wurden sie zugeschüttet und auf Höhe des Gänseweihers eine Parkanlage (Planie) errichtet, wo schließlich 1899 das Hermann Kurz-Denkmal aufgestellt wurde. Am Fuß der Achalm lebt völlig zurückgezogen ein Sonderling, der jeden Monat drei Tage fastet, während er die Nächte hindurch Violine spielt. Man erzählt sich in Reutlingen (vgl. BW, 215), dass ihn eines Nachts auch der Geigenvirtuose Niccolò Paganini (1782–1840) aufgesucht habe, um mit ihm zu duettieren und konkurrieren. Dabei dachte Kurz an Paganinis große Europa-Tournee, bei der er am 3., 5. und 7. Dezember 1829 auch in Stuttgart Konzerte gab. Die Beschreibung des Helden, dessen Laune „aschgrau“ (BW, 214) sei und etwas Dämonisches an sich habe, erinnert an den „Teufels-Geiger“ selbst, dessen Rezensenten gerne die Physiognomie Paganinis mit seinem Spiel verglichen. Auch in *Cottas Morgenblatt* ist von einem hageren und bleichen Schattenwesen mit roten Augenringen, nachlässig gepflegtem Haarwuchs und Anzug die Rede, dessen bezauberndes Spiel der äußeren Erscheinung diametral gegenüberstehe. Noch bevor Paganini nach Württemberg kam, galt der Begründer einer neuen Epoche des Instrumentalspiels und Vollender der Geigenkunst seinen Zeitgenossen als mythische Gestalt:

136 Vgl. etwa das Kapitel „Wunder der Tonkunst“ in: Wackenroder 1910 I, S. 164: „Wenn andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Witzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Ideen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; oh, so schließ' ich mein Auge zu vor all dem Kriege der Welt, und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich in ein tönendes Meer verlieren, – wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben und monströser Hieroglyphenschrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unsers Herzens durch leise Berührung auf einmal geheilt wird.“

> Paganini wird in seiner Kunst einen welthistorischen Namen haben. Wäre er mit derselben einige Tausend Jahre früher, im heroischen Zeitalter, geboren worden, so würde man von ihm dasselbe, und gewiß mit mehr Recht, gesagt haben, was die Fabel von Orpheus sagt.[137]

Auch ein jugendlicher Beobachter in *Die Reise ans Meer* weiß, von einem seltsamen Wesen „[mit] erdfahlem Gesicht und feuersprühenden Augen“ (BW, 216) zu berichten.

– – – v v – v v – v v – v v – x
Als der| Meister des| Bogens,|| der| göttliche| Mann Paga|nini,

– v v – v v – – – – v v – x
Endlich in| unsere| Hauptstadt| kam|| auf| seinem Tri|umphzug,

– v v – – – v v – v v – v v – x
Hab’ er – ich| weiß nicht,|| was für ein| Dämon ins| Ohr ihm ge|flüstert –

– v v – v v – v v – v v – v v – x
Seltsame| Mären von| diesem ver|borgenen| Künstler ver|nommen;

– – – v v – – – – – v v – x
Er nun,| voller Be|gier,|| den| Neben|buhler zu| sehen,

– v v – v v – v v – v v – v v – x
Meldet sich| krank von der| Mühe des| ersten Konz|erts und ver|bittet

– v v – – – – – v v – v v – x
Jeden Be|such,|| ver|schließt sein| Zimmer,|| am| heimlichen| Abend

– v v – – – – – – – – v v – x
Eilt er mit| Extra|post die| vier ge|messenen |Meilen,

– v v – – – – – v v – v v – x
Langt mit den| Sternen| an;|| ein| einziger| Strich auf den| Saiten

– v v – v v – – – v v – v v – x
Öffnet, ein| Taliman,|| ihm die| feindlich ver|schlossene| Klause,

– v v – v v – v v – – – v v – x
Deren Be|wohner ihn| gleich mit der| Vio|line be|willkommt;

– – – v v – – – – – v v – x
Und sie| blieben die| ganze| Nacht zu|sammen,|| und| sprachen,

– – – v v – – – v v – v v – x
Ohn’ ein| sterbliches| Wort,|| in| Tönen, die| wütend wie| Tiger

– v v – – – v v – v v – v v – x
Gegenei|nander| sprangen|| mit| blutig ge|öffnetem| Rachen,

– v v – v v – v v – v v – v v – x
Oder sich| ringelnd um|spielten,|| wie| glatte, ge|schmeidige| Schlangen,

137 Anonym 1829, S. 1192.

– v v – v v – – – – – v v – x
Oder ein| Nachtigall|paar,|| wett|eifernd,| welche zu|höchst fliegt,

– – – v v – v v – – – v v – x
In dem| Himmel ver|schwebten,|| im| Chor der| seligen| Engel.

– v v – v v – v v – – – v v – x
Aber die| Bürger der| Stadt, aus dem| süßen| Schlummer sich| rüttelnd,

– v v – v v – v v – – – v v – x
Hörten das| seltsame| Spiel,|| wie es| drang durch| Mauern und| Dächer,

– – – v v – – – – – v v – x
Und sie| strömten her|bei,|| den| hervor||wirrenden| Tönen

– – – v v – – – v v – v v – x
Aus des| Zauberers| Haus|| mit| scheuem Ent|zücken zu| lauschen. (BW, 215f.)

Auch in *Die Reise ans Meer* unterstreicht Kurz inhaltliche Aspekte durch die rhythmisch-syntaktischen Möglichkeiten des Hexameters. So wird von Paganinis eiliger Fahrt nach Reutlingen in einem durch Spondeenhäufung verkürzt wirkenden Vers erzählt, oder das Spiel wie „geschmeidige Schlangen" in regelmäßigen Daktylen verfasst. Kurz antizipiert mit dieser heimlichen Zusammenkunft, bei der „ohn' ein sterbliches Wort" gesprochen wurde, nicht allein die Pointe der Binnenhandlung, das Verstummen in der Aporie, sondern bindet die fiktive Geschichte auch an den Legenden- und Sagenkreis seiner Heimatstadt an.

Die exakte raum-zeitliche Verortung ermöglicht Kurz dabei, der Geschichte einen selbsterlebten Konflikt zugrunde zu legen. Obwohl die Versnovelle über weite Teile eine Humoreske darstellt, behandelt sie dennoch eine existenzielle und zumal für den Autor Hermann Kurz bedeutsame Erfahrung. Der fernsüchtige Held studiert zu Ende des 18. Jahrhunderts, also 30 bis 40 Jahre früher, ‚beiderlei' (weltliches und kirchliches) Recht; aber nicht in Gießen, wie es der Vater, ein Reutlinger Syndikus, wünscht, sondern im Zentrum der Frühromantik, an der Universität Jena. Hier unterrichten Schiller, Fichte und Schelling, die Jenaer Romantik steht an ihrem Anfang.[138] Den Helden zieht es aber allein nach Jena, um näher am Meer zu sein. Er widmet sich lieber den „seltsamen Grillen" (BW, 217)

138 Wenn Kurz von Musensöhnen berichtet, „Welche ja dazumal sich Hütten bauten am Fuchsturm" (BW, 217), verweist er auf das beliebte Ausflugsziel der Jenaer Studenten, den Hausberg. Dort lebte etwa auch Hölderlin für einige Zeit, Tieck, Novalis und A.W. Schlegel gingen hier gemeinsam im Sommer 1799 spazieren. Vgl. Köpke 1855 I, S. 248: „Als man Abschied nahm, sagte Tieck: ‚Jetzt werde ich den ‚Getreuen Eckart' vollenden.' ‚Wenn du das kannst nach diesem Abende, nach diesem Spaziergange', erwiderte Schlegel, ‚dann will ich dich hoch in Ehren halten!' Tieck löste das Wort. In den Morgenstunden vollendete er die Erzählung, und noch an demselben Tage theilte er sie den Freunden mit."

und der Geige als seinen Studien, vor allem der Vorstellung, am Ufer des Meers zu stehen. Diese Sehnsucht führt der Erzähler auf die Reutlinger Kindheit zurück: Er habe als Knabe am Gänseweiher die Volksbücher – „die löschpapierene Modelektüre jener glücklichen Stadt“ (BW, 218) – gelesen. Das einzig Abenteuerliche in seinem Leben aber sei der Jähzorn seines strengen, die Honoratiorenperücke tragenden Vaters gewesen. In der Schule sei er ohne „reellen Gewinn“ (BW, 219) gesessen und habe noch in seiner Abschiedsrede, wie später der Sohn des Y...burgers in *Die beiden Tubus* (1859), zum Schrecken des Vaters ein „Ut cum Indicativo“ (BW, 220) gesetzt. Allein den Geographieunterricht habe er aufmerksam verfolgt, um bestimmen zu können, wie weit entfernt vom Meer er lebe. Am meisten habe ihn aber eine Robinsonade der städtischen Presse über das Königreich Satargitien geprägt, also die *Neue Fata einiger See-Fahrer, absonderlich Gustav Moritz Frankens, eines Deutschen, seine Reisen zu Wasser und Lande, Glücks- und Unglücksfälle in Europa und andern Weltgegenden, dessen sclavischer Aufenthalt in der Türkey, wunderbare Befreyung, und fernere außerordentliche Begebenheiten in einem heidnischen Königreiche [...]* (1769) des Johann Daniel Bartholomäi (1729–1790). Und statt mit seinen Freunden zu spielen, bastelte er lieber bunte Drachen aus Papier und Leim:

> Und wie das Ungetüm stieg, so folgte die jauchzende Jugend,
> Köpfe gen Himmel gekehrt und die Füße strauchelnd am Boden,
> Dem phantastischen Tand – so nannten es grämlich die Alten. (BW, 219)

Die weitere Entwicklung und Geschichte des „Satargiten“ ist durch die Kindheit im meerfernen Reutlingen präfiguriert; seine musische, von der Gegenwart abgewandte und kontemplative Existenz ebenso wie seine Fähigkeit, für die Zeitgenossen eine poetische Welt zu erschaffen. Er wünscht sich aber nicht in ein entferntes Königreich Orplid oder Thule, sondern will im Gegenteil die Phantasiewelt seiner Kindheit, für die Bartholomäs Satargitien-Roman als Vertreter der Reutlinger Volksbücher nur als Symbol eingeführt wird, dort aufsuchen, wo sie mit der Wirklichkeit in Berührung steht – am Meer.

Als Spiegelgestalt und charakterlicher Gegenentwurf führt Kurz einen Theologiestudenten aus Gägelow (bei Wismar) ein. Obwohl dieser nur eineinhalb Stunden vom Meer entfernt aufwuchs, habe auch er es nie mit eigenen Augen gesehen, denn es sei für ihn viel zu naheliegend gewesen. Er las auch keinen „phantastischen Tand“, sondern die *Dogmatik* von Samuel Friedrich Nathanaël Morus (1736–1792),[139] der mitunter für seine philologischen Arbeiten in Nachfolge

139 Gemeint ist die Schrift *Epitome Theologiae Christianae; futuris doctoribus religionis scripsit*

von Johann August Ernesti (1707–1781) bekannt wurde. Während der Satargite sich ans Meer träumte, blickte der Gägelower nur von seiner Lektüre auf, wenn die Mägde von Nymphen, Totenschiffen und versunkenen Städten erzählten. Dazu meint der Satargite: „Dummer Schnack! wer mag auf so närrische Possen sich legen? / Aber das Meer nicht gesehn! ich kann es ja nimmer verdauen." (BW, 222) Die „beiden Käuze", „der Satargitier und der Gägelower" (BW, 140), wie Kurz sie gegenüber Mörike nannte, als er am 30. Mai 1838 sein Manuskript zurückerbat, gestaltete er bewusst als komplementär zu verstehende Charaktere, deren Lebensentwürfe diesseits seines Erfahrungshorizonts lagen: Die Jugendlektüre und das prosaische Leben in der alten Reichsstadt Reutlingen erweckt im Satargiten eine Sehnsucht nach der Weite und Ferne, wo er die ‚Poesie der Wirklichkeit' zu finden hofft. Der gelehrsame, von der poetischen Welt des Meeres umgebene Gägelower dagegen sehnt sich nach der Universität und den Schönen Künsten, „nach dem Tempel der Musen" (BW, 221) und übersieht dabei, dass er jenen als Kind bewohnt hatte.

Ebenso umreißt die weitere Handlung zwei mögliche Lebensläufe, die für einen angehenden (schwäbischen) Dichter infrage kamen. Die Studenten treffen sich zufällig im Wirtshaus und brechen, von einigen Flaschen Wein berauscht, noch in derselben Nacht ans Meer auf. Bereits im Morgengrauen zweifelt der Gägelower an ihrem Vorhaben und lässt sich allein von der ungebrochenen Überzeugungskraft des Satargiten mitreißen. Als ihnen das Geld ausgeht, besinnt sich dieser seiner alten Kunst, bastelt aus Pappe und Kleister eine lebensecht wirkende Klapperschlange und führt sie gegen Geld als Jahrmarktskuriosität vor. Der Gägelower zweifelt noch an ihrem Plan, als sie bereits die Lüneburger Heide durchqueren. Erst als sie einem Heidschnucken-Hirten begegnen, der ihnen Pumpernickel, westfälischen Schinken und Schnaps anbietet, gefällt der Gägelower sich wieder in der Rolle des Abenteurers und spielt einen fatalen Streich. Er erzählt dem jungen Heidschnucken-Hirten, die Schlange werde vom ersten Schluck Salzwasser wieder zum Leben erweckt, so dass dieser sich entschließt, seine Herde zurückzulassen und mit ihnen ans Meer zu ziehen. Überall schließen sich junge Phantasten dem Zug an, wie von allein vermehren sich die Mythen, es konstituiert sich eine phantastische Sekte, die jene Klapperschlange als Banner voranträgt und den Satargitier geradezu als Propheten verehrt. In Bederkesa (Geestland), nicht weit von ihrem Ziel Cuxhaven entfernt, begegnet ihnen aber ein Matrose, der den Meermythos als Scharlatanerie entlarvt. Die aufgebrachte

(1789), die unter dem Titel *Dogmatik, oder kurzer Inbegriff der christlichen Religion für künftige Religionslehrer* (1795) von Johann Heinrich Adolph Schneider ins Deutsche übersetzt wurde.

Menge wendet sich gegen ihre Anführer und stellt sie zur Rede. Der Satargite antwortet ihnen:

> Wahrheit wollt ihr? nun ja! von all den erwarteten Wundern
> Werdet ihr freilich nicht das mind'ste zu schauen bekommen,
> Aber wer hat euch geheißen an diese Possen zu glauben?
> Dünkt das unendliche Meer, mit seinem Walde von Masten,
> Seiner Geschöpfe Welt auf blauem Grund sich wiegend,
> Dünkt es ein Wunder euch, so folgt mir, ich führ' euch zu Wundern! (BW, 234f.)

Allen voran will sich der Lüneburger Hirte an dem vermeintlichen Verführer rächen und stürzt auf ihn mit einer Keule los. Der schuldbewusste Gägelower wirft sich dazwischen und wird scheinbar tödlich verletzt. Daraufhin zerstreut sich die reuige Menge und der Satargite zieht alleine, „so wie er es immer gewesen" (BW, 237), weiter. Der Gägelower ist aber nicht tot, sondern wird von der Wirtstochter gesundgepflegt. Die Reise ans Meer endet für ihn als Jugendsünde, von der Universität wird er wegen einiger Schulden steckbrieflich gesucht, darf aber sein Studium beenden und erhält von einem sächsischen Gutsherren „eine Pfarre von mittelmäßigem Rang" (BW, 236). Schließlich endet diese kurze Seitenhandlung in der ‚württembergischen Pfarrhaustragödie' (Berthold Auerbach), wonach sich ein Stipendiat des theologischen Curriculum trotz aller musischer Begabung in den Pfarrberuf begibt, was Kurz von seinen Freunden her zur Genüge kannte:

> Doch er genoß sein Glück nicht allein, er holte getreulich
> Seine Pflegerin nach, die Bederkesische Jungfrau,
> Zeugete Knaben und Mädchen und predigte, ganz nach der Ordnung,
> Lebt' in Frieden, und ist vor anderthalb Jahren verstorben. (BW, 236)

Wie im Gedicht *Scheideweg* (1836) oder in *Schillers Heimatjahre* steht diesem sesshaften bürgerlichen Leben als Pfarrbeamter das rastlose Dasein des Dichters gegenüber. Der Satargite zeigt sich schließlich als poetisches Ideal im Sinne von Hermann Kurz. Bevor er die Nordsee erreicht, kurz vor Ritzebüttel und Cuxhaven, lässt er die selbst errichteten Phantasmagorien zurück und entdeckt, dass die Reise ans Meer, eigentlich die Reise (des Dichters) zu sich selbst war:

> Und er sieht sich allein in der tauigen Frische des Morgens,
> Wird sich seiner bewußt, und schreitet froh in die Welt hin:
> Also auch unser Held! Nun alles Fremden entledigt,
> Ließ er die Sehnsucht walten, und folgt' ihr mit mächtigen Schritten. (BW, 237)

Insofern verwundert es nicht weiter, wenn Hermann Kurz die Geschichte in einer Aporie und als Fragment enden lässt, denn der Autor offenbart sich zuletzt selbst als Satargite, der aber die Reise nach Norden noch nicht abgeschlossen habe:

„Denn ich habe das Meer noch selbst nicht mit Augen gesehen." (BW, 238) Wenn Kurz schließlich im *Epilog* das „Erlebte" und die „Wahrheit" (vgl. BW, 241) fordert, so meint er damit nicht die mimetische Wiedergabe persönlicher Ereignisse, sondern selbsterfahrener Konflikte. Der Autor schreibt zu Anfang, „wir laufen vom Stapel der Reichsstadt, / Stets von der Reichsstadt aus, so will es die launische Muse!" (BW, 214), denn auch wenn der Satargite aus der Enge des Südwestens flieht, kehrt er doch dorthin zurück. In seinen Kindheitserinnerungen findet er die ersehnte poetische Existenz. Die frühen Erzählungen von Hermann Kurz sind also auch mit einigem Recht als humoristische ‚Regionaldichtung' zu lesen, die an Überlieferungszusammenhänge im südwestdeutschen Raum, vor allem in Reutlingen, anknüpfen. Doch dies war bei Kurz einer allgemeinen poetologischen Notwendigkeit geschuldet, die mit der Entwicklung des referenznahen und ‚realistischen' Erzählens einherging. In *Die Schwaben* (1842) fand Kurz seine frühe Poetik in den Werken nahezu aller schwäbischen Dichter wieder (vgl. Kap. III. 2):

> Schiller, in so manchen Dingen ein völliger Schwabe, macht hierin eine Ausnahme, und ist mit seinem historisch-philosophischen Idealismus, wie er im Leben über die Schwelle seiner Heimath floh, über die Gränzen des schwäbischen Charakters hinausgeschritten; aber aus den schönsten und wahrsten Stellen seiner Dichtungen klingt uns ein leises Heimweh entgegen.[140]

Ähnliches könnte über Kurz' *Sonnenwirt* und Teile von *Schillers Heimatjahre* gesagt werden. So verwundert es kaum, dass dem Satargitier und dem Gägelower nur ein Licht scheint, als sie aus Jena ans Meer fliehen: „Und nur im Gartenhause des Dichters noch brannte die Lampe." (BW, 223) Es war das Gartenhaus, in dem Friedrich Schiller an seinem *Wallenstein* schrieb.

3 „… das Schöne in seiner Wirklichkeit aufzustellen": Vormärz in Baden und die Beiträge für das *Deutsche Familienbuch* (Karlsruhe 1845) – ein Ausblick

Bereits im Jahr 1836 wollte Hermann Kurz, der mit seinen ersten Veröffentlichungen im *Morgenblatt* auf sich aufmerksam gemacht hatte, eine „Novizenzeit" als Redakteur bei Cottas *Augsburger Allgemeinen Zeitung* antreten. Gut zehn Jahre später vermittelte ihm Berthold Auerbach eine Stelle bei der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerei. Er wurde Auerbachs Nachfolger als Redakteur des *Deutschen Familienbuchs zur Belehrung und Unterhaltung* (1843–1845), das aus dem *Karls-*

140 Kurz / Härtling 1988, S. 13.

ruher Unterhaltungsblatt hervorgegangen war. Hier arbeitete er in einem Zimmer mit Ludwig Pfau (1821–1894), den er zur Herausgabe seiner Satirezeitschrift *Der Eulenspiegel* ermutigte und auch in Details beriet.[141] Ebenso setzte er sich für Pfaus Veröffentlichung der *Gedichte* (1847) ein und half ihm bei der Verlegersuche.[142] Die Karlsruher Jahre wurden bislang in der Forschung nur randständig und vor allem unter politischem Aspekt betrachtet. Es kann, wie die Übersetzungsarbeit in den 1830er Jahren zeigt, aber keineswegs davon ausgegangen werden, dass Kurz erst im liberalen Baden zum *homo politicus* wurde. Kontakte zu Liberalen hatte er bereits vor seinem Umzug nach Karlsruhe, immerhin sind mehrere Publikationen – etwa die Arbeit für die *Konstitutionellen Jahrbücher*, für die auch Karl Mathy schrieb (vgl. Kap. III.6) – belegbar, die ihn biographisch an die publizistische Szene des politischen Vormärz anbinden. Am 2. Dezember schrieb Kurz an Auerbach: „Mit Mathy und Bassermann bin ich sehr befreundet geworden, fühle mich überhaupt heimisch im badischen Land.“[143] Die beiden Leiter der 1843 gegründeten Bassermann'schen Verlagsbuchhandlung, deren größter Erfolg Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten* wurden, gehörten ohne Zweifel zu den führenden politischen Akteuren in Baden. Gemeinsam gaben sie ab 1847 in Heidelberg die *Deutsche Zeitung* heraus. In ihrem Verlag sollte ursprünglich auch Kurz' *Sonnenwirt* erscheinen, wie aus dem Briefwechsel mit Hermann Hauff hervorgeht.[144]

141 Vgl. Ullmann 1987, S. 104f.

142 Vgl. Hermann Kurz an Hermann Hauff, 21.8.1846, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 33658: „Zu Geschäften übergehend send ich Ihnen hier einige recht schöne Gedichte von einem mehrjährigen Kunden des Morgenblatts. Pfau ist gegenwärtig hier, u. ich habe einige Hoffnung sein Bändchen Gedichte durch Bassermann in die Welt zu bringen. Er hat mir auch sehr hübsche Pariser Abenteuer erzählt, die ich ihm sodann für das Morgenblatt aufzuschreiben ermuntert habe. Sie sehen, ich bin wie der Inhaber des Galgenmännleins und suche andere Seelen zu werden.“ In seinem Lebenslauf betonte Ludwig Pfau die enge Beziehung zu Hermann Kurz: „Im Frühjahr 1841 in die Heimat zurückgekehrt, studierte ich in Tübingen Philosophie, widmete mich fortan in Karlsruhe in Gesellschaft meines Freundes Hermann Kurz literarischen Arbeiten und veröffentlichte die erste Auflage meiner ‚Gedichte' (Frankf. 1847; 4. Aufl. Stuttg. 1889).“ Zitiert nach: Emig 1993–1994 I (Hg.). Nicht zuletzt wegen des engen Kontakts zu Kurz' späterer Frau Marie von Brunnow hielt die Freundschaft ein Leben lang. Der wegen Hochverrats in absentia zu 21 Jahren verurteilte Pfau besuchte 1857 inkognito Württemberg und wurde von der Familie Kurz aufgenommen, wie sich Marie Kurz in ihren Memoiren erinnert: „Acht Tage lang war einmal Pfau bei uns versteckt, er war noch ein Gerichteter, da immer noch keine Amnestie erfolgt war.“ (Mohr 1998 IV [Hg.], S. 5.) Als Hermann Kurz 1863 die Stelle eines Bibliothekars antrat, verfasste er jene Verse, die diesen Lebensabschnitt am besten umreißen: „Auserwählt zum Bücherschreiben, / Und verdammt zum Schriftverwalten, / Sollst den Einband du bekleiben, / Statt den Inhalt zu gestalten.“ Mitgeteilt in: I. Kurz 1906, S. 292.

143 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 2.12.1846 (BKa).

144 Vgl. Heynen 1913, S. 49.

1845 hatte sich Kurz nach diversen literarischen und essayistischen Arbeiten mit der Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort. Abstimmungen eines Poeten in politischen Angelegenheiten* (1845) seinen Lesern auch als politischer Autor vorgestellt.[145] Er wog hier die publizistische, politische und religiöse Freiheit der Gegenwart ab, plädierte für Bürgerbeteiligung und entwarf unter anderem originelle Ideen, wie die eines ‚Rechtsvereins' zur Bildung einer neuartigen Legislative nach Vorbild der „heiligen Vehme" des alten Westfalens.[146] Für ihn führte der aufkommende Kommunismus wie der gegenwärtige despotische Bürokratismus zum selben staatlichen Bevormundungssystem.[147] Als übergeordnetes Ziel galt ihm wie vielen späteren Achtundvierzigern die Schaffung eines deutschen Staatenbundes:

> [So] ist es jetzt an der Zeit, in Deutschland die Lösung der großen Frage von der Centralgewalt und Freyheit zu beginnen, und das nur halb geschaffene Werk zu einem wahren Ganzen, höher als Republik und Monarchie, zu gestalten, zu einem Staatenbunde, einem Länderreiche, in welchem es gleich rühmlich wäre, Bürger, Fürst oder Kaiser zu seyn. Schaffet und bauet das Vaterland![148]

145 Auszug in: Fenske ³2002 (Hg.); Nachdruck: Kurz 2013.

146 Vgl. Kurz 1845b, S. 291.

147 Wörtlich heißt es hier: „Merkwürdig, daß ein Theil gerade derjenigen die mit Recht über das Bevormunden von Seite der Regierungen klagen, die grasse Bevormundung die der Communismus anordnen will, übersieht! –" Kurz 1845b, S. 183f.

148 Kurz 1845b, S. 171f. In der Schlussstrophe des *Vaterlandslied,* das auf der Göppinger Versammlung vom 26. März 1848 verlesen wurde und am folgenden Tag im *Beobachter* erschien, heißt es entsprechend: „Aller Völker bunt Gewimmel / Wird ein freier Volksverein, / Und der längst verlorne Himmel / Kehrt auf Erden wieder ein." (Zitiert nach: Ströbele 1988, S. 56.) Eine Art Revision dieser Position folgte mit der Gründung des Deutschen Reichs 1870/71. Vor diesem Hintergrund schrieb Kurz in seinem Buch *Aus den Tagen der Schmach:* „Die lebensunfähige Bundesform hat einem lebendigen Bundesstaatsgebilde Platz gemacht." (Kurz 1871, S. VI.) Und weiter begrüßte er trotz der preußischen Hegemonie die Nationalstaatsbildung als wichtigste Epochenzäsur: „Der Nationalgeist hat, unvermeidlich zwar auf einen Anstoß des Auslandes, alsdann aber ganz aus eigener Macht und unter Kämpfen und Thaten, die kein Vorbild haben, sich seinen Körper geschaffen; was noch fehlt und was drückt, muß innerhalb der gewonnen Form Abhülfe finden können; was das Nationalgefühl am schmerzlichsten vermißt, die Wiedervereinigung auch mit dem letzten Drittel des vormaligen Bundes, bleibt, während schmählich verscherzte Reichs-, Grenz- und Bruderlande wiederkehren, vorerst ein Zukunftsgedanke, dessen Vertagung jedoch die Lebenskraft der Gegenwart nicht beeinträchtigt; und so sehen wir, unter einer Führung sonder Gleichen, ein Kriegs- und Friedenswerk vollbracht, dem das alte Dichterwort von der ‚größesten Geschichte, die zur Welt je geschah', nicht nur im Rausche des Augenblicks, sondern, nach Krönung des Sieges durch Ueberwindung innerer Schäden, für immer gelten möge!" (Kurz 1871, S. VIIf.)

Seine Schrift wurde auch in seiner alten Heimat Württemberg, soweit bekannt, begeistert aufgenommen. So schrieb etwa Albert Schott nach Erhalt eines Freiexemplars, er wolle es allen herumzeigen:

> Was mich besonders dran erfreut hat, ist die siegreiche Gewissheit der allzuweit verbreiteten Hoffnung auf ein freies Vaterland. Jetzt oder nie! Wo ist der Schmied der den Hammer auf diesen glühenden Stahl schwingt und dem Balmung der Zukunft seine Form giebt? Krabbelt er schon zu seiner Mutter Füßen? Hat er schon Hosen und Wams, oder gar den ersten Bart? Die falschen Propheten sind schon da gewesen, nun könnte der rechte kommen.[149]

In Hermann Kurz begrüßte Schott eine „kecke deutsche Stimme“ aus Karlsruhe neben dem gegenwärtigen „Heckerlingsgeschwätz“.

Aber auch mit Dichtungen im engeren Sinn brachte sich Kurz in die Bewegung des Vormärz in Baden ein. Bestens rekonstruieren lässt sich sein bislang unbekanntes Mitwirken bei der durchaus politischen Bewegung des Karnevals. Auf Lucian Reich (1817–1900), Illustrator des *Deutschen Familienbuchs*, geht die Gründung des Narrenbundes „Pfannenstielhausen“ zurück. Unter den vielen Comité-Mitgliedern befand sich auch August Lewald, für dessen Zeitschrift *Europa* Hermann Kurz diverse Texte geliefert hatte. Dieser setzte sich für eine Narrenzeitung ein, die schließlich bis 1845 unter dem Titel *Narrenspiegel* erschien.[150] Unter der Redaktion des Mathematikers und Zeichenlehrers Guido Schreiber (1799–1871) wurde sie von der Buchdruckerei Malsch und Vogel herausgegeben. 1845 hatte auch Kurz einige Gedichte für die gleich nach Erscheinen konfiszierte Zeitschrift geliefert.[151] Nach seinem handschriftlichen Werkverzeichnis aus den 1860er Jahren schrieb Kurz die Texte „Hanswursts Manifest“, „Lob der Censur“ und „Reise durchs ABC (zum Schluss?)“[152], von denen sich das unvollständige Manuskript *Reise eines närrischen alten Schulmeisters durch das ABC* noch im Nachlass befindet.[153] Nach den Pressemitteilungen hatte die Zensurbehörde zunächst die Veröffentlichung erlaubt, sie rückwirkend aber verboten und konfisziert.[154]

---

149 Albert Schott an Hermann Kurz, 7.11.1845, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q 344 B (12).

150 Vgl. die betreffenden Mitteilungen aus der *Chronik der ersten allgemeinen Faschingsbelustigung zu Pfannenstielhausen im Jahr 1843*, abgedruckt in: Schneider 1977, S. 44.

151 Der *Narrenspiegel* hat sich teilweise erhalten im StA Karlsruhe (8/sts 2).

152 Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 482914.

153 Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2796.

154 Anonym 1845: „Unser Carneval ist bereits im Gange. Dem ‚Narrenspiegel‘, wie sich das jährliche Carnevalsblatt nennt, hat man dießmal eine Caution von 1000 fl. auferlegt; auch ist die erste Nummer desselben, nachdem sie vorher die Censur passirt hatte, nachträglich in Beschlag genommen worden. Der letzten Maaßregel wollen einige die Wiederaufhebung in Aussicht stel-

In derselben Zeit entstand die Erzählung *Ein Donnerwetter im Hornung, eine wahre Geschichte*, die zunächst in der Zeitschrift *Erheiterungen. Blätter für Unterhaltung und Belehrung* bei Adolph Becher (Stuttgart), für den Kurz auch Gottfrieds *Tristan* übersetzt hatte, erschien. Sie ist der vielleicht beste Beweis dafür, dass der Hermann Kurz nachgesagten, eigentlich auf Uhland bezogenen Goethe-Sentenz: „Der Politiker wird den Poeten aufzehren" kaum beizustimmen ist. Hermann Kurz nahm *Ein Donnerwetter im Hornung* auch in den dritten Band seiner *Erzählungen* (1861) auf, der überwiegend aus Erzählungen mit einem gewissen Zeitbezug besteht. In einer kleinen Nachschrift teilte er die Umstände mit, unter denen *Ein Donnerwetter* entstand, wie die Erzählung rezipiert wurde und werden sollte. Gleichzeitig deutete er auf seine Beiträge zum Karlsruher Karneval hin:

> Obige Dorf= oder vielmehr Hofgeschichte hat sich im gesegneten Jahr 1845 ereignet. Wie nun eine noch so wahre Geschichte etwas Sinnbildliches mit sich führen kann, so wollte man auch in der gegenwärtigen, als sie damals zur Sprache kam, ein ganzes Nest von politischen Anspielungen finden. Nahe genug lag allerdings die Beziehung auf die Censur, die ewig unvergeßliche, um so näher, als diese gerade dazumal selbst die harmlosesten Fastnachtsschwänke, Hochgefährliches dahinter witternd, meuchelte. (E 3, S. 203)

Über diese Erinnerung lässt sich Kurz ein erhaltener Text des *Narrenspiegels* mit großer Wahrscheinlichkeit zuweisen, der anhand des „Hanswursts" die gegenwärtige Lage der Zensur thematisiert. In *Zum Schluss*, das womöglich dem nicht erhaltenen Manuskript „Hanswursts Manifest" entspricht, wird eine Parallele zwischen der Theatersituation nach Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und der Gegenwart mit ihrer restriktiven Zensur gezogen. Mit seiner normativen Poetik *Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen* (Leipzig 1730) bekämpfte Gottsched unter anderem den Hanswurst auf der Bühne: Die komischen Stegreiffiguren seien eben deswegen abzulehnen, weil sie „kein Muster in der Natur haben"[155], sie nicht die „Handlungen des gemeinen Lebens"[156] nachahmen, sondern unartige Streiche spielen. So kommentiert Kurz (?): „Aber jene ungebildete Zeit war gerade gescheidt genug, dich für das zu nehmen, was du bist, nämlich für den allerunschädlichsten Terroristen, und nichts für das Amt zu fürchten, wenn du den Mann unter deinem Kolben hattest."[157] Wogegen man

---

len, weil nach §. 13 des Preßgesetzes ‚durch die erhaltene Druckerlaubniß' Verfasser, Redakteur, Verleger und Drucker ‚hinsichtlich des Inhalts der Schrift, auf den sich die Erlaubniß bezieht', von der Verantwortlichkeit frei werden."

155 Vgl. den Zusatz zur vierten Ausgabe, zitiert nach: Gottsched 1998, S. 195 [Anmerkung].

156 Gottsched 1998, S. 181.

157 Kurz [?] 1845.

den Hanswurst der „guten alten Zeit“ von der Bühne verbannte, weil er keine ernsthafte Rolle verkörperte, werde dem Hanswurst der Gegenwart selbst zur Karnevalszeit vorgehalten, er meine seine Sache ernst: „Sie glauben, du seiest ein Aufwiegler, weil du kein Blatt vor den Mund nehmen magst. […] Du alter, närrischer, friedlicher Knabe, Schere und Bügeleisen sind aufwieglerischer als du.“ Die Amtswürde vergangener Zeiten sei schließlich darin begründet gewesen, dass sie „e i n m a l im Jahr Gott die Ehre gab und lachend ihre Narrheit bekannte, preisgab, bespiegelte“[158].

Mit der vordergründigen Dorfgeschichte *Ein Donnerwetter im Hornung* wird eben dieser Themenkomplex – das Recht auf die jährliche Narretei und die Realsatire der zensierten Fastnachtsrede – als fiktionale Erzählung dargestellt. Obwohl Hermann Kurz keinen ausführlichen Deutungsansatz für die offensichtlich allegorisch zu lesende Erzählung liefert, wird die Bedeutung der einzelnen Figuren deutlich: Melchior erbt als Erstgeborener nach altem oberschwäbischem Majoritätsrecht den elterlichen Hof. Er verkörpert als allegorische Figur die staatliche Obrigkeit. Sein Bruder Hans wird als Knecht im Haus gehalten, er ist ein grundehrlicher Mann, der aber des Öfteren mit kecken, ironischen Reden antwortet, und steht stellvertretend für das öffentlich und selbstbewusst auftretende Bürgertum. Hans zieht den Argwohn des Oberknechts Laurian auf sich, der hinter jedem Spruch ein Komplott vermutet. Offensichtlich ist damit die Oberzensurbehörde gemeint, die bereits durch ihren sprechenden Namen nicht nur mit der Insigine des Lorbeers geehrt, sondern auch als Urian verteufelt wird. Als ein neuer Knecht auf den Hof kommt, wird der familiäre Frieden vollends gestört. Er heißt zwar ebenso Hans, wird aber Jean genannt, weil er einige Zeit in Frankreich lebte. Damit verweist Kurz nicht nur auf die Julirevolution von 1830 oder andere revolutionäre Vorgänge in Frankreich, die erheblichen Einfluss auf die demokratische Bewegung in den deutschen Ländern hatte, sondern konkret auf die Gruppe der radikalen Agitatoren und ‚roten Republikaner‘:

> Daß die Dinge in der Welt gewöhnlich ihre zwei Seiten haben, das kümmerte ihn nichts, und auch die anderen, die ihm zuhörten, vergaßen es über seinen Reden, die jedermann vortrefflich verstand; denn eben weil sie nur einen einzigen Sinn hatten und nur nach einer einzigen Seite gingen, deswegen waren sie auch so deutlich. Das hatte er in Frankreich ‚drein‘ gelernt. Weil aber die Franzosen nicht auf den Kopf gefallen sind, so hatte er in vielen Fällen recht, nur zufällig nicht in allen. Sonderbarerweise aber fürchtete ihn Laurian, der Oberknecht, trotz seiner scharfen und deutlichen Worte lang’ nicht so sehr, als er Hansen wegen seiner undeutlichen Reden fürchtete und haßte. (SW X, 132)

158 Kurz [?] 1845.

Als Hans von Jean darauf hingewiesen wird, dass es ein „himmelschreiendes Unrecht“ (SW X, 132) sei, dass sein Bruder den Hof geerbt habe, er sich dagegen als Knecht verdingen müsse, antwortet Hans unbeeindruckt, er habe eben die große Dummheit begangen, als letzter auf die Welt zu kommen. Belustigt führt er weiter aus, dass es allenfalls ungerecht sei, dass der Älteste das Erbe antrete, schließlich habe dieser mehr Zeit gehabt, sich anderweitig um ein Auskommen zu kümmern. Da diese Ausprägung des Anerbenrechts tatsächlich auch im näheren Umfeld existiert, so zum Beispiel in Ravensburg, vermutet Laurian hinter den ironischen Reden einen hinterhältigen Plan. Melchior erfährt vom vermeintlichen Umsturzversuch und verpasst seinem Bruder einen „Maulkorb“ (SW X, 133), wobei Laurian noch Hans’ demütiges Schweigen verdächtig ist: „Also war ein förmlicher Mißdeutungskrieg ausgebrochen […].“ (SW X, 134) Der oberschwäbische Bauernhof wird als Mikrokosmos dargestellt, an dem sich die Verhältnisse in den deutschen Ländern, die Verschärfung der Pressegesetze seit den Karlsbader Beschlüssen spiegeln. Hinter einem unbefangenen, heiteren Gespräch vermutet die Zensur einen Versuch, die Gesellschaftsordnung umzukehren. In diesem Fall befürchtet Laurian die Herrschaft der Knechte, des niederen Volks, also der Plebejer.

Einmal im Jahr, zur Fastnacht, wird tatsächlich die Hierarchie nach „uraltem Brauch“ umgekehrt und „verkehrte Welt“ (SW X, 134) gespielt: Der Bauer und die Bäuerin werden zu Bedienten und müssen ihren Knechten und Mägden das Essen servieren. Hans wartet begierig auf diesen Tag – „da will ich mein Maul brauchen“ (SW X, 134). Da Laurian aber eben an der Fastnacht einen Umsturzversuch vorhersagt, setzt Melchior den Brauch aus. Hans, der davon nichts weiß, kostümiert sich als Wolpertinger, womit sein Auftreten eindeutig als Narretei markiert wird. Statt eines Fests erwartet ihn aber nur Laurians bürokratische Rede „mit allen gebührenden Umständlichkeiten“ (SW X, 136). Plötzlich ist also, was seit jeher erlaubt war, verdächtig. Die deutlichen Anspielungen auf die offiziellen Behördenmitteilungen nehmen Bezug auf den konkreten Fall von 1845: Die Narrenzeitungen, die gattungsgemäß politische Sachverhalte und Würdenträger der Satire aussetzten, wurden zensiert. Die Erzählung endet in einer großen Prügelei: „Wenn ich das Maul nicht brauchen darf, so muß ich ja die Faust brauchen!“ (SW X, 136) Kurz sah diese Schlussszene später als Prophezeiung der Februarrevolution in Frankreich und der Märzrevolution in Baden: „Auch ließ die Erfüllung nicht lang’ auf sich warten, denn nur drei Jahre nachher brach wirklich, merkwürdig genug, ein Donnerwetter im Hornung aus […].“ (SW X, 139) Nachdem sich die Brüder im Kampf versöhnt haben und Melchior einsieht, dass die freie Rede besser als Prügel sei, machen sie sich gemeinsam über Jean und Laurian her. Vordergründig beschränkt sich Hermann Kurz zuletzt darauf, dass sein Held sich das Recht auf den Fastnachtsscherz erkämpft: „Hans und Jean gelobten

ihrem Oberherrn pünktlichen Gehorsam das ganze Jahr hindurch. Er aber hat ihnen das Recht eingeräumt, ein Narrenbuch über ihn zu halten, das er sich in der Fastnacht von ihnen vorlesen lassen muss." (SW X, 139) Doch während der radikale Jean zum treuen Bürger avanciert, heißt es über den einstigen Zensor: „Laurian aber ist ganz still geworden und macht ein Gesicht, als verstünde er die Welt nicht mehr." (SW X, 138) Mit dem Faustkampf gegen die Obrigkeit ist also auch das Recht auf freie Rede erstritten worden, deren einzige Bedrohlichkeit in der Fehldeutung der Büttel und Bürokraten lag.

Wird der vorhandene Briefwechsel der Entstehungszeit herangezogen, so zeigt sich eindeutig, dass Kurz mit *Ein Donnerwetter im Hornung* auf die Zensur des *Narrenspiegels* von 1845 anspielte:

> In etwa 8–10 Wochen hoffe ich Zeit zu einer Arbeit für die Erheiterungen zu finden. Stoff aus dem Ständekrieg im 15ten Jahrhundert zwischen ‚Beutelspach' und ‚Bopfingen'. Die Censur wird doch passiren lassen. Hier ist sie gegen den Narrenspiegel unglaublich unvernünftig.[159]

Wie Hermann Kurz seinem Verleger Adolph Becher mitteilte, wollte er ursprünglich diesen volkstümlichen Stoff ausarbeiten, was erst 1847 für die *Fliegenden Blätter* unter dem Titel *Den Galgen! sagt der Eichele* geschah. Hermann Kurz bevorzugte 1845, über die Zensur während der Fastnacht eine Satire zu schreiben.[160]

Ein bisher allenfalls vage dargestellter Sachverhalt betrifft die Redakteursstelle bei einem liberalen Blatt in Mannheim, für die Hermann Kurz vorgeschlagen wurde. Dabei zeigt sich nicht nur, dass Kurz in den liberalen Kreisen bekannt war, sondern auch, dass er durchaus als politischer Schriftsteller von seinen Zeit-

159 Hermann Kurz an Adolph Becher, 25.1.1845, zitiert nach: Wittkop 1988, S. 129.

160 Gerhard Fischer betonte als einziger Herausgeber nachdrücklich die politische Bedeutung dieser Erzählung. Dass die politische Lesart oftmals ausblieb, führte er auf die „bürgerliche Literaturgeschichte" zurück. Vgl. das Nachwort in: Kurz 1973, S. 368. Viel eher dürfte es an der einflussreichen Meinung von Isolde Kurz gelegen haben, die den politischen Gehalt der Erzählung offensichtlich nicht wahrnahm oder ihn für zu unwesentlich befand: „Die beiden Gestalten, des Hans und des Jean, obwohl unmittelbar aus der Bauernwelt genommen, sind doch so durch und durch typisch, daß sie sich in der kleinen, grundeinfachen Geschichte zu Symbolen der deutschen Art auswachsen: der einfältige Hans, dessen Torheit Weisheit ist vor Gott, der aber mit seinen tiefsinnigen Einfällen von niemand verstanden wird, nicht einmal von sich selbst, bis er sich endlich mit den Fäusten Verständnis schafft – seine Ahnenreihe führt durch das deutsche Märchen bis zu Jung-Siegfried hinauf –, und sein aufwieglerischer Freund Jean, der sich bei den welschen Nachbarn die Zungenfertigkeit und den verstandesscharfen aber geistesfremden Esprit geholt hat, wandeln unsterblich unter dem deutschen Volk, denn sie werden in jedem Jahrgang neu geboren." Kurz 1926, S. 11 [Vorwort von Isolde Kurz].

genossen wahrgenommen wurde. Das Katholische Bürgerhospital in Mannheim verband seit seiner Gründung sowohl caritative als auch ökonomische Interessen und betrieb eine eigene Druckerei.[161] Seit 1837 erschien unter dem Namen *Mannheimer Journal* eine hauseigene Tageszeitung. Dem Schriftleiter wurde vom Vorstand ausdrücklich vorgeschrieben, alle Artikel der Zensurbehörde vorzulegen, sich an der Qualität der internationalen Presse zu orientieren und nicht allein politische Sachverhalte darzustellen, sondern ebenso gut die Leser zu belehren und zu unterhalten.[162] Zu größerem Erfolg führte das Blatt der Revolutionsführer Gustav Struve (1805–1870), der im Juli 1845 Redakteur wurde. Statt einer Zeitung ohne politisches Profil, stand nun auch das *Mannheimer Journal* unter dem Eindruck des badischen Liberalismus.[163] Während Gustav Struves Redaktionszeit wurde es entsprechend weitflächig zensiert, so dass Struve – wie die Redaktion des *Hochwächters (Beobachter)* in Stuttgart – mehrere Ergänzungsbände mit den gestrichenen Stellen drucken ließ. Hier wiederholte er auch nochmals, was er bereits in der ersten Nummer unter seiner Redaktion (1.7.1845) geschrieben hatte: „Allerdings sollte das Blatt ein entschieden freisinniges werden, allein nur in dem Geiste ernster Sittlichkeit und wohlerzogener Begründung.“[164] Obwohl unter seiner Redaktion die Abonnentenzahl um ein Viertel gestiegen war, musste Gustav Struve auf Druck des Vorstands sein Amt niederlegen.

Mit Struves Nachfolger nahm die Qualität und die Leserschaft der Zeitung rapide ab, so dass der Vorstand des Bürgerhospitals nach einem neuen geeigneten Redakteur suchte, „und da ist denn nun dem Vorstand ein gewisser H. Herrmann Kurz gebürtig aus Schwaben in Württemberg u[nd] wohnhaft in badisch-Schwaben in Karlsruhe der Residenz dieses Schwaben verrathen worden“, wie der nationalliberale Alexander von Soiron (1806–1855) an Hermann Kurz schrieb. Von Soiron gehörte später – wie seine Freunde Bassermann und Mathy auch – der so genannten Casino-Franktion an, die sich für eine konstitutionelle Monarchie einsetzten.[165] Am 23. Februar 1847 bot von Soiron Hermann Kurz den Posten von Gustav Struve, mit dem Kurz wohl während der Revolution noch nicht persönlich bekannt war, an:[166]

161 Vgl. dazu die neuere Monographie: Schönfeldt 2008.

162 Jacob 1975. S. 94.

163 Vgl. zum *Mannheimer Journal* auch die entsprechenden Ausführungen in: Müller 1986 und Becht 2009.

164 Struve 1845 (Hg.), S. 0 [Vorbericht des Hg.].

165 Zur Stellung innerhalb des Paulskirchenparlaments vgl. den Überblick in Müller ^{3}2009, S. 86ff.

166 Aus Neustadt an der Weinstraße ist nur ein distanziert wirkender Brief erhalten, der zeigt, dass Struve offensichtlich nicht wusste, dass Hermann Kurz 1848 die Redaktion des *Beobach-*

> Der Vorstand hat zwar noch keinen Beschluß gefaßt, allein das einflußreichste Mitglied hat mich ersucht, Sie zu fragen, ob Sie nicht abgeneigt seien, die Redaktion zu übernehmen. Sie könnten dadurch eine ganz angenehme Stellung gewinnen, denn die Wünsche des Vorstands, der nur eine liberale Zeitung ohne radikalen Anstrich u[nd] ohne Apologien aller möglichen kirchlichen Bewegungen will, sind leicht zu befriedigen. Sie könnten viel Gutes stiften, denn das Blatt hat über 2000 Abonnenten, deren Zahl sich gewiß noch vermehren würde. Sie könnten sich durch die Redaktion des Beiblattes in belletristischen Übungen erhalten. Nebst dem fänden Sie an Mathy, der ohnehin in Beziehungen zur Zeitung steht, die kräftigste Unterstützung.[167]

Nicht ohne Grund dachten einige aus dem Kreis des *Mannheimer Journals* an Hermann Kurz, auch wenn sich sein Fürsprecher aus dem Vorstand wohl kaum ermitteln lässt.[168] Kurz verfasste seine politische Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort* nicht nur als zweckgebundene Gegenwartsanalyse, sondern argumentierte in einem farben- und bildreichen poetischen Stil. Ausdrücklich dachte der Vorstand an einen Dichter, wie von Soiron mitteilte. Er bat Kurz, die Sache so bald wie möglich gemeinschaftlich mit Mathy, der provisorisch die Redaktion des *Mannheimer Journals* übernommen hatte, zu besprechen.

Spätestens als Hermann Kurz fünf Tage nach Erhalt des Briefs nach Mannheim kam, war er in die radikalen wie gemäßigten Kreise des Vormärz eingeführt.

---

ters übernommen hatte: „Verehrliche Redaktion! Haben Sie die Güte, beiliegende Ankündigung sofort und in den zwei folgenden Wochen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen. Mit Achtung G. Struve“ (Gustav Struve an die Redaktion des *Beobachters* [Hermann Kurz], 12.6.1849, UB Tübingen, Mi XVIII 52). Womöglich begegneten sie sich erst in den 1860er Jahren, nach Struves Rückkehr aus dem amerikanischen Exil. Marie Kurz erinnerte sich in ihren Memoiren: „Donnerstag den 30. Februar 1867 kam Gustav Struve hierher. Ich brachte ein paar Stunden mit ihm bei Hellers zu. Abends hielt er die erste Vorlesung über das Organ des Gehirns. Edgar und Isolde gingen mit mir, der Vortrag interessierte sie, auch der Papa kam, der alsdann nach Beendigung des Vortrags noch einige Zeit mit Struve im Volksverein zubrachte. Den darauffolgenden Sonntag war Struve bei uns. Auch der alte Maier und Emmi aßen bei uns. Es war ein vegetabilisches Mahl, weil der berühmte Freiheitskämpfer kein Fleisch ißt. […] Struve ist eine hohe gebietende Erscheinung, schlank, schön gewachsen mit einem schneeweißen Bart, aber noch jugendlichem Gesicht. Es war ein äußerst interessanter Nachmittag, und er erzählte viel aus dem Freiheitskampf, den er unter dem Sternenbanner gegen die Sklavenhalter gekämpft und sprach sich in Folge dessen auch hoffnungsvoll für unsere Zustände aus. Nach einem solchen gewaltigen Sieg, der die Freiheit in der westlichen Welt erbrachte, meinte er, sei es nicht mehr möglich sie dauernd niederzudrücken.“ Mohr 1998 V (Hg.), S. 14f.

167 Alexander von Soiron an Hermann Kurz, 23.2.1847, WLB Stuttgart Cod. hist. Q. 344 B.

168 Der Vorstand bestand während des betreffenden Zeitraums aus: Jos. Schotterer, J. W. F. de Nesle, Hub. Guilliame, Franz Hug, Jac. Andriano, J. Brachetti und Sebastian Jörger. (Vgl. Bericht des Vorstandes 1875, S. 33f.) Von keiner der genannten Personen ist eine Bekanntschaft mit Hermann Kurz bekannt.

Es war der Tag, an dem in Karlsruhe das Hoftheater niederbrannte. Hoffmann von Fallersleben erinnerte sich an dieses gemeinschaftliche Essen, bei dem vor allem die Abgeordneten der zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung teilnahmen. Womöglich wurde hierbei auch die Besetzung der Redakteursstelle besprochen: „28. Febr. [1847] Deputierten=Essen bei Helmreich: Itzstein, Hecker, Bassermann, Mathy, v. Soiron, Weller, Schmidt, Peter, Kapp, ferner Hermann Kurz von Carlsruhe und Helmreich's Associé Moll."[169] Hermann Kurz reiste aber weiter nach Heidelberg, um vor allem Eduard Röths Vorlesungen zu hören. Seine *Geschichte unserer abendländischen Philosophie*, die Kurz begeistert aufnahm und in seiner Einleitung zur zweiten Auflage des *Tristan* (1847) verwendete, war 1846 bei Bassermann erschienen.

Die Stelle als Redakteur beim *Mannheimer Journal* trat Hermann Kurz nie an, doch wie eine Notiz im handschriftlichen Werkverzeichnis und ein Hinweis von Joseph Bader naheliegen, hatte Kurz für einige Zeit die Redaktion des *Karlsruher Beobachters* übernommen, einer Zeitung der Müller'schen Hofbuchhandlung. Baders Aufsatz *Das Fräulein von Grävenitz aus Stuttgart. Ein Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert* (1877) beginnt mit einer Erinnerung an Hermann Kurz und *Schillers Heimatjahre*, zu der Bader anmerkt: „Ich hatte Kurz kennen gelernt, als er während der 40er Jahre den ‚Karlsruher Beobachter' redigierte, und bald verband uns die vertrauteste Freundschaft."[170] Im *Karlsruher Beobachter* soll 1846 die Jugenderinnerung *Mein erster Preßprozess* erschienen sein,[171] die 1859 als zweites der *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* bekannt wurde. Daraus folgt eine Hypothese, die bislang kein Biograph berücksichtigt hat: Als Kurz 1848 zum radikalen *Beobachter* nach Stuttgart wechselte, hatte er sich als Redakteur einer Tageszeitung, des *Karlsruher Beobachters,* bereits bewiesen.

Ebenso wichtig wie die politische Prägung, die Kurz durch seinen Aufenthalt in Baden erfuhr, sind seine bislang kaum beachteten literarischen Arbeiten, die während dieser Zeit entstanden. Obwohl die Redakteursstelle beim Karlsruher *Familienblatt zur Belehrung und Unterhaltung* für Hermann Kurz durchaus ein Brotberuf war, schrieb er hier doch einige wichtige Erzählungen. Außerdem bekam er durch die äußeren Bedingungen und thematischen Anforderungen des *Familienblatts* neue poetische Impulse, die auf den *Sonnenwirt,* seine *Geschichtsbilder aus Schwaben (Geschichtsbilder aus der Melacszeit)* und historischen Studien der letzten Lebensjahrzehnte vorausweisen. Hermann Kurz selbst, der zunächst vor allem eine berufliche Stellung suchte, war von der konzeptionellen

169 Fallersleben 1868 IV, S. 315.
170 Bader 1877, S. 163.
171 Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 482914.

Ausrichtung der Monatszeitschrift durchaus begeistert. An Berthold Auerbach schrieb er kurz vor seiner Zusage:

> Wie ich in Karlsruhe existieren kann, wirst du noch besser zu ermessen vermögen als ich. Und doch kann ich in meinem ein und dreysigsten Jahre, das was man sichere Existenz nennt, nicht so leichtsinnig von der Hand weisen. Zu einer solchen ist hier für jetzt kaum Aussicht. Vom Roller sind 400 Ex. gegangen, der Tristan zieht bis jetzt noch nicht. Auf der andern Seite fühle ich, daß das Familienbuch ganz wie für mich geschaffen ist.[172]

Das von Karl Andree (1808–1875), Vater des für seine Atlanten berühmt gewordenen Richard Andree (1835–1912), herausgegebene *Familienbuch* verband das Ziel, „das deutsche Nationalgefühl zu beleben" mit dem Anspruch, sich nicht allein auf die Darstellung deutscher Verhältnisse zu beschränken:

> Wir geben culturgeschichtliche und culturgeographische Schilderungen, folgen Reisenden durch alle Erdtheile zu Land und auf der See; fassen die Sitten und Gebräuche und Eigenthümlichkeiten fremder Nationen alter und neuer Zeit ins Auge und erörtern die Zustände der für Europa täglich wichtiger werdenden Colonien.[173]

Die stete Zusammenarbeit mit Illustratoren bedeutete für Kurz ein für ihn völlig neues Arbeits- und Erzählverfahren, er lieferte eine Vielzahl an Ekphrasen, so dass die Faktur vieler Karlsruher Texte geprägt ist von der Interdependenz von Text und Bild, darunter findet sich eine so prominente Erzählung wie *Das Todtenlaken* (später: *Das Arcanum)*.

Da Kurz im Herbst 1844 nach Karlsruhe zog, könnte er bereits den illustrierten Text *Ein Tyroler Hirtenknabe* geschrieben haben. Nach stilistischen und darstellungstechnischen Gesichtspunkten weist er deutliche Übereinstimmungen mit späteren Arbeiten auf und auch inhaltlich entspricht er Kurz' ästhetischen Ansichten, die er in unmittelbarer zeitlicher Nähe andernorts formuliert hatte. Bereits in seiner *Simplicissimus*-Rezension schrieb er gegen die „erlogene Schäferpoesie" an und sah das ästhetische Konzept des Realismus als Telos der poetischen Entwicklung überhaupt. Andererseits könnte der Text noch von Berthold Auerbach stammen, da er inhaltlich Reminiszenzen mit einer Szene aus der Dorfgeschichte *Frau Professorin* (1846) aufweist; womöglich hatte sich Auerbach später an die Illustration im *Deutschen Familienbuch* erinnert.[174] Die Autorschaft

172 Hermann Kurz an Berthold Auerbach, 11.8.1844, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.478.

173 Jeweils nach der Anzeige für das *Deutsche Familienbuch,* in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 9, 9.1.1843, S. 71.

174 Vgl. dazu das Hirtenmotiv in Auerbachs *Frau Professorin:* „Nachdem der Kollaborator am andern Morgen die unterbrochene Aufzeichnung der Sagen vollendet hatte, suchte er seinen

ist aber insofern irrelevant, als der Text *Ein Tyroler Hirtenknabe* verdeutlicht, dass die Redakteure der Zeitschrift weit über die Konzeption eines biedermeierlichen Blatts zur familiären Erbauung, Belehrung und Unterhaltung hinausgingen. Anhand der Illustration wird das Aufziehen einer neuen ästhetischen Hauptströmung angekündigt und ihr Kerngehalt in nuce beschrieben. Statt eine rührende Idylle zu der Bildvorlage zu schreiben, skizziert der Autor die Grundzüge des poetischen Realismus:

> Ein Dichtergemüth muß sich hingezogen fühlen zu dem träumerischen und freien Hirtenleben in Wald und Feld. Wir sind über die Zeit des idyllischen Arkadienthums und seiner erlogenen Schäferpoesie hinaus, wir wissen, daß die Mängel und Kämpfe des Menschenlebens ihren Weg auch in die entlegenste Sennhütte finden. Darum ist uns aber die Anschauung des Schönen, die Verklärung, die über alles Leben ausgebreitet ist, noch nicht abhanden gekommen. Es gibt Momente, in denen die Seele auch des ärmsten in Einfalt lebenden Menschen die tiefsten und zartesten Regungen empfindet. (DF II, 325)

Ausgehend von einer idealistischen Ästhetik, die in der Schäfer-Idylle symbolisiert wird, fordert der Autor eine wirklichkeitsnahe Darstellung. Der Signal-Begriff der ‚Verklärung', welcher bekanntlich für Autoren wie Theodor Fontane von zentraler Bedeutung war, zeigt dabei die Kontinuität beider Literatursysteme an, also die Herausforderung, die Realitätsschilderung im Kunstwerk von der Kontingenz der Wirklichkeitserfahrung frei zu machen. Nach wie vor gehe es demnach nicht um eine reine Mimesis im Sinne der Naturnachahmung, sondern um das Veranschaulichen einer Idee. Die „Anschauung des Schönen" verweist noch unmittelbar auf Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* (1835–1838), wo er das Schöne als das „sinnliche Scheinen der Idee"[175] bezeichnete. Gottfried Keller formulierte diesen Ansatz zwischen referenznahem Erzählen und idealistischem Darstellungskalkül exemplarisch im Brief vom 25. Juni 1860 an Berthold Auerbach. Er hielt es geradezu für die Pflicht eines Poeten, ohne falsches Pathos „nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die

---

Freund auf und fand denselben vor einer fast fertigen Farbenskizze: ein Tiroler, der oberschwäbischen Burschen und Mädchen ein neues Lied vorsingt. Da hast du ja mein Gesetz verbildlicht,' bemerkte der Kollaborator, ‚das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz.' ‚Bleib mir vom Hals mit deiner Tendenz,' entgegnete der Maler, ‚die Menschen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben sie ihm ausgerissen und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen sie ihn als Merkzeichen ins Buch, in alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem sie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo sie bloß sagen müßten: das Ding ist schön.' ‚Du hast Recht, das Symbolische und Typische, was jedes Kunstwerk in sich hat, muß sich auf naturwüchsige Weise gestalten.'" (Auerbach 1884 III, S. 29f.)

175 Hegel 1970 XIII, S. 151.

Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können [...].“[176] Auch der Aufsatz im *Deutschen Familienbuch* zeigt also die für den frühen deutschen Realismus typische Synthese von idealistischer und realistischer Kunstphilosophie.[177]

Was späteren Betrachtern als folkloristische, die Lebenswirklichkeit des frühen Industriezeitalters missachtende Genremalerei erschien, wurde durchaus als getreue und ‚wahre‘ Darstellung gelobt. Im Realismus des Genremalers sieht der betrachtende und reflektierende Autor einen qualitativen Schritt hin zu einer Rehabilitierung der Natur als Quelle der Kunst. Mit der neuesten Entwicklung der bildenden Kunst und Literatur werde die Wirklichkeitsschilderung oder naturgemäße Darstellung zu einem implementierten Aspekt des ‚Kunstschönen‘. Erst mit der Hinwendung zu Motiven der erlebten Wirklichkeit sei von der Kunst ein Erkenntniswert zu erwarten, da ansonsten bereits die Vorlage zur Maskerade werde. Der Autor weicht dabei ausdrücklich von Hegel ab, der das ‚Naturschöne‘ aus seiner Ästhetik ausschloss, und betont vielmehr die Interdependenz beider Kategorien. Da in der Natur das Schöne zu finden sei, so sei es folgerichtig auch möglich, das Schöne der Natur in der Kunst hervorzubringen:

> Man betrachte nun einmal ein Bild (dessen Gegenstand das Volksleben ist) aus dem vorigen Jahrhunderte, und dagegen eines aus der Gegenwart, etwa das uns vorliegende. Man wird die alten Bilder geschniegelt und unwahr finden, gerade wie die damalige Idyllendichtung. Das sind verkleidete Herren und Damen aus den vornehmsten Kreisen, die ehedem dem Künstler als Modell vorschwebten oder gar standen. Frisch ins Leben hineinzugreifen und hier das Schöne in seiner Wirklichkeit aufzustellen, das glaubte man ehedem unmöglich und als Widerspruch zur Kunstschönheit. Wie ganz anders jetzt. Wir sehen auf unserm Bilde das geflickte Hemd und die geflickten Beinkleider des Knaben. Alles kühn und treu nach dem Leben, und doch die Schönheit und Harmonie des Ganzen unverkennbar. [...] Ich wollte hier nur darauf aufmerksam machen, daß in der zeichnenden Kunst wie in der Dichtkunst in Worten in unseren Tage eine noch nie da gewesene Rückkehr zur Natur sich kund gibt. Die Folgen hievon müssen groß sein. Wie wir in der wirklichen Welt und nicht blos in einer erträumten, trotz mancher Entstellungen das Schöne erkennen, so wird sich als Wechselwirkung auch das Bestreben herausstellen, das Schöne in der wirklichen Welt darzustellen. (DF II, 325f.)

Im *Deutschen Familienbuch* wurde dieser poetologische Ansatz durchaus gepflegt und in weiteren Beiträgen implizit thematisiert. Schließlich suchte Hermann Kurz

176 Gottfried Keller an Berthold Auerbach, 25.6.1860, zitiert nach: Keller 1958–1963 III, S. 1181.
177 Vgl. dazu im Überblick: Gerhard Plumpe: [Art.] Realismus IV. Literatur und Kunst, in: HWPh VIII, Sp. 171f.

als ekphrastischer Interpret und Deuter der jeweiligen Bildvorlage den allgemeinen Aussagehalt hinter einer bildlichen Konkretisierung.

So entstand etwa die kleine Skizze *Der kritische Augenblick*, deren Manuskript sich im Nachlass von Hermann Kurz befindet,[178] zu einer komischen Bildszene aus dem Leben dreier Schuljungen: Bücher und Mappen wurden achtlos auf den Boden geworfen. Während einer der Jungen einen Baumstamm hochgeklettert ist und den mit Kirschen behangenen Ast herunterbiegt, will ein zweiter auf den Schultern des dritten die Früchte pflücken. Sie werden aber erwischt und der Hund des Aufsehers zieht dem unteren Jungen, der seinen Freund nicht fallen lassen will, den Schlüpfer durch die Hosenklappe. Hermann Kurz meditiert, angeregt von der Lithographie, über Mephistos Verse aus Goethes *Faust:* „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, / Und grün des Lebens goldner Baum" (DF III, 380), so dass sich Bild und Text zu einer emblematischen Einheit verbinden. In ähnlicher Weise verfährt Kurz in der surrealen „Carnevalsscene" *Die maskirte Löschmannschaft*. Das ereignisreiche Bildgeschehen zeigt einen kostümierten Karnevalszug, der dabei ist, ein brennendes Haus zu löschen und die Einrichtung zu retten: „Hier beginnt nun ein eigenthümlich buntes Drama, welches Geschichte und Mährchen, symbolisch in die Handlung eingreifend, mit einander aufführen." (DF III, 126) Dabei bringen etwa Julius Cäsar und Gottfried von Bouillon, „Römertum und Romantik", gemeinsam eine Kaffeemühle, „ein Symbol des Friedens und der Wohlfahrt", in Sicherheit. Gottfried von Bouillon ist Brillenträger, wie um mit diesem „kritischen Attribut" (DF III, 126) anzuzeigen, dass es sich bei diesem Akt um die Manifestation der „Philosophie der Geschichte" handele. Ein weiteres Beispiel für dieses Schreibverfahren ist die kurze Epochencharakterisierung *Rococo*.[179] Anhand der Lithographie beschreibt Kurz die vermeintlich „gute alte Zeit" (DF III, 329) mit ihren Höflichkeiten und rauschenden Damastkleidern, um schließlich mit Willibald Alexis historischem Roman *Cabanis* ihre Kehrseite, die „grausame Langeweile einer eintönigen farblosen Zeit" (DF III, 330) darzustellen.

Aufgrund interner Verweise und den im Nachlass erhaltenen Manuskripten kann eine Vielzahl an bisher nicht zugeordneten Texten im *Deutschen Familienbuch* eindeutig Hermann Kurz zugeschrieben werden. Trotz der großen thematischen Vielfalt trägt der gesamte Jahrgang 1845 eindeutig seine Handschrift, zeichnet seine Ansichten und Interessen, sein Autorennetzwerk und seinen Stil ab. Womöglich hat er alle Erzählungen, Artikel und Aufsätze selbst geschrieben oder aus der internationalen Presse übersetzt und zusammengestellt. Für *Goethe's*

178 DLA Marbach, Kurz: Hermann 48.2797.

179 Vgl. dazu das Manuskript in der WLB Stuttgart, Cod. hist Q 343 IVd.

Denkmal (DF III, 1–4) wählt Kurz Passagen aus August Vilmars *Geschichte der deutschen Nationalliteratur* (1845) aus, dessen Ansichten über Grimmelshausens *Simplicissimus* und die Entwicklung des realistischen Erzählens er mit seiner Grimmelshausen-Rezension antizipierte. Kurz bringt Auszüge aus einer *Schwäbischen Neujahrspredigt* von Christian Benjamin Dreizler, der seine Schubart-Rede zur Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes 1836 vorgetragen hatte.[180] In der Rubrik „Mannigfaltiges" oder „Vermischtes" erscheint ein Brief von Walter Scott über die Gefahr des Zeitverschwendens unter dem Titel *Geschäftsordnung von einem Dichter gepredigt*, der auch als Selbstermahnung des Redakteurs gelesen werden kann:

> Ich bitte Sie, haben Sie Acht darauf: es ist ein Zustand des Geistes, der Männer von Verstand und Talent besonders gern befällt, namentlich wenn ihre Zeit nicht regelmäßig ausgefüllt und ihrer eigenen Eintheilung überlassen ist. (DF III, 38)

Auch die Mitteilungen aus Fischarts *Ehezuchtbüchlein* (1578), aus *Gottfrieds Historische Chronick oder Beschreibung der merckwürdigsten Geschichte*, aus Gottfried von Straßburgs *Tristan* (DF III, 40),[181] Anekdoten zu Chateaubriand (jeweils DF III, 166) und Walter Scott (DF III, 349–351) oder einige *Deutsche Sagen* (DF III, 167f.) sind Kurz zuzurechnen. Um den großen Bedarf an Kuriositäten und Anekdoten zu decken, bediente er sich vor allem auch englischer Zeitungen; so etwa des *Chambers' Edinburgh Journal,* aus dem er *El Coll de Balaguer. A modern catalonian story* für das *Familienbuch* unter dem Titel *Der Mann mit zwei Köpfen* (DF III, 270–273) übersetzte.[182] Die Verleger warnten ihn aber davor, weil wohl auch das Konkurrenzblatt Übersetzungen aus derselben Quelle brachte: „Becher & Müller sagen mir, man soll doch jenes Edinburger Blatt beym Familienbuch vorsichtig benützen: Da auch der Verkündiger daraus schöpfe, so gebe es mitunter fatale conspirationes ingloriorum. Außerdem empfehlen sie mir das Londoner Samstagsblatt: Childs own und Livre des familles (wenn ich den Titel recht verstand)."[183]

180 Berthold Auerbach schrieb in seiner Kalendergeschichte *Vom Grüßen:* „So weit hatte der Gevattersmann seine Gedanken über das Grüßen geschrieben, als ihm eine in schwäbischer Mundart geschriebene Neujahrspredigt von C. Dreizler zu Gesichte kam, die ein Freund hatte drucken lassen. Obgleich der Gevattersmann sonst gern selber das Wort behält, will er dießmal doch seinen Landsmann reden lassen, weil's ihm gar meisterhaft vorkommt." (Auerbach 1847, S. 50) 1867 erschienen Dreizlers *Schwäbische Dorf-Predigten* im Verlag der Expedition der Freya (Stuttgart).
181 Vgl. dazu die *Tristan*-Übersetzung von Hermann Kurz, Kapitel „Brautfahrt" (TI, 212).
182 Vgl. das Manuskript *Der Mann mit zwey Köpfen*, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2764. Dazu das englische Original: El Coll de Balaguer. A modern catalonian story (Anonym 1845b).
183 Hermann Kurz an Berthold Auerbach, o.D., DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.483.

Neben den bekannten Erzählungen schrieb er wohl auch alle umfangreicheren Aufsätze selbst; so etwa *Die heilige Vehme*. In der Einleitung rügt der scheinbar bedingungslose Scott-Epigone Kurz die mystifizierende und schauerromantisch verklärende Darstellung des Femgerichts in Walter Scotts Roman *Anne of Geierstein or the maiden of the mist* (1829) mit deutlichen Worten: „Der große schottische Dichter, der so treue Bilder aus seiner Heimath entwarf, bewegt sich auf fremdem, zumal auf deutschem Boden, nichts weniger als glücklich." (DF III, 137) Dagegen lobt Kurz, wie bereits in der Vollendung des *Tristan*, die literarische Adaption dieser kulturhistorisch bedeutsamen Institution in Immermanns *Münchhausen* (vgl. DF III, 147). Wie in den meisten historischen Essays greift Hermann Kurz auf eine quellenkundige Darstellung zurück und beschreibt die Geschichte der alten westfälischen Freigerichte anhand von Paul Wigands *Das Femgericht Westphalens, aus den Quellen dargestellt, und mit noch ungedruckten Urkunden erläutert* (1825). Auch Immermann hatte sich dieser Monographie für seinen Roman bedient. Unter der Redaktion von Kurz wird neben historischen Lebensbildern die gesamte Bandbreite an kultur- und sagengeschichtlichen Themen abgedeckt. Kurz beschreibt *Die Falkenjagd* (DF III, 107)[184], nimmt Märchenbeiträge, wie *Der Richter und der Teufel* (DF III, 51–52) nach Ludwig Bechstein, auf oder schreibt Kurzbiographien.[185] Die Einweihung des Bonner Beethoven-Denkmals nahm Kurz zum Anlass, dessen Lebensweg darzustellen. Im Zentrum des kurzen Texts steht aber nicht Beethoven als musikalischer Olympier, sondern eine Anekdote aus seinen letzten Lebensjahren: Auf einer Fußreise von Baden nach Wien kehrt der inzwischen taube Beethoven in einem Privathaus ein. Nach dem Essen sitzt er im Großvaterstuhl am Feuer und die drei Söhne des Hausherrn geben ein Konzert. Als er die Noten seiner Sinfonie in A-Dur sieht, fängt er an zu weinen und die Anwesenden sind nicht wenig überrascht, mit ihm den Komponisten bei sich zu haben. Offensichtlich hatte Kurz die Broschüre, die für die Einweihung des Denkmals gedruckt wurde, zur Hand, denn hier wird dieses Ereignis größtenteils identisch geschildert.[186] Da im *Familienbuch* alle Erdteile berücksichtigt werden sollten, schrieb Hermann Kurz etwa eine Artikelserie über verschiedene Ausprägungen des Aberglaubens. Nach Sophia Lane Pooles *The Englishwoman in Egypt: Letters from Cairo* (1845) wurde der *Aberglauben in*

184 Dieser Text kann Kurz zugeordnet werden, da in *Die Falkenjagd* (DF III, 107) ein Selbstzitat aus dem Kapitel „Schachzabelspiel" seiner *Tristan*-Übersetzung zu finden ist. Vgl. dazu: TI, 57.
185 Ob auch die umfangreichen „Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur" von ihm zusammengestellt wurden, ist nicht gesichert. Womöglich verweist die Reihe an kuriosen Tiergeschichte, die er in *Die beiden Tubus* den Sohn des Pfarrers von Y...burg erzählen lässt, auf seine Recherchen für das *Familienbuch*.
186 Vgl. Anonym 1845c, S. 22ff.

Egypten (DF III, 256–259) beschrieben, *Verbrechen und Aberglauben in Hindostan* (DF III, 259–261) folgt William Henry Sleemans Buch *The Thugs or Phansigars of India* (1839), während Hermann Kurz *Abergläubische Erntebräuche in Deutschland* (DF III, 261–263) unter Verwendung von Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* (2. Aufl. 1844) beschrieb.[187]

Obwohl nach Isolde Kurz' Biographie das Karlsruher *Familienbuch* tendenzlos genannt wurde,[188] sind doch vereinzelt Artikel mit ausdrücklich politischem Inhalt oder politischen Implikationen zu finden. Unter dem Titel *Der junge Bürger zu Anfang des vorigen Jahrhunderts* druckte Hermann Kurz die in sich geschlossene „Geschichte des Drechslers Herrlich" aus der *Insel Felsenburg* (1828) von Johann Gottfried Schnabel in Tiecks Fassung ab, „welche reiche Züge zu einer Sittengeschichte der genannten Zeit enthält" (DF III, 63). Die zunächst 1781 erschienene Robinsonade gehörte für Kurz zu den literatur- und kulturhistorisch bedeutsamsten Werken überhaupt. Die gewählte Episode überschrieb er mit einem zweideutigen Titel, da hier einerseits die Lebensgeschichte eines mittellosen Jungen erzählt, anderseits das Aufkommen des jungen Bürgertums angezeigt wird:[189] Der Sohn eines Tagelöhners will aus intrinsischer Motivation heraus Lesen lernen. Obwohl für Schulbildung zu wenig Geld im Haus ist, darf der neugierige Herrlich den Unterricht besuchen und wird in das Haus des Rektors aufgenommen. Da er für den geistigen Beruf nicht zu gebrauchen ist, darf er eine ordentliche Ausbildung als Drechsler absolvieren und kann sich schließlich nach seinen Wanderjahren die Bürger- und Meisterrechte in seiner Heimatstadt erkaufen. Als er aber auf dem Grab seines Vaters ein großes allegorisches Denkmal setzt, bringt er den Oberpfarrer, den Bürgermeister und die Honoratioren der Stadt gegen sich auf; sein Vater sei zwar ein ehrlicher Mann, aber nur ein armer Tagelöhner gewesen. Gegen den Befehl, das Monument zu entfernen, legt er mit Hilfe seines Beichtvaters Einspruch ein und gewinnt den sich anschließenden Prozess. Trotzig lehnt er sich fortan heimlich gegen die Stadtoberen auf. Hat er auch Gleichheit vor dem Gericht gefunden, so scheitert Herrlich doch noch an den gesellschaftlichen Standesunterschieden. Als ihm nämlich die Heirat mit einem reichen Bürgermädchen verwehrt wird, geht er auf den ihr vorgeschriebenen Bräutigam mit dem Messer los und muss aus der Stadt fliehen. Der Drechsler Herrlich kann dank seiner Fürsprecher durch Bildung und Fleiß zum Bürger seiner Stadt werden, scheitert

187 Vom Aufsatz über die deutschen Erntebräuche ist das Manuskript überliefert. Vgl. DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2769.

188 Vgl. I. Kurz 1906, S. 120.

189 Auch in der neueren Forschung ist unbestritten, dass sich in Schnabels sozialutopischen Romanen ein neues bürgerliches Selbstverständnis formulierte: Vgl. u.a. Haas 1977.

aber im rechtsfreien Raum der bürgerlichen Familie. Hermann Kurz zeigte seinen Lesern mit dieser Episode aus Schnabels Roman nicht nur die Möglichkeiten und Grenzen eines mittellosen, aber begabten Kindes im frühen 18. Jahrhundert auf, sondern illustrierte damit vor allem gesellschaftliche Kontinuitäten und Phänomene, die noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Aktualität besaßen.

Im *Deutschen Familienbuch* stellte sich Hermann Kurz ausdrücklich den drängenden Fragen der Industriegesellschaft. So findet sich unter „Verschiedenes" eine gesellschaftspolitische Skizze über den frühen Kommunismus. Dass es sich dabei nicht um eine Übersetzung oder Übernahme einer fremden Arbeit handelt, zeigen Parallelstellen in *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort*. Bereits in seinem politischen Großessay hatte er geschrieben, das Schicksal der Arbeiterklasse hänge allein „vom deutschen Handel und einer gesunden Handelspolitik" ab, davon, dass eine ausreichende „Masse von Arbeit" vorhanden sei. Jeder müsse demnach ein Recht auf Arbeit haben und Arbeitslosigkeit sei ein „Zustand des Unrechts".[190] Im *Familienbuch* stellt Kurz diesen Gedanken als teleologisches Ziel der Geschichte dar, das sich unabhängig von der aufkommenden kommunistischen Staats- und Gesellschaftstheorie erfüllen werde:

> Zweierlei Arten von Communismus machen gegenwärtig ihren Weg durch die Welt. Die eine ist die falsche Lehre, welche auf den so richtigen Grundlagen des Evangeliums und der christlichen Gleichheit aufgebaut, aus Mißverstand die geheime Quelle alles Lebens und aller Bewegung in der Welt, den individuellen Unterschied, zu zerstören sucht. Die andere liegt unausgesprochen und gleichsam instinktmäßig wirkend im Gang der Ereignisse selbst, und der Grundsatz, nach welchem unsre neuere sociale Entwicklung vor sich geht, ist so richtig, so wohltätig, daß er auch nirgends auf den Widerspruch stößt, den die communistische L e h r e erregte. Die große Errungenschaft unsrer heutigen Bestrebungen liegt in der Erkenntniß, welche jetzt überall, ohne Furcht zu verbreiten, öffentlich ausgesprochen wird, daß nämlich eine Masse von Arbeit vorhanden sein muß, an welcher jeder Theil zu nehmen berechtigt ist, daß jedem so viel Arbeit gegeben werden muß, um seine Bedürfnisse davon bestreiten zu können, und daß Arbeit dem Arbeitslustigen nicht versagt werden kann noch darf. Man sieht, wenn dieses System durchgeführt wird, so kann es keine unschuldigen Armen mehr geben, sondern höchstens Müssiggänger. Den schöpferischen Köpfen aber, den sogenannten Genies, bleibt ihr geistiger Kampfplatz unbenommen, ihnen fällt die Auffindung neuer Arbeitswege zu. (DF III, 72)

Kurz argumentierte zwar ganz im Sinne des sogenannten historischen Materialismus, wonach eine Gesellschaftsform zunächst durch ihre Wirtschafts- und Produktionsverhältnisse bestimmt werde, doch die sich organisierende kommunistische Bewegung, deren Grundprinzipien er bereits im christologischen Weltbild wiedererkannte, lehnte er ab. Er verstand den Kommunismus als Auf-

190 Vgl. Kurz 1845b, S. 174f.

hebung der individuellen Freiheit zugunsten eines illiberalen Kollektivismus, der demnach nichts mit dem individuellen Erlösungsglauben des Christentums gemein hat. Trotz seiner gesellschaftspolitischen Vorbehalte verfolgte er offenbar die Entwicklung der marxistischen Ökonomie. Auch im 38. Kapitel des *Sonnenwirts* klingt marxistisches Vokabular an, wenn es über den Räuber und seinen Hehler heißt, auch hier werde „– nach heutiger Weise gesprochen– die Arbeit vom Kapital unterdrückt" (SW VII, 150).[191] In *Die Fragen der Gegenwart* wie im Artikel für das *Familienbuch* begrüßt er die Eisenbahn als Garanten für Arbeit und als Beitrag, die Lage der Arbeiterschaft zu verbessern – obwohl auch hier noch die dritte Wagenklasse existiere. Später schrieb er über die Eisenbahn die Kalendergeschichte *Jetzt verreck'!,* die in *Nieritz' Volkskalender für das Jahr 1849* und im *Lahrer hinkenden Bote* (1850) erschien (vgl. Kap. VI. 2). Neben der steten Redaktionsarbeit für den *Beobachter,* der 1850 zum offiziellen Mitteilungsblatt der württembergischen Arbeiterbildungsvereine wurde,[192] engagierte sich Kurz noch als Bibliothekar in Tübingen etwa mit Vorträgen für die Arbeiterbildung[193] und beschäftigte sich intensiv mit Werken wie Julius Fröbels *System der sozialen Politik* (1847).[194]

Auch die ‚historischen Lebensbilder', die Kurz 1845 verfasste, und die als Vorarbeiten seines späteren historischen und auch literarischen Werks gesehen werden können, haben eine gewisse politische, vor allem nationalpolitische Programmatik. Der Aufsatz *Die Kammerboten und der Bischof von Konstanz* über die schwäbischen Kammerboten Berthold und Erchanger beginnt mit einer Reflexion über das Geschichtskontinuum, das sich an den heimatlichen Bergen abzeichne:

191 Die gesamte Familie Kurz verfolgte nicht nur die politische Entwicklung, sondern studierte auch die neuere politische Theorie. Kurz' Sohn Edgar gehörte zu den frühen Sozialdemokraten in Tübingen und war Mitglied der ersten Internationalen (vgl. Warneken 2008, zuletzt: Ujma 2015, S. 41). Édouard Vaillant (1840–1915), das spätere Mitglied der Pariser Kommune und sozialdemokratischer Abgeordneter in der französischen Kammer, war während seines Studienaufenthalts ein regelmäßiger Gast. Im Haus der Familie Kurz fand sich ein studentischer Zirkel zusammen, der über Proudhon, Marx, Lassalle und Bebel diskutierte. Vgl. dazu: I. Kurz 1918, S. 161.

192 Vgl. Brünle 2010, S. 86.

193 Vgl. Anonym 1866: „Am 18. März hielt Herr Dr. Hermann Kurz, Bibliothekar an der Universität Tübingen, einen interessanten Vortrag über die Verheerung Schwabens unter Ludwig XIV. durch den Mordbrenner Melac, wie dann die Weiber von Schorndorf der Uebergabe dieser Festung vorbeugten, welchem Beispiel die Weiber in Göppingen folgten." Kurz' Beziehung zum Frühsozialismus wird knapp charakterisiert von Borst 1974, S. 13. Vgl. auch diverse Stellen in Borst 1992 (Hg.).

194 Vgl. die Aufzeichnungen und Exzerpte: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2914.

> Gehen wir um zehn Jahrhunderte zurück, so begegnet uns dasselbe, was unsere Väter sahen, eine napoleonische Weltherrschaft, und schauen wir um neune Jahrhunderte rückwärts, so liegt uns die nämliche Frage vor Augen, an deren Lösung unsere Zeit – hoffen wir, auf friedlichere und bessere Weise! – arbeitet: die Frage von der Einheit Deutschlands. (DF III, 191)

Die Serie an personalbiographischen Darstellungen wird eröffnet von einem Aufsatz über *Rudolph von Habsburg* nach einer Abhandlung und Materialsammlung von Josef Bader (1805–1883) aus der Zeitschrift *Herda. Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte* (NF 1, S. 3–160). Kurz und der badische Archivrat waren persönlich bekannt und lernten sich wahrscheinlich über Lucian Reich kennen, der für Baders Arbeiten diverse Illustrationen lieferte, so etwa für *Das malerische und romantische Baden* (1843). Reich wiederum wurde während der Arbeit an *Die Insel Mainau und der Badische Bodensee* (1856) von Bader mit Archivalia versorgt.[195] Die neue Folge der *Herda* stand ganz im Dienst der Reichsgründung und so wählten auch Bader und Kurz Rudolf I. (1218–1291), dessen Regierung die Dynastie der Habsburger und eine neue Zeitrechnung des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation begründete, als Reflexionsfigur ihrer eigenen Gegenwart. Dem Aufsatz *Rudolph von Habsburg* stellte Kurz folgenden Hinweis voran:

> Überhaupt beabsichtigen wir der großen deutschen Vergangenheit im Familienbuche einen gebührenden Platz einzuräumen; wir werden uns hiebei an die Ergebnisse der neueren Forschungen halten, welche in den Ansichten über die deutsche Geschichte eine bedeutende Umwälzung hervorgebracht haben, und gedenken in der Folge vor allem Gfrörer's geschichtliche Untersuchungen zu diesem Zwecke zu benützen. (DF III, 95)

Mit den populären Darstellungen der Frühgeschichte deutscher Länder lehnte sich Kurz zwar an die neuesten Forschungen an, wählte dafür aber mit August Friedrich Gfrörer (1803–1861) einen Außenseiter der Geschichtswissenschaft. Gfrörer war zunächst Bibliothekar in Stuttgart, erhielt 1846 in Freiburg im Breisgau eine Professur und begründete mit seinen literaturgeschichtlichen Vorlesungen auch den germanistischen Fachbereich an der Universität Freiburg.[196] Er pflegte Umgang mit Wilhelm Waiblinger, Ludwig Amandus Bauer und David Friedrich Strauß, der seine frühen Arbeiten auch für *Das Leben Jesu* (1835) benützte. Wie Hermann Kurz stand der ehemalige Klosterschüler und Stiftsstudent unter dem Einfluss von Christian Ferdinand Baur, denn am neueröffneten

195 Zu Reichs Illustrationen für Baders Publikationen vgl. Dopita 2007, S. 214ff.
196 Vgl. Burkhardt 1976, S. 153. Vgl. zur Biographie: Gmelin 1875.

niederen theologischen Seminar Blaubeuren wurde Baur 1817 zum Professor ernannt und unterrichtete dabei auch August Friedrich Gfrörer, der in die erste Promotion aufgenommen worden war. Gfrörer widmete ihm schließlich seine „Kritische Geschichte des Urchristenthums“ *Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie* (1831).[197]

Auch wenn Gfrörer sich damit zunächst in die Tradition der Tübinger historischen Schule stellte, distanzierte er sich spätestens mit seinem konzeptionellen Neuansatz *Geschichte des Urchristenthums* (Bd. 1, 1838) von Strauß und der Tübinger Theologie. Den größten Erfolg feierte Gfrörer mit seiner populären Darstellung *Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit* (1837), die nach 13000 verkauften Exemplaren 1852 die dritte Auflage erlebte. Er bezeichnete sich selbst als kaiserlich oder „ghibellinisch“, denn „Einheit und Kraft der Staatsgewalt oder der Krone [...] ist das notwendigste und nützlichste Ding“[198]. Als Abgeordneter des Paulskirchenparlaments forderte der spätere Konvertit (1853) die Zusammenführung der christlichen Konfessionen. Im Vorwort des zweiten Bands der *Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger* (1848) entwarf er, nachdem er die „Nationalschicksale“ beschrieben hatte, sogar ein Programm, in dem er die Bedingungen einer „Verschmelzung beider großen Religionsgemeinschaften“ skizzierte.[199]

Die „bedeutende Umwälzung“ der deutschen Historiographie, die Hermann Kurz in den Arbeiten von Gfrörer sieht, wird weniger die patriotische Arbeits- und Schreibhaltung des Wissenschaftlers meinen, der wie Josef Bader aus der Geschichte die Notwendigkeit der Reichsgründung herleitete. Nicht nur in nationalpolitischer, sondern auch in methodologischer Hinsicht waren die Arbeiten von Gfrörer für Hermann Kurz bedeutsam. Bereits im Winter 1836 hatte Kurz ihn näher kennengelernt, als er täglich für einige Stunden die Königliche Bibliothek nutzte, „um namentlich nach der Novellenlitteratur zu sehen“[200]. Die Eigenwilligkeit, Scharfsinnigkeit, aber auch Esoterik seines historiographischen Ansatzes

197 Vgl. dazu den Brief von Gfrörer an Baur, 30.12.1829: „Zugleich verbinde ich hiemit den andern Wunsch, daß Sie es mir gestatten möchten, das Ganze Ihnen dediziren zu dürfen. Der Ton ist durchaus immer ruhig; die Beziehungen auf das neue Testament, sosehr in's Dunkel gestellt und der Beurtheilung eines Jeden überlassen, daß die Dedikation, auch mit Rücksicht auf die eifrigsten Orthodoxen, keine Inkonvenienz mit sich bringt.“ (Baur 1993, S. 79) In späteren Werken distanzierte er sich aber ausdrücklich von der Tübinger historischen Schule, vor allem von David Friedrich Strauß.

198 Gfrörer 1837, S. XX. Vgl. dazu: Oredsson 1994, S. 50ff. sowie besonders die Ausführungen in: Brechenmacher 1996, S. 100ff.

199 Gfrörer 1848 II, S. IVff.

200 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 26.11.1836 (BF, 67).

wird in einer vertraulichen Nachricht von Kurz an Kausler deutlich: „Gfrörer ist der Alte, ein interessantes Phänomen – großartig, aber bestialisch plump und borniert dabei. Er erinnert manchmal an Luther, nur hat er nicht so viel Courage."[201] Die Fachdisziplin stand seinen egozentrischen Arbeiten distanziert gegenüber, auch wenn er durchweg bekannt war für seine „bewundernswerte Belesenheit und die scharfsinnigste Phantasie"[202], wie Wilhelm Dilthey 1861 über ihn schrieb.

Als Kurz in Stuttgart regelmäßig die Bibliothek aufsuchte, arbeitete Gfrörer gerade an seiner *Geschichte des Urchristenthums,* worin er unter theologischen und religiösen Gesichtspunkten zu um weitaus anrüchigeren Ergebnissen kam als David Friedrich Strauß im *Leben Jesu*. Vor allem die weitreichenden und überraschenden Schlüsse, die er aus kleinsten Hinweisen zog, hatten große Kritik zur Folge. Daniel Schenkel (1813–1885) besprach ausführlich die *Geschichte des Urchristenthums* in den *Hallischen Jahrbüchern*; nicht weil ihm das Buch wertvoll erschien, „aber die Anmaßung mit der es auftritt u. Gfs. unverdienter Ruf forderten zur gründlichen Zurechtweisung auf."[203] Als unmittelbare Quelle des Lebens Jesu und des christlichen Heilsgeschehens ließ Gfrörer allein das Evangelium des Johannes gelten. Doch auch Johannes sei nicht frei gewesen von Fehlurteilen. Alles deutet für Gfrörer darauf hin, dass Jesus von Nazareth weder am Kreuz gestorben noch auferstanden sei: Mit kriminalistischer Methode will er zeigen, dass Jesus' Beine am Kreuz nicht zerschlagen wurden, da sein heimlicher Anhänger Josef von Arimathäa ihn im Auftrag der Essener von den Römern freigekauft hatte. Deswegen wurde dieser im Neuen Testament als ein reicher Mann bezeichnet (vgl. Matthäus 27, 57).[204] Offensichtlich war auch die Grabstätte nahe des Golgatha, die Josef scheinbar für sich hatte errichten lassen, Teil des geheimen Rettungsplans. Schließlich lebte er ja in Arimathäa. In der Grabhöhle konnte sich Jesus von den Strapazen der Kreuzigung erholen, bis er von Verbündeten weggebracht wurde. Maria Magdalenas Bericht, sie habe am Grab zwei Engel gesehen, erkannte Johannes zwar an, doch Gfrörer sah darin weibliches Fabulieren, das durch mehrmaliges Wiedererzählen entstanden sei, „denn weilbliche Phantasie ist im Allgemeinen ein sehr entzündliches Etwas, insbesondere die einer Jüdin von Damals."[205] Da Jesus von Nazareth sein Lebenswerk erfüllt hatte, zeigte er sich nur wenige Male seinen Jüngern, um sie zu trösten, lebte fortan aber wohl

201 Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 20.2.1838 (BF, 389).
202 Dilthey 1957–2006 XVI, S. 31.
203 Daniel Schenkel an Arnold Ruge, 1.10.1838, zitiert nach: Hundt 2010 I (Hg.), S. 210. Vgl. Schenkel 1838/1839.
204 Vgl. Gfrörer 1838 III, S. 243.
205 Gfrörer 1838 III, S. 253.

als Einsiedler oder inkognito unter den Essenern.[206] Gfrörer brachte sich damit in einen Diskurs ein, der angefangen von Johann Georg Wachters *De primordiis Christianae religionis* (1713) bis in die Gegenwart reicht.[207] Gfrörer inszeniert sich mit seiner kriminalistischen Auslegung, wonach List und Betrug anstelle des christlichen Heilsversprechens treten, durchaus als neuer Evangelist. Johannes und die hunderttausenden „Anhänger der 1800jährigen Kirchenlehre" glaubten demnach an eine innere Wahrheit, die nach wie vor im Sinn der bewährten zeitgenössischen Theologie mit ihrem Heils- und Wunderglauben dem Volk auszulegen sei,[208] die äußeren Umstände aber legte erst Gfrörer zum ersten Mal offen dar: „Ich verhehle mir nicht, daß die hier entwickelte Meinung ihren treuherzigen Glauben schwer verletze. Aber die historische Wahrheit, oder auch Wahrscheinlichkeit zu enthüllen, ist meine Aufgabe, vor der jede andere Rücksicht verstummen muß."[209] Schließlich habe Gfrörer weder als Protestant noch als Katholik schreiben wollen, sondern allein als vorurteilsfreier und undogmatischer Historiker.[210]

Gfrörers Historiographie basiert auf einer durchaus kreativen Kombinationsgabe, mithilfe derer er historische Geschehnisse zu einer logischen Ereigniskette zusammenfügt, um eine in sich geschlossene Geschichtserzählung zu entwerfen. In seiner 1848 erschienen *Geschichte der ost- und weströmischen Carolinger* folgert er aus der Unzuverlässigkeit mittelalterlicher Chronisten und Geschichtsschreiber, „nur einzelne Urkunden, noch mehr aber die Kunst historischer Mathematik, auf welche sich jedoch sehr wenige Gelehrte verstehen, helfen hier einigermaßen aus dem Irrsal heraus".[211] Bereits im Vorwort des ersten Bands seiner *Geschichte des Christenthums* hatte er die Notwendigkeit einer „historischen Mathematik", die zu Ansichten jenseits aller Lehrmeinungen führt, erläutert:[212] „Man sieht, daß ich die Logik und den historischen Sinn für hinreichende Waffen halte, um auf dem Boden des Christenthums, wie auf jedem andern, die Wirklichkeit der Dinge zu erforschen."[213] Er dachte dabei an eine Art historiographische Forensik, die

206 Vgl. Gfrörer 1838 III, S. 255. Vgl. zum Überblick von Gfrörers *Geschichte des Urchristenthums* Schweizer 1906 (S. 162–165), der Gfrörers Deutung unter der Kolumne „Neue romanhafte Leben-Jesu" beschrieb. Vgl. zum Frühwerk von Gfrörer auch Liebeschütz 1967, S. 101–110.
207 Vgl. bes. Stegemann [10]2007.
208 Vgl. Gfrörer 1838 III, S. 408.
209 Gfrörer 1838 III, S. 248.
210 Gfrörer 1838 III, S. XXXV.
211 Gfrörer 1848 II, S. 247.
212 Vgl. dazu die grundlegende Studie von Brechenmacher 1996, S. 100ff. sowie die jüngst erschienene Untersuchung von Lenhard-Schramm 2014, S. 70ff.
213 Gfrörer 1838 I, S. XXIII.

ein grundlegendes Misstrauen vor allem gegenüber tradierten Zusammenhängen und Deutungen gebiete:

> Nichts habe ich wissentlich für wahr angenommen, wenn nicht Urkunden, deren Aechtheit unbezweifelbar, wenn nicht unverdächtige Zeugnisse Dritter und Vierter zusammenstimmten, oder die größte innere Wahrscheinlichkeit für jeweilige Fragen stritt. Das Verfahren, das man vor Gerichte gebraucht, suchte ich, so weit es der Gegenstand erlaubt, auch hier anzuwenden.[214]

In Karlsruhe erinnerte sich Hermann Kurz nicht zufällig an Gfrörers historische Studien, sondern verfolgte aufmerksam dessen Werk, denn etwa 1843 dachte er darüber nach, Gfrörers *Allgemeine Kirchengeschichte* zu rezensieren, deren dritter Band eben erschienen war.[215]

Im Zusammenhang mit der Bilderfeindlichkeit der Paulikaner, einer armenischen Sekte des 7. Jahrhunderts, schrieb Gfrörer ganz im Sinn der kriminologischen Geschichtsschreibung über seine Quellen: „Da die Sache wichtig ist, werden wir die Zeugen einzeln verhören."[216] Im selben Brief, der Kurz' Plan einer Rezension ankündigte, teilte er Adalbert von Keller mit, auch er werde einen Verbrecher verhören, „nämlich den Sonnenwirt, dessen Akten sich endlich gefunden haben"[217]. Kurz wählte diesen Wortlaut womöglich nicht nur, weil es sich bei seinem neuen literarischen Gegenstand um einen Verbrecher handelte, sondern spielte auch auf die Methode an, die er anzuwenden gedachte. Der *Sonnenwirt* sollte zunächst eine „rein historische Arbeit"[218] werden. Auch in der späteren Gestalt des Romans zeigte er eine entsprechend gewissenhafte Transparenz in Bezug auf seine Quellen und stellte als Dichter bereits 1846 mit Erscheinen seines ersten Kapitels in *Cottas Morgenblatt* ein ähnliches Verfahren vor, wie es Gfrörer als Historiker beschrieb. Das Quellmaterial zum *Sonnenwirt* habe, so wiederholt Kurz in seiner Buchausgabe, „in und zwischen den Zeilen"[219] ein Lebensbild enthüllt. Überhaupt soll die Dichtung durch eine „unzerreißbare Kette an die Geschichte gefesselt sein". Hermann Kurz hatte dieses Erzählverfahren während seiner *Tristan*-Übersetzung sowie -Vollendung erprobt und sich mit der Verbindlichkeit überlieferter Vorlagen in die Schreibhaltung eines Gottfried von Straßburgs begeben (vgl. Kap. III. 5): „Freiheit nach innen, nach außen Pflichten […]".

214 Gfrörer 1838 I, S. XXII.

215 Vgl. zu Gfröer 1841–1846 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 4.7.1843 (BF, 627).

216 Gfrörer 1841–1843 III, S. 212.

217 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 4.7.1843 (BF, 627).

218 Hermann Kurz an Adelbert Keller, 22./23.9.1843 (BF, 628).

219 Zitiert nach: Kurz 1980, S. 5. Hermann Fischer gibt die einleitenden Bemerkungen von 1846 in SW V nur teilweise wieder.

(TI, 495) Nun folgte mit der Arbeit am *Sonnenwirt* ein Versuch der symbiotischen Verbindung von Geschichtsschreibung und Dichtung:

> Die urkundlichen Zeilen bilden diese Kette; zwischen ihnen ist Freiheit, Erfindung, Offenbarung. Wenn aber das Schaffen so leicht wäre wie das Erkennen, so feierten wir schon längst die neue Epoche, deren Schwelle wir wagend und zögernd, schreitend und strauchelnd betreten: die Einheit von Dichtung und Geschichte, die wahre historische Poesie.“[220]

Das spekulierende Verknüpfen loser historischer Handlungsfäden und Ereignisse, das Lesen „in und zwischen den Zeilen“, war für Kurz, wie auch das Vorwort zu *Schillers Heimatjahre* (1843) verdeutlicht, der Dichtkunst vorbehalten.[221] Damit war die aristotelische Gattungsunterscheidung in Hinblick auf das historische Erzählen bei Hermann Kurz, aber auch auf die „Kunst historischer Mathematik“ von August Friedrich Gfrörer, verwischt worden.

Der Sonnenwirt ist weder stilistisch noch im Umfang mit den historischen Darstellungen des *Deutschen Familienbuchs* vergleichbar, doch in Karlsruhe entstand Kurz’ gattungstheoretisches Konzept des ‚geschichtlichen Lebensbilds‘. Geschichtsschreibung und Dichtkunst werden hier gleichberechtigt als Quellen verwendet. Bereits in *Rudolph von Habsburg* benutzt Kurz Werke von Schiller oder Gustav Schwab und endet mit Justinus Kerners Gedicht *Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe*. Das tragische Leben der Baderstochter Agnes Bernauer, die 1432 Herzog Albrecht III. heiratete, schildert er anhand von Felix Joseph Lipowskys Monographie *Agnes Bernauerin* (München 1801), der ebenfalls ein Material- und Urkundenanhang beigegeben wurde. Doch auch hier bezieht er sich ebenso auf die literarischen Adaptionen, etwa auf Karl August Krebs’ Oper, für die August Lewald das Libretto verfasste, oder zitiert Heinrich Zschokkes Darstellung *Agnes Bernauer und Albrechts Tod* aus dem zweiten Band seiner *Baierischen Geschichten* (1813). Im Übrigen sah Kurz in dem Stoff, der später auch von Friedrich Hebbel auf die Bühne gebracht wurde (1852), eine nationale, gewissermaßen phylogenetisch begründete Beziehung zur Gegenwart:

> Dennoch lebt das Ereigniß unvergänglich im deutschen Gemüthe fort, und der Name Agnes Bernauer erweckt immer wieder jene Regung nationaler Theilnahme, welche beweist, wie mächtig der erste Eindruck der grausamen Hinrichtung eines unschuldigen Weibes gewesen sein müsse. (DF III, 385)

220 Kurz 1846b, Nr. 42.
221 Vgl. dazu Eggert 1971, S. 59–64.

Neben den „Haupt- und Staatsaktionen", die in den Aufsätzen behandelt wurden, brachte Hermann Kurz auch historische Anekdoten, wie in *Die zerbrochene Krone* (DF III, 328) zur Ergänzung von *Otto der Große*.[222]

Für den späten Hermann Kurz lag der Hauptunterschied der verschwisterten historiographischen und poetischen Darstellungsweisen vor allem in der Erzählperspektive. Das historiographische und quellenbasierte Studium fand 1859 mit den *Geschichtsbildern aus Schwaben*, die zunächst in *Cottas Morgenblatt* erschienen, 1871 schließlich als Buch unter dem Titel *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit,* eine Fortsetzung. Damit legte Kurz eine populäre Bearbeitung der *Relatio wegen des schweren französischen Quartiers 1688*, der Aktenbestände des Eßlinger Rechtshistorikers Johann Philipp Datt (1654–1722), vor.[223] In seinem Nachlass findet sich aber auch das bereits mehrfach erwähnte Manuskript *Geiselschicksale*, eine weitere Reflexion über die Theorie der Geschichtsschreibung, die später in der Einleitung von *Aus den Tagen der Schmach* verarbeitet wurde, genauso gut aber für sich stehen kann:

> Zwischen der fachstrengen Historiographie und dem historischen Roman liegt ein Gebiet, welches die neuere Zeit mit Glück anzubauen begonnen hat, das der geschichtlichen Lebensbilder. Gleich fern von gelehrter Massenbewältigung, die das Einzelne willkürlich in die Reihe des Geschehenen einschiebt, sucht diese Darstellungsweise, indem sie, auf ihrer niedrigeren Stufe der Poesie nacheifernd, dem Reize der Erscheinung und zugleich der Wahrheit dient, die individuelle Wirklichkeit auf, durch welche die allgemeine Geschichte anschaulich, ja oft erst verständlich wird. Die Weltbegebenheiten verlieren nichts dabei, wenn sie einen provinziellen, einen lokalen Vorgrund erhalten, der die sonst oft schattenhaft dahinjagenden Massen zu farbig beleuchtetem Verweilen nöthigt; und der glückliche Erbe ineinandergreifender Tagewerke auf diesem Felde, das seine Margen nach Landschaften zählt, kann dereinst die vollen Garben einer lebendigen, dichterischen Geschichtsschreibung binden, die dem bis dahin durch die historische Romantik vollends zur Geschichte selbst herangeschmeichelten Volke versprechen darf zu ersetzen, was dem Bürger des späten Mittelalters die Chronik mit ihren lebensfrischen Zeit- und Menschbildern war.[224]

Das ‚geschichtliche Lebensbild' konzentriert sich demnach auf das Individualschicksal, das die historischen Gesamtzusammenhänge exemplifiziere und überhaupt erst verständlich mache. Hermann Kurz ordnet diese Erzählgattung also eindeutig einer der zentralen wirkungsästhetischen Kategorien der Horaz'schen *Ars poetica* (V. 333f.) zu. Das ‚geschichtliche Lebensbild' wolle nicht allein unter-

222 Auch das Manuskript von *Die zerbrochene Krone* hat sich erhalten. Vgl. WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 343 3d.

223 Vgl. dazu Beckmann 1995.

224 Anhang 4.1. Vgl. Kurz 1871, S. IXff.

halten oder belehren, sondern beides zugleich. Anders als die Werke der „historischen Romantik", die wie Hauff in seinem *Lichtenstein* oder Arnim in den *Kronenwächter* die historiographische Überlieferung zugunsten ihrer fiktionalen Handlung verließen, stellt das ‚historische Lebensbild' mit seinem Anspruch auf Überprüfbarkeit einen konstruktiven Beitrag zur Geschichtsschreibung dar. Mit diesen Ausführungen, die in den letzten Lebensjahren von Hermann Kurz verfasst wurden, zog er gleichzeitig ein Resümee seiner dichterischen Arbeiten, denn die ersten Ansätze dieses Konzepts entwickelte er bereits in den frühen Erzählungen der *Genzianen* und *Dichtungen*. In der jüngeren Skizze *Die Aufgabe unsrer Poesie* benannte er das literarische ‚Lebensbild' sogar als Ursprung und Fluchtpunkt der Literaturgeschichte überhaupt.

> Die homerischen Sittenschilderungen, die den Griechen so heimisch in diesen Gedichten machten, haben ihr Seitenstück an dem malerischen und dramatischen Detail des modernen Romans, das gleich bei dem Vater desselben häufig, zumal wo er auf schottischem Boden wandelt, sichtbar als Hauptbestandtheil sich aufthut, so daß die Erzählung selbst zur untergeordneten Nebensache wird, das sodann seitdem in der Entwicklung der Literatur sich vom eigentlichen Romane abgelöst hat und selbstständig, als Lebensbild, als Dorfgeschichte – in welcher jedoch das Genre schon wieder einem größeren und allgemeinen Charakter zustrebt – herausgewachsen ist.[225]

Bereits Homer habe mit seinen Epen, die nichts anderes als „die besseren historischen Dichtungen" gewesen seien, dem Griechen „von der Zeit wo seine Ahnen zum erstenmal ihrer Nationalität und ihrer Weltstellung gewahr wurden" erzählt.

Als komplementären Aufsatz zu *Rudolph von Habsburg* lieferte Bader im selben Heft der *Herda* eine Bestandsaufnahme der deutschen Historiographie, worin die Arbeit des Historikers als Beitrag zur Nationalstaatsbildung ausgewiesen wurde. Während in der deutschen Historiographie vor allem regionale und europäische Geschichte aufgearbeitet werde, fehle es an einem nationalen Profil. Dies führt Bader zurück auf den nicht existenten deutschen Staat, „denn Nationalgeschichten können nicht geschrieben werden in Verhältnissen, wie jetzt die deutschen sind"[226]. Die Nationalstaatsbildung, dieses notwendige Ziel der Geschichte, sei auch mit Hilfe der Historiographie zu fördern. Durch einen deutschen Staat werde es andererseits möglich, die partikularen Darstellungen vaterländischer Geschichtsschreibung zu einem epochalen Monumentalwerk zusammenzuführen:

225 Anhang 4.2.
226 Bader 1841, S. 230.

> Will es der Himmel, daß unsere herben Kämpfe, unser redliches Bemühen, unsere bewunderungswürdige Ausdauer – endlich zu einem Ziele führen, läßt er uns wieder eine selbsteigene Nation werden [...], dann wird die deutsche Glorie noch einmal dies Europa verherrlichen und unsere Nationalgeschichte das großartigste historiographische Werk der europäischen Weltperiode seyn.[227]

Auch Hermann Kurz sah in seiner Arbeit einen ‚vaterländischen' Beitrag und schrieb etwa an Gustav Schwab über den Roman *Schillers Heimatjahre* am 2. September 1838: „Ich schwöre Ihnen, ich habe diesen unglückseligen Roman bloß angefangen, weil ich glaubte, ein Autor sei verpflichtet, seiner *Provinz auch einen Tribut abzutragen*."[228] (vgl. Kap. III.1) Doch auch noch nach der Reichsgründung betrachtete er gerade die Geschichte der deutschen Klein- und Kleinststaaten als zentralen Gegenstand der Geschichtsschreibung, da sich dort Konstanz und Veränderung deutlicher abzeichne. Bereits 1837, zu Anfang seiner Laufbahn als Schriftsteller, hatte er die Wahl seiner regionalen Erzählwelt mit den Worten begründet: „Glück und Unglück bewahren sich in einem so engen Kreise ein viel treueres Gedächtnis, als in der breiten Zersplitterung eines großen Staates." (G 9) In diesem Sinn argumentierte er noch 35 Jahre später:

> So gewährt das Bild jener Zeiten, je mehr es in einzelnen Zügen aufgerollt wird eine geschichtliche Verdeutlichung des Damals und zugleich eine politische Lehre für die vaterländische Gesinnung der Gegenwart, die den Zustand der uns auch der Form nach zuletzt wirklich gewordenen Bundesrepublik an ihrem Vorabend bahnbrechender Stürme mit dem alten auf den Fluthen schwankenden Reiche vergleichen mag. Gerade unter dem letzteren Gesichtspunkte wird auch das Kleinere wichtiger, einmal weil es meist lehrreicher ist als das Allgemeine, dann weil das Einzelne von Damals in seiner Prüfung, ob bewährt oder nicht, dem heutigen Einzelnen eine weit schärfere Frage nach seiner künftigen Bewährung an die Kehle setzt, am allermeisten aber darum, weil bei der Vergleichung der deutsche Einzelstaat von heute trotz seiner vermeintlichen Vergrößerung nicht viel schwerer ins Gewicht der streitenden Weltwage fällt als der kleinere vormalige Reichsstand, Land oder Stadt.[229]

Auf diese Ausführungen folgt eine kurze Notiz, die Kurz nachträglich auf das Manuskript der *Geiselschicksale* notierte und die ein ganz anderes Verhältnis zur poetischen Geschichtsschreibung und Historiographie verrät: „Auch ohne Beziehung auf die Gegenwart hat die Geschichte in sich selbst Reiz und Werth genug."[230] Mit diesem Diktum, das in den *Geschichtsbildern der Melacszeit*

227 Bader 1841, S. 230.
228 Hermann Kurz an Gustav Schwab, 2.9.1838, zitiert nach: Fischer 1899, S. 239.
229 Anhang 4.1.
230 Anhang 4.1.

schließlich den theoretischen und methodologischen Reflexionen voransteht,[231] zeigen sich Reminiszenzen zur neueren Geschichtswissenschaft jenseits eines national-progressistischen Historismus. Womöglich kündigte sich bei Kurz hier ein später Paradigmenwechsel an, wonach historische Epochen nicht mehr als Ergebnis und Voraussetzung geschichtlicher Prozesse in Relation zu Vergangenheit und Gegenwart bewertet, sondern als historische Individualitäten betrachtet werden. Leopold von Ranke (1795–1886) hatte 1854 in seinem Vortrag *Wie der Begriff „Fortschritt" in der Geschichte aufzufassen sei* (postum erschienen), einem locus classicus der Wissenschaftsgeschichte,[232] eben jene Begriffe verwendet, die auch Kurz zehn Jahre später auf das Konzept der ‚historischen Lebensbilder' bezog. Jede Epoche sei „unmittelbar zu Gott" und ihr Wert beruhe nicht auf dem, was aus ihr hervorgehe, „sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eignen Selbst". Somit bekomme die Betrachtung des „individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz".[233]

Neben der intensiven Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Historiographie, die zu einer nicht unbedeutenden Zahl an historischen Miniaturen führte und noch im Feuilleton des *Beobachters* fortgesetzt wurde, war in Karlsruhe vor allem die Verbindung zu Lucian Reich (1817–1900) von zentraler Bedeutung. Der Maler und Schriftsteller wuchs in Hüfingen in der Baar auf, wirkte als Assistent von Moritz von Schwind (1804–1871) an der Gestaltung der neuen Kunsthalle in Karlsruhe mit und wurde 1855 Zeichenlehrer am Lyzeum in Rastatt.[234] Nicht nur durch Berthold Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten*, für die er, durch August Lewald vermittelt, als Illustrator vorgesehen war,[235] sondern vor allem durch die Zusammenarbeit mit Hermann Kurz wurde Reich zu eigenen literarischen Werken angeregt, die er selbst illustrierte; darunter *Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald* (1853, 1877, Nachdruck: 1958) oder die *Wanderblüthen aus dem Gedenkbuche eines Malers* (1855, Nachdruck: 1981). In der Autobiographie *Blätter aus meinem Denkbuch*, die Lucian Reich 1896 in den Druck gab, erinnerte er sich an die geselligen Runden mit seinem Bruder, dem Bildhauer Franz Xaver Reich (1815–1881), seinem Schwager und Lithographen Johann Nepomuk Heinemann (1817–1902) sowie Hermann Kurz, der ihn regelmäßig mit Aufträgen für das *Deutsche Familienbuch* versorgte:

231 Vgl. Kurz 1871, S. IXf.
232 Vgl. das Kapitel „Die Revolution des Historismus und die Entwicklung der Geisteswissenschaften" in Nipperdey 1983, S. 498ff.
233 Ranke 1971, S. 60.
234 Zum Überblick vgl.: Phillip Gresser: [Art.] Reich, Lucian, in: Killy² II, S. 491f.
235 Reich 1896, S. 129.

> Nach Auerbachs Weggang hatte Herm. Kurz die Redaktion des von der Müller'schen Hofbuchhandlung verlegten Familienbuches übernommen. Zu seinen Aufsätzen in demselben zeichnete ich Illustrationen, die Heinemann mit der Feder auf Stein übertrug. Mit Gemüt und poetischer Gestaltungsgabe verband Kurz echten Humor, das so seltene Gewürz im deutschen Dichtergarten; wir waren oft mit ihm zusammen.[236]

Dank der umfangreichen Sichtung der Lebensdokumente und detaillierten Rekonstruktion der Werkentstehung ist es Jenny Dopita in ihrer Biographie zu Reich gelungen, eine Vielzahl an neuen Erkenntnissen auch in Bezug auf die Zusammenarbeit mit Hermann Kurz zu gewinnen. So wurde Kurz offensichtlich auch zu seinem berühmt gewordenen Gedicht *Ostern 1525* mit den Anfangsversen „Der Bundschuh zieht landaus, landein: / Die Bauern wollen Menschen sein!" (SW I, 76), das am 6. Mai 1846 in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 108) erschien und ihn nachdrücklich als politischen Autor vor der Revolution 1848/49 auszeichnete,[237] von Lucian Reich inspiriert.[238] Reich erinnerte sich in seinem *Denkbuch* an eine 1845 datierte Bleistiftzeichnung *Fries aus dem Bauernkrieg*, „wozu Freund Kurz ein markiges Gedicht geschrieben hatte"[239].

Vor allem die Entstehungsgeschichte der äußerst populären Erzählung *Das Todtenlaken* (DF III, 162–165), die sprachlich überarbeitet im ersten Band der *Erzählungen* mit *Das Arcanum* überschrieben wurde,[240] lässt sich über die Zusammenarbeit mit Lucian Reich erstmals rekonstruieren.[241] Da nur die zweite Fassung gemeinhin bekannt wurde, scheint es, als ob Kurz hier eine Geschichte aus dem alten Reutlingen verarbeitete oder imaginierte. Während die Erzählung *Das Zauberbild* (DF III, 352–360) tatsächlich von einer historischen Wegmarke

236 Reich 1896, S. 130.

237 Vgl. die Anthologie von Lamprecht 1969 (Hg.), S. 77ff. oder die stoffgeschichtliche Untersuchung von Wunderlich 1978, S. 80.

238 Vgl. dazu Dopita 2007, S. 281ff.

239 Reich 1896, S. 132.

240 Zunächst abgedruckt in: Cottas Morgenblatt, Nr. 46–47, 15.–22.11.1857.

241 *Das Arcanum* erschien etwa in Hermann Hesses Anthologie *Kleinstadtgeschichten* (1918), dem 8. Band der „Bücherei für deutsche Kriegsgefangene". Als neu illustrierte Eingangserzählung findet sich die Erzählung auch im dritten Band der 1924 erschienenen Reihe „Der Goldregen. Eine Fülle des Guten und Schönen", die Weitbrecht in Stuttgart verlegte. Unter den Autoren dieser „wirklich volkstümlichen Sammlung von Erzählungen" finden sich neben Kurz: Anzengruber, Gotthelf, Storm, Ludwig, Keller, Hoffmann, Meyr, Droste-Hülshoff, Hebbel, Grillparzer und Gerstäcker. Der Herausgeber Konrad Mack schreibt in seiner Einleitung über Hermann Kurz: „Seine Erzählungen, in denen er durch behagliche Breite des Chronikstils, kräftigen Humor und gesunden Realismus erfreut, gehören zum lesenswertesten Gut unseres Schrifttums. Er weiß sie in einzelnen Stücken zur geistvollen Kunstnovelle zu entwickeln, die bei aller formalen Feinheit doch die lebensvolle Bodenständigkeit bewahrt." Mack ca. 1925 (Hg.), S. 2.

der Reichsstadt ausging, der Reformation und Auflösung des dortigen Franziskanerklosters, und ihr Kurz einen Auszug aus Johann Georg Begers *Umbständliche Relation wie es mit der Reformatione der Stadt Reutlingen [...] begangen* (1717) voranstellte, wurde die erste Fassung von *Das Todtenlaken* zunächst inspiriert von Lucian Reichs Gemälde. Bereits während seines Studiums hatte dieser es in Frankfurt entworfen, 1838 war es schließlich auf der Karlsruher Kunstausstellung zu sehen.[242]

Das Ölbild „Der Totentanz" und die Lithographie von Heinemann für das *Deutsche Familienbuch* zeigen die zentrale Szene aus Goethes gleichnamiger Ballade von 1815: Der Türmer beobachtet, wie sich auf dem Kirchhof die Toten zu einem skurrilen Mitternachtstanz treffen. Weil sie ihre weißen Totenlaken beim Tanz hindern würden, ziehen sie dieselben aus. So wird der Türmer versucht, eines der Laken zu stehlen, und eilt mit seiner Beute zurück auf den Turm der gotischen Kathedrale. Als sich die Toten wieder in ihre Gräber zurückziehen, vermisst das bestohlene Gerippe sein Laken und wittert es auf dem Kirchturm:

> Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
> Da gilt auch kein langes Besinnen,
> Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
> Und klettert von Zinne zu Zinnen.
> Nun ist's um den armen, den Türmer getan!
> Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
> Langbeinigen Spinnen vergleichbar.[243]

Der Türmer wirft das Laken über die Brüstung, es bleibt aber an einem Haken hängen. Schließlich läutet es ein Uhr, das Gerippe fällt in sich zusammen und zerschellt auf dem Boden. Reich wurde dafür kritisiert, dass er sich nicht streng an Goethes Vorlage orientierte. Auf seinem Bild greift das Skelett augenscheinlich nicht nach dem Laken, sondern nach dem Türmer, der seinerseits auch nicht versucht, das Laken über die Brüstung zu werfen (vgl. DF III, Tafel 20).

Obwohl Hermann Kurz sich in der Binnengeschichte durchaus an Goethes Ballade orientiert, wird Reichs ungewollte Umdeutung der Klimax konstitutiv für die Rahmenhandlung der Erzählung: Der Türmer rettet das Laken und behält es als Totenfetisch, ihm werden nach Volksglauben magische Kräfte nachgesagt.[244] Das Thema des Aberglaubens, das Kurz etwa noch in *Das Horoskop* (1858) verarbeitete, ist das eigentliche kohärenzstiftende Moment der Erzählung. Indem Kurz

242 Vgl. Dopita: 2007, S. 255ff.
243 HA I, S. 289.
244 Vgl. Paul Geiger: [Art.] Totenfetisch, in: HdA VIII, Sp. 1064f.

die Handlung im Rahmen einer geselligen Wirtshausszene erzählen und diskutieren lässt, liefert er keine narrative Nachbildung der Goethe'schen Ballade, die ihrerseits auf einem älteren Sagenkreis basiert, sondern eine mittelbare Darstellung. So sagt der Wirt über die Geschichte: „Das ist eine alte Muck', [...] daß die Todten um Mitternacht tanzen." (DF III, 164) Wie sein gesamtes Erzählwerk zeigt, ist dies durchaus einem reflektierten poetologischen Ansatz geschuldet, der einem weithin ‚realistischen' Erzählverfahren verpflichtet ist. So nähert er sich der eigentlichen Geschichte vom Totenlaken in drei inhaltlich vermittelten Gesprächsepisoden an und entwirft dabei eine die europäische Geschichte berührende Biographie des einbeinigen Türmers Ulrich. Dieser verabreicht dem von Zahnschmerzen geplagten Hansjörg einen kühlenden Lappen: „Nimm das und halt's mit der Hand drauf, in einer Viertelstunde wirst du nichts mehr spüren." (DF III, 162) Daraufhin wird ihm vom Wirt ein Wein serviert, der im selben Jahr gekeltert wurde, als Ulrich die Heimat verließ: Damals dachte er irrtümlich, während einer Prügelei seinen Gegner, den langen Assas, umgebracht zu haben, floh aus der Stadt und kämpfte an der Seite von Max Emanuel von Bayern (1662–1762) im Großen Türkenkrieg der 1680/90er Jahre. Sein Bein verlor er aber nicht in der Schlacht von Belgrad, denn hier führte er noch ein magisches Galgenmännlein, eine Alraune, bei sich. Erst als der Turmulrich zusammen mit Prinz Eugenius und dem Duke of Marlborough (1650–1722) gegen seine einstigen Herren in den Spanischen Erbfolgekrieg zog, wurde er während der Schlacht am Schellenberg (1704) verwundet. Zuvor hatte er seinen Talisman verkauft.

An Ulrichs Körper zeichnet sich also gewissermaßen die glücksbringende und zerstörerische Kraft des Galgenmännleins ab. Jenseits des im ‚Volksmund' tradierten Wunderglaubens dürfte Hermann Kurz dieses Motiv bestens von den Romantikern gekannt haben (Fouqué u.a.), aber auch von Grimmelshausens Schrift *Simplicissimi Galgen-Männlin* (1673), in dessen Sinn er mit *Das Todtenlaken* ein, wenn auch humorvolles und historisch entrücktes, so doch abschreckendes Beispiel teufelsbündnerischer Praxis vorlegte.[245] Ob Ulrich tatsächlich an die Existenz einer wirkenden Zaubermacht glaubt, bleibt offen, denn „sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich". (DF III, 163) Als er wieder einmal „wunderliches Zeug" (DF III, 163) über sein Dasein als Türmer erzählt, zeigt sich Ulrich geradezu als Philosoph auf der Höhe seiner Zeit:

245 Vgl. zum Galgenmännlein in der Literatur und im Gebrauchsschrifttum der Frühen Neuzeit sowie der Deutung bei Grimmelshausen: Kühlmann 2008b.

> Oder wenn man draußen auf dem Umlauf steht [...] und die Stadt liegt tief unten und thut keinen Athemzug, und der Nachtgeist streift so leis' an einem vorüber, und es lebt nichts mehr in der Welt, als die Unruhe mit ihrem Ruck=Ruck, Ruck=Ruck, und es rasselt dann und wann in den Rädern und Gewichten, so daß es einem vorkommt, der Thurm sei ein lebendig Wesen mit Herz und Puls, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simulirt – versteht ihr, das ist der Thurmwächter, denn der sitzt recht im Kopf des alten Riesen, wie der Gedanke im Kopf des Menschen sitzt. (DF III, 163)

Ulrich beschreibt hier die seit dem Mittelalter verbreitete kosmologische Vorstellung der Welt als Maschine oder Automat, das bewusstlose Räderwerk der Weltuhr (vgl. Kap. II.3). Die Ausführungen erinnern an René Descartes' folgenreiche Unterscheidung zwischen Materie und Geist, *res extensa* und *res cogitan*s. In seiner Schrift *Principia philosophiae* (1644) dehnte Descartes den Naturbegriff auf den gesamten Bereich der mechanischen Erscheinungen aus: „[Es] ist für eine aus diesen oder jenen Rädern zusammengebaute Uhr nicht weniger natürlich, daß sie die Stunden anzeigt, als es für einen aus diesem oder jenem Samen entsprungenen Baum ist, daß er ebensolche Früchte hervorbringt."[246] So erscheint Ulrich der Kirchturm als „lebendiges Wesen" (DF III, 163) dessen Räderwerk das rastlose Voranschreiten der Zeit symbolisiert. Das einzige „lichte Ding" dabei sei der Türmer selbst. Wenn sich im Folgenden Ulrichs Geschichte vom Totenlaken anschließt, so verweist er mit der Analogie des Wächters im Turm und dem Gedanken im Kopf des Menschen nicht nur auf das reflektierende Nachdenken und Grübeln über die Welt, sondern auch auf die Phantasie, mit der er sich über den mechanischen, empirisch geschulten und rationalen Weltzusammenhang erheben kann.

Sowohl inhaltlich als auch sprachlich lehnt sich Hermann Kurz in der Ausgestaltung der Geschichte des Totenlakens eng an Goethe an. Bei Goethe „hindern die Schleppen am Tanze"[247], bei Kurz legen die Toten die „hinderlichen Leichentücher" (jeweils nach DF III, 164) ab. Während in der Ballade „der Schalk, der Versucher" dem Türmer zuraunt, er solle sich das Laken holen, heißt es in der Prosabearbeitung: „Da muß mich der Teufel reiten –", er habe dem Einfall nicht widerstehen können. Bei Goethe „trippelt und stolpert", „tappet und grapst" das Skelett über die Grüfte. Entsprechend schreibt Kurz: „Der suchte und suchte, stolpert über die Gräber hin und grabbelte an den Grabsteinen herum." Wo es in der fünften Strophe schlicht heißt: „Er wittert das Tuch in den Lüften", installiert Kurz eine retardierende, spannungsreiche Szene, in der sich das Skelett aufrichtet, um

246 Descartes 2005, S. 627.
247 Jeweils zitiert nach: HA I, S. 288f.

schließlich aus dem Blickfeld des Türmers zu verschwinden. Goethes Ballade folgend, schwingt es sich schließlich „von einem Thürmchen zum andern, von Zacken zu Zacken, daß ihm die Gebeine an die Rosen und Kränze schlagen, herauf, wie ein langer langer Schnak'". Mit dem dramatischen Höhepunkt, dem Entsetzen des Türmers und dem Zerschellen des Skeletts, bricht Goethes Ballade ab. Bei Kurz aber wird eine Pointe eingeschoben. Nach Lucian Reichs Illustration erzählt der Turmulrich, das Skelett habe den Arm nach ihm ausgestreckt, gleichzeitig erkannte er in den mondbeschienen Knochen die Gesichtszüge des langen Assas: „Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von sich gab, so war's doch, als ob er sagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad gejagt, und nun will ich dich vollends in's Bockshorn jagen. Gib nur her!" (DF III, 165) In dem Toten erblickt er demnach seine eigene Vergangenheit und vermeintliche Schuld. Hermann Kurz führt daraufhin die im Anfang eingeführten Motive zusammen, denn dieses Ereignis nahm Ulrich zum Anlass, so erzählt er weiter, sein Galgenmännlein zu verkaufen. Es kostete ihm einige Jahre später auf dem Schellenberg das Bein. Der magischen Praxis hat er damit aber nicht abgeschworen, denn etwa das gestohlene Leichentuch sei „ein besonders probates Mittel gegen Zahnweh" (DF III, 165). Hatte Ulrich vor seiner Geschichte versprochen, Hansjörg werde in einer Viertelstunde nichts mehr spüren, so sind die Schmerzen tatsächlich vergangen – nicht aber wegen des Totenlakens, sondern wegen der Schauergeschichte.

Diese erste Fassung des *Arcanum* dokumentiert durch die ekphrastische Beziehung zu Lucian Reichs Vorlage und damit zu Goethes Ballade, die Bedingungen ihrer Entstehung. Aufgrund der gotischen Kathedrale ist es naheliegend, an die Reutlinger Marienkirche zu denken. Und tatsächlich lieferte Hermann Kurz bereits im *Deutschen Familienbuch* einen Hinweis darauf, dass er an das alte Reutlingen dachte. Mit Prinz Eugenius schimpft Turmulrich auf den Reutlinger Wein – „lieber Belgrad noch einmal erobern, als von diesem Krätzer trinken." (DF III, 162) Die zweite Fassung führt in ihrem Detailrealismus nicht nur die Kriegsgeschehnisse des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts näher aus, sondern verortet die Erzählung eindeutig in Reutlingen. Geschuldet ist dies mitunter dem literarischen Konzept, allen früheren Fassungen für die *Erzählungen* (1858) einen regionalen Charakter zu verleihen, um einen kohärenten Zyklus „Geschichten einer alten Reichsstadt" entstehen zu lassen. Die Kernhandlung des gestohlenen Totenlakens ist vollkommen umgestaltet und weist jenseits des zugrundeliegenden Sujets keine Verbindungen mehr zu Goethes Ballade auf. Hermann Kurz liefert dabei wie in der Einleitung der *Reichsstädtischen Glockengießerfamilie* eine konzentrierte Schilderung der Reutlinger Stadtkultur.

Der Reutlinger Schwörtag, jeweils am Ulrichstag gehalten, war das zentrale stadtrepublikanische Ereignis. Friedrich List verglich ihn mit dem amerikani-

schen Unabhängigkeitstag, dessen Feiern er während seines Exils in den Vereinigten Staaten kennengelernt hatte:

> In monarchischen Staaten drehen sich öffentliche Feste um die höchste Person; hier ist es überall festlich, Freude und Fröhlichkeit glänzt heute auf allen Gesichtern. Alles gemahnt mich an meine Reichsstadt; diese öffentliche Freude der Alten und Kinder, Kanonendonner, Pelotonfeuer, Fahnen, öffentliche Aufzüge u.s.w.[248]

Nachdem der Turmulrich am Morgen mit seinem Geläute die obligatorische Ratsprozession begleitet hat,[249] will er sich am Abend ein wenig „Türkenblut" gönnen. Gerade als er von seinem Turm herabsteigt, schlägt es Mitternacht und so wird er Zeuge des Totentanzes (Vgl. SW X, 91ff.). Während die Honoratioren der Stadt beim Festbankett die neu gewählten und vereidigten Stadtoberhäupter feiern, tanzt die verstorbene Ratsherrenschaft einen Danse macabre in der Reutlinger Hauptkirche. Entsprechend steigt das beraubte Skelett auch nicht den gotischen Zierrat der Fassade herauf, sondern Turmulrich die dunkle Treppe in seine Wohnung nach und wird am nächsten Morgen, nachdem es klirrend die vielen Stiegen hinabgefallen war, im verschlossenen Nordosten der Kirche, im so genannten Grünen Turm, vergraben.

Kurz verband diese in die Stadtkultur integrierte Sage mit einer Geschichte aus der weiteren Familiengeschichte, die sich um dieselbe Zeit zugetragen hatte. Es handelt sich um eine Anekdote über den 1680 geborenen Organistensohn und langjährigen Präzeptor Ebingens (ab 1707) Jsaac Kurtz. Bereits Theodor Schön merkte an, dass sie in Lorentius Hoffstetters *Reutlinger Chronic vom Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691* mit allen erzählten Details zu finden sei:

> 16. März 1690 entschlief sein Sohn Jsaac in der Vesperpredigt, blieb sitzen, bis er ausgeschlafen, erwachte, sah und hörte um sich niemand, schrie. Niemand hat ihn in Acht genommen. Er ist über die Orgel beim Rückpositiv gestiegen, die 2 Fuss hinübergschlagen,

248 Zitiert nach: List 1850–1851 I, S. 148.

249 Vgl. dazu die Schilderung in Fetzer 1968, S. 10: „Mann für Mann, sowie die neuen Herren des Großen Rats, sowie alle zur Verhandlung berufenen Officianten zusamt der Geistlichkeit gelobten dem regierenden Bürgermeister mit Handschlag, worauf auch die im Schwörhof versammelte Bürgerschaft einen Eid dahin ablegte: ‚Einem Bürgermeister und Rat getreu, hold und gewärtig zu sein.' Dann erfolgte der feierliche Kirchzug: Der neue regierende Bürgermeister wurde vom Obergeistlichen – Hauptprediger – und vom Syndicus, jene in ihrer Mitte führend, zur Kirche geleitet."

> stiess sich hinab auf die Singpaar, fiel dabei auf den Rücken, hat an einem Fuss angefangen zu hinken, klopfte an des Messner Thür. Der hat ihn herausgelassen. Er ist gehoppet für seines Vaters Haus zu Fuss. Man hat den Barbir brauchen müssen.[250]

Auch für die Überarbeitung der *Reichsstädtischen Glockengießer* hatte Kurz nochmals ausdrücklich auf die Reutlinger Chroniken zurückgegriffen, um eine regionale Gedächtniskultur zu inszenieren. Die teils wörtliche Wiedergabe im Rahmen seiner Erzählung besitzt auch in *Das Arcanum* die Funktion, das fiktionale Geschehen an die verifizierbare historiographische Überlieferung anzuknüpfen. Die Anekdote beschließt er mit einem wörtlichen Zitat aus Hoffstetters *Chronic*, die im Übrigen erst 1982 in den Druck kam: „Ja, [...] sein Vater hat mir's den andern Tag geklagt, wie er ihm nachts vors Haus gehoppet kommen sei, und wie man jetzt den Barbierer für den Fuß brauchen müsse." (SW X, 98)

Die Geschichte des Organistensohns wird nicht als eigenständige Episode angeführt, sondern unmittelbar mit der Handlung verbunden. Der Junge bekommt nämlich Fieber und kann dadurch gerettet werden, dass ihn Ulrich in das Totenlaken einwickelt. Dieses nicht markierte Verfahren der Textmontage führt durchaus eine sprachliche Virtuosität vor, mit der Kurz den Sprachstil des 17. und 18. Jahrhundert, häufig hyperbolisch verzerrt, in seinem Text aufgriff. Er hatte ihn für die zweite Fassung in Hinblick auf die Erzählillusion neu bearbeitet. Wo es 1845 noch heißt: „Was, Zahnweh hast du, alter Sünder?" (DF III, 162), ist nun zu lesen: „Potz Schlankement, Zahnweh hast, alter Bußpsalm?" (SW X, 84) Aber auch der Charakter des Protagonisten wird insofern neu gestaltet, als er nicht mehr ein der Wirtshausgesellschaft überlegener Phantast und Schelm ist, über den es entsprechend heißt: „Es ist doch was Gottloses um so einen alten Soldaten [...]." (DF III, 165) In der zweiten Fassung verfällt auch Ulrich dem Aberglauben seiner Zeit und fürchtet sich zuletzt selbst vor seiner eigenen Erzählung. Während in *Das Todtenlaken* das eigentliche ‚Arcanum' (Geheimmittel) das Geschichten-

250 Zitiert nach: Schön 1895, S. 50. Vgl. dazu SW X, 97: „Vermutlich war ihm etwas vom Bürgermeisterswein zugeflossen, denn damals hat man reichlicher ausgeteilt, wie jetzt. Da ist er an der Orgel sitzen blieben, bis er ausgeschlafen hatte, und wie er nach Mitternacht erwacht und sich umsieht, ist kein Mensch weder zu hören, noch zu sehen. Vielleicht ist er an meinem Glockenschlag aufgewacht, der wohl einen Toten hätte erwecken können, oder auch von dem andern Geräusch. Ein couragierter Bub' ist er gewesen, und wie er sieht, daß niemand sein Geschrei in acht nimmt, so steigt er über die Orgel beim Rückpositiv, schlägt beide Füße hinüber und läßt sich auf die Singpore hinab. Ihr wißt, wie hoch das ist, der Bub' hätt' sich leichtlich zu tot fallen können. Auch ist er im Herablassen auf den Rücken gefallen und hat an einem Fuß angefangen zu hinken, ist aber endlich hinab über die zwei Stiegen in die Kirche gehunken und hat dem Mesner an der Tür geklopft, der ihn dann hinausgelassen hat."

erzählen selbst war, so tilgte Kurz in der Überarbeitung diese implizite Pointe. Stattdessen reflektierte er nochmals die Unvergänglichkeit der Überlieferungstradition, an der er selbst mit seiner Erzählung mitarbeitete. Das Weinfass, dessen Jahrgang die Erzählung motiviert hat, ist geleert und der Wirt sagt zum Abschied: „Alter Wein hält nicht so lang', wie alte Geschichten, sonst brauchte unser Herrgott keinen neuen wachsen zu lassen." (SW X, 99)

In der heute bekannten zweiten Fassung von *Das Arcanum* ist die ursprüngliche Text-Bild-Komposition und damit ihr intertextuelle Verweiszusammenhang nicht mehr wahrnehmbar. Dagegen reflektiert die Erzählung *Der arme Konrad und des Vogts Mariann*' ausdrücklich die Zusammenarbeit mit Lucian Reich bzw. das ekphrastische Erzählen. Dieser Dialog zwischen Redakteur und Illustrator motivierte Reich auch zu weiteren literarischen Arbeiten. In seinen Memoiren erinnerte er sich: „Schon einmal hatte ich, von Kurz veranlaßt, zu einem Genrebild aus der Baar den Text geschrieben."[251] Reich nahm die Erzählung in den *Wanderblüthen aus dem Gedenkbuch eines Malers* (1855, ND: Freiburg 1981) auf und auch Hermann Kurz bearbeitete sie für den dritten Band seiner *Erzählungen* (1861). Da Kurz an der Binnenerzählung, der Liebesgeschichte des mittellosen Konrads und seiner Marianne, nicht mitgeschrieben hatte, verwies er auf Reichs *Wanderblüthen* und übernahm im Wesentlichen den Rahmendialog als Entstehungsgeschichte der Erzählung, ästhetische Reflexion und nicht zuletzt als Dokument einer produktiven Freundschaft. In der Nachschrift heißt es:

> So haben wir damals, am fröhlichen Rhein mit Griffel und Feder das Geschäft der Parzen an einer Wiege geübt. Fünfzehn erinnerungsschwere Jahre liegen dazwischen, aber immer noch lebt im Herzen die Zeit, wo einem verwaisten Schwabenkind im schönen rheinischen Lande, unter lieben Freunden, eine zweite Heimath aufgegangen war [...]. (E 3, S. 184)

Das Genrebild aus der Baar, von der die Erzählung ausgeht, zeigt die in ein Buch vertiefte junge Mutter an der Wiege des schlafenden Kindes. Offenbar liest sie zur religiösen Erbauung in der Bibel, da währenddessen die Bürger zur Kirche pilgern, wie aus den geputzten Butzenfenstern zu sehen ist. Die detailreiche Wiedergabe von der traditionellen Sonntagstracht, einer sich räkelnden Katze bis zum hölzernen, reich verzierten Interieur mit der obligatorischen Kuckucksuhr lässt ein kleines Familien- und Dorfidyll entstehen. Kurz wendet sich an „Meister Lucian" mit einem Begriff, den er in seiner Schrift *Die Schwaben* (1842) ausführlich als poetisches Ideal bestimmt hatte (vgl. Kap. III.2): „Da habt Ihr einmal recht mit

251 Reich 1896, S. 131.

dem Griffel ausgedrückt, was in der deutschen Schriftsprache keinen Namen hat und was nur die Schwaben zu erkennen geben können, wenn sie sagen: da sieht's heimlich aus!" (DF III, 277) Gemeinsam wollen Dichter und Künstler eine Biographie des kleinen Jungen „frischweg aus dem Leben nehmen" (DF III, 278) und suchen die adäquaten sprachlichen Darstellungsmittel, um den poetischen Kern der Kindheit zu erfassen. Bewusst reihen sie Diminutiv an Diminutiv aneinander, erläutern im Modus der Frage und Antwort regionale Besonderheiten und geben ihren Helden Namen mit dem „rechten landschaftlichen Klang" (DF III, 279). Da Reich klare Vorstellungen vom Lebensgang der Kindseltern besitzt, kann Kurz ihm bald unterstellen, dass er sich heimlich in der „vergangenen Wirklichkeit" (DF III, 281) umschaue und tatsächlich will Reich „die Geschichte gerade so erzählen, wie sie vorgefallen ist" (DF III, 281). Die Binnenhandlung soll also seiner eigenen Familiengeschichte entnommen sein, schließlich spielt sie auch in Reichs Heimatstadt Hüfingen bei Donaueschingen.

Obwohl Kurz' frühe Erzählungen über die Darstellung des bloßen Genrebilds hinaus ästhetische, historische oder politische Diskurse erschlossen, war ihm der zeitgenössische Realismus der Bildenden Kunst mit der Verklärung des Alltags einfacher Leute Vorbild für seine eigenen literarischen Charakterbilder und Novellen. Das Ideal der kindlichen Wahrnehmung schien ihm etwa in Reichs Bildern bestens getroffen. In *Der arme Konrad und des Vogts Mariann'* wählte Kurz die Allegorie der Stickerei, um den Unterschied zwischen Leben und Kunst zu illustrieren; schließlich war das Sticken die vielleicht am weitesten verbreitete häusliche Kunst überhaupt und muss auch auf den etymologischen Ursprung des ‚Texts' bzw. der ‚Textur' bezogen werden:

> Das Leben kommt mir vor wie eine Stickerei. Die Gegenwart, die wir in ihrer ganzen, oft so unschönen Weitläufigkeit durchleben, ist die Kehrseite, wo die Fäden aufgetragen werden. Da läuft alles wirr und kraus durcheinander, ist wenig Sinn und Bedeutung zu finden. Wenn uns aber, wie Ihr sagt, die Jahre davon entfernen, so dreht sich allmählig vor unsern Augen das Stück, und die schöne Seite kommt zum Vorschein mit ihren vollkommenen Gestalten, die wir in Unmuth und Unvollkommenheit gewoben haben. Da ist denn manches böses Fädelein verschwunden, das uns so dick wie ein Seilstumpen däuchte, und das uns keine Maus abbeißen zu können schien. Es ist eigentlich der Gegensatz des Lebens und der Kunst, die jenes nur wie durch fromme Erinnerung auf der Gestaltenseite schaut; denn jeder Mensch, der in die Vergangenheit und vornämlich auf seine Kinderjahre zurückblickt, wird willkürlich ein Künstler. (DF III, 280)

Im *Sonnenwirt* und zu weiten Teilen bereits in *Schillers Heimatjahre* hatte Kurz inhaltlich die Kehrseite der Gesellschaft mit ihren Aporien und Abgründen dargestellt. Ursprünglich sollte Lucian Reich auch Bilder zum *Sonnenwirt* liefern. Das Sinnbild der Stickerei trifft formal aber auch hier noch zu. Was gemeinhin den ‚modernen Zeitroman' charakterisiert, ist das Nebeneinander und die Gleichzei-

tigkeit der Handlung.[252] Hermann Kurz dagegen konstruierte seine Werke immer in linearer Abfolge, auch wenn verschiedene Erzählebenen mehrfach ineinander verschachtelt werden oder – wie im Fall des Debütromans – die Handlung episodisch strukturiert ist. Die Komposition der frühen Erzählungen wie des späteren Hauptwerks folgt einem in sich vermittelten, zumeist chronologischen äußeren Zeitverlauf und führt damit einem Erzählziel zu – seien es die Hochzeiten der ‚Familiengeschichten' oder die Hinrichtung des Sonnenwirtle.

In nie bekannt gewordenen Arbeiten für verschiedene Volkskalender entwarf Kurz einige weitere Genrebilder und Erzählungen mit novellistischem Kern: In *Der Monat Hujus* verspielt der „Vetter Michel" sein Erbe, weil er die lateinische Amtssprache nicht versteht.[253] Der Ochsenwirt in *Der Herr Gevatter* glaubt irrtümlich, sich einen Vorteil zu verschaffen, wenn er den ansässigen Zollbeamten zum Taufpaten nimmt. Ungewöhnlich ist dagegen die Bearbeitung eines indischen Mythos: In *Ein Sommermärchen* erzählt Kurz die Geschichte des jungen Eremiten Rischjasringa, der das von Dürre geplagte Land Anga retten soll, dazu von der Königstochter mit einer amourösen List aus dem Wald gelockt und schließlich selbst König wird.[254]

Eine dieser Kalendergeschichten,[255] *Die Reise in die Welt* aus dem *Deutschen Jugendkalender für 1847,* stellte Hermann Kurz programmatisch seinen Memoiren *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten* voran. Es ist die Geschichte des drei- oder vierjährigen Autors, der sich durch die phantastische Welt seiner Erlebnisgegenwart von Tübingen bis nach Ofterdingen durchkämpfen will, zuletzt aber geläutert in seine Vaterstadt zurückkehrt, wo ihn der Großvater erwartet:

> Er faßte ihn am Fittich, und – das war aber grobe Münze, dieses Reisegeld. Nachdem er dasselbe eingestrichen, führte die Mutter den kleinen Abenteurer in die alte Reichsstadt

252 Vgl. u.a. Hasubek 1996.

253 Wieder abgedruckt in: Politischer Gevattersmann. Ein Zeitblättlein für Bürger und Bauer, Nr. 81, 4.8.1848.

254 Die bislang unbekannten Kalendergeschichten finden sich vollständig in Anhang 5. Kurz lernte die Episode aus dem indischen Nationalepos *Ramayana* anscheinend aus den *Indischen Sagen* des späteren Heidelberger Germanisten und Indologen Adolf Holtzmann (1810–1870) kennen, der sie zunächst 1845 in Karlsruhe herausgab. Im ersten Gedichtband von I. Kurz 1888 erschien eine lyrische Adaption des *Sommermärchens* ihres Vaters unter dem Titel *Die Büßer. Indische Sage* (S. 124–132). Der einzige Nachdruck des *Sommermärchens* erschien gemeinsam mit *Das Arcanum* (unter dem Titel: *Ein wunderbares Heilmittel*) und einem Reis-Pudding-Rezept um 1920 in der *Hausbücherei der „frischen Resi"* der Nürnberger Margarinewerke. Ein Heftchen dieser kulturhistorisch bedeutsamen, doch nahezu unerforschten Reihe gab es kostenlos zu jedem Pfund der bayerischen Kernmagarine. Vgl. dazu Schmideler 2006, S. 32ff.

255 Vgl. 1847e.

> zwischen den Bergen zurück, wo er hinter den hohen Mauern viele Wissenschaften und Tugenden, darunter auch im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, lernen sollte. (SW XI, 11f.)

Hermann Kurz, der verlorene Sohn, kehrt zurück in seine Heimat, um von dort aus eine poetische Welt, die ‚Poesie der Wirklichkeit', zu erschließen. An diese Reise erinnern die Gedenkstätten in Buoch, Kirchheim, Esslingen, Bad Liebenzell, Tübingen und Reutlingen, vor allem aber seine literarischen Werke:

> Und haben sie mich eingescharrt,
> Dann, theures Wort, in Dir sey meine Gegenwart! (GE, 7)

VII Quellen und Literatur

1 Abkürzungen

Hermann Kurz

D	Dichtungen, Pforzheim 1839.
DF	Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung, 3 Jg., Karlsruhe 1843–1845.
E	Erzählungen, 3 Bde., Stuttgart 1858–1861.
G	Genzianen. Ein Novellenstrauß, Stuttgart 1837.
GE	Gedichte, Stuttgart 1836.
MG	Maulbronner Gedichte, Anhang 1.
R	Rede anlässlich der Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes, Anhang 2.
SH	Schiller's Heimathjahre. Vaterländischer Roman, 3 Bde., Stuttgart 1843.
TI	Tristan und Isolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg, übertragen und beschlossen von Hermann Kurtz, neue Ausgabe mit einer Einleitung, Stuttgart 1847.
TU	Die beiden Tubus. Fassung letzter Hand, Anhang 3.
GW	Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters, hg. von Paul Heyse, 10 Bde., Stuttgart 1874.
SW	Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden, hg. und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer, Leipzig 1904.
BF	Fischer, Hermann: Hermann Kurz in seinen Jugendjahren. Nach ungedruckten Briefen, in: Süddeutsche Monatshefte 3 (1906), S. 56–67, 246–255, 388–402, 499–514, 620–632.
BKa	DLA Marbach, A: Kurz, Hermann / Fischer, Hermann 48.3219: Briefe von Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 1834–1872, geordnete und durch Briefe unbekannter Provenienz ergänzte Abschrift von Hermann Fischer nach WLB Stuttgart Cod. hist. Q. 344 AIIIb. [ohne Seitenzählung]
BKe	DLA Marbach, A: Kurz, Hermann / Fischer, Hermann 48.3220: Briefe von Hermann Kurz an Adelbert von Keller, 1834–1873, geordnete und durch Briefe unbekannter Provenienz ergänzte Abschrift von Hermann Fischer nach WLB Stuttgart Cod. hist. Q. 344 AIVb. [ohne Seitenzählung]
BW	Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike hg. von Heinz Kindermann, Stuttgart 1919. [Darin u.a.: *Die Reise ans Meer*]

Weitere Autoren

HA	Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. von Erich Truntz, zehnte, überarbeitete Aufl., München 1974.

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-010

HKA Eduard Mörike: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit dem Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. hg. von Hubert Arbogast / Hans-Henrik Krummacher / Herbert Meyer / Bernhard Zeller, Stuttgart 1967ff.

HSA Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke – Briefwechsel – Lebenszeugnisse, hg. von der Stiftung Weimarer Klassik und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin / Paris 1970ff.

NA Schillers Werke. Nationalausgabe, im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Deutschen Akademie hg. von Julius Petersen / Gerhard Fricke (seit 1948ff. im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs und des Schiller-Nationalmuseums hg. von Julius Petersen / Hermann Schneider; seit 1961ff. begründet von Julius Petersen, hg. im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar [Goethe- und Schiller-Archiv] und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Lieselotte Blumenthal / Benno von Wiese; seit 1979ff. hg. von Norbert Oellers / Siegfried Seidel; seit 1992 hg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach von Norbert Oellers), Weimar 1943ff.

Nachschlagewerke

ADB Allgemeine Deutsche Biographie, hg. durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., Leipzig 1875–1912.

HdA Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von Hanns Bächtold-Stäubli unter Mitwirkung von Eduard Hoffmann-Krayer, unveränderter photomechanischer ND der Ausg. Berlin / Leipzig 1927–1938, 10 Bde., Berlin / New York 1987.

HWPh Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter / Karlfried Gründer / Gottfried Gabriel, 13 Bde., Basel 1971–2007.

Killy² Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, 2., vollständig überarbeitete Aufl., hg. von Wilhelm Kühlmann, 13 Bde., Berlin / New York / Boston 2008–2012.

MGG² Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2., neubearbeitete Aufl., hg. von Ludwig Finscher, 26 Bde. in zwei Teilen, Kassel und Stuttgart 1994–2008.

NDB Neue Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1953ff.

RLW Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der Literaturgeschichte, hg. von Georg Braungart / Harald Fricke / Klaus Grubmüller / Jan-Dirk Müller / Friedrich Vollhardt / Klaus Weimar, 3 Bde., Berlin / New York 1997–2003.

TRE Theologische Realenzyklopädie, hg. von Gerhard Müller / Horst Balz / Gerhard Krause, 36 Bde., Berlin / New York 1976–2004.

Archive und Bibliotheken

AEvST	Archiv des Evangelischen-theologischen Stifts Tübingen
BSB	Bayerische Staatsbibliothek München
DLA	Deutsches Literaturarchiv Marbach
HMR	Heimatmuseum Reutlingen
HStA	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
LKA	Landeskirchliches Archiv Stuttgart
StA Rt	Stadtarchiv Reutlingen
StB Rt	Stadtbibliothek Reutlingen / Hermann-Kurz-Kabinett
UB Tü	Universitätsbibliothek Tübingen
WLB	Württembergische Landesbibliothek Stuttgart

2 Hermann Kurz (bis 1848: Kurtz)

Verzeichnet werden nur die zitierten oder eingehend behandelten Werke und Ausgaben. Eine ausführliche Werkbibliographie findet sich in: Stadt Reutlingen 1988 (Hg.), S. 193–198. Besonders die kleineren Arbeiten in Zeitungen und Zeitschriften (u.a. *Morgenblatt, Augsburger Allgemeine Zeitung, Beobachter, Germania, Europa*) sowie Friedrich Silchers Vertonungen sind bis dato nicht vollständig erfasst.

1832: [Übers.] Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und Andern in teutschen Übertragungen, Reutlingen.

1834: Fausts Mantelfahrt. Eine kleine Sammlung von Epigrammen. Nebst einem Anhang alter Epigramme des Owenius, Tübingen.

1834b (Hg.): Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben von Georg Rudolph Widmann; hernach übersehen und wieder herausgegeben von Ch. Nikolaus Pfitzer, Med. D. Nürnb. A. 1674. Jetzo aber auf's Neue aufgelegt und mit 16 Holzschnitten verziert, Reutlingen.

1835ff.: [Text/Übers.] Ausländische Volksmelodien. Mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen etc. übertragenem Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von Friedrich Silcher, Tübingen.

1836: Gedichte, Stuttgart.

1836b: [Übers.] Cervantes: Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studenten=Novelle, Stuttgart.

1836c: [Übers.] Freiherr von Keverberg: Vom Königreiche der Niederlande, aus dem Französischen übersetzt, Stuttgart.

1836d: Simplicissimus. Novelle, in: Cottas Morgenblatt für gebildete Stände 30 (1836), Nr. 105–110, 2.5.–7.5.1836.

1836e: Simplicissimus. Novelle, in: Bohemia 8 (1836), Nr. 74–78, 19.6.–28.6.1836.

1836f: Familiengeschichten. Erzählung, in: Cottas Morgenblatt 30 (1836), Nr. 157–177, 1.7.1836–25.7.1836.

1837: Genzianen. Ein Novellenstrauß, Stuttgart.

1837b: [Rez.] Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Leipzig, Brockhaus, 1836. (XXVI u. 470

S. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.), in: Der Spiegel. Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik Nr. 5–6, 18.1.–21.1.1837 (ND: Die erste Identifizierung Grimmelshausens als Verfasser des *Simplicissimus* durch Hermann Kurz in der Rezension der *Simplicissimus*-Bearbeitung Eduard von Bülows, Münster 1981).
1837c: Zur Faustsage, in: Der Spiegel, Nr. 13–14, 15.2.–18.2.1837.
1837d: Splitter und Spähne, in: Der Spiegel, Nr. 20, 11.3.1837.
1837e: [Rez.] Alexander der Große, Charaktergemählde in drei Abtheilungen. Von Ludwig Bauer. Stuttgart, Hallberger, 1836. (Preis 3 Fl.), in: Der Spiegel, Nr. 21–23, 18.3.–25.3.1837.
1837f: Spiegelfechterei der Hölle. Ein Bild aus der Reformationszeit, in: Cottas Morgenblatt 31 (1837), Nr. 87–89, 12.4.–14.4.1837.
1837g: Der Blättler. Novelle in Hexametern, in: Cottas Morgenblatt 31 (1837), Nr. 199–201, 21.8.–23.8.1837
1837h: Simplicissimus. Naar het Hoogduitsch von H. Kurtz, in: Het Leeskabinet, Mengelwerk tot gezellig onderhoud voor beschaafde kringen 4 (1837), Bd. 1, S. 241–256.
1838: Mährchen vom Waldfegerlein, der kleinen Marie erzählt, in: Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1838, hg. von Adalbert von Chamisso / Gustav Schwab, S. 83–90.
1839: Dichtungen, Pforzheim.
1839b: Schiller's Traum. Aus dem Roman „Heinrich Roller" oder „Vor sechzig Jahren", in: Europa. Chronik der gebildeten Welt 1839, Bd. 2, S. 155–159.
1839c: Stufen der Menschheit, in: Erwinia. Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung, Nr. 16, 20.4.1839.
1839d: Der achte Mai. (Mit einer Abbildung.), in: Europa. Chronik der gebildeten Welt 1839, Bd. 2, S. 385–397.
1839e: Liebesfeier / Aus der Heimath, in: Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben 3 (1839), Nr. 38, 11.5.1839.
Mörike/Kurz 1839: [Mitarb.] Die Regenbrüder. Oper in zwei Akten, in: Eduard Mörike: Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen, Stuttgart.
1840–1841: [Übers.] Ariost's Rasender Roland. Neu übersetzt von Hermann Kurz. Aus dem Italienischen, 3 Bde., Stuttgart und Pforzheim.
1842: Die Schwaben, in: Schwaben, wie es war und ist. Dargestellt in einer freien Folge von Aufsätzen in Schwaben geborener oder doch heimisch gewordener Schriftsteller, hg. von Ludwig Bauer, Karlsruhe, S. 375–380.
1843: Schiller's Heimathjahre. Vaterländischer Roman, 3 Bde., Stuttgart.
1843b: Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwalde. Bruchstück des Romans: Schillers Heimathjahre, in: Cottas Morgenblatt 37 (1843), Nr. 95–105, 21.4.–3.5.1843.
1843c: 1843: Die Todtenpredigt. Bruchstück des Romans: Schillers Heimathjahre, in: Ost und West 7 (1843), Nr. 27–Nr. 34, 4.4.–28.4.1843.
1844: [Übers.] Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde. Gedicht, übertragen und beschlossen von Hermann Kurz, Stuttgart.
1844b: Die Tristansänger. (Gottfried von Straßburg und Immermann). Aus dem nächstens erscheinenden Gedicht: Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg, übertragen und beschlossen von Hermann Kurtz, in: Cottas Morgenblatt 38 (1844), 13.5.–15.5.1844, Nr. 115–117.
1844c: Der Page / Die Rede, in: Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Eine Auswahl von 872 Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographisch=literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen, hg. von Karl Gödeke, Hannover.

1844d: [Übers.] Thomas Moore's Paradies und die Peri. Mit einem Anhang von Byron'schen Lieder. Für Freunde der Poesie von Hermann Kurtz, Stuttgart.
1844–1845: Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung, Jg. 2–3, Karlsruhe.
1845: Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen. Zum Besten des Tristansängers und Tristankritikers Hrn. Oswald Marbach mit neu-, mittel und althochdeutschen aber aller Welt verständlichen Glossen gegeben Karlsruhe den 30. November 1844, Stuttgart und Cannstatt.
1845b: Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort. Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten, Ulm.
1845c (?): Zum Schluss, in: Des Narrenspiegels letztes Stücklein oder Nummer 7 und 8, Karlsruhe 1845.
1846: Gedichte von Hermann Kurtz, in: Elsässische Neujahrsblätter für 1846, hg. von August Stöber / Friedrich Otte, Basel, S. 149–153.
1846b: Der Sonnenwirth. Süddeutsche Volksgeschichte aus den fünfziger Jahren, in: Cottas Morgenblatt 40 (1846), Nr. 42–54 / 270–283, 18.2.–3.3.1846 / 11.–26.11.1846.
1847: Tristan und Isolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg, übertragen und beschlossen von Hermann Kurtz, neue Ausgabe mit einer Einleitung, Stuttgart.
1847b: Schillers Heimathjahre. (Schillers Flucht aus Stuttgart.), in: Panorama der deutschen Klassiker, Bd. 2: Auswahl des Schönsten und Anziehendsten aus den Meisterwerken deutscher Poesie und Prosa von Lessing bis auf die neueste Zeit. Nach L. Bauer's Tode mit Benutzung des von ihm gewählten Stoffes hg. durch Albert Schott, Stuttgart., S. 74–78.
1847c: [Rez.] Eduard Röths Entdeckungen in der Geschichte des Geistes, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 1–2 / 188–189, 1.1.–2.1.1847 / 7.7.–8.7.1847.
1847d: Den Galgen! sagt der Eichele, in: Fliegende Blätter 5 (1847), Nr. 104.
1847e: Reise in die Welt, in: Deutscher Jugendkalender für 1847. Mit Geschichten und Liedern von Berthold Auerbach, Hermann Kurz, R. Reinick und Anderen, mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Lorenz Fröhlich hg. von Hugo Bürkner, S. 25–28.
1848: Das Gericht, in: Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1848, hg. von Carl Dräxler-Manfred, Frankfurt, S. 203–205.
1855: Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, Frankfurt.
1856: Der Weihnachtsfund. Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben, Frankfurt.
1856b: Auf dem Berge, in: Salon. Unterhaltungsblatt zur Frauenzeitung, Nr. 7, 1.4.1856.
1857: Neujahrsbetrachtung, in: Der Beobachter. Volksblatt aus Schwaben, 3.1.1857–9.1.1857.
1857b: [Rez.] Der Culturzusammenhang der alten Welt. Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch, auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen von Julius Braun. Erster Band […]. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1856, in: Kritische Blätter des Frankfurter Museums 3 (1857), Nr. 11, 30.5.1857.
1857c: Der Actienschwindler des Mittelalters. Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, in: Frankfurter Museum. Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben 3 (1857), Nr. 34–35, 22.–29.8.1857.
1858–1861: Erzählungen, 3 Bde., Stuttgart.
1859: Die Belagerung von Reutlingen, in: Cottas Morgenblatt 53 (1859), Nr. 21, 22.5.1859.
1859b: Bilder aus der Geschichte Schwabens, in: Cottas Morgenblatt 53 (1859), Nr. 26–32 / 34–36 / 39–44 / 47 / 49–51, 6.6.–7.8.1859 / 21.8.–4.9.1859 / 25.9.–30.10.1859 / 20.11.1859 / 4.12.–18.12.1859.
1859c: Schiller's Heimatjahre. Fest=Ausgabe zu Schiller's 100jährigem Geburtstage. Mit Schiller's Jugendbild nach Guibal's Gemälde, Stuttgart.

1860: [Deutsche Schillerstiftung], in: National–Zeitung, 20.09.1860.
1862: Ludwig Uhland, in: Gradaus, Nr. 22, 23.11.1862.
1864: Riwalin und Blancheflur. Probe einer neuen, freien Bearbeitung von Tristan und Isolde, in: Deutsches Dichterbuch aus Schwaben, hg. von Ludwig Seeger, Stuttgart, S. 66–90.
1865: Zur Geschichte des Romans Simplicissimus und seines Verfassers, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 194–196 / 217–222, 13.7.–15.7.1865 / 5.8.–10.8.1865.
1867: [Übers.] William Shakespeare: Die lustigen Weiber von Windsor, in: William Shakespeare's dramatische Werke, hg. von Friedrich Bodenstedt, Bd. 4, Leipzig.
1868: Zum Leben Gottfried von Straßburgs, in: Wochenausgabe der Allgemeine Zeitung, Nr. 23–25 / 35, 5.6.–19.6.1868 / 28.8.1868.
1868b: Gottfried von Straßburg und das Gottesurtheil seiner Zeit, in: Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, Nr. 31–33, 31.7.–14.8.1868.
1868c: [Übers.] Cervantes Neun Zwischenspiele, in: Spanisches Theater, hg. von Moritz Rapp, Bd. 2, Hildburghausen.
1870: Zum Leben Gottfried von Straßburgs, in: Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde 15 (1870), Nr. 3, S. 207–236; 322–345.
1870b: Der Kappenzipfel, in: Germania 15 (1870), Nr. 3, S. 95–96.
1871: Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit, Stuttgart.
Kurz / Heyse 1871–1876 (Hg.): Deutscher Novellenschatz, 24 Bde., München.
1874: Gesammelte Werke. Mit einer Biographie des Dichters, hg. von Paul Heyse, 10 Bde., Stuttgart.
1904: Sämtliche Werke in zwölf Bänden, hg. und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer, Leipzig.
1913: Ausgewählte Erzählungen, für den Schulgebrauch hg. von Ernst Müller, 2 Bde., Leipzig.
1919: Lisardo. Roman, hg. von Heinz Kindermann, Stuttgart.
1919b: Kulturgeschichtliche Novellen, hg. von Leo Krell, Bamberg.
1926: Innerhalb Etters. Erzählungen, ausgewählt und eingeleitet von Isolde Kurz, Tübingen.
1963: Aus einer alten Reichsstadt. Erzählungen, hg. von Karl Keim, Tübingen.
1976: Die beiden Tubus, zum 50jährigen Bestehen des Rainer Wunderlich Verlags Hermann Leins Tübingen, Tübingen.
1971: Die blasse Apollonia. Erzählungen aus einer alten Reichsstadt, hg. von Joachim Boeckh, Ost-Berlin.
1973: Hermann Kurz: Denk- und Glaubwürdigkeiten. Erzählungen, Umrisse und Erinnerungen, hg. von Gerhard Fischer, Ost-Berlin.
1980: Der Sonnenwirt. Schwäbische Volksgeschichte, mit einem Vorwort von Peter Härtling und einer Bibliographie von Werner Allweiss hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim (3. Aufl. 2002).
1986: Schillers Heimatjahre. Die Wanderungen des Heinrich Roller, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim.
Härtling / Kurz 1988: Peter Härtling: Ein uneingelöstes Vermächtnis. Rede zur Eröffnung der Hermann Kurz-Ausstellung Reutlingen 1988 / Hermann Kurz: Die Schwaben. Hermann Kurz, Brief an Ludwig Bauer Stuttgart 1842, Kirchheim 1988.
1990: Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Nach den Ausgaben von G.R. Widman und I.N. Pfitzer aufs Neue hg. von Hermann Kurz. Faksimiledruck der Ausgabe von 1834 zur 900-Jahr-Feier der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Reutlingen wieder hg. von Bernd Mahl, Kirchheim.

1999: Bergmärchen. Abentheuer in der Heimath & Die Liebe der Berge, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim.
2009: Erzählungen, hg. von Friedemann Schmoll, Tübingen.
2013: Liebeszauber. Frühe Erzählungen aus Reutlingen, hg. von Werner Ströbele / Andreas Vogt, Reutlingen.
2013b: Das freye Wort. Eine demokratische Streitschrift, hg. von Werner Ströbele / Andreas Vogt, Tübingen.
2015: Sonntagmorgen in Betzingen, mitgeteilt und eingeleitet von Matthias Slunitschek, in: Ingrid Helber: Die Betzinger Tracht. Anmut, Stolz und Selbstbewusstsein, Betzingen, S. 243–250.

3 Weitere Autoren und Quellen

Aktenmäßigen Darstellung 1839: der im Königreich Württemberg in den Jahren 1831. 1832. und 1833. Statt gehabten hochverrätherischen und sonstigen revolutionären Umtriebe, Stuttgart.
Allgemeine Bibliographie für Deutschland 1841: Eine Uebersicht der Literatur Deutschlands nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen, Bd. 6, Leipzig.
Allé, Johann Leonhard 1834: Aussichten auf dem Hohen-Rechberge im Königreich Württemberg. Mit geschichtlichen Bemerkungen […], Gmünd.
Anonym 1808: [Rez.] Theorie der Geister-Kunde, in einer natur-, vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Gesichten und Geister-Erscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. Von Dr. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling […]. Frankfurt und Leipzig. 1808, in: Cottas Morgenblatt 2 (1808), Nr. 303–305, 19.12.–21.12.1808.
Anonym 1829: Korrespondenznachrichten. Paganini in Stuttgart, in: Cottas Morgenblatt 23 (1829), Nr. 296–300, 12.12.–16.12.1829.
Anonym 1832: Vermischte Nachrichten, in: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker 5 (1832), Nr. 57, 26.2.1832.
Anonym 1832b: Deutschland, in: Allgemeine Zeitung, Nr. 154, 2.6.1832.
Anonym 1832c: Bücher, welche neu erschienen sind und noch erscheinen werden, in: Wochenblatt für Buchhändler, Musikhändler, Buchdrucker und Antiquare 12 (1832), Nr. 31.–32.
Anonym [F.L.B.] 1832c: Wanderung über die Schwäbische Alb (Fortsetzung), in: Zeitung für die elegante Welt 32 (1832), Nr. 237–244, 3.12.1832.–13.12.1832.
Anonym [Sigl. 75] 1836: [Rez.] Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studenten=Novelle von Cervantes, in: Blätter für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 235, 22.8.1836.
Anonym [Sigl. 29] 1837: [Rez.] 6. Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz. Stuttgart, Erhard, 1837, in: Blätter für literarische Unterhaltung 1837,Nr. 342, 8.12.1837.
Anonym [Sigl. 15] 1837b: [Rez.] 1) Gedichte von Hermann Kurtz. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung, 1836. kl. 8. 204 S. (Preis 1 Fl. 36 Kr.)/2) Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz. Stuttgart, Karl Erhard, 1837. 8. VII und 385 S. (Preis 3 Fl. 30 Kr.), in: Der Spiegel, Nr. 73, 13.9.1837.

Anonym [Dr. R.] 1837c: [Rez.] Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz, in: Der Adler. Eine literarische Zugabe zu den süddeutschen Blättern für Leben und Kunst 1837, H. 9.
Anonym [Sigl. 29] 1837d: 6. Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz. Stuttgart, Erhard, 1837, in: Blätter für literarische Unterhaltung 1837, 8.12.1837, Nr. 342.
Anonym 1838: [Korrespondenznachrichten], in: Zeitung für die elegante Welt 38 (1838), Nr. 65.
Anonym 1839: Die Enthüllung der Statue Schillers, in: Cottas Morgenblatt 33 (1839), 9.5.–13.5.1839, Nr. 111–114.
Anonym 1845: Gr. Baden=Karlsruhe, 13. Jan., in: Allgemeine Zeitung, 16.1.1845, Nr. 16
Anonym 1845b: El Coll de Balaguer. A modern catalonian story, in: Chambers' Edinburgh Journal, Nr. 69, 26.4.1845.
Anonym 1845c: Erinnerung an Ludwig van Beethoven und die Feier der Enthüllung seines Monumentes zu Bonn am 10. 11. 12. August 1845: Enthaltend: L. v. Bethoven's Biographie, eine kurze Geschichte des Monumentes, sein Portrait, Geburtshaus, Grabmal in Wien u. Monument in Bonn, Bonn.
Anonym 1857: [Rez.] Literatur. Neue Romane (Schluß.), in: Cottas Morgenblatt 51 (1857), Nr. 6, 8.2.1857.
Anonym 1866: Vereinsangelegenheiten. Göppingen, in: Allgemeine deutsche Arbeiterzeitung. Organ der deutschen Arbeiterbildungsvereine, Nr. 174, 29.4.1866.
Anonym 1889: Das Denkmal für Hermann Kurz in Reutlingen, in: Die Gartenlaube 1889, H. 52, S. 891.
Anonym 1890: Das Hermann Kurz-Denkmal in Reutlingen, in: Über Land und Meer 63 (1890), H. 4, S. 85.
Anonym [Dt.] 1894: Die schwäbische Alb, in: Zeitschrift für Schul-Geographie 15 (1894), S. 11–13.
Anonymus 2003: Hector Schkolanus, hg. und kommentiert von Inga Pohlmann, Konstanz.
Apel, Karl 2004: Hermann Kurz. Lebensbild und Aufenthalt in Buoch, in: Buocher Hefte 24 (April 2004), S. 3–12.
Aristoteles 2006: Poetik. Griechisch / Deutsch, übersetzt und hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart.
Arnim, Achim von 2002: Sämtliche Romane und Erzählungen, hg. von Walther Migge, 3 Bde., Darmstadt.
Auerbach, Berthold 1838: [Rez.] „Genzianen" von Hermann Kurtz, in: Europa. Chronik der gebildeten Welt 1838, Bd. 2, S. 85–86.
Auerbach, Berthold 1847 (Hg.): Der Gevattersmann. Volksbuch für 1847, Braunschweig.
Auerbach, Berthold 1874: Ein Herbstblatt aus dem Remsthal, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 314, 10.11.1874.
Auerbach, Berthold 1884: Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal, 2 Bde., Frankfurt.
Auerbach, Berthold 1884: Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausgabe in zehn Bänden, Stuttgart.
Aurbacher, Ludwig 1835–1839: Ein Volksbüchlein, zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde, 2 Bde., München.
Bachofen, Johann Jakob 1861: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung ueber die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religioesen und rechtlichen Natur, Stuttgart.
Baechtold, Jakob 1885 (Hg.): Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, hg. von Jakob Baechtold, Stuttgart.

Baedeker, Karl [6]1855: Handbuch für Reisende in Deutschland und dem oesterreichischem Kaiserstaat. Nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen, Coblenz.
Bader, Josef 1841: Deutsche Historiographie, in: Herda. Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte, NF 1 (1841), S. 197–230.
Bader, Josef 1877: Deutsche Frauen-Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten, Freiburg.
Ball, Hugo 2011: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk, hg. von Volker Michels, in: ders.: Sämtliche Werke und Briefe, hg. von der Hugo-Ball-Gesellschaft Pirmasens, Bd. 8, Göttingen.
Bames, Carl 1985: Chronica von Reutlingen und Pfullingen in Freud und Leid im Festtags- und Werktagskleid. Von 1803 bis 1874, Reutlingen 1875, ND: Reutlingen.
Bauer, Ludwig Amandus 1828: Der heimliche Maluff. Drama, Stuttgart.
Bauer, Ludwig Amandus 1847: Schriften, nach seinem Tode in einer Auswahl hg. von seinen Freunden, Stuttgart.
Baur, Ferdinand Christian 1824–1825: Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums, 3 Bde., Stuttgart.
Baur, Ferdinand Christian 1847: Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhätlniß zu einander, ihren Charakter und Ursprung, Tübingen.
Baur, Ferdinand Christian 1853: Das Christenthum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte, Tübingen.
Baur, Ferdinand Christian 1862: Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, nach des Verfassers Tod hg. von Eduard Zeller, Tübingen.
Baur, Ferdinand Christian 1993: Die frühen Briefe (1814–1835), hg. von Carl E. Hester, Sigmaringen.
Bechstein, Ludwig 1840 (Hg.): Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich, Leipzig.
Bechstein, Reinhold 1876: Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Leipzig.
Beck, Karl 1838: Nächte. Gepanzerte Lieder, Leipzig.
Beger, Johann Georg 1717: Umbständliche Relation wie es mit der Reformation der Stadt Reutlingen, so wohl vor, inn und nach dem Jahr M.D.XVII. eigentlich hergegangen. Als in welchem Jahr der bewährte Rüstzeug Gottes Martinus Lutherus, den ersten Gott-geheiligt-allgemeinen Anfang gemacht. Mit vielen uralten Original-Documentis […], Reutlingen.
Beger, Johann Georg 1976: Höchst=bestürtzt= und Thränen=voller kurtzer Bericht […], in: Schwarz, Paul: Der große Reutlinger Stadtbrand im September 1726, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 14 (1976), S. 7–43.
Bengel, Johann Albrecht 1740: Erklärte Offenbarung Johannis und vielmehr Jesu Christi. Aus dem revidirten Grund=Text übersetzt: Durch die prophetischen Zahlen aufgeschlossen und Allen, die auf das Werk und Wort des Herrn achten, und dem, was vor der Thür ist, würdiglich entgegen zu kommen begehren, vor Augen gelegt, Stuttgart.
Benjamin, Walter 1991: Gesammelte Schriften, Bd. 4.2: Kleine Prosa / Baudelaire Übertragungen, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt.
Bentzel-Sternau, Christian Ernst Graf von 1809: Dichter=Aufgabe, in: Jason (1809), H. 1.
Bericht des Vorstandes 1875: Über die Verwaltung des Katholischen Bürger-Hospitals in Mannheim vom Jahre der Gründung 1775 bis 1875. Zur Säkularfeier am 4. Juli 1875, Mannheim.
Bernstein, Aaron Davin [A. Rebenstein] 1838: Verzweiflungs-Literatur, in: Literarische Blätter 1838, Nr. 8 (Beilage zum 46sten Blatte des „Gesellschafters“).

[Bieg, Johann / Nachfolger:] Orts=chronik der Pfarrei Hohenrechberg in a) politischer und b) kirchlicher Hinsicht, Pfarramt St. Maria Hohenrechberg.

Binder 1825: (Aufforderung an die Besucher des Rechbergs), in: Gemeinnütziges Wochenblatt für alle Stände, Schwäbisch Gmünd, Nr. 4, 13.7.1825.

Bleiber, Helmut / Kosim, Jan 1982 (Hg.): Dokumente zur Geschichte der deutsch-polnischen Freundschaft 1830–1832, Berlin.

Bloch, Ernst 1977: Gesamtausgabe in 16 Bänden, Frankfurt.

Boas, Eduard 1856: Schillers Jugendjahre, hg. von Wendelin von Maltzahn, Hannover.

Boccaccio ³1855: Dekameron und Fiammetta. Ins Deutsch übersetzt von Gustav Diezel, 3te durchgesehene und theilweise neu bearbeitete Auflage. Die Poesien sind in dieser Auflage von Herm. Kurtz übertragen, Stuttgart.

Bodenehr, Gabriel 1727: Prosepect der Verbrandten Reichs Statt Reutlingen, wie solche Ao 1726 d. 23., 24. und 25. Sept. durch eine entsezlich wütende Feuers-Brunst bis auf etliche wenige Häuser und Gebäude in die Asche gelegt worden, Augsburg (HMR, Inv.-Nr. 994).

Böhme, Franz Magnus 1886: Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Litteratur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum erstenmal bearbeitet und mit alten Tanzliedern und Musikproben herausgegeben, 2 Bde. Leipzig.

Böhme, Franz Magnus 1895 (Hg.): Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften, sowie aus Volksmund zusammengebracht, mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen, Leipzig.

Böttcher, Gerade und Kurt 1962 (Hg.): Wanderschaft und Liebe. Erzählungen aus zwei Jahrhunderten, Berlin.

Brepohl, Friedrich Wilhelm / Fischer, Gottlieb ³1917 (Hg.): Briefe unserer Gefangenen. Eine Auswahl aus den bei der Ev. Blättervereinigung für Soldaten und kriegsgefangene Deutsche, Bad Nassau (Lahn), eingegangenen Dankesbriefe, 3. vermehrte Aufl., Bad Nassau.

Bretschneider, Karl Gottlieb ²1819: Systematische Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den symbolischen Schriften der evangelisch=lutherischen und reformierten Kirche und den wichtigsten dogmatischen Lehrbüchern ihrer Theologen. Nebst der Literatur, vorzüglich der neuen über alle Theile der Dogmatik. Zweite, größten Theils umgearbeitete, durchaus verbesserte und vermehrte Aufl., Leipzig.

Bretschneider, Karl Gottlieb 1828: Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche oder Versuch einer beurteilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, Bd. 1, Leipzig.

Bülow, Eduard von 1834–1836 (Hg.): Das Novellenbuch. Oder hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet, 4 Bde., Leipzig.

Capelle, Wilhelm ⁹2008 (Hg.): Die Vorsokratiker. Fragmente und Quellenberichte, Stuttgart.

Cervantes, Miguel de 1801: Lehrreiche Erzählungen, übersetzt von D. W. Soltau, 3 Bde., Königsberg.

Chamisso, Adalbert / Schwab Gustav 1835 (Hg.): Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835.

Clifford, Albrecht Bernd 1969–1974 (Hg.): Theodor Storm – Paul Heyse. Briefwechsel. Kritische Ausgabe, 3 Bde., Berlin.

Cohen, Moritz [M. Honek] 1842 (Hg.): Das Buch für Winter-Abende. Neuer Volkskalender mit vielen Holzschnitten, Karlsruhe.

Crusius, Martin 1738: Schwäbische Chronik. Worinnen zu finden ist / was sich von Erschaffung der Welt an biß auf das Jahr 1596. in Schwaben / denen benachbarten Gegenden / auch viler anderer Orten / zugetragen […]. Aus dem Lateinischen erstmals übersetzt / und mit einer Continuation vom Jahr 1596. bis 1733. auch einem Vollständigen Register versehen […] von Johann Jacob Moser, Frankfurt / Leipzig.

Descartes, René 2005: Die Prinzipien der Philosophie. Lateinisch-deutsch, übersetzt und hg. von Christian Wohlers, Hamburg.

Dick, Ricarda 2009 (Hg.): Werner Kraft – Wilhelm Lehmann: Briefwechsel 1931–1968, 2 Bde., Göttingen.

Dilthey, Wilhelm 1914–2006: Gesammelte Schriften, hg. von Karlfried Gründer / Frithjof Rodi (ab Bd. 18), 26 Bde., Leipzig / Berlin, Stuttgart / Göttingen.

Droste-Hülshoff, Anette von 1978: Historisch-kritische Ausgabe. Werke. Briefwechsel, hg. von Winfried Woesler, Bd. 5.1: Prosa. Text, bearb. von Walter Huge, Tübingen.

Echtermeyer, Theodor 1838: [Rez.] Die Abentheuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, hg. von E. v. Bülow, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst 1 (1838), Nr. 52–54, 1.3.–3.3.1838.

Eckermann, Peter 1999: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, in: Johann Wolfgang von Goethe: Sämtliche Werke in vierzig Bänden. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 39, hg. von Christoph Michel, Frankfurt.

Ehrler, Hans Heinrich 1919 (Hg.): Das schwäbische Liederbuch. Eine Auswahl aus der klassischen schwäbischen Lyrik, Stuttgart.

Eichendorff, Joseph von 1996: Ezelin von Romano, in: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. VI.1: Historische Dramen und Dramenfragmente. Text und Varianten, hg. von Harry Fröhlich, Tübingen.

Eicher, Thomas 1996 (Hg.): Das Bergwerk von Falun. Varianten eines literarischen Stoffs, Münster.

Elben, Otto 1855: Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung, Tübingen.

Elben, Otto 1885: Geschichte des Schwäbischen Merkurs 1785–1885, Stuttgart.

Elben, Otto 1894: Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes, Stuttgart.

Elben, Otto 1831: Lebenserinnerungen 1823–1899, Stuttgart.

Epple, Joseph 1827: Der Rechberg, im Oberamt Gmünd. Geschichte, Volkssagen und Legenden. Nebst einer kurzen Genealogie des Gräflich=Rechbergischen Hauses, Gmünd.

Estermann, Alfred 1972 (Hg.): Politische Avantgarde 1830–1840. Eine Dokumentation zum „Jungen Deutschland“, 2 Bde., Frankfurt.

Evangelisches Gesangbuch 1996. Antwort finden in alten und neuen Liedern, in Texten und Bildern. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Württemberg, Stuttgart.

Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus ²1850. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von Albert Knapp, zweite, überarbeitete Aufl., Tübingen / Stuttgart.

Eyth, Max 1909: Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 2, Stuttgart / Leipzig.

Fallersleben, Hoffmann von 1868: Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen, 6 Bde., Hannover.

Fenske, Hans ³2002 (Hg.): Vormärz und Revolution. 1840–1849, Darmstadt.

Fetzer, Johann Jacob 1826: Zurückblick auf das große Brand=Unglück durch welches die Stadt Reutlingen im September des Jahres 1726 in Schutt und Asche gelegt worden ist. Zur hundertjährigen Gedächtnisfeyer desselben, Reutlingen (ND: Reutlingen 1998).

Fetzer, Johann Jacob 1830: Teutschland und Rom seit der Reformation Dr. Luthers. Eine Denkschrift zur dritten Sekularfeier der Augsburgischen Confession, 2 Bde., Frankfurt.
Fetzer, Johann Jacob 1968: Meine Lebensumstände, bearb. von Paul Schwarz, Reutlingen.
Fischer, Albert 1838: Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Württemberg und der Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. Nach den neuesten Quellen und im Vereine mit Andern bearbeitet, Stuttgart.
Fischer, Hermann 1900: Hermann Kurz und Franz Pfeiffer, in: Anzeiger für deutsche Literatur und deutsches Altertum 26 (1900), S. 179–184.
Fischer, Hermann 1903: Der älteste Entwurf zu Hermann Kurz' Roman „Schillers Heimatjahre", in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 50, 3.3.1903.
Fischer Hermann 1908: Drei Briefe von David Friedrich Strauß, in: Süddeutsche Monatshefte 5 (1908), S. 314–317.
Fischer, Hermann 1908b: Die Wanderjahre eines Poeten, in: Süddeutsche Monatshefte 5 (1908), S. 571–577.
Fischer, Hermann 1908c: Hermann Kurz in seinen Briefen an Gustav Schwab, in: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1908, Nr. 1–2, S. 1–10, 42–49.
Fischer, Michael 1726: Klage, Ach und Wehe, enthalten in einem göttlichen Brieff an das Seines Schöpfers vergessene und deswegen mit Feuer hart gestraffte Reutlingen […], Tübingen (ND zur Restaurierung der Marienkirche: Tübingen 1901).
Firmenich, Johannes Matthias 1843 (Hg.): Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern, Berlin.
Fizion, Johann 1862: Cronica und Grindtliche beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reüttlingen, hg. von Adolf Bacmeister, Stuttgart.
Fontane, Theodor 1963: Sämtliche Werke, Bd. 21.1: Literarische Essays und Studien, gesammelt u. hg. von Kurt Schreinert, München.
Gayler, Christoph Friedrich 1840: Historische Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm mit besonderer Berücksichtigung auf die Urgeschichte der Umgebungen derselben, nebst zwei Zugaben, einer Beschreibung des hiesigen Bades, und der alten Sitte, warm zu baden; historischen Notizen über Lichtenstein, und einer Beschreibung der Nebelhöhle, Reutlingen.
Gayler, Christoph Friedrich 1840–1845: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izt Königlich Württembergische Kreisstadt Reutlingen, 2 Bde., Reutlingen.
Gehres, Siegmund Friedrich 1808: Weil's, der Stadt, Kleine Chronik; welche zugleich umständliche Nachrichten von Brenz, dem Reformator, Kepler, dem Astronomen, und Gall, dem Linzer Bischof, und deren Familien enthält. Ein Beitrag zur Kunde teutscher Städte und Sitten […], Stuttgart.
Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg 1843, Stuttgart.
Gfrörer, August Friedrich 1837: Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit. Für Leser aus allen Ständen bearbeitet, Stuttgart / Leipzig.
Gfrörer, August Friedrich 1838: Geschichte des Urchristenthums, 3 Bde., Stuttgart.
Gfrörer, August Friedrich 1841–1846: Allgemeine Kirchengeschichte, 4 Bde., Stuttgart.
Gfrörer, August Friedrich 1848: Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840–918), 2 Bde., Freiburg.
Glökler, Johann Philipp 1863: Land und Leute Württembergs in geographischen Bildern dargestellt, Bd. 3, Stuttgart.

Gödeke, Karl 1844 (Hg.): Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Eine Auswahl von 872 Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographisch=literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen, Hannover.
Göritz, Ludwig Friedrich 1838: Schiller in Jena, in: Cottas Morgenblatt 32 (1838), Nr. 221, 14.9.1838.
Gottfried von Straßburg 1823: Werke. Aus den beßten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch hg. von Friedrich Heinrich von der Hagen, 2 Bde., Breslau.
Gottfried von Straßburg 1869–1870: Tristan, hg. von Reinhold Bechstein, 2 Bde., Leipzig.
Gottfried von Straßburg ³1901: Tristan und Isolde, neu bearbeitet von Wilhelm Hertz, dritte Aufl., Stuttgart.
Gottfried von Straßburg 2004: Tristan, Bd. 1, hg. von Karl Marold, unveränderter fünfter Abdruck nach dem dritten, mit einem auf Grund von Friedrich Rankes Kollationen verbesserten kritischen Apparat besorgt und mit einem erweiterten Nachwort versehen von Werner Schröder, Berlin / New York.
Gottfried von Straßburg 2008: Tristan und Isolde. Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen von Hermann Kurtz, überarbeitet von Wolfgang Mohr. Mit einem Nachwort von Peter Wapnewski, München.
Gottsched, Johann Christoph 1998: Schriften zur Literatur, hg. von Horst Steinmetz, Stuttgart.
Graf, Klaus 1995 (Hg.): Sagen rund um Stuttgart, Karlsruhe.
Gratianus, Carl Christian: Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen, in ihrer Verbindung mit der vaterländischen Geschichte. Aus zum Theil ungedruckten urkundlichen Quellen, 2 Bde., Tübingen 1831.
Griepentrog, Gisela 1975 (Hg.): Historische Volkssagen aus dem 13. bis 19. Jahrhundert, Berlin.
Grimm, Jacob 1808: Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten, in: Zeitung für Einsiedler, Nr. 20, 7.5.1808 (=Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte, hg. von Achim von Arnim, Heidelberg).
Grimm, Jacob 1835: Deutsche Mythologie, Göttingen.
Grimm, Jacob 1842: Frau Aventiure klopft an Beneckes Thür, Berlin.
Grimm, Jacob ²1844: Deutsche Mythologie. Zweite Ausgabe, 2 Bde., Göttingen.
Grimm, Jacob ²1854: Deutsche Rechtsalterthümer, 2. Aufl., Göttingen.
Grimm, Jacob und Wilhelm 1808: Glockensagen, in: Zeitung für Einsiedler Nr. 20, 7.7.1808, Sp. 156–158 (=Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte, hg. von Achim von Arnim, Heidelberg).
Grimm, Jacob und Wilhelm 1816: Deutsche Sagen, Berlin.
Grimm, Jacob und Wilhelm 1980: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm, hg. von Heinz Rölleke, 3 Bde., Stuttgart.
Grimm, Wilhelm 1811 (Hg.): Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, Heidelberg.
Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von 1683–1685: Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus […], 3 Bde., Nürnberg.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph von 1854–1862: Der abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften, hg. von Adelbert Keller, 4 Bde., Stuttgart.
Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von 1863–1864: Simplicianische Schriften, hg. von Heinrich Kurz, 4 Bde., Leipzig.
Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von 2007: Courasche / Springinsfeld / Wunderbarliches Vogelnest I und II / Rathstübel Plutonis, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt.
Grün, Anastasius 1837: Gedichte, Leipzig.

Gundert, Hermann 2000: Briefe 1823–1893. Calwer Aufzeichnungen 1859–1870, bearb. und hg. von Albrecht Frenz, Stuttgart [CD-Rom].
Gutzkow, Karl 1835: Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum, Mannheim.
Gutzkow, Karl 1836: Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, 2 Bde., Stuttgart.
Gutzkow, Karl 1836b: Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, Berlin.
Gutzkow, Karl 1842: Briefe aus Paris, 2 Bde., Leipzig.
Gutzkow, Karl 2010: Wally, die Zweiflerin. Studienausgabe mit Dokumenten zum zeitgenössischen Literaturstreit, hg. von Günter Heintz, Stuttgart.
Hagen, Karl: [Rez.] Schwaben, wie es war und ist. Dargestellt in einer freien Folge von Aufsätzen in Schwaben geborener oder doch einheimisch gewordener Schriftsteller, herausgegeben von Ludwig Bauer, Professor am oberen Gymnasium zu Stuttgart. Erste Abtheilung. Karlsruhe, in: Jahrbücher der Gegenwart 1843, Nr. 25–27.
Halbauer, Karl / Ströbele, Werner / Wanke, Helen: Reutlingen, in: Figuren des Heils. Gotische Kunst aus Reutlingen. Begleitheft zur Ausstellung im Heimatmuseum Reutlingen vom 22.11.2009–7.2.2010, hg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen, S. 16–51.
Harsdörffer, Georg Philipp 1674: Poetischer Trichter. Die Teutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI Stunden einzugießen […], Nürnberg.
Härtling, Peter 1982 (Hg.): Du bist Orplid, mein Land! Texte von Eduard Mörike und Ludwig Amandus Bauer, Darmstadt / Neuwied.
Hartmann, Julius 1898 (Hg.): Uhlands Tagebuch. 1810–1820, aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß, Stuttgart.
Hauff, Wilhelm 1970: Sämtliche Werke in drei Bänden. Nach den Originaldrucken und Handschriften, hg. von Sibylle von Steinsdorff, Stuttgart / Hamburg.
Hebbel, Friedrich 1857: Gedichte. Gesammt-Ausgabe stark vermehrt und verbessert, Stuttgart / Augsburg.
Hebbel, Friedrich 1905: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Richard Maria Werner, Abt. 3: Briefe, Bd. 3: 1844–1846, Berlin.
Hebbel, Friedrich 1963–1967: Werke, hg. von Gerhard Fricke / Werner Keller / Karl Pörnbacher, 5 Bde., München.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1970: Werke in zwanzig Bänden. Theorie Werkausgabe, Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt.
Helden, Wolffgang Adam 1741: Der in der gantzen Welt, sowohl im Hauß als auf dem Land Hurtige und geschwinde Rechenmeister […], Stuttgart.
Herder, Johann Gottfried 1778–1779: Volkslieder. Nebst untermischten andern Stücken, 2 Bde., Leipzig.
Herder, Johann Gottfried 1985: Werke in zehn Bänden, Bd. 2: Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781, hrsg. von Martin Bollacher, Frankfurt.
Herwegh, Georg 1971: Frühe Publizistik. 1837–1841, unter Leitung von Bruno Kaiser bearb. von Ingrid Pepperle, Glashütten im Taunus.
Hesse, Hermann 2001–2004: Sämtliche Werke in 20 Bänden, hg. von Volker Michels, Frankfurt.
Heuss, Theodor 1913: Hermann Kurz, in: Kunstwart und Kulturwart. Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten 2 (1913), H. 4, S. 264–265.
Heuss, Theodor 1961: Die Familie Kurz, in: ders.: Vor der Bücherwand. Skizzen zu Dichtern und Dichtung, hg. von Friedrich Kaufmann und Hermann Leins, Tübingen, S. 167–171.

Heyse, Paul 1858: [Rez.] Erzählungen von Hermann Kurz. Neue vermehrte Sammlung. Erster Band, in: Deutsches Kunstblatt. Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes 5 (1858), April, S. 102–104.
Heyse, Paul 1877: Skizzenbuch. Lieder und Bilder, Berlin.
Heyse, Paul 1900: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin.
Hinck, Walter 1979: Über Geschichtslyrik: in: Geschichte im Gedicht. Texte und Interpretationen. Protestlied, Bänkelsang, Ballade, Chronik, hg. von Walter Hinck, Frankfurt, S. 7–17.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 1985–2004: Sämtliche Werke in sechs Bänden, hg. von Hartmut Steinecke / Wulf Segebrecht, Frankfurt.
Hoffmeister, Karl 1838–1842: Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werk im Zusammenhang, 5 Bde., Stuttgart.
Hoffstetter, Lorentius 1982: Reutlinger Chronic von Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691, bearb. von Paul Schwarz, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 20/21 (1981/1982), S. 5–483.
Hölderlin, Friedrich 1943–1985: Sämtliche Werke, im Auftrag des Kultusministeriums Baden-Württemberg hg. von Friedrich Beißner, 8 in 15 Bde., Stuttgart.
Hölderlin, Friedrich 1977: Die Maulbronner Gedichte 1786–1788. Faksimile des „Marbacher Quartheftes", hg. von Werner Volke, Marbach.
Holland, Wilhelm Ludwig 1886 (Hg.): Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrtätigkeit, Leipzig.
Holtei, Karl von 1829: Lenore. Vaterländisches Schauspiel in drei Abtheilungen, Berlin.
Hölty, Ludwig Christoph Heinrich 1914–1918: Sämtliche Werke, kritisch und chronologisch hg. von Wilhelm Michael, 2 Bde. Weimar (ND: Hildesheim 1969).
Hub, Ignaz 1846 (Hg.): Deutschland's Balladen- und Romanzen-Dichter. Von. G.A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollen aus dem Schatze der lyrischen Epik in Balladen und Romanzen, Märchen, Legenden, Sagen und poetischen Erzählungen, nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter, unter Berücksichtigung der namhaftesten kritischen Stimmen, Karlsruhe.
Hundt, Martin 2010 (Hg.): Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837–1844), 3 Bde., Berlin.
Imelmann 1880 (Hg.): Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet, Berlin.
Immermann, Karl Leberecht 1841: Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen, Düsseldorf.
Immermann, Karl Leberecht 1977: Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken, hg. von Peter Hausbek, München.
Immermann, Karl Leberecht 1981: Die Epigonen. Familienmemoiren 1823–1835. Nach der Erstausgabe von 1836, hg. von Peter Hasubek, München.
Jacenko, Olga 2013 (Hg.) Ljudvig-Vil'gel'm Tepper de Fergjuson. Moja istorija, St. Petersburg.
Jünger, Ernst 1978: Sämtliche Werke, Bd. 11: Essays V. Annäherungen, Stuttgart.
Jünger, Ernst 2003: Sämtliche Werke, Bd. 22: Späte Arbeiten – Verstreutes – aus dem Nachlass, Stuttgart.
Jung-Stilling, Johann Heinrich 1808: Theorie der Geister-Kunde, in einer natur-, vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Gesichten und Geister-Erscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse, Frankfurt / Leipzig.
Kant, Immanuel 1900ff.: Kants gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preußischen / Deutschen / Göttinger / Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, bisher 29 Bde., Berlin.

Kausler, Rudolf [Sigl. 21]: [Rez.] Der Bärenhäuter im Salzbade. Ein Schattenspiel von Justinus Kerner. Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung, 1837, 77. S. 12. (Preis 30 Kr.), in: Der Spiegel. Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik Nr. 12, 11.2.1837.
Kausler, Rudolf 1839: Ludwig Tieck und die deutsche Romantik. Historische Skizze, in: Der Freihafen 2 (1839), H. 3, S. 106–139; H. 4, S. 74–105.
Kausler, Rudolf [R. K.] 1840: [Rez.] Dichtungen von Hermann Kurtz, in: Europa. Chronik der gebildeten Welt 1840, Bd. 2, S. 865–866.
Keller, Adelbert (von) 1844: [Rez.] Tristan und Isolde. Von Gottfried von Strassburg. Nachgebildet von Hermann Kurtz. Erste Lieferung. Stuttgart, L. F. Rieger'sche Buchhandlung (Adolph Becher). 1844. 8., in: Heidelberger Jahrbücher für Literatur 37 (1844), Nr. 16, S. 241–245.
Keller, Adelbert von 1855 (Hg.): Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, Stuttgart.
Keller, Adelbert von 1870 (Hg.): Hans Sachs, Bd. 2, Tübingen.
Keller, Adelbert von 1874: Hermann Kurz (Nekrolog), in: Germania 19 (1874), S. 124–126.
Keller, Gottfried 1958–1963: Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe, hg. von Clemens Heselhaus, 3 Bde., München.
Keller, Gottfried 1999: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe, Bd. 6A: Züricher Novellen, Frankfurt.
Kerner, Justinus 1829: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere, 2 Bde., Stuttgart / Tübingen.
Kerner, Justinus 1834: Die Dichtungen. Neue vollständige Sammlung in einem Band, Stuttgart / Tübingen.
Kerner, Justinus ²1835: Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch=magnetischer Erscheinungen, nebst Reflexionen von C.A. Eschenmayer über Bessenseyn und Zauber, zweite vermehrte Aufl., Karlsruhe.
Kerner, Justinus ³1841: Dichtungen. Dritte sehr vermehrte Aufl., 2 Bde., Stuttgart / Tübingen.
Kerner, Justinus 1849: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Braunschweig.
Kerner, Theobald 1897 (Hg.): Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Ernst Müller, 2 Bde., Stuttgart / Leipzig 1897.
Kindermann, Heinz 1916: Eine autobiographische Skizze von Hermann Kurz. Nach der Handschrift in der K. Landesbibliothek zu Stuttgart, in: Württembergische Vierteljahresschrift für Landeskunde NF 25 (1916), S. 548–557.
Klüpfel, Karl 1858: Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken, Leipzig.
Koch, Eduard Emil 1847: Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche, Bd. 1: Die Dichter und die Sänger, Stuttgart.
Kohlschmidt, Hildburg und Werner 1978 (Hg.): Theodor Storm – Eduard Mörike. Theodor Strom – Margarethe Mörike. Mit Storms „Meine Erinnerung an Eduard Mörike". Kritische Ausgabe, Berlin.
Königliches statistisch-topographisches Bureau 1870 (Hg.): Beschreibung des Oberamts Gmünd, Stuttgart.
Kopisch, August 1836: Gedichte, Berlin.
Köpke, Rudolf Anastasius 1855: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, 2 Bde., Leipzig (ND: Darmstadt 1970).

Körner, Philipp Max 1840 (Hg.): Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Nach den in der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern, Stuttgart.
Körner, Theodor 1814: Leyer und Schwerdt, Berlin.
Kosegarten, Ludwig Gotthard 1824–1827: Dichtungen, 12 Bde., Greifswald.
Köstlin, Reinhold Christian [C. Reinhold] 1970: Das Schillerfest in Stuttgart, in: Schiller, Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland, hg. von Norbert Oellers, Bd. 1, Frankfurt, S. 347–361.
Krünitz, Johann Georg 1773–1858 (Hg.): Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft, 242 Bde., Berlin.
Kuttler, Gustav 1859: Die schwäbische Eisenbahn. Ein Handbuch für gebildete Reisende. Mit einer Eisenbahnkarte, Heilbronn.
Kurz, Isolde 1888: Gedichte, Frauenfeld.
Kurz, Isolde 1905: Alfred Kurz. Ein Erinnerungsblatt, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 77, 1.4.1905.
Kurz, Isolde 1906: Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte, München / Leipzig.
Kurz, Isolde 1910: Florentinische Erinnerungen, München / Leipzig.
Kurz, Isolde 1918: Aus meinem Jugendland, München.
Kurz, Isolde 1938: Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau, Tübingen.
La Fontaine, Jean de 1991: Die Fabeln. Mit Illustrationen von Gustave Doré, übersetzt von Johanna Wege, hg. von Jürgen Grimm, Stuttgart.
Lämmert, Eberhard / Eggert, Hartmut / Hartmann, Karl-Heinz 1988 (Hg.): Romantheorie 1620–1880. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland, Frankfurt.
Lamprecht, Helmut 1969 (Hg.): Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte vom Vormärz bis zur Gegenwart, Bremen.
Laube, Heinrich 1835: Moderne Charakteristiken, 2 Bde., Mannheim.
Laube, Heinrich 1847: Die Karlsschüler. Schauspiel in fünf Acten, Leipzig.
Launer, Johann Georg 2005: Cronica der Stadt Reutlingen 1687–1738, transkribiert von Heidi Stelzer, Reutlingen (als Mskr. gedruckt im StadtA Reutlingen).
Lenau, Nikolaus 1923: Sämtliche Werke und Briefe in 6 Bänden, hg. von Eduard Castle, Bd. 6: Nachträge, Lesarten und Anmerkungen, Register, Leipzig.
Lenau, Nikolaus 1989–2004: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. im Auftrag der Internationalen Lenau Gesellschaft von Helmut Brandt u.a., 8 Bde., Wien und Stuttgart.
Lejeune, Philipp 1994: Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt.
List, Friedrich 1850–1851: Gesammelte Schriften, hg. von Ludwig Häusser, 3 Bde., Stuttgart / Tübingen.
Lockhart, John Gibson 1837–1838: Memoirs of Sir Walter Scott, 7 Bde., Paris.
Ludwig, Otto 1856: Zwischen Himmel und Erde. Erzählung, Frankfurt.
Ludwig, Otto 1874: Nachlaßschriften, hg. von Moritz Heydrich, Bd. 2: Shakespeare-Studien, Leipzig.
Ludwig, Otto 1977: Romane und Romanstudien, hg. William J. Lillyman, München / Wien.
Luther, Martin 1883–2009: Werke. Kritische Gesamtausgabe, 120 Bde., Weimar.
Mack, Konrad [ca. 1925] (Hg.): Hermann Kurz, in: Der Goldregen. Eine Fülle des Guten und Schönen, Bd. 3, Stuttgart / Berlin.

Marbach, Oswald 1839 (Hg.): Vierteljahresschrift, der Unterhaltung und Besprechung von Zeitinteressen gewidmet.
Mathy, Ludwig 1898 (Hg.): Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846–48, Leipzig.
Mayer, Karl 1853: Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Erinnerungen an einen Verstorbenen, Stuttgart.
Mayer, Karl ³1864: Gedichte. Dritte, verbesserte und vermehrt Ausgabe, Stuttgart.
Mayer, Karl 1867: Ludwig Uhland. Seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen, 2 Bde., Stuttgart.
Medau, Wilhelm 1839 (Hg.): Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten, verbunden mit Novellen, Sagen und Geschichten […], unter Mitwirkung mehrer Schriftsteller, NF 3, Wien / Prag.
Melanchthon, Philipp 1546: Newe Zeitung. Wie newlich zur Newburg in beiern einer genandt Alphonsus Diasius seinen Bruder Johannem / grawsamlich ermodet hat / allein aus hass wider die Einige / Ewige / Christliche Lehr / wie Cain den Abel ermordet, [o.O.].
Memminger, Johann Daniel Georg von 1805: Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen, Reutlingen.
Memminger, Johann Daniel Georg von 1824: Beschreibung des Oberamts Reutlingen. Mit einer Karte des Oberamts, zwey lithographirten Blättern und Tabellen, Stuttgart / Tübingen.
Menzel, Wolfgang 1828: Die deutsche Literatur, 2 Bde., Stuttgart.
Menzel, Wolfgang 1833: [Rez.] Ausgewählte Poesien, in: Literatur-Blatt 1833, Nr. 55, 31.5.1833.
Menzel, Wolfgang 1835: [Rez.] Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow. Mannheim, Löwenthal, 1835., in: Literatur-Blatt 1835, Nr. 93, 11.9.1835.
Menzel, Wolfgang 1835b: Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow, in: Literatur-Blatt 1835, Nr. 99, 28.9.1835.
Menzel, Wolfgang 1835c: Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow, in: Literatur-Blatt 1835, Nr. 107, 19.10.1835.
Menzel, Wolfgang ²1836: Die deutsche Literatur, 2. vermehrte Aufl., 4 Bde., Stuttgart.
Menzel, Wolfgang 1836b: Das junge Deutschland, in: Literatur-blatt 1836, Nr. 1, 1.1.1836.
Menzel, Wolfgang [?] 1837: Neueste Schriften über Belgien, in: Literatur-Blatt, Nr. 16, 13.2.1837.
Menzel, Wolfgang 1840: [Rez.] Dichtungen von Hermann Kurtz. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp., 1839, in: Literaturblatt 1840, Nr. 100, 2.10.1840.
Menzel, Wolfgang 1843: [Rez.] Schiller's Heimathjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurz. Drei Bände. Stuttgart, Frankh'sche Verlagsbuchhandlung, 1843, in: Literaturblatt, Nr. 130, 22.12.1843.
Mesmer, Franz Anton 1815: Allgemeine Erläuterungen über den Magnetismus und den Somnambulismus. Als Vorläufige Einleitung in das Natursystem, Karlsruhe.
Mohr, Heinrich August Gottlieb [1817]: Die Ehrfurcht, die wir unserem König schuldig sind. Eine Predigt auf das am 28. Septemb. 1817 gefeierte Geburtsfest Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg über 1 Petr. 2,17, Tübingen.
Mohr, Hella 1998 (Hg.): Die „Tagebücher" der Marie Kurz geb. von Brunnow, Tübingen. Als Mskr. gedruckt in: StadtB Reutlingen (Hermann Kurz-Kabinett / Sammlung Jürgen Schweier), Dok Kurz, H. 13.9; DLA Marbach, A: Kurz°Kurz, Marie HS.1999.0040.00001; WLB Stuttgart, 60a/80208; online URL: <http://kilchb.de/hella_mohr/heft0.html> (7.7.2016)
Mohr, Hella 1999 (Hg.): Briefe von Marie Kurz an Marie Caspart von 1852 bis 1911, 2 Bde., Tübingen. Als Mskr. gedruckt in: StadtB Reutlingen (Hermann Kurz-Kabinett / Sammlung Jürgen Schweier), Dok Kurz, H. 13.10/11; DLA Marbach, A: Kurz°Kurz, Marie

HS.1999.0040.00002/3; Auswahlausgabe: WLB Stuttgart, 60a/80260; online URL: <http://kilchb.de/hella_mohr/transsciption_kurz_caspart1.html> (7.7.2016)
Mörike, Eduard 1839: Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen, Stuttgart.
Mörike, Eduard 1918: Ausgewählte lyrische und epische Dichtungen (Gedichte, Märchen und Idyllen), für den Schulgebrauch hg. von Ernst Müller, Leipzig
Münster, Sebastian 1545: Cosmographia. Beschreibung aller Lender […], in welcher begriffen Aller völcker, Herrschafften, Stetten und namhafftiger flecken, herkommen: Sitten, gebreuch, ordnung, glauben, secten und hantierung, durch die gantze welt, und fürnemlich Teutscher nation. Was auch besunders in iedem landt gefunden, und darin beschehen sey. Alles mit figuren und schönen landt taflen erklert, und für augen gestelt, Basel.
Nefflen, Johannes 1837: Der Vetter aus Schwaben. Schwabenbräuche und Schwabenstreich aus dem Leben gegriffen, Stuttgart.
Neumann, Johann Georg / Kirchner, Carl Christian 1683: Disquisitio Historica De Fausto Praestigiatore, [Wittenberg].
Nicolai 1788–1792: Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten, 6 Bde., Berlin / Stettin.
Niendorf, Emma [2]1855 [d.i. Emma von Suckow]: Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, zweite billige Ausg., Leipzig.
Niethammer, Marie 1877: Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen, Stuttgart.
Nork, Friedrich 1848: Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen. Eine Darstellung ihrer genetischen Entwicklung […], Stuttgart.
Novalis 1960–1999: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Historisch-kritische Ausgabe in sechs Bänden, begründet von Paul Kluckhohn / Richard Samuel, hg. von Richard Samulen in Zusammenarbeit mit Hans Joachim Mähl / Gerhard Schulz, Stuttgart.
Ovid 2004: Metamorphosen, hg. und übersetzt von Gerhard Fink, Düsseldorf / Zürich.
Passow, Wilhelm Arthur 1843: Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des *Abenteuerlichen Simplicissimus*. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert, in: Blätter für literarische Unterhaltung 1843, Nr. 259–264, 16.9.–21.9.1843.
Passow, Wilhelm Arthur 1844: [Rez.] Schiller's Heimatjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurtz. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 6 Thlr., in: Blätter für literarische Unterhaltung 1844, Nr. 301, 27.10.1844.
Paul, Markus 2002: Reichsstadt und Schauspiel. Theatrale Kunst im Nürnberg des 17. Jahrhunderts, Tübingen.
Pfaff, Karl 1818–1820: Geschichte Wirtembergs, 2 Bde., Reutlingen / Leipzig.
Pfister, Johann Christian 1803–1827: Geschichte von Schwaben, neu untersucht und dargestellt, 5 Bde., Heilbronn.
Pfizer, Gustav 1835: Gedichte. Neue Sammlung, Stuttgart.
Pfizer, Gustav 1837: Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch, Stuttgart / Tübingen.
Rank, Josef 1852 (Hg.): Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz, Stuttgart.
Ranke, Friedrich [2]1924 (Hg.): Die deutschen Volkssagen, zweite, verbesserte Auflage, München.
Ranke, Leopold von 1971: Über die Epochen der neueren Geschichte. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Theodor Schieder / Helmut Berding, München / Wien.

Rapp, Adolf 1952–1953 (Hg.): Briefwechsel zwischen Strauß und Vischer, hg. von Adolf Rapp, 2 Bde., Stuttgart.
Rau, Johann Gottfried 1848: Die Neugestaltung der Volksschule. An die freisinnigen Männer Württembergs, Stuttgart.
Reich, Lucian 1896: Blätter aus meinem Denkbuch, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen 9 (1896), S. 89–136.
Reinhard, Franz Volkmar [5]1824: Vorlesungen über die Dogmatik mit literärischen Zusätzen hg. von Johann Gottfried Immanuel Berger, mit neuen literärischen Zusätzen vermehrt von Heinrich August Schott, fünfte verm. Auflage, Sulzbach.
Reinwald, Christophine, geb. Schiller 1870: Schillers Jugendjahre. Eine Skizze, mitgeteilt von Robert Boxberger, in: Archiv für Litteraturgeschichte 1 (1870), S. 452–460.
Reuß, Roland 2002 (Hg.): „Lieder […], die nicht seyn sind“. Der Briefwechsel zwischen Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, Achim v. Arnim und Friedrich Carl v. Savigny aus dem Jahre 1811 und das Problem der Edition. Einführung und Faksimile-Edition mit diplomatischer Umschrift, in: Text. Kritische Beiträge 7 (2002), S. 1–227.
Rochholz, Ernst Ludwig 1867: Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, Bd. 1: Deutscher Unsterblichkeitsglaube, Berlin.
Rommel, Karl [6]1999: Reutlinger Heimatbuch. Bilder, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt, 6., erweiterte Auflage, Reutlingen.
Rousseau, Jean-Jacques [13]2001: Emil oder Über die Erziehung. Vollständige Ausgabe in neuer deutscher Fassung bes. von Ludwig Schmidts, Paderborn / München / Wien / Zürich.
Russel, Adolph 1881–1894 (Hg.): Gesammt-Verlags-Katalog des deutschen Buchhandels. Ein Bild deutscher Geistesarbeit und Cultur, 28 Bde., Münster.
Schäuffelen, Friedrich 1831: Schreiben eines Süd-Deutschen aus Warschau, hg. von J.G.M., Tübingen.
Schenk, Eduard von 1837 (Hg.): Michael Beer’s Briefwechsel, Leipzig.
Scherr, Johannes 1847: Meister Gottfried von Straßburg, in: Jahrbücher der Gegenwart 1847, August, S. 680–688.
Scherr, Johannes 1851: Allgemeine Geschichte der Literatur, Stuttgart.
Scherr, Johannes 1856: Schiller. Culturgeschichtlicher Roman in sechs Büchern, 4 Bde., Prag / Leipzig.
Scherr, Johannes [2]1881: Vom Zürichberg. Skizzenbuch, zweite Aufl., Leipzig.
Schiller, Friedrich / Goethe, Johann Wolfgang von 1828–1829: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, 6 Bde., Stuttgart / Tübingen.
Schlegel, August Wilhelm 1811: Poetische Werke, Bd. 1, Heidelberg.
Schmid, Georg Victor 1861: Die mediatisirten freien Reichsstädte Teutschlands, Frankfurt.
Schönhuth, Ottmar 1861: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs und der Preußisch=Hohenzollern’schen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Mährchen. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller dargestellt, 5 Bde., Stuttgart.
Schopenhauer, Arthur 1965: Sämtliche Werke, hg. von Wolfgang von Löhneysen, Bd. 5: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften 2, Stuttgart.
Schott, Albert 1847 (Hg.): Panorama der deutschen Klassiker, Bd. 2: Auswahl des Schönsten und Anziehendsten aus den Meisterwerken deutscher Poesie und Prosa von Lessing bis auf die neueste Zeit. Nach L. Bauer’s Tode mit Benutzung des von ihm gewählten Stoffes hg. durch Albert Schott, Stuttgart.

Schmoll, Friedemann 2010 (Hg.): Latente Talente. Badisch, schwäbisch, fränkisch – ein Lesebuch zu südwestdeutschen Befindlichkeiten, Tübingen.
Schubart, Christian Friedrich Daniel, 1791–1793: Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst, im Kerker aufgesezt, 2 Bde., Stuttgart.
Schubarth, Karl Ernst 1820: Zur Beurtheilung Göthes mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst, 2 Bde., Breslau.
Schubert, Gotthilf Heinrich 1808: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, Dresden.
Schubert, Gotthilf Heinrich 1830: Die Geschichte der Seele, 2 Bde., Stuttgart / Tübingen.
Schwab, Gustav 1835: [Rez.] Gedichte von Gustav Pfizer. 1831. Stuttgart. bei P. Neff. kl. 8. 349 S. / Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. 1835. Stuttg., bei Dems. 8. 416 S., in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 28 (1835), Nr. 18.
Schwab, Gustav 1836–1837: Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wieder erzählt, 2 Bde., Stuttgart.
Schwab, Gustav 1836b: [Rez.] Belletristik. (Beschluß.), in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 29 (1836), Nr. 72.
Schwab, Gustav 1837: Wanderungen durch Schwaben, Leipzig.
Schwab, Gustav 1838: [Rez.] Belletristische Literatur, in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 31 (1838), Nr. 46.
Schwab, Gustav 1838b: La Souabe, in: L'Allemagne romantique et pittoresque, Bd. 1, Paris.
Schwab, Gustav 1840: [Rez.] Schoene Literatur, in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 33 (1840), Nr. 55.
Schwab, Gustav 1846: Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien, Leipzig.
Schwab, Gustav 1847: Schwaben, in: Das malerische und romantische Deutschland, Bd. 1, Leipzig.
Schwab, Gustav 1960: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Neudruck der ersten Ausgabe von 1823 mit einer Einführung von Hans Widmann, Tübingen.
Schwarzmann, Wilhelm Ferdinand [4]1839: Wegweiser für die königliche erste Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, vierte Ausgabe, Stuttgart.
Scott, Walter [2]1852: Sämtliche Werke. Bd. 20: Der schwarze Zwerg / Eine Sage von Montrose, zweite, vermehrte Aufl., Philadelphia 1852.
Seeger, Ludwig 1843: Der Sohn der Zeit. Freie Dichtungen, Zürich / Winterthur.
Seume, Johann Gottfried [4]1983: Werke in zwei Bänden, ausgewählt und eingeleitet von Annelise und Karl-Heinz Klingenberg, Berlin / Weimar.
Silcher, Friedrich [o.J.]: Vier Lieder für eine Alt- oder Baritonstimme mit Begleitung des Pianoforte, Stuttgart.
Silcher, Friedrich [1840]: Ausländische Volksmelodien. Gesammelt für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte gesetzt, Heft IV, Stuttgart.
Silcher / Erk [75]1906 (Hg.): Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch, 75. Aufl. Lahr.
Simon, Hans-Ulrich 1997 (Hg.): Mörike im Spiegel seiner Briefe von Verlegern, Herausgebern und Redakteuren, Stuttgart.
Simon, Hans Ulrich 2012 (Hg.): Stuttgarter Gesellschaft um 1850. Justinus Kerner und Emma von Suckow. Briefwechsel 1838–1861, 2 Bde., Stuttgart.
Staiger, Emil 1958 (Hg.): Schwäbische Kunde aus drei Jahrhunderten, Tübingen.
Stälin, Christoph Friedrich von 1841–1873: Wirtembergische Geschichte, 3 Bde., Stuttgart / Tübingen.

Stälin, Christoph Friedrich von 1842: Beschreibung des Oberamts Geislingen, Stuttgart / Tübingen.
Steig, Reinhold / Grimm, Hermann 1904 (Hg.): Achim von Arnim und die ihm nahestanden, Bd. 3, Stuttgart / Berlin.
Steinecke, Hartmut 1984 (Hg.): Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane, Tübingen.
Steudel, Johann Christian Friedrich 1835: Vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die canonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Glaubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, in: Tübinger Zeitschrift für Theologie 7 (1835), H. 3, S. 117–199.
Stevenson, John 1818: A selection of popular national airs, with symphonies and accompaniments, the words by Thomas Moore, London.
Storm, Theodor 1859 (Hg.): Liebeslieder seit J.C. Günther. Eine Codification, Berlin.
Strauß, David Friedrich 1835: Das Leben Jesu. Kritisch bearbeitet, Tübingen.
Strauß, David Friedrich 1847: Ästhetische Grillen, in: Jahrbücher der Gegenwart 1847, April, S. 379–385.
Strauß, David Friedrich 1849 (Hg.): Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen, 2 Bde., Berlin.
Strauß, David Friedrich 1862: Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts, Leipzig.
Struve, Gustav 1845: Actenstücke der Censur des großherzoglich badischen Regierungs=Raths von Uria=Sarachga. Eine Recursschrift an das Publikum, Mannheim / Heidelberg.
Tieck, Ludwig 1799–1800: Romantische Dichtungen, 2 Bde., Jena.
Tieck, Ludwig 1963: Werke in vier Bänden. Nach dem Text der Schriften von 1828 bis 1854, unter Berücksichtigung der Erstdrucke, hg. von Marianne Thalmann, München.
Tolstoj, Leo ³1901: Gesammelte Werke, von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld, Bd. 3.3, Jena.
Twain, Mark 2002: Letters, Bd. 6, hg. von Michael B. Frank / Harriet Elinor Smith, Berkely.
Uhland, Ludwig 1865–1873: Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, hg. von Wilhelm Ludwig Holland / Adelbert von Keller / Franz Pfeiffer, 8 Bde., Stuttgart.
Uhland, Ludwig 1898b: Uhland-Urkunden. Aus dem handschriftlichen Nachlass des Dichters im Besitz des Schwäbischen Schillervereins, in: Die zweite ordentliche Generalversammlung am 23. April 1898 und der Rechenschafts-Bericht pro 1. April 1897/98, Marbach, Anhang.
Uhland, Ludwig 1983: Werke, hg. von Hans-Rüdiger Schwab, 2 Bde., Frankfurt.
Ule, Otto 1865: Kaffee und Thee als Nahrungs- und Genußmittel, in: Ergänzungshefte zur Zeitschrift „Die Natur". Zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und freier geistiger Naturanschauung für Leser aller Stände 1865, H. 7.
Vilmar, August Friedrich Christian 1845: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National=Literatur, Marburg / Leipzig.
Vilmar, August Friedrich Christian ⁹1862: Geschichte der deutschen National=Literatur, neunte vermehrte Auflage, Marburg.
Vischer, Friedrich Theodor 1844: Kritische Gänge, 2 Bde., Tübingen.
Vischer, Friedrich Theodor 1882: Lyrische Gänge, Stuttgart / Leipzig.
Vischer, Friedrich Theodor 1892: Allotria, hg. von Robert Vischer, Stuttgart.
Vischer, Friedrich Theodor 1922–1923: Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen, hg. von Robert Vischer, 6 Bde., München.

Vogt, Friedrich 1854: Die Schwäbische Alp. Beschreibung und Wegweiser mit historischen Rückblicken, Angaben der Entfernungen, Aussichtspunkten […]. Mit einer Specialkarte der Alp, Stuttgart.
Vulpius, Christian August 1980: Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte, hg. von Karl Riha, Frankfurt.
Wackenroder, Wilhelm Heinrich 1910: Werke und Briefe, hg. von Friedrich von der Leyen, 2 Bde., Jena.
Wackerbarth, August Graf von 1820: Flüchtige Schilderung des Grafen von Wackerbarth, o.O.
Wackerbarth, August Graf von 1821: Die Geschichte der grossen Teutonen, Hamburg.
Wagner, Doris 1996 (Hg.): Der Tübinger Philologe Karl Moritz Rapp im Briefwechsel mit Adelbert von Keller. Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1993/94, Bayreuth.
Wagner, Heinrich 1856–1858: Geschichte der Hohen Carls-Schule, 3 Bde., Würzburg.
Wagner, Richard 1871–1873: Gesammelte Schriften und Dichtungen, 10 Bde., Leipzig.
Wagner, Richard 2008: Sämtliche Werke, Bd. 27: Dokumente und Texte zu „Tristan und Isolde“, hg. von Gabriele Meyer / Egon Voss, Mainz.
Waiblinger, Wilhelm 1980–1988: Textkritische und kommentierte Ausgabe in fünf Bänden, hg. von Hans Königer, Stuttgart.
Waiblinger, Wilhelm 1993: Tagebücher: 1821–1826. Textkritische und kommentierte Ausgabe in zwei Bde., hg. von Hans Königer, Stuttgart.
Wander, Karl Friedrich Wilhelm 1866–1880: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk, 5 Bde., Leipzig.
Widmann, George Rudolf 1599: Der Warhafftigen Historien von den grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltzamen ebentheuren: So D. Iohannes Faustus, 3 Teile, Hamburg.
Widmann, Hans 1965 (Hg.): Der deutsche Buchhandel in Urkunden und Quellen. Unter Mitwirkung von Horst Kliemann / Bernhard Wendt, 2 Bde., Hamburg.
Wienbarg, Ludolf 1835: Menzel und die junge Literatur. Programm zur deutschen Revue, Mannheim.
Wild, Friedrich Karl 1848: Geschichte des Westphälischen Friedens nebst einem kurzen Abriß des dreißigjährigen Krieges. Zur Erinnerung an den vor zweihundert Jahren erfolgten Abschluß desselben aus den Quellen bearbeitet, Nördlingen.
Wilhelmi, Heinrich Friedrich 1852 (Hg.): Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen während der letzten hundert Jahre, vornehmlich von Göthe bis auf die Gegenwart, Frankfurt.
Wolzogen, Ernst von 1922: Wie ich mich ums Leben brachte. Erinnerungen und Erfahrungen, Braunschweig / Hamburg.
Wolff, Pius Alexander 1865: Preciosa. Schauspiel in vier Aufzügen, Neue Auflage, Leipzig.
Württembergischer Evangelischer Lehrer-Unterstützungs-Verein 1909 (Hg.): Geschichten aus schweren Zeiten, Stuttgart.
Zeller, Bernhard / Simon, Hans-Ulrich 1976 (Hg.): Ludwig Amandus Bauer. Briefe an Eduard Mörike, Marbach.
Zeller, Eduard 1865: Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts, Leipzig.
Zeller, Eduard 1895 (Hg.): Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, Bonn.
Zeller, Eduard 1908: Erinnerungen eines Neunzigjährigen, Stuttgart.
Zelter, Carl Friedrich 1995: Lieder. Faksimile der wichtigsten gedruckten Sammlungen nebst kritischem Bericht, hg. von Reinhold Kubik, München.
Ziegler, Alexander 1864: Die Oeffentlichkeitsfrage der Deutschen Schillerstiftung, Dresden.

Zimmermann, Wilhelm 1836–1837: Die Geschichte Württembergs, nach seinen Sagen und Thaten dargestellt, 2 Bde., Stuttgart.
Zum Gedächtniß von Emilie Zumsteeg, geb. den 9. Dezember 1776, Stuttgart [1857] (StadtA Stuttgart, 2263: Familienarchiv Zumsteeg-Henning, Nr. 16).

4 Forschungsliteratur

Alefeld, Yvonne-Patricia 1996: Göttliche Kinder. Die Kindheitsideologie der Romantik, Paderborn / München / Wien / Zürich.
Alewyn, Richard 1963: Der Roman des Barock, in: Formkräfte der deutschen Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart, hg. von Hans Steffen, Göttingen, S. 21–34.
Alewyn, Richard 1965: Realismus und Naturalismus, in: ders. (Hg.): Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche, Köln. S. 358–369.
Arnsberg, Gad 1990: Der dornige Pfad zur Revolution. Der Büchner / Weidig-Kreis und die württembergischen Verschwörer, in: Büchner-Studien 6 (1990), S. 84–109.
Assmann, Aleida [5]2010: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, 5., durchgesehene Auflage, München.
Assmann, Jan [7]2013: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
Autenrieth, Bernd Friedrich 1992: Die Aventüren der Amalie von Göllniz oder die Letzte ihres Geschlechts, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 51 (1992), S. 448–460.
Barth, Hans-Martin 1967: Der Teufel und Jesus Christus in der Theologie Martin Luthers, Göttingen.
Baßler, Moritz / Brecht, Christoph / Niefanger, Dirk / Wunberg, Gotthart 1996: Historismus und literarische Moderne, Tübingen.
Battafarano, Italo Michele 1976: Die Schildwacht bei Hanau. Beitrag zur Definition des Realismus bei Grimmelshausen, in: Studi Tedeschi 19 (1976), H. 1, S. 7–21.
Bauer, Hans-Joachim 1992: Reclams Musikführer. Richard Wagner, Stuttgart.
Baur, Joachim 2000: Ein Revolutionär mit zwei Anläufen. Georg David Hardegg aus Eglosheim (1812–1879), in: Ludwigsburger Blätter 54 (2000), S. 69–94.
Bausinger, Brigitte 1996: Literatur in Reutlingen. Ein Wegweiser, Reutlingen.
Bausinger, Hermann 2016: Eine schwäbische Literaturgeschichte, Tübingen.
Bauspiess, Martin 2014: Das Wesen des Urchristentums. Zu Ferdinand Christian Baurs Sicht der synoptischen Evangelien, in: Ferdinand Christian Baur und die Geschichte des frühen Christentums, hg. von Martin Bauspiess / Christof Landmesser / David Lincicum, Tübingen, S. 195–225.
Becht, Hans-Peter 2009: Badischer Parlamentarismus 1819 bis 1873. Ein deutsches Parlament zwischen Reform und Revolution, Düsseldorf.
Beckmann, Ralf 1995: Der Gallische Hahn, Württemberg und die Franzosen. Die Berichterstattung zu den Ereignissen von 1688–1693 von Daniel Speer bis Hermann Kurz, in: Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland. Ursachen, Folgen, Probleme. Beiträge des Backnanger Symposions vom 10. und 11. September 1993, hg. von Fritz Gerhard / Roland Schurig, Remshalden-Buoch, S. 163–175.
Bendt, Jutta 2003: In der inneren Heimat oder nirgends. Porträt, in: Isolde Kurz (1853–1944). Zur Ausstellung „In der Inneren Heimat oder Nirgends. Isolde Kurz (1853–1944)“. Schiller-

Nationalmuseum, Marbach am Neckar, 7. Dezember 2003 bis 14. März 2004. Marbacher Magazin 104, hg. von Ulrich Ott, Marbach am Neckar, S. 19–70.
Bernhardt, Oliver 2016: Gestalt und Geschichte Savonarolas in der deutschsprachigen Literatur. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Würzburg.
Bettelheim, Anton 1907: Berthold Auerbach. Der Mann, sein Werk – sein Nachlass, Stuttgart / Berlin.
Betz-Wischnath, Irmtraut 2008: Die Achalm in Kunst und Literatur. Ein Streifzug durch fünf Jahrhunderte, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 47 (2008), S. 9–68.
Beutin, Wolfgang 1998: Historischer und Zeit-Roman, in: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, hg. von Gert Sautermeister und Ulrich Schmid, München / Wien, S. 175–194.
Betz, Heinrich 1973: Die Reformation in Reutlingen, in: Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt, hg. von Paul Schwarz / Heinz Dieter, Reutlingen, S. 85–112.
Binder, Alwin / Richartz, Heinrich 1981: Joachim Heinrich Campes *Robinson der Jüngere* als literarische Darstellung von Theorie und Praxis des aufstrebenden Bürgertums, in: Joachim Heinrich Campe: Robinson der Jüngere. Zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder, nach dem Erstdruck hg. von Alwin Binder / Heinrich Richartz, Stuttgart, S. 376–425.
Binder, Alwin / Richartz, Heinrich 1984: Lyrikanalyse. Anleitung und Demonstration, Frankfurt.
Bittrich, Burkhard 1978: Das Bacchusfest, in: Sprachkunst 9 (1978), S. 29–58.
Boeckh, Joachim 1959: Grimmelshausens *Rathstübel Plutonis*, in: Acta Litteraria Academiae Scientarium Hungaricae 2 (1959), 347–367.
Boeckh, Joachim 1961: Hermann Kurz als Grimmelshausenforscher, in: Weimarer Beiträge 7 (1961), S. 332–348.
Bogner, Ralf Georg 1997: Rezeptionsgeschichte im Medienwechsel. Grimmelshausens ‚Bärenhäuter' bei Clemens Brentano, Achim von Arnim, Justinus Kerner und Jakob und Wilhelm Grimm, in: Simpliciana 19 (1997), S. 29–38.
Böning, Holger 2002: Vorderösterreich – eine terra incognita der Volksaufklärung, in: Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne. Ein Grundriß, Bd. 1: Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800, hg. von Achim Aurnhammer / Wilhelm Kühlmann, Freiburg / Berlin / Wien, S. 135–168.
Borst, Otto 1959: Der Reichsstädter Hermann Kurz, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 1 (1958/59), S. 62–69.
Borst, Otto 1962: Hermann Kurz. Dichter und Übersetzer, Literaturhistoriker und politischer Schriftsteller, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, hg. von Max Miller und Robert Uhland, Bd. 8, Stuttgart, S. 212–254.
Borst, Otto 1974: Schwäbische Frühsozialisten. Unbekannte Theoretiker und Arbeiterführer vor der Reichsgründung, in: *Beiträge zur Landeskunde*, Nr. 2, April 1974, S. 11–14.
Borst, Ott 1992 (Hg.): Aufruhr und Entsagung. Vormärz 1815–1848 in Baden und Württemberg, Stuttgart.
Böttcher, Kurt u.a. 1987: Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Vormärz bis Naturalismus, Berlin.
Bourke, Eoin 2000: Vom Berliner Schloß zu St. Kevins Höhle. Begegnungstätten deutscher Dichter mit dem Werk Thomas Moores, in: Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum, hg. von Norbert Bachleitner, Amsterdam / Atlanta, S. 93–106.

Brandt, Hartwig 1987: Parlamentarismus in Württemberg 1819–1870. Anatomie eines deutschen Landtags, Düsseldorf.
Braungart, Georg 1990: Benjamin Schmolck (1672–1737). Das geistliche Lied zwischen Poesie und Erbauung, in: Schweidnitz im Wandel der Zeiten, hg. von Werner Bein / Ulrich Schmilewski. Würzburg, S. 203–212.
Braungart, Wolfgang 2002: Hymne, Ode, Elegie oder von den Schwierigkeiten mit antiken Formen der Lyrik (Mörike, George, George-Kreis), in: „Mehr Dionysos als Apoll". Antiklassizistische Antike-Rezeption um 1900, hg. von Achim Aurnhammer, Frankfurt, S. 245–271.
Brechenmacher, Thomas 1996: Grossdeutsche Geschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert. Die erste Generation (1830–48), Berlin.
Brünle, Elke 2010: Bibliotheken von Arbeiterbildungsvereinen im Königreich Württemberg 1848–1918, Wiesbaden.
Brusniak, Friedhelm / Klenke, Dietmar 1999: Sängerfeste und die Musikpolitik der deutschen Nationalbewegung, in: Musikforschung 52 (1999), S. 29–54.
Bucher, Max / Hahl, Werner / Jäger, Georg / Wittmann, Reinhard 1976–1981: Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880, 2 Bde., Stuttgart.
Bunke, Simon 2009: Heimweh. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit, Freiburg.
Bunyan, Anita 2000: ‚Notwendige Genossenschaft'. Perceptions of the boundary between fiction and historical writing in the nineteenth-century Germany, in: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanistische Tagung zum 65. Geburtstag von Eda Sagarra im August 1998, hg. von Jürgen Barkhoff / Gilbert Carr / Roger Paulin, Tübingen.
Burger, Heinz-Otto 1928: Schwäbische Romantik. Studie zur Charakteristik des Uhlandkreises, Stuttgart.
Burkhardt, Ursula 1976: Germanistik in Südwestdeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg, Tübingen.
Carsten, Martin 2005: Die Kollektivsymbolik der Jahreszeiten im politisch-lyrischen Diskurs des Vormärz, Hamburg.
Dahmen, Josef 1987: Friedrich Silchers Vertonungen schwäbischer Dichter, in: Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte 4 (1987), 78–89.
Dahmen, Josef 1988: Hermann Kurz' Beitrag zu Friedrich Silchers Volkslied-Werk, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 31–37.
Dahmen, Hermann Josef 1989: Friedrich Silcher. Komponist und Demokrat. Eine Biographie, Stuttgart.
Denkler, Horst 1973: Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongress und Märzrevolution, München.
Dickhut, Johannes 2012: Gottfrieds Tristan in der Forschungs- und Ideologiegeschichte des 19. Jahrhunderts, in: Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarische Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur, hg. von Mathias Herweg / Stefan Keppler-Tasaki, Berlin / Boston, 248–270.
Dopita, Jenny 2007: Der Maler und Schriftsteller Lucian Reich (1817–1900). Biografie und Verzeichnis der Buchillustrationen, Heidelberg / Ubstadt-Weiher / Basel.

Döring, Jörg / Thielmann, Tristan 2009: Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen, in: Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, hg. von Jörg Döring / Tristan Thielmann, Bielefeld.
Drüll, Dagmar 1986 (Hg.): Heidelberger Gelehrtenlexikon. 1803–1932, Berlin / Heidelberg / New York / Tokyo.
Düding, Dieter 1984: Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847). Bedeutung und Funktion der Turner- u. Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung, München.
Düding, Dieter 1988: Politische Öffentlichkeit – politisches Fest – politische Kultur, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hg. von Dieter Düding / Peter Friedemann / Paul Münch, Hamburg, S. 10–24.
Edelmann, Bernd 2015: Liebestrank und Entsagung. Dramaturgische Mängel von Wagners Kompilation des Tristan-Stoffs, in: Richard Wagner in München. Bericht über das interdisziplinäre Symposium zum 200. Geburtstag des Komponisten München, 26.–27. April 2013, hg. von Sebastian Bolz / Hartmut Schick, München, S. 173–220.
Egger, Irmgard 2014: Blau und Gold. Chromatik der Sehnsucht bei Novalis, in: Die Farben der Romantik. Physik. Physiologie, Kunst, Ästhetik, hg. von Walter Pape, Berlin, S. 127–136.
Eggert, Hartmut 1971: Studien zur Wirkungsgeschichte des deutschen historischen Romans 1850–1875, Frankfurt.
Eggert, Hartmut 1980: Hermann Kurz. Der Sonnenwirt (1855). Fiktion und Dokument – Formkrise des historischen Romans im 19. Jahrhundert, in: Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus, hg. von Horst Denkler, Stuttgart, S. 124–137.
Ehrismann, Otfrid 1989: Isolde, der Zauber, die Liebe. Der Minnetrank in Gottfrieds ‚Tristan' zwischen Symbolik und Magie, in: Ergebnisse und Aufgaben der Germanistik am Ende des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag, hg. von Elisabeth Feldbusch, Hildesheim, S. 282–301.
Emig, Günther 1993–1994 (Hg.): Ludwig Pfau Blätter, Heilbronn.
Erdmann, Erwin 1931: Die Glockensagen, Wuppertal-Elberfeld.
Eßmann, Helga 2000 (Hg.): Übersetzte Literatur in deutschsprachigen Anthologien, Bd. 3: Anthologien mit Dichtungen der Britischen Inseln und der USA, Stuttgart.
Estermann, Monika / Füssel, Stephan 2003: Belletristische Verlage, in: Geschichte des Deutschen Buchhandels im 18. und 19. Jahrhundert, im Auftrag des Börsenvereins hg. von der Historischen Kommission, Bd. 1.2: Das Kaiserreich 1871–1918, Frankfurt.
Ewers, Hans-Heino 1989: Kindheit als poetische Daseinsform. Studien zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie im 18. Jahrhundert. Herder, Jean Paul, Novalis und Tieck, München.
Faber, Karl-Georg 1978: Was ist eine Geschichtslandschaft (1968), in: Probleme und Methoden der Landesgeschichte, hg. von Pankraz Fried, Darmstadt, S. 390–425.
Fantoni, Francesca 2009: Deutsche Dithyramben. Geschichte einer Gattung im 18. und 19. Jahrhundert, Würzburg.
Fischer, Gerhard 1988: Hermann Kurz in der DDR, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 781–82.
Fischer, Hermann 1899: Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, zweite Reihe, Tübingen.
Fischer, Hermann u.a. 1904–1936 (Hg.): Schwäbisches Wörterbuch, auf Grund der von Adelbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staats

bearb. von Hermann Fischer. Zu Ende geführt von Wilhelm Pfleiderer (ab Bd. 6), 6 Bde. und 1 Nachtrag, Tübingen.
Fischer, Hermann ²1905: Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz, in: Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag, hg. vom Schwäbischen Schillerverein, 2. Aufl., Stuttgart / Berlin, S. 201–212.
Fischer, Hermann 1911: Schwäbische Litteratur im 18. Und 19. Jahrhundert. Ein historischer Rückblick, Tübingen.
Fischer, Michael 2007: Wer nur den lieben Gott läßt walten, in: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon, URL: <http://www.liederlexikon.de/lieder/wer_nur_den_lieben_gott_laesst_walten/> (7.7.2016).
Fliegner, Susanne 1991: Der Dichter und die Dilettanten. Eduard Mörike und die bürgerliche Geselligkeitskultur des 19. Jahrhunderts, Stuttgart.
Frank, Horst Joachim ²1993: Handbuch der deutschen Strophenformen, 2., durchges. Aufl., Tübingen / Basel.
Frenzel, Elisabeth ⁹1998: Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte, 9. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart.
Fritsch-Rößler, Waltraud 1989: Der *Tristan* Gottfrieds von Straßburg in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung (1768–1985), Frankfurt / Bern / New York / Paris.
Fritz, Thomas 1998: Hexenverfolgung in der Reichsstadt Reutlingen, in: Dillinger, Johannes / Fritz, Thomas / Mährle, Wolfgang: Zum Feuer verdammt. Die Hexenverfolgung in der Grafschaft Hohenberg, der Reichsstadt Reutlingen und der Fürstpropstei Ellwangen, Stuttgart, S. 163–324.
Fröschle, Hartmut 2002: Goethes Verhältnis zur Romantik, Würzburg.
Frühwald, Wolfgang 1984: Die Erneuerung des Mythos. Zu Eichendorffs Gedicht *Mondnacht*, in: Gedichte und Interpretationen, Bd. 3: Klassik und Romantik, hg. von Wulf Segebrecht, Stuttgart, S. 395–407.
Füllner, Bernd 2013: „…es zieht mich hin zu dem Manne; denn süsser als Honig fließt seine Rede." Karl Gutzkow und Wolfgang Menzel – freundliche Annäherung, erbitterte Feindschaft, in: Karl Gutzkow (1811–1878). Publizistik, Literatur und Buchmarkt zwischen Vormärz und Gründerzeit, hg. von Wolfgang Lukas / Ute Schneider, Wiesbaden, S. 209–222.
Gadamer, Hans–Georg 1986: Die Stellung der Poesie im System der Hegelschen Ästhetik und die Frage des Vergangenheitscharakters der Kunst, in: Welt und Wirkung von Hegels Ästhetik, hg. von Annemarie Gethmann-Siefert und Otto Pöggeler, Bonn, S. 213–224.
Gadamer, Hans Georg 1993: Gesammelte Werke, Bd. 9: Ästhetik und Poetik II. Hermeneutik im Vollzug, Tübingen.
Gebhardt, Werner 2011 (Hg.): Die Schüler der Hohen Karlsschule. Ein biographisches Lexikon. Unter Mitarbeit von Lupold von Lehsten / Frank Raberg, Stuttgart.
Gemeinhardt, Heinz Alfred 1995: Reutlingen, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2: Die Territorien im Alten Reich, hg. von Meinrad Schaab, Stuttgart, S. 697–703.
Genette, Gérard 2001: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, mit einem Vorwort von Harald Weinrich, aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt.
Geppert, Hans Vilmar 2000: Ein Feld von Differenzierungen. Zur kritisch-produktiven Scott-Rezeption von Arnim bis Fontane, in: Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum, hg. von Norbert Bachleitner, Amsterdam / Atlanta, S. 479–500.

Gerhard, Ute 1998: Schiller im 19. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch, hg. von Helmut Koopmann, Stuttgart, S. 758–773.
Geueln, Hans 1977: Wirklichkeit und Realismus in Grimmelshausens Simplicissimus Teutsch, in: Argenis, Internationale Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur 1 (1977), S. 31–40.
Gilgen, Peter 2008: Zwischen Ton und Sinn. Hegels Verhältnis zur Lyrik, in: Hölderlin. Sprache und Raum, hg. von Valérie Lawitschka, Tübingen, S. 203–247.
Gmelin, Moriz 1875: August Friedrich Gfrörer, in: Badische Biographien, hg. von Friedrich von Weech, Bd. 1, Heidelberg, S. 300–330.
Goltschnigg, Dietmar ⁴1990: Vorindustrieller Realismus und Literatur der Gründerzeit, in: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 2.1: Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hg. von Viktor Žmegac, Weinheim, S. 100–108.
Gothaisches genealogischen Taschenbuch der deutschen Gräflichen Häuser auf das Jahr 1856, Gotha.
Golther, Wolfgang 1898: Wilhelm Hertz, in: Bayreuther Blätter. Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners 21 (1898), H. 3/4.
Golther, Wolfgang 1907: Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neueren Zeit, Leipzig.
Golther, Wolfgang 1929: Tristan und Isolde in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit, Tübingen.
Goetsch, Paul 1983: Leserfiguren in der Erzählkunst, in: Germanisch-romanische Monatsschrift 33 (1983), S. 199–215.
Grab, Walter 1989: Ernst Ludwig Koseritz, Wilhelm Schulz und Leopold Eichelberg. Revolutionäre Demokraten im Umkreis Georg Büchners, in: Büchner. Zeit, Geist, Zeit-Genossen. Ringvorlesung an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1986/87 zum 150. Todestag von Georg Büchner, Darmstadt, S. 163–195.
Graf, Klaus 1993: Der Kraichgau. Bemerkungen zur historischen Identität einer Region, in: Die Kraichgauer Ritterschaft in der Frühen Neuzeit, hg. von Stefan Rhein, Sigmaringen, S. 9–46.
Greiner, Siegfried 1981: Hermann Hesse. Jugend in Calw. Berichte, Bild- und Textdokumente und Kommentar zu Hesses Gerbersau-Erzählung. Mit einem Geleitwort von Volker Michels, Sigmaringen.
Grill, Dorothee 1997: Tristan-Dramen im 19. Jahrhundert, Göppingen.
Grob, Beatrice 1999: Fiktion des Anfangs. Literarische Kindheitsmodelle bei Jean Paul und Adalbert von Stifter, Stuttgart / Weimar.
Gruppe, Heidemarie 1976: „Volk“ zwischen Politik und Idylle in der „Gartenlaube“ 1853–1914, Bern / Frankfurt / München.
Güntter, Otto 1948: Mein Lebenswerk, Stuttgart.
Haas, Roland 1977: Lesend wird sich der Bürger seiner Welt bewusst. Der Schriftsteller Johann Gottfried Schnabel und die deutsche Entwicklung des Bürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Bern / Frankfurt.
Habermas, Jürgen 1990: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, Frankfurt.
Haderthauer, Wolfram 1994: Gedichte von Rudolf Kausler. 1836, in: Buocher Hefte 14 (1994), S. 3–13.
Hagen, Walter 1973: Legenden um Mörike, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 25 (1973), S. 111–124.

Haller, Richard 2015: Ein Streifzug durch die Ortsgeschichte von Bartholomä, in: Bartholomä. Die Geschichte des Dorfes am Rand des Himmels, Bartholomä, 12–35.
Hallet, Wolfgang / Neumann, Birgit 2009 (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn, hg. von Wolfgang Hallet/Birgit Neumann, Bielefeld.
Halub, Marek 1992: Johann Wolfgang von Goethe und Gustav Schwab im gegenseitigen Blickfeld, in: Goethe und die Romantik, hg. von Gerard Kozielek, Wroclaw / Breslau, S. 75–90.
Härtling, Peter 1980: Hermann Kurz – ein verleugneter Rebell, in: Hermann Kurz: Der Sonnenwirt. Schwäbische Volksgeschichte, hg. von Jürgen Schweier, Kirchheim, S. VII–XII.
Hasubek, Peter 1996: Vom Biedermeier zum Vormärz. Arbeiten zur deutschen Literatur zwischen 1820 und 1850, Frankfurt / Berlin / Bern u.a.
Hasubek, Peter 1996b: Oberhofgeschichten. Zur Literarisierung westfälischer Landschaft in Immermanns *Münchhausen*, in: ders.: Karl Leberecht Immermann. Ein Dichter zwischen Romantik und Realismus, Wien / Köln / Weimar, S. 125–148.
Hasubek, Peter 2004: Ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes. Immermanns *Münchhausen* und der *Oberhof*. 150 Jahre Editions- und Rezeptionsgeschichte, Bielefeld.
Haug, Christine 2011: „Der famose Ambaßadeur des künftigen freien Deutschlands". Der Verleger Gottlob Franckh zwischen spekulativem Unternehmertum und revolutionären Visionen. Das Stuttgarter Buch- und Verlagsgewerbe im Vormärz, in: Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz. Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 16 (2010), hg. von Christian Liedtke, Bielefeld, S. 103–120.
Häusler, Wolfgang 2001: Politische und soziale Probleme des Vormärz in den Dichtungen Karl Becks, in: Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848–1849. Literarisch-publizistische Auseinandersetzungen, hg. von Hubert Lengauer / Primus Heinz Kucher, Wien / Köln / Weimar, S. 266–298.
Heimatmuseum Reutlingen 2007 (Hg.): Württembergs Künstlerkolonie. Genremaler im Trachtendorf Betzingen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Heimatmuseum Reutlingen 24.11.2007–24.2.2008, Reutlingen.
Heer, Georg [2]1965: Geschichte der deutschen Burschenschaft, Bd. 2: Die Demagogenzeit. Von den Karlsbader Beschlüssen bis zum Frankfurter Wachensturm (1820–1833), Heidelberg.
Heyd, Wilhelm u.a. 1895–1974 (Hg.): Bibliographie der Württembergischen Geschichte, im Auftrage der Württembergischen Kommission hg., 11 Bde., Stuttgart. Fortsetzung: Landesbibliographie Baden-Württemberg online, URL: <http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI/> (7.7.2016).
Heydebrand, Renate von 1973: Zur Anordnung der Gedichtsammlung Mörikes. Welchen Anteil daran hatte Hermann Kurz wirklich?, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 17 (1973), S. 384–394.
Heydorn, Heinz-Joachim / Koneffke, Gernot 1973: Zur Bildungsgeschichte des deutschen Imperialismus. Die Schulkonferenzen von 1890, 1900 und 1920, in: dies.: Studien zur Sozialgeschichte und Philosophie der Bildung, Bd. 2: Aspekte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, München.
Heynen, Walter 1913: Der Sonnenwirt von Hermann Kurz. Eine Quellenstudie, Berlin.
Hillebrand, Dieter 1971: Mensch und Raum im Roman. Studien zu Keller, Stifter, Fontane, München.

Hillenbrand, Rainer 2001: Heyses sogenannte Falkentheorie, in: Paul Heyse. Ein Schriftsteller zwischen Deutschland und Italien, hg. von Roland Berbig / Walter Hettche, Frankfurt / Berlin / Bern, S. 77–86.

Hofman, Alois 1957: Die Prager Zeitschrift *Ost und West*. Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-slawischen Verständigung im Vormärz, Berlin.

Hölz, Thomas 2009: „…eine strenge polizeiliche Aufsicht auf dieselben motivieren zu dürfen". Repression kontra Freiheit – die Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes 1836 als Provokation gegen die Staatsgewalt?, in: Quellenbeilage 38 zu Archivnachrichten 39 (2009), hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg, S. 52–58.

Hötzer, Ulrich 1964: „Grata negligentia" – „ungestiefelter Hexameter"? Bemerkungen zu Goethes und Mörikes Hexameter, in: Der Deutschunterricht 16 (1964), H. 6, S. 86–108.

Hötzer, Ulrich 1998: Mörikes heimliche Modernität, hg. von Eva Bannmüller, Tübingen.

Huber, Christoph ²2001: Gottfried von Straßburg. Tristan, 2. Aufl., Berlin.

Iannelli, Francesca 2002: Friedrich Theodor Vischer zwischen Hegel und Hotho. Edition und Kommentar der Notizen Friedrich Theodor Vischers zu Hothos Ästhetikvorlesung von 1833, in: Hegel-Studien 37 (2002), S. 11–53.

Immer, Nikolas 2013: „Zwischen den löschpapiernen Abdrücken von Schiller und Göthe" – Gutzkows Literaturkritik im Horizont seiner Klassik-Rezeption, in: Karl Gutzkow (1811–1878). Publizistik, Literatur und Buchmarkt zwischen Vormärz und Gründerzeit, hg. von Wolfgang Lukas / Ute Schneider, Wiesbaden, S. 195–208.

Inderthal, Klaus 1985: Kunst, Literatur und bürgerliche Gesellschaft. Zu Konstitutionsweisen des ästhetischen Subjekts und zur Konstruktion des ästhetischen Objekts. Überlegungen mit Rücksicht auf Hegels Ästhetik, in: Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode, hg. von Dirk Grathoff, Frankfurt.

Jacob, Gustav 1975: Zweihundert Jahre Katholisches Bürgerhospital in Mannheim, in: Mannheimer Hefte 1975, H. 2., S. 91–101.

Jäger, Gerhard 1999: Zur Vorgeschichte des Stuttgarter Liederkranzes, in: 175 Jahre Stuttgarter Liederkranz. Ein Festbuch, hg. vom Stuttgarter Liederkranz, Stuttgart, S. 19–76.

Jäggi, Andreas 1994: Die Rahmenerzählung im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Technik und Funktion einer Sonderform der fingierten Wirklichkeitsaussage, Bern / Berlin / Frankfurt u.a.

Jehle, Martin 1976: Johann Gottfried Rau. Sohn des Ebinger Stiftungsverwalters – ein Studienfreund von Eduard Mörike, in: Heimatkundliche Blätter Balingen, 23 (1976), Nr. 2.

Jens, Walter und Inge 1977: Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, München (Neuaufl. Reinbek 2004).

Jens, Walter 1988: Unser Uhland. Nachdenken über einen vergessenen Klassiker, in: Sinn und Form 40 (1988), S. 118–132.

Johann, Klaus 2003: Grenze und Halt. Der Einzelne im „Haus der Regeln". Zur deutschsprachigen Internatsliteratur, Heidelberg.

Johnson, Edgar 1970: Sir Walter Scott. The great unknown, 2 Bde., London.

Jolles, André ⁶1982: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz, 6. unveränd. Aufl., Tübingen.

Junger, Gerhard 1988: Johann Jacob Fezer. Spätaufklärer und frühliberaler Publizist im Zeitalter der Französischen Revolution in Reutlingen und Wien (1760–1844), Reutlingen.

Jungmayr, Jörg 1993: Hermann Kurz und Gottfried von Straßburg, in: Von Wyßheit würt der Mensch geert … Festschrift für Manfred Lemmer zum 65. Geburtstag, hg. von Ingrid Kühn, Frankfurt, S. 291–320.

Kadauke, Bruno / Ehrlich, Klaus 1987: Die Marienkirche aus kunsthistorischer Sicht, Reutlingen.
Kempe, Michael 2003: Wissenschaft, Theologie, Aufklärung: Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und die Sintfluttheorie, Epfendorf.
Kaiser, Gerhard 1987: Augenblicke deutscher Lyrik. Gedichte von Martin Luther bis Paul Celan, Frankfurt.
Kindermann, Heinz 1918: Hermann Kurz in seiner Frühzeit, Diss. masch., Wien.
Kindermann, Heinz 1918b: Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung, Stuttgart.
Kindermann, Heinz 1918c: Hermann Kurz und seine Balladen, in: 21. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schiller-Vereins (1917/18), S. 32–42.
Kindermann, Heinz 1933: Hermann Kurz als Literaturhistoriker. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, in: Festschrift Theodor Siebs zum 70. Geburtstag. 26. August 1932, hg. von Walther Steller, Breslau, S. 323–353.
Kindermann, Heinz 1944: Kampf um die deutsche Lebensform. Reden und Aufsätze über die Dichtung im Aufbau der Nation, Wien, S. 141–173.
Kittsteiner, Heinz Dieter 1990: Das Gewissen im Gewitter, in: ders.: Gewissen und Geschichte. Studien zur Entstehung des moralischen Bewußtseins, Heidelberg, S. 25–66.
Klenke, Dietmar 1998: Der singende „deutsche Mann". Gesangvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler, Münster.
Knödler, Stefan 2014: Die Desiderienbücher der Jahre 1832–1841 aus der Bibliothek der Tübinger Museumsgesellschaft. Mit einer kommentierten Edition sämtlicher Einträge von Hermann Kurz, Berthold Auerbach, Friedrich Theodor Vischer und Georg Herwegh, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 69 (2014), S. 77–113.
Knödler, Stefan in Vorb. (Hg.): Hermann Kurz (1813–1873): Das blaue Genie, Heidelberg.
Koch, Max 1907–1918: Richard Wagner, 3 Bde., Berlin.
Koller, Heinrich 1989: Die mittelalterliche Stadtmauer als Grundlage städtischen Selbstbewußtseins, in: Stadt und Krieg. 25. Arbeitstagung in Böblingen 1986, hg. von Bernhard Kirchgässner und Günter Scholz, Sigmaringen, S. 9–25.
Köhle-Hezinger, Christel 1976. Evangelisch – Katholisch. Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert vornehmlich am Beispiel Württembergs, Tübingen.
Köhrer, Alexander / Ressing, Cordula 2004 (Hg.): „Im Locus antwortete er verwirrt". Eduard Mörike im Evangelischen Stift in Tübingen 1822–1826. Eine Dokumentation, Tübingen.
Koemann, Jakob 1993: Die Grimmelshausen-Rezeption in der fiktionalen Literatur der deutschen Romantik, Amsterdam / Atlanta.
Köpf, Ulrich 1994: Die theologischen Tübinger Schulen, in: Historisch-kritische Geschichtsbetrachtung. Ferdinand Christian Baur und seine Schüler. 8. Blaubeurer Symposion, hg. von dems., Sigmaringen, S. 9–51.
Köpf, Ulrich 2014: Ferdinand Christian Baur und David Friedrich Strauß, in: Ferdinand Christian Baur und die Geschichte des frühen Christentums, hg. von Martin Bauspiess / Christof Landmesser / David Lincicum, Tübingen, S. 3–51.
Koschlig, Manfred 1960: „Edler Herr von Grimmelshausen". Neue Funde zur Selbstdeutung des Dichters, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), S. 198–224.
Koschlig, Manfred 1976: Grimmelshausen und die Brüder Grimm. Nachruf auf den Barock-Simplicissimus, in: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit 5 (1976), S. 645–653.

Krauß, Rudolf 1906: [Rez.] Hermann Kurz. Sämtlich Werke. Herausgegeben von H. Fischer, in: Euphorion 13 (1906), S. 256–259.
Krauß, Rudolf 2005: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden, Tübingen 1897–1899, ND: Kirchheim.
Krauß, Werner 1971: Die Reutlinger Frischlin-Chronik: Bearbeitung – Vergleich mit der Fitzion-Chronik – Forschungen über M. Jakob Frischlin, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 9 (1971), S. 69–199.
Kremer, Detlef 2003: Idyll oder Trauma. Kindheit in der Romantik, in: E.T.A. Hoffmann-Jahrbuch 11 (2003), S. 7–18.
Krogmann, Willy 1966: Hebbels Ballade „Liebeszauber", in: Hebbel-Jahrbuch 1969, S. 95–121.
Kroes, Gabriele 1990: Zur Geschichte der deutschen Übersetzungen von Ariosts *Orlando furioso*, in: Italienische Literatur in deutscher Sprache. Bilanz und Perspektiven, hg. von Reinhard Klesczewski / Bernhard König, Tübingen, S. 11–26.
Krüger, Reto 2013: Die Maulbronner Fuge. Der Scheffel, der Wein, der Faust und Maulbronn, Maulbronn.
Kühlmann, Wilhelm 1990: Poetische Legitimität und legitimierte Poesie. Betrachtungen zu Schillers Ballade *Der Graf von Habsburg* und ihrem literarischen Umkreis, in: Schiller und die höfische Welt, hg. von Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack, Tübingen, S. 282–297.
Kühlmann, Wilhelm 1993: Der Geschichtsroman als politisch-sozialer Roman. Zum Thema der Bürgerfreiheit in Wilhelm Raabes *Unseres Herrgotts Kanzlei*, in: Literatur in Braunschweig zwischen Vormärz und Gründerzeit. Beiträge zum Kolloquium der Literarischen Vereinigung Braunschweig vom 22. bis 24. Mai 1992, hg. von Herbert Blume / Eberhard Rohse, Braunschweig, S. 255–275.
Kühlmann, Wilhelm 1995: Zwischen Aufklärung und Erweckung. Die Korrespondenz zwischen Gottlieb Konrad Pfeffel und Johann Heinrich Jung–Stilling, in: Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Neue Studien, Walter E. Schäfer zum 65. Geburtstag gewidmet, hg. von Wilhelm Kühlmann, Amsterdam / Atlanta, 445–476.
Kühlmann, Wilhelm 1995b: Dulder und Heros. Tasso in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, in: Torquato Tasso in Deutschland. Seine Wirkung in Literatur, Kunst und Musik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, hg. von Achim Aurnhammer, Berlin, S. 205–249.
Kühlmann, Wilhelm 2001: Das humanistische Westfalen. Zur Bewußtseinsgeschichte von Regionalität in der Frühen Neuzeit, in: Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute, hg. von Martina Wagner-Egelhaaf, Bielefeld, S. 121–140.
Kühlmann, Wilhelm 2008: Alltagsmagie zwischen Verlockung und Verbot – Tendenz, Gehalt und historische Referenz von *Simplicissimi Galgen-Männlin* (1673), in: ders.: Grimmelshausen. An- und Absichten eines vormodernen Modernen, Heidelberg, S. 96–117.
Kühlmann, Wilhelm 2008b: Machtspiel und Begehren. Zum epischen Tagtraum in Grimmelshausens *Vogelnest*-Romanen (1672–1675), in: ders.: Grimmelshausen. An- und Absichten eines vormodernen Modernen, Heidelberg, S. 118–140.
Kühlmann, Wilhelm 2010: „Mit Herz und Kopf" (F. Hecker). Lied und Liedpublizistik im Umkreis der Badischen Revolution, in: Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850. Bd. 2: Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution, hg. von Achim Aurnhammer / Wilhelm Kühlmann / Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Freiburg / Berlin / Wien, S. 785–805.
Kürnberger, Friedrich 1877: Hermann Kurz in seinen Hauptschriften, in: ders.: Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken, Wien, S. 154–179.

Kurz, Jörg 2015: Vom Affenwerner bis zur Wilhelma. Stuttgarts legendäre Tierschauen, Stuttgart.
Ladendorf, Otto 1906: Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch, Straßburg / Berlin.
Laistner, Ludwig 1877: Hermann Kurz, in: Deutsche Rundschau 13 (1877), S. 472–494.
Lang, Peter Thaddäus 2003: Stadtchroniken. Geschichten für den „gmainen Mann", in: Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000–1800, im Auftrag der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW) hg. von Ulrich Gaier / Monika Küble / Wolfgang Schürle, Bd. 2: Aufsätze, Ulm, S. 337–348.
Langen, August 1963: Zur Lichtsymbolik der deutschen Romantik, in: Märchen, Mythos, Dichtung. Festschrift zum 90. Geburtstag Friedrich von der Leyens am 19. August 1963, hg. von Hugo Kuhn / Kurt Schier, München, S. 447–485.
Langewiesche, Dieter 1993: Die schwäbische Sängerbewegung in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts – ein Beitrag zur kulturellen Nationsbildung, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 52 (1993), S. 257–301.
Laufhütte, Hartmut 1979: Die deutsche Kunstballade. Grundlegung einer Gattungsgeschichte, Heidelberg.
Lenhard-Schramm, Niklas 2014: Konstrukteure der Nation. Geschichtsprofessoren als politische Akteure in Vormärz und Revolution 1848/49, Münster / New York.
Leeuwe, Hans de 1995: Niederländische Übersetzungen von Goethes *Faust*, in: Wechseltausch. Übersetzen als Kulturvermittlung: Deutschland und die Niederlande, hg. von Jattie Enklaar / Hans Ester, Amsterdam / Atlanta.
Liebeschütz, Hans 1967: Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber, Tübingen.
Liede, Alfred ²1992: Dichtung als Spiel. Studien zur Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache. Zweite Aufl., Berlin / New York.
Liepe, Wolfgang 1953: Unbekannte und unerkannte Frühprosen Hebbels. Untersuchungen zur ersten geistigen Entwicklung des Dichters, in: Hebbel-Jahrbuch 1953, S. 28–80.
Linden, Sandra 2009: Die Amme der edelen herzen. Zum Konzept der moraliteit in Gottfrieds *Tristan*, in: Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. von Hendrike Lähnemann / Sandra Linden, Berlin / New York, S. 117–134.
Linder, Joachim 1990: „O diese sogenannte schwäbische Gemütlichkeit". Bildung und Erziehung, Verbrechen und Strafe bei Hermann Kurz, in: Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Einzelstudien, Bd. 2., hg. von Monika Dimpfl und Georg Jäger, Tübingen, S. 25–84.
Linder-Berourd, Waltraud 2012: „Schier dreißig Jahre bist du alt…". Zur populären Wirkung des Chansonniers Pierre-Jean de Béranger (1780–1857) in Deutschland, in: Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs 57 (2012), S. 57–80.
Löffler, Max 1926: Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz. Quellenuntersuchung und Darstellung des literarischen und technischen Aufbaus des Romans, Diss. masch., Tübingen.
Logge, Thorsten 2014: Zur medialen Konstruktion des Nationalen. Die Schillerfeiern 1859 in Europa und Nordamerika, Göttingen.
Lotter, Carl 1907: Geschichte der Museums-Gesellschaft in Stuttgart. Zur Feier des 100jährigen Bestehens der Gesellschaft, Stuttgart.
Luckscheiter, Roman 2009: Theodor Körners *Zriny*-Drama und die Faszination von Tod und Niederlage, in: (Hg.): Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa, hg. von Wilhelm Kühlmann / Gábor Tüskés, Tübingen, S. 274–284.

Luckscheiter, Roman 2010: Arm in Arm mit dem Leben. Zum Profil des badischen Erfolgsschriftstellers Karl Spindler, in: Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850. Bd. 2: Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution, hg. von Achim Aurnhammer / Wilhelm Kühlmann / Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Freiburg / Berlin / Wien, S. 645–656.
Lukács, Georg 1964: Gesammelte Werke, Bd. 7: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten, Neuwied / Berlin.
Lukács, Georg 1965: Gesammelte Werke, Bd. 6: Probleme des Realismus III, Neuwied / Berlin.
Lukas, Wolfgang 2004: „Entzauberter Liebeszauber". Transformationen eines romantischen Erzählmodells an der Schwelle zum Realismus (15.11.2004), in: Goethezeitportal, URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/lukas_liebeszauber.pdf> (7.7.2016). Zuerst 2002 in: Phantastische Wirklichkeiten – realistische Imaginationen. Weltentwürfe in Literatur und Medien. Festschrift für Marianne Wünsch, hg. von Hans Krah / Claus-Michael Ort, Kiel, S. 137–166.
Mähl, Hans-Joachim 1965: Die Idee des Goldenen Zeitalters im Werk des Novalis. Studien zur Wesensbestimmung der frühromantischen Utopie und zu ihren ideengeschichtlichen Voraussetzungen, Heidelberg.
Mahr, Johannes 1982: Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motivs im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert, München.
Mann, Bernhard 1992: Württemberg 1800–1866, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, hg. von Hansmartin Schwarzmaier, Stuttgart, 235–331.
Markwardt, Bruno 1937–1967: Geschichte der Deutschen Poetik, 5 Bde., Berlin.
Marold, Karl 2004: Einleitung (1906), in: Gottfried von Straßburg: Tristan, Bd. 1, hg. von Karl Marold, unveränderter fünfter Abdruck nach dem dritten, mit einem auf Grund von Friedrich Rankes Kollationen verbesserten kritischen Apparat besorgt und mit einem erweiterten Nachwort versehen von Werner Schröder, Berlin / New York, S. VII–LXIV.
Martin, Dieter 1999: Neues zur Grimmelshausen-Rezeption im frühen 19. Jahrhundert, in: Simpliciana 21 (1999), S. 265–289.
Martin, Dieter 2000: Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770–1830, Frankfurt.
Martin, Dieter 2003: Grimmelshausens Ortssagen, in: Simpliciana 15 (2003), S. 239–254.
Martin, Dieter 2006: Der Freundschaftskuss im 18. Jahrhundert, in: Rituale der Freundschaft, hg. von Klaus Manger / Ute Pott, Heidelberg, S. 51–67.
Martinez, Matias / Scheffel, Michael [8]2009: Einführung in die Erzähltheorie, München.
Martini, Fritz 1984: Ohnmacht und Macht des Gesanges. Zu Ludwig Uhlands Ballade *Des Sängers Fluch,* in: Gedichte und Interpretationen, Bd. 3: Klassik und Romantik, hg. von Wulf Segebrecht, Stuttgart.
Martini, Fritz 1984b: „Sänger" und „Gesang". Mythos, Poetik und Geschichte, in: ders.: Literarische Form und Geschichte. Aufsätze zu Gattungstheorie und Gattungsentwicklung vom Sturm und Drang bis zum Erzählen heute, Stuttgart, S. 81–102.
Martino, Alberto 1990: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756–1914). Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge, Wiesbaden.
Matt, Peter von 1971: Die Augen der Automaten. E.T.A. Hoffmanns Imaginationslehre als Prinzip seiner Erzählkunst, Tübingen.

Maurer, Hans-Martin 2002: Der Hohenstaufenverein (1833 bis um 1870), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 61 (2002), S. 305–321.
Mayer, Mathias 2004: Die Zeitgenossen, in: Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Inge und Reiner Wild, Stuttgart / Weimar, S. 237–244.
Mecklenburg, Norbert 1982: Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman, Königstein im Taunus.
Mertens, Volker 2005: Der Tristanstoff in der europäischen Literatur. in: Wagnerspectrum 2005, H. 1, S. 11–42.
Mohr de Sylva, Heinrich 1967: Die akademischen Buchdruckerherren Schramm in Tübingen von 1728 bis 1828, in: Tübinger Blätter 1967, S. 9–21.
Mojem, Helmuth 2002: „Glückseelig Suevien…". Die Entdeckung Württembergs in der Literatur. Marbacher Magazin 97, Sonderheft, Marbach.
Mojem, Helmuth 2012: Heine über Uhland. Literaturgeschichtliche Reminiszenzen, in: Ludwig Uhland. Tübinger linksradikaler Nationaldichter, hg. von Georg Braungart / Stefan Knödler / Helmuth Mojem / Wiebke Ratzeburg, Tübingen, S. 43–55.
Müller, Christina 2004: Mörikes Lyrik und die antike Literatur. Am Beispiel der *Häuslichen Szene*, in: Eduard Mörike. Ästhetik und Geselligkeit, hg. von Wolfgang Braungart / Ralf Simon, Tübingen, S. 177–190.
Müller, Ernst 1913: Hermann Kurz. Zur Erinnerung an des Dichters 100. Geburtstag, in: Sonntags-Beilage Nr. 48 zur Vossischen Zeitung Nr. 608, 30.11.1913.
Müller, Ernst 1913b: Zur Erinnerung an Hermann Kurz. Eine Betrachtung zu seinem 100. Geburtstag am 30. November 1913, in: Zeitschrift für deutschen Unterricht 27 (1913), S. 776–780.
Müller², Ernst 1938: Stiftsköpfe. Schwäbische Ahnen des deutschen Geistes aus dem Tübinger Stift, Heilbronn.
Müller, Frank Lorenz ³2009: Die Revolution von 1848/49, 3. Aufl., Darmstadt.
Müller, Harro 1996: Historische Romane, in: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890, hg. von Edward McInnes und Gerhard Plumpe, München / Wien, S. 690–707.
Müller, Hildegard 1986: Liberale Presse im badischen Vormärz. Die Presse der Kammerliberalen und ihre Zentralfigur Karl Mathy, Heidelberg.
Müller, Ulrich 1984: Das Nachleben der mittelalterlichen Stoffe, in: Epische Stoffe des Mittelalters, hg. von Volker Mertens / Ulrich Müller, Stuttgart, S. 424–448.
Müth, Reinhard 1977: Studentische Emanzipation und staatliche Repression. Die politische Bewegung der Tübinger Studenten im Vormärz, insbesondere von 1825 bis 1837, Tübingen.
Müth, Reinhard 1977b: Bekenntnis zu Schwarz-Rot-Gold. Die freiheitlich-nationale Idee in der Tübinger Studentenschaft 1815–1848, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977. 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen, hg. von Hansmartin Decker-Hauff / Gerhard Fichtner / Klaus Schreiner, Tübingen, S. 251–285.
Nagel, Jürgen G. 2011: Abenteuer Fernhandel. Die Ostindienkompanien, 2., bibliographisch aktualisierte Auflage, Mainz.
Neuhaus, Stefan 2002: Das Spiel mit dem Leser. Wilhelm Hauff: Werk und Wirkung, Göttingen.
Neuhaus, Stefan 2002b: Revision des literarischen Kanons, Göttingen.
Neumann, Alfred 1904: Hebbels Ballade „Liebeszauber und seine Quelle, in: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, hg. von Max Koch, Bd. 4, Berlin, S. 86–100.
Nipperdey, Thomas 1983: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München.

Nittke, Charlotte 1990: Isolde Kurz und ihre Verleger. Geschichte der Buchveröffentlichungen einer Erfolgsautorin zwischen 1888 und 1944, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 34 (1990), S. 1–115.
Noltenius, Rainer 1984: Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern, München.
Noltenius, Rainer 1988: Schiller als Führer und Heiland. Das Schillerfest 1859 als nationaler Traum von der Geburt des zweiten deutschen Kaiserreichs, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hg. von Dieter Düding / Peter Friedemann / Paul Münch, Hamburg, S. 237–258.
Oberhauser, Fred / Kahrs, Axel 2008: Literarischer Führer Deutschland, Frankfurt / Leipzig.
Oellers, Norbert 2005: Wallenstein (1800), in: Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Matthias Luserke-Jaqui, Stuttgart, S. 113–153.
Ónodi, Marion 1989: Isolde Kurz. Leben und Prosawerk als Ausdruck zeitgenössischer und menschlich-individueller Situation der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt / Bern / New York.
Oredsson, Sverker 1994: Geschichtsschreibung und Kult. Gustav Adolf, Schweden und der Dreißigjährige Krieg, in der Übersetzung von Klaus R. Böhme, Berlin.
Parzefall, Edith 2000: Das Fortwirken des Simplicissimus von Grimmelshausen in der deutschen Literatur, Berlin.
Peek, Sabine 1965: Cottas Morgenblatt für gebildete Stände. Seine Entwicklung und Bedeutung unter der Redaktion der Brüder Hauff (1827–1865), in: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 44, Frankfurt, S. 947–1064.
Pesch, Johannes 1918: Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung, Dülmen.
Peter, Birgit 2013: Antiziganismus, Antislawismus und Antisemitismus als Karrierestrategie. Über einen theaterwissenschaftlichen Gründungsvater, in: Der lange Schatten des Antisemitismus. Kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Oliver Rathkolb, Wien, S. 173–182.
Pfeiffer, Gustav 1988: Ein Fund ohne Folgen. Hermann Kurz entdeckt den Verfasser des Simplicissimus, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, 39–45.
Plett, Bettina 2004: „Fortgerissen in die Bewegung". Demontierte Idylle und impressionistische Wahrnehmung in der Eisenbahnlyrik seit 1830, in: Wirkendes Wort 54 (2004), H. 3, S. 377–391.
Pott, Sandra 2004: Poetiken. Poetologische Lyrik, Poetik und Ästhetik von Novalis bis Rilke, Berlin / New York.
Potthast, Barbara 2007: Die Ganzheit der Geschichte. Historische Romane im 19. Jahrhundert, Göttingen.
Preisendanz, Wolfgang 1976: Humor als dichterische Einbildungskraft. Studien zur Erzählkunst des poetischen Realismus, München.
Prinz, Lucie 1994: Schillerbilder. Die Schillerverehrung am Beispiel der Festreden des Stuttgarter Liederkranzes (1825–1992), Marburg.
Raberg, Frank 2010 (Hg.): Biographisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm, Ulm.
Rasch, Wolfgang 2011 (Hg.): Gutzkow, Karl. Erinnerungen, Berichte und Urteile seiner Zeitgenossen. Eine Dokumentation, Berlin / New York.

Reiß, Ansgar 2004: Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika, Stuttgart.
Richter, Dieter 1997: Die Reise in die Kindheit. Ein romantisches Motiv, in: Jugend – ein romantisches Konzept?, hg. von Günter Oesterle, Würzburg, S. 181–192.
Rieber, Stadtpfarrer 1903: Familiengeschichtliches. 3. Salome Rieber?, in: Reutlinger Geschichtsblätter 14 (1903), Nr. 4, S. 62–63.
Roeder, Caroline 2014 (Hg.): Topographien der Kindheit. Literarische, mediale und interdisziplinäre Perspektiven, Bielefeld.
Salzmann, Ernst 1909: Die Ecole de demoiselles, in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, hg. vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein, Bd. 2, Esslingen, S. 115–124.
Sauer, Paul 1999: Eine Stadt, in der „die Künste blühen". Stuttgart und die Anfänge des Stuttgarter Liederkranzes, in: 175 Jahre Stuttgarter Liederkranz. Ein Festbuch, hg. vom Stuttgarter Liederkranz, Stuttgart, S. 153–160.
Schäfer, Walter Ernst 2001: Moscherosch und Grimmelshausen im Urteil Tiecks und Eichendorffs. Ansätze für eine vergleichende Rezeptionsforschung, in: Kühlmann, Wilhelm / Schäfer, Walter Ernst: Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien, S. 409–420.
Schäffer, Max 1890: Chronik des Reutlinger Liederkranzes von 1827–1887. Nebst einem ergänzenden Anhang über die Jahre 1888 und 1889, Reutlingen.
Scheuffelen, Thomas 1988: „Wir sind alle zusammen keine Glückskinder. Ländliches Dichterleben in Buoch vor 150 Jahren, in: Buocher Hefte 8 (April 1988), S. 3–12.
Scheuffelen, Thomas / Zeller, Bernhard 1983: Mörike in Ochsenwang. Marbacher Magazin 27, Marbach.
Schick, Hartmut 2002: „...mehr Naturschrey als Kunst". Zum Liedschaffen von Christan Friedrich Daniel Schubart, in: Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 9 (2002), S. 11–22.
Schimpf, Hans 1988: Gönningen. Eine Überlebensgeschichte, Reutlingen.
Schmideler, Sebastian 2006: „Unser Nieritz lebe hoch!". Dokumente zur Schaffensweise und zur Rezeption des Jugendschriftstellers Gustav Nieritz (1795–1876) aus dem Nachlass, in: Jahrbuch Kinder- und Jugendliteraturforschung 12 (2006), S. 15–36.
Schmoll, Friedemann 1995: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts, Tübingen / Stuttgart.
Schneider, Ernst 1977: „Chronik der edlen Narrheit". Zur Geschichte der Karlsruher Fastnacht im 19. Jahrhundert, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977, Bd. 3., Stuttgart, S. 41–67.
Schöllkopf, Wolfgang 1986: Schwäbischer Olymp und württembergische Pfarrerschmiede. 450 Jahre Evangelisches Stift Tübingen 1536–1986. Tübingen.
Schöllkopf, Wolfgang 1988: „Kann man auch so aus dem Stift hervorgehen?". Hermann Kurz im Tübinger Stift, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 22–30.
Schön, Theodor 1895: Hermann Kurz. Das Lebensbild eines schwäbischen Dichters, in: Reutlinger Geschichtsblätter 6 (1895), Nr. 4, S. 49–55, 65–70, 81–85.
Schön, Theodor 1896: Geschichte und Stammreihe des Reutlinger Bürgergeschlechts Kurtz, Stuttgart.

Schön, Theodor 1903: Doctor Johannes Rieber. Ein Beitrag zur Geschichte der *doctores bullati* in Schwaben, in: Medicinisches Correspondenzblatt des Württembergischen Ärztlichen Vereins 73 (1903), Nr. 37–38, S. 725, S. 739.
Schön, Theodor 1905: Reutlinger Geschichtsquellen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 16 (1905), S. 62–69.
Schön, Theodor 1906: Bauerntheater im Oberamt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 17 (1906), Nr. 1, S. 2–3.
Schön, Theodor 1907: Ueber Marionetten=Theater in den Reichsstädten Reutlingen und Ulm, in: Reutlinger Geschichtsblätter 18 (1907), Nr. 2, S. 40–42.
Schön, Theodor 1909: Theater in der Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 20 (1909), S. 93–95.
Schönfeldt, Anette 2008: „... hierzu gehöret mehr Kenntniß als Anno 1789". Die Druckerei des Katholischen Bürgerhospitals Mannheim in der Zeit des Umbruchs 1789–1819, Mannheim.
Schumann, Andreas 2002: Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914, Köln / Weimar / Wien.
Schwabach-Albrecht, Susanne 2005: Im Namen Friedrich Schillers. 150 Jahre Deutsche Schillerstiftung – Schillerfeiern, Düsseldorf.
Schwan, Werner 1998: Blitze, Hexenspuk und Liebesgeständnisse. Friedrich Hebbels Ballade Liebeszauber und die Gewitterepisode in Goethes Werther, in: Gefühl und Reflexion. Studien zu Friedrich Hebbels Lyrik, hg. von Günter Häntzschel, Neuried, S. 161–172.
Schwartz, Rudolf ²1898: Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine literarhistorische Untersuchung, Oldenburg / Leipzig.
Schwarz, Georg 1946: Die ewige Spur. Dichterprofile eines deutschen Stammes, München.
Schwarz, Paul 1980: Die Stadtbrände von Reutlingen am 23.–25. September 1726 und Schwäbisch Hall am 31. August 1728, in: Württembergisch Franken 64 (1980), S. 139–160.
Schweier, Jürgen 1988: Die Werke von Hermann Kurz in Buchhandel und Verlag, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 68–77.
Schweikle, Günther 1991: Zum Minnetrank in Gottfrieds ‚Tristan'. Ein weiterer Annäherungsversuch, in: Uf der mâze pfat. Festschrift für Werner Hoffmann zum 60. Geburtstag, hg. von Waltraud Fritsch-Rößler, Göppingen, S. 135–148.
Schweitzer, Christoph 1983: Grimmelshausen und der realistische Roman, in: Handbuch des deutschen Romans, hg. von Helmut Koopmann, Düsseldorf, S. 80–89.
Schweizer, Albert 1906: Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Tübingen.
Seeber, Hans Ulrich / Klussmann, Paul Gerhard 1986 (Hg.): Idylle und Modernisierung in der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts, Bonn.
Selbmann, Rolf 2000: Unverhofft kommt oft, in: Euphorion 94 (2000), S. 173–205.
Sengle, Friedrich 1971–1980: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, 3 Bde., Stuttgart.
Setzler, Wilfried 2009: Hermann Kurz (1813–1873), in: „Mein Geist ins unbekannte Land...". Dichter und Denker auf Tübinger Friedhöfen, mit Texten von Karl-Josef Kuschel und Wilfried Setzler und Bildern von Tilman Rösch, Tübingen, S. 76–83.
Slunitschek, Matthias 2012: Nostalgia oder das Deserteursschicksal in *Zu Straßburg auf der Schanz,* in: Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs 57 (2012), S. 81–110.

Slunitschek, Matthias 2015: „Der Töne Freiheit dulden keine Sklaverei“. Der junge Hermann Kurz und der Reutlinger Liederkranz, in Reutlinger Geschichtsblätter NF 52 (2013), S. 109–121.

Slunitschek, Matthias 2016: Eva Maria Kurz, geb. Freiin von Brunnow, genannt die „rote Marie“ (1826–1911). Revolutionserlebnis und Lebensentwurf einer poetischen Aktivistin, in: Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution 1848/49, Bd. 5, hg. von Walter Schmid, Berlin, S. 181–231.

Slunitschek, Matthias in Vorb.: Auch eine Dorfgeschichte: Hermann Kurz und Berthold Auerbach, in: Hermann Kurz (1813–1873). Das blaue Genie, hg. von Stefan Knödler, Heidelberg.

Solms, Wilhelm 2005: Zigeunerbilder. Ein dunkles Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Romantik, Würzburg.

Sommer, Johann Jakob 1978: Matthäus Beger. Bürgermeister von Reutlingen 1588–1661, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 17/2 (1978), S. 38–60.

Sporhan-Krempel, Lore 1976: Das „Aufdingbuch“ der Reutlinger Buchdruckerei Fischer-Lorenz-Heerbrandt. Notizen zur Firmengeschichte, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 16 (1976), S. 1279–1289.

Spriewald, Ingeborg 1978: Vom *Eulenspiegel* zum *Simplicissimus*. Zur Genesis des Realismus in den Anfängen der deutschen Prosaerzählung.

Stach, Reinhard 1970: Robinson der Jüngere als pädagogisch-didaktisches Modell des philanthropischen Erziehungsdenkens, Ratingen / Wuppertal / Kastellaun.

Stadt Reutlingen 1988 (Hg.): „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, Reutlingen.

Stegemann, Hartmut [10]2007: Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus, Freiburg / Basel / Wien.

Steiger, Johann Anselm 1998: Unverhofftes Wiedersehen mit Johann Peter Hebel. Studien zur poetischen und narrativen Theologie Hebels, Heidelberg.

Steinecke, Hartmut 1976: Romantheorie und Romankritik in Deutschland. Die Entwicklung des Gattungsverständnisses von der Scott-Rezeption bis zum programmatischen Realismus, 2 Bde., Stuttgart.

Steinecke, Hartmut 1984: Die Entwicklung der romantischen Romanpoetik von Hegel bis Fontane, in: Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane, hg. von dems., Tübingen, S. 11–42.

Steinlein, Rüdiger 2004: „Die Kindheit ist der Augenblick Gottes“ (Achim von Arnim). Faszinationsgeschichte der Kindheit um 1800 als kulturwissenschaftlicher Diskurs, in: ders.: Kinder- und Jugendliteratur als Schöne Literatur. Gesammelte Aufsätze zur ihrer Geschichte und Ästhetik, Frankfurt, S. 65–81.

Stoeß, Willi 1913: Die Bearbeitungen des „Verbrechers aus verlorener Ehre“. Mit Benutzung ungedruckter Briefe von und an Herm. Kurz, Stuttgart.

Stolte, Winfried 1990: Literaturbericht, in: Hebbel-Jahrbuch 1990, S. 137–155.

Strecker, Silke 1997: Der „Schwäbische Volkscharakter“ wird konstruiert. Württembergische Oberamts- und Landesbeschreibungen des 19. Jahrhunderts, in: Schwabenbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters. Begleitband zur Ausstellung „Schwabenbilder“ im Haspelturm des Tübinger Schlosses, 18. April bis 1. Juni 1997, Tübingen, S. 89–94.

Ströbele, Werner 1988: Der Redakteur der Revolution – Hermann Kurz bei der Oppositionszeitschrift „Der Beobachter“, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann

Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 54–67.
Ströbele, Werner 1990: Der Stadtbrand von 1726 – ein Ereignis schafft Bilder, in: Stadt – Bild – Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 49–56.
Sturm, Johannes 2017: Sichtweisen der Württembergischen Hofmusik im ausgehenden 18. Jahrhundert. Der Violoncellist Johann Rudolph Zumsteeg (1760–1802), Heidelberg.
Sulger-Gebing, Emil 1904: Hermann Kurz. Ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften, Berlin.
Sydow, Jürgen 1980: Ein Mittelpunkt schwäbischer *Polenbegeisterung – Tübingen* 1831/32, in: Tübinger Blätter 67 (1980), S. 2–8.
Tgahrt, Reinhard 1982 (Hg.): Weltliteratur. Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, München.
Thomé, Horst 2002: Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp, in: Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert, hg. von Lutz Danneberg / Friedrich Vollhardt, Tübingen, S. 338–380.
Till, Dietmar 1997: Vom Stilistikum zum Creative Writing. Ludwig Uhland (1787–1862) und die ‚Rhetorik des Schreibens' in Tübingen, in: 500 Jahre Tübinger Rhetorik. 30 Jahre Rhetorisches Seminar, hg. von Joachim Knape, Tübingen, S. 147–151.
Till, Dietmar 2000: Ludwig Uhland, das Stilistikum und die Tübinger Rhetorik, in: Suveica 8 (1999/2000), S. 111–138.
Till, Dietmar 2012: Ludwig Uhland und sein „Stylisticum", in: Ludwig Uhland: Tübinger linksradikaler Nationalheld, hg. von Georg Braungart / Stefan Knödler / Helmuth Mojem / Wiebke Ratzeburg, Tübingen.
Titzmann, Michael 1979: Zu Jung-Stillings „Theorie der Geisterkunde". Historischer Ort und Argumentationsstruktur, in: Johann Heinrich Jung-Stilling: Theorie der Geisterkunde. Mit einem Nachwort von Michael Titzmann, Hildesheim, S. 381–417.
Ueding, Gert 1991: „Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet?". Der Erzähler Hermann Kurz, in: Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte 6 (1991), S. 39–59.
Ujma, Christina 2015: Florenz, die Renaissance und der Renaissancismus in Isolde Kurz' Novellen, Kurzgeschichten und Essays, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik 47 (2015), H. 1, S. 41–60.
Ullmann, Reinald 1987: Ludwig Pfau. Monographie eines vergessenen Autors, Frankfurt.
Ullrich, Hermann 1898: Robinson und Robinsonaden. Bibliographie, Geschichte, Kritik. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, im Besonderen zur Geschichte des Romans und zur Geschichte der Jugendlitteratur, Bd. 1, Weimar.
Venner, Gerard 2013: Karl Ludwig von Keverberg (1768–1841). Adliger Beamter in Umbruchzeiten, den Musen und der Wissenschaft zugetan, in: Klevische Lebensbilder. 24 Porträts, hg. vom Klevischen Verein für Kultur und Geschichte, Bd. 1, Kleve, S. 95–104.
Vogt, Friedrich / Koch, Max ²1904: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, zweite, neubearbeitete und vermehrte Aufl., Bd. 2, Leipzig / Wien.
Volke, Werner 1979: Fünf Briefe von Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 23 (1979), S. 29–50.

Voßkamp, Wilhelm 1994: „Un livre paradoxal". J.-J. Rousseau ‚Émile' in der deutschen Diskussion um 1800, in: Rousseau in Deutschland. Neue Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption, hg. von Herbert Jaumann, Berlin / New York, S. 101–114.
Vratz, Christoph 2000: Das Grabmotiv bei Ludwig Uhland und Gottfried Keller in der Tradition der englischen Gräberpoesie, in: Wirkendes Wort 50 (2000), H. 1, S. 17–32.
Wackernell, Joseph Eduard 1905: Schillerreliquien aus Tirol, in: Euphorion 12 (1905), S. 142–151.
Walkhoff, Monika 1967: Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Hermann Kurz in den Jahren 1869–1873 aus Anlaß der Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes", München.
Walter, Eva 1996: Isolde Kurz und ihre Familie. Biographie, Mühlacker.
Walter, Monika 1977: *Don Quijote*. Vom Ritterbuch zum realistischen Roman, in: Realismus in der Renaissance. Aneignung der Welt in der erzählenden Prosa, hg. von Robert Weimann, Berlin, S. 622–720.
Warneken, Bernd Jürgen 2008: „Auch die ganze übrige Erde ist unser Vaterland". Eine Wiedererinnerung an Edgar Kurz, in: Tubingensia. Impulse zur Stadt- und Universitätsgeschichte. Festschrift für Wilfried Setzler zum 65. Geburtstag, hg. von Sönke Lorenz / Volker Schäfer, Stuttgart, S. 503–522.
Warneken, Bernd Jürgen 2009: Schubart. Der unbürgerliche Bürger, Frankfurt.
Weichlein, Siegfried 2002: Der Apostel der Deutschen. Die konfessionspolitische Konstruktion des Bonifatius im 19. Jahrhundert, in: Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter, hg. von Olaf Blaschke, Göttingen, S. 155–179.
Weltrich, Richard 1904: Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst, Berlin.
Wendler, Eugen 2013: Friedrich List (1789–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung, Wiesbaden.
Werner, Richard Maria 1899: [Rez.] Alfred Neumann: Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des königlichen Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899, in: Euphorion 6 (1899), S. 797–804.
Westernhagen, Curt von 1966: Richard Wagners Dresdener Bibliothek 1842–1849. Neue Dokumente zur Geschichte seines Schaffens, Wiesbaden.
Weydt, Günther 1985: Neues zu Grimmelshausen, in: Simpliciana 6/7 (1985), S. 7–46.
Widmann, Johann Victor 1898: Johannes Brahms in Erinnerungen, Berlin.
Widmann, Hans 1967: Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 4 (1967), S. 7–42.
Widmann, Hans 1965: Tübingen als Verlagsstadt, Tübingen.
Widmann, Hans 1968: Aus der Geschichte des Reutlinger Druck- und Verlagswesen, in: Rückblick für die Zukunft. Berichte über Bücher, Buchhändler und Verleger, zum 150. Geburtstag des Ensslin-Verlages hg. von Joachim Ulrich Hebsaker, Reutlingen.
Widmann, Hans 1973: Die Beschimpfung der Reutlinger Nachdrucker durch Christian August Vulpius, mit einem Rückblick auf die württembergischen Verordnungen zum Nachdruck, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 14 (1973), Sp. 1535–1588.
Wild, Inge und Reiner 2004 (Hg.): Mörike-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung, Stuttgart / Weimar.
Willmann, Anni 1999: Die Stiftungsurkunde des Schillerdenkmals. Was im Sockel eingemauert ist, in: 175 Jahre Stuttgarter Liederkranz. Ein Festbuch, hg. vom Stuttgarter Liederkranz, Stuttgart, S. 234–236.

Wirt, Uwe 2008: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800. Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, München.
Wissel, Rudolf 1929 (Hg.): Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Berlin (2., erweiterte und bearbeitete Auflage, hg. von Ernst Schraepler, Berlin 1971–1988).
Wittich, Engelbert 1914: Vier Zigeunergeschichten, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 18 (1914), S. 170–180.
Wittich, Engelbert 1927: Napolina. Ein Schwarzwalderlebnis des Dichters Hermann Kurz, in: Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins 35 (1927), S. 152–154.
Wittkop, Gregor 1988: Hermann Kurz 1813–1873 – Eine Chronik zu Leben und Werk, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen". Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen, S. 83–192.
Wittmann, Reinhard 1982: Ein Verlag und seine Geschichte. Dreihundert Jahre J. B. Metzler Stuttgar, Stuttgart.
Wolf, Norbert Christian 2010: Der kalte Blick. Goethes und Flauberts ästhetischer Spinozismus, in: Ein neuer Blick auf die Welt. Spinoza in Literatur, Kunst und Ästhetik, hg. von Martin Bollacher / Thomas Kisser / Manfred Walther, Würzburg, S. 29–56.
Wunderlich, Werner 1978: Die Spur des Bundschuhs. Der deutsche Bauernkrieg in der Literatur 1476–1976, Stuttgart.
Wyss, Ulrich 1991: Vergegenwärtigung der Poesie und Konstruktion der Literaturgeschichte. Zur Entstehung der Literaturwissenschaft nach 1800, in: Studien zur Literatur des Frührealismus, hg. von Günter Blamberger / Manfred Engel / Monika Ritzer, Frankurt / Bern / New York.
Young, Christopher 2002: Der Minnetrank als Literarisierungsprozess bei Gottfried von Straßburg, in: Der ‚Tristan' Gottfrieds von Straßburg. Symposion Santiago de Compostela, 5. Bis 8. April 2000, hg. von Christopher Huber / Victor Millet, Tübingen, S. 257–279.
Zegowitz, Bernd 2009: Zwischen Zauberspiel und Besserungsstück. Eduard Mörikes *Regenbrüder*, in: Euphorion 103 (2009), S. 31–49.
Zeller, Bernhard 1993: Eduard Mörike – Hermann Kurz, in: Buocher Hefte 13 (Mai 1993), S. 3–16.
Ziegler, Jörg 1987: Maulbronner Köpfe. Gefundenes und Bekanntes zu ehemaligen Seminaristen. Ausstellung im Oratorium des Klosters Maulbronn, 12.9.– 26.9.1987, Vaihingen an der Enz.
Ziegler, Walter 1983 (Hg.): Romantische Filstalreise. Die künstlerische Entdeckung einer Landschaft im 18. und 19. Jahrhundert, Weißenhorn.
Zimmer, Ilonka 2014: Der ‚Schwäbische Dichterkreis' als literarhistorische Konstruktion, in: Provinzielle Weite. Württembergische Kultur um Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab, hg. von Barbara Potthast, Heidelberg, S. 35–48.
Zipperlen 1899: Alt-Bulach und sein Kirchlein, in: Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwald-Vereins 7 (1899), H. 8, S. 131–133.
Zoepf, Ludwig 1923: Hermann Kurz als Bibliothekar, in: Beilage zum Schwäbischen Merkur, Nr. 237, 10.10.1923.
Zwierlein, Cornel 2011: Der gezähmte Prometheus. Feuer und Sicherheit zwischen Früher Neuzeit und Moderne, Göttingen.

VIII Textanhang

1 *Die Maulbronner Gedichte*

Die Gedichte der handschriftlichen Sammlung für den Bruder Ernst Kurtz entstanden zwischen 1828 und 1832. Teilweise nahm sie Hermann Kurz in die *Gedichte* von 1836 auf. Weitere Proben des lyrischen Jugendwerks finden sich in den Werkausgaben von Paul Heyse und Hermann Fischer sowie in *Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte* (1906) von Isolde Kurz. Für Korrekturen konnte die Abschrift von Gregor Wittkop zurate gezogen werden (DLA Marbach, A: Kurz, Hermann/Kopien, x88.18.1). Die Seitenzählung in eckigen Klammern folgt der Vorlage (38 Bl., gebunden), Streichungen, Ergänzungen und die Hinweise des Autors in runden Klammern werden im Text angezeigt.

Abschrift nach: HMR, Inv.-Nr. 1988 (Provenienz: Nachlass Isolde Kurz).

[1] Gedichte.

Geschrieben zu Tübingen, im December 1832.

---

[2] Meinem
lieben Bruder Ernst.

---

[3] Indem ich, lieber Ernst! die folgenden Poesien, welche lange, einer gewissen Scheu halber, unter sieben Siegeln verschlossen gelegen, wieder hervorgesucht und durchgelesen habe, um sie für dich abzuschreiben, drang sich mir die Nothwendigkeit auf, sie Dir nicht ohne ein paar einleitende Zeilen zu übergeben, in welchen meine Meinung und – wenn mir eines zusteht – mein Urtheil über sie sich aussprechen soll. Ich glaube, daß schwerlich auch nur Einem dieser Gedichte poetischer Werth zugeschrieben werden kann, wiewohl sie, weil sie auf eine oft rührende Weise ~~sonstige~~ ‹einstige› Empfindungen und Gesinnungen aussprechen, allerdings anziehend sein müssen, für mich selbst am meisten, dann aber auch für Solche, welche ~~mit~~ Antheil genommen haben an meinem Wesen und meinen Begebnissen. Da ich nun Dich jedenfalls hier zu oberst stellen muß, so glaube ich auch in Deine Hände sie ‹am› besten niederlegen zu können. Ich habe daher, um diesem meinem Zweck zu entsprechen, aus einer ziemlichen Masse

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783110546231-011

früherer Reimereien nur diejenigen ausgewählt, welche vergangene Zustände am meisten aussprechen; und aus dem gleichen Grunde habe ich unterlassen, etwas an ihnen zu verändern, und mich enthalten, häufig, wo es sehr nöthig gewesen wäre, ein treffenderes Wort oder einen passenderen Reim anzubringen. Neuere Productionen habe ich dagegen beinahe [4] ohne Auswahl aufgenommen, vielleicht weil ich der Zeit, in der sie entstanden sind, noch nicht so ferne stehe, daß ich mir eine gehörige Reflexion darüber zutrauen dürfte.

Nur in der angegebenen, nicht in kritischer Hinsicht wünsche ich, daß Du sie nicht ohne Interesse und Befriedigung durchlesen mögest.

Tübingen, den 18. December.

[5] Maulbronner Gedichte.

Mein erstes Gedicht.
An Sie.

Immer, Theure, schwebt Dein Bild
Meinen Augen vor,
Deine Stimme, sanft und mild,
Tönet in mein Ohr.
Deiner blauen Augen Schein
Leuchtet in mein Herz herein.

Aber nur Dein Bild ist hier,
Das umschwebet mich:
Doch Du selbst bist fern von mir,
Nirgends seh' ich Dich.
Ach, das Leben macht mir Pein,
Weil ich nicht bei Dir kann sein.

Ach, ich wünschte, wäre nur
Eine Blume ich,
Wäre dann auf Deiner Flur,
Täglich säh' ich Dich,
Würde dann von Dir gehegt
Und mit Sorgsamkeit gepflegt.

Endlich, Theure, brächst Du mich,
Ach, mit holdem Blick,
Stecktest an den Busen mich,
(Wonne, hohes Glück!)
Welkt' ich so an Deiner Brust,
O das wäre Götterlust!

[6] Aber ach, es kann nicht sein,
Einsam muß ich hier
Klagen in den Wald hinein,
Daß ich fern bin Dir.
Echo nur hört meine Noth,
Und antwortet mir noch – Spott.

O erbarme meiner Dich!
Lindre meinen Schmerz!
Gieß durch Dein „ich liebe Dich"
Balsam in mein Herz!
O dann bist Du ewig mein,
Dann, dann bin ich ewig Dein!
——————— 29. Dec. 1828.

[7] Der Abend.

Abend wird's, des Tags Getümmel
Ruht; mit majestät'schem Lauf
Kommt dort an den blauen Himmel
Still der liebe Mond herauf.

Tiefes Schweigen ist verbreitet
Weit umher durch die Natur,
Hehre, heil'ge Stille schreitet
Ruhig über Wald und Flur.

Und mit leisem Fittig sinket
Ruhe in des Menschen Herz.
Göttliche Betrachtung winket
Seine Seele himmelwärts.

Sie zerstreut des Tages Sorgen,
Treibt sie in die Lüfte aus,
Bis sie mit dem andern Morgen
Kehren in das alte Haus.

Und die Seele ist geläutert,
Und gereinigt ist das Herz,
Und die Brust fühlt sich erweitert
Und verweht ist jeder Schmerz.

Und der Geist fühlt nun sich freier,
Hell wird es vor ihm und klar,
Und zerissen ist der Schleier,
Der vor'm dunkeln Auge war.

Lieber Mond, Du siehst die Süße,
Lächle freundlich sanft ihr zu!
Bring' ihr meines Herzens Grüße,
Stiller Liebe Bote Du!
——————————17. Febr. 1829.

[8] Zauber der Liebe.
Sonett.

Thusnelde, nur an Deinem süßen Munde
Blüht die Natur mir freundlicher entgegen,
Umweht mich Phöbos hoher Göttersegen;
Dein Liebeskuß bringt vom Parnaß mir Kunde.

Stehst, Zauberin, mit Geistern Du im Bunde?
Es sprossen Rosen auf aus Deinen Wegen,
Es sinkt auf Dich ein sanfter Blütenregen,
Gehst Du zur Flur in heitrer Mittagsstunde.

Gehst Du im Hain, so schallt aus allen Zweigen
Der Vögel muntres‹r› Chor im Jubelreigen,
Dir müssen selbst die Bäume froh sich neigen.

Siehst Du erstaunt die Huldigung von allen?
So sieh auch mich zu Deinen Füßen fallen,
Laß selig mich an Deiner Seite wallen!
——————— 8. Apr. 1829.

[9] Als ein Schmetterling ins Licht flog, und sich verbrannte.

Um rein Dich zu erheben,
Giengst Du ins Flammengrab,
Verwandelt aufzuschweben,
Warfst Du die Hülle ab.
Von irdischer Beschwerde,
Vom nächtlich schweren Lauf,
Entschwangst Du Dich der Erde
Und flogst zum Lichte auf.

So stürzt sich aus den Höhen
Mit wundervollem Muth,
Erneut hervorzugehen,
Der Phönix in die Gluth.
Und schöner angezogen
Führt er mit hohem Sinn
Den wundervollen Bogen
Am Blau des Himmels hin.

So strebt, wenn alles scheitert,
Die flammenvolle Lohe,
Zu reinem Gold geläutert,
Der Edle fest hinan.

Er stirbt für Licht und Wahrheit:
Nach kurzem Todesschmerz
Geht er zur ewgen Klarheit,
Er schwingt sich himmelwärts.
——————— 19. Sept. 1829.

[10] Gebet.

Von meiner schweren Sündenlast
Mögst Du mich, Herr entbinden!
Der Du für mich gelitten hast,
O laß Dich Jesus, finden!
Besprenge mich mit Deinem Blut,
Und mach mich wieder rein und gut.

Es seufzt das Herz, von Gram gebeugt,
Will Besserung geloben,
Wie oft fand es Dich, Herr, geneigt,
Wie oft kam Trost von oben!
Wie oft, o Vater, sandtest Du
Dem Sünder Deine Gnade zu!

Doch ach, das arme Menschenherz,
Ein Schiff im Sturm der Wogen!
Die Sünde zieht es anderwärts,
Wie oft hat es gelogen!
So hoch es Deine Gnade stellt,
So tief zieht es die Lust der Welt.

Doch Du bist mild und väterlich,
Liebst alle Deine Kinder.
Mit Gnad' und Langmuth trägst Du mich,
Du zürnest nicht dem Sünder.
O Liebe, unbegreiflich hoch,
Wie leicht und freundlich ist Dein Joch!

Zerknirscht von meinem Sündenlauf,
Wie streng muß ich mich richten!
O nimm Dein Kind noch einmal auf,
Zu Dir will ich mich flüchten!
Ich bau' auf Deine Vaterhuld,
Vergib mir, Vater, meine Schuld!

[11] Dem Herzen, das so oft Dir log,
Trau einmal noch; ich schwöre,
Dir, dem ich mich oft entzog,
zu leben Dir zur Ehre!
Dazu hilf Du mir kräftiglich
Und wahre vor dem Falle mich.
——————— 15. Dec. 1829.

L.B. ins Stammbuch.
(Bei der ersten Anwesenheit in V.)

Ich nahe nicht mit Wünschen;
Wohl ists der Meisten Lust,
Allein das Glück des Menschen
Liegt ja in seiner Brust.
Nicht äußeren Gewalten
Verdankt man Heil und Schmerz,
Im Innern ists erhalten,
Es schafft's allein das Herz.
Drum weg mit solchem Strome,
Hier hat's nicht Zweck noch Sinn;
Nur eine kleine Blume
Leg' ich zum Kranze hin.
Die Rosen zwar und Nelken,
Sie mögen schöner seh'n,
Doch schneller auch verwelken
Muß, was zu hoch will steh'n.
Mein Blümchen soll nicht prangen,
Dem Stolz ist's nicht geweiht:
Zart ist es, wie's mit Bangen
Bescheiden Freundschaft beut.
Wenn Zeit und Raum uns trennen,
Mein Kranz durch's Schicksal bricht,
So mag es freundlich nennen
Sein Wort „Vergißmeinnicht."
——————— 28. Dec. 1829.

[12] Die Symbole der vier Evangelisten.

Mit dem Menschen beginnt Matthäus, dem Sprößling Maria's.
Zu dem Löwen der Wüste gesellet Markus den Täufer.
Lukas führt Zacharias' Opfer, den Stier zum Altare.
Doch mit dem Adler entfleugt zum Wort in den Himmel
Johannes.
——————————— Vgl. Ezech. I, 10

[13] Meiner Mutter zum Neujahr.
1830.

Ein wechselvolles Jahr ist hingeschwunden,
Und scheidend zeigt mir die ~~Erinner~~ Vergangenheit
Im Spiegel der Erinnerung die Stunden,
Die mir vorbeigeführt der Strom der Zeit.
Kein Schmerz tobt mehr, die Heilung aller Wunden
Gießt Freud nur ins Herz, und dämpft das Leid.
Doch sank die Freude leuchtend auf mich nieder,
Bringt mir Erinnerung sie mir doppelt wieder.

Doch aus dem dunklen Nebel der Gestalten
Glänzt hell und klar ein schönes Bild hervor.
Es ist der Mutterliebe treues Walten,
Die mich in ihren starken Schutz erkor.
Sie riß mich aus verführenden Gewalten
Und lenkte stets den Blick zum Licht empor.
Wohl viele gute Mütter mag es geben,
Doch eine solche kann nur einmal leben.

Nicht will ich mit erhabnem Prunk Dich preisen,
Nicht schöngesezte Worte schmeichelnd streu'n.
Des Sohnes Herz, es gießt in schlichte Weisen
So heilig wogende Gefühle ein.
Doch – mag auch einzig Deine Liebe heißen,
Stets gleich wird meine Dankbarkeit ihr sein.
Ja, wollte sie ihr ganzes Maß erfüllen,
Du müßtest in Unsterblichkeit Dich hüllen.

Ein ewiger Dank, o Mutter, sei mein Leben,
Er ist dem redlichsten Verdienst gebracht,
Nur Deine Freude sei mein kindlich Streben,
Du hast so oft und gern mich froh gemacht:
Doch kurze Frist nur ward uns hier gegeben,
An manches reicht nicht meine arme Macht:
[14] Drum sei, was hier nicht möglich ist, dort oben
Zu jenen lichten Sternen aufgehoben.

Ja, Mutter, dort in jenen heilgen Höhen
(Du lehrtest's mich) lebt ein gerechter Gott.
Es wird der fromme Glaube nicht vergehen,
Er ist kein Wahn, er ist kein leerer Spott.
Dort wird der schöne Lohn Dir nicht entgehen,
Den Dir ein dornenvolles Leben bot.
Dort wandeln die in Frieden, Licht und Klarheit,
Die hier gewirkt für Jugend, Pflicht und Wahrheit.

---

[15] Zum Jahresfeste des Reutlinger Liederkranzes (im Sept.)
Komponirt von F. Dieffenbacher.

Wie wir hier beisammen sitzen,
Fröhlich, frei und wohlgemuth!
Laßt uns diese Zeit benützen,
Sang und Klang macht alles gut.
Und es stehen,
Wo sie gehen,
Sänger unter Gottes Hut.

Fröhlich sind wir: unsre Lieder
Geben uns ein schönes Glück,
Doch noch froher macht uns Brüder
Gegenseit'ger Freundesblick.
Wonne weben
Hier im Leben
Liebe, Freundschaft und Musik.

Frei sind wir: der Töne Geister
Dulden keine Sklaverei,
Herzen haben keinen Meister
Und die Melodie ist frei.
Magst ihn finden!
Magst ihn binden!
Spottend fliegt der Ton vorbei.

Wohlgemuth sind wir, wir mühen
Uns um Irdisches nicht ab:
Wenn die Töne aufwärts ziehen,
Tragen sie das Glück herab,
Und wir nehmen
Ohne Grämen,
Was der gute Gott uns gab.

[16] Darum singt in freud'gen Tönen,
Wie das edle Dichterherz.
„Des Gesanges muntern Söhnen
Weicht im Leben jeder Schmerz:
Singe, singe,
Denn die Klänge
Ziehn die Seele himmelwärts!"
——————————— 7. Febr. 1830.

[17] Poetisches Ringen.
Sonett.

Wie braust das Herz, wie wogen die Gefühle!
Es fluthet mir, ein starkbewegtes Meer,
Das innre Leben treibtend hin und her,
Die Klarheit sinkt in diesem Wellenspiele!

Aus dieser Stürme ungestümem Heer,
Aus diesem heftig schwankendem Gewühle
O lenkte mich ein Gott zu einem Ziele!
In diesem Drang fühl' ich mich selbst nicht mehr.

Vergebens! Nicht in Worte kann ich's greifen,
Die Hand erfaßt ein dunkles Schattenwesen,
Wenn innen die Empfindungen sich häufen.

Nur in ein Ahnen will's zuletzt sich lösen,
Und dann umweht mich friedlich stilles Sehnen
Und aus den Augen quellen sanfte Thränen.
——————— 16. März, 1830.

[18] Des Hirten Frühlingslied.

Das Bächlein rieselt, die Aue lacht,
Die Blumen blühen so fröhlich;
Die Sonne, sie scheinet in goldener Pracht,
wie ist doch alles so selig!
Der herrliche Frühling, in lieblichem Schein,
Kommt wieder ins stille Thälchen herein.
Meine Mutter, die ist gestorben.

Die Schäflein, sie hüpfen so froh in die Höh,
Als wollten sie auf in den Himmel;
Sie fressen so freudig den saftigen Klee,
Sie hüpfen in buntem Gewimmel.
Wie hängt dort mit munterer, neckender Lust
Das saugende Lamm an der Alten Brust!
Meine Mutter, die ist gestorben.

Die Sonne, sie leuchtet so freundlich und mild
Auf die sehnlich harrende Erde.
Aus dem Bächlein winkt mir ihr strahlendes Bild
Mit lächelnder, lieber Gebärde.
Schau nicht so heiter den Waisen an!
Verbirg Dich, wandle auf anderer Bahn!
Meine Mutter, die ist gestorben.

Das Bächlein fließet mit leisem Getön,
Und drunten auf klarem Grunde
Da spielen die Fischlein so fröhlich dahin
Und tanzen umher in der Runde.

Die Wellen klingen so lieblich an's Herz,
Die Fischlein treiben so traulichen Scherz,
Meine Mutter, die ist gestorben.

[19] Da droben im herrlichen Himmelsblau
Da singen die Vöglein so munter.
Die Lüfte, sie wehen so lind und so lau,
Bringen Segen vom Himmel herunter.
Des Frühlings, des Frühlings herrliche Pracht
Hat alles so fröhlich, so selig gemacht,
Meine Mutter, die ist gestorben.

Hinweg, du wonniges Frühlingsglück,
Du willst mir nimmer gefallen;
Du, bleicher Winter, du kehre zurück,
Da war noch die Trauer bei allen.
Was soll der blumige Frühlingsschein?
Ach ich darf ja nimmermehr fröhlich sein!
Meine Mutter, die ist gestorben.

---

[20] Nachts.

Auf der Erde liegt die Nacht.
Müde von des Tages Sorgen
Schlummert ruhig und geborgen!
Denn ein guter Vater wacht.

Finsterniß bedeckt die Höh'n,
Und die alten Wälder schweigen,
Nur aus dieser Bäume Zweigen
Schallt ein zauberisch Getön.

Und was flüstern sie mir zu,
Die vor meinem Fenster schwanken,
Wie bewegt von Luftgedanken?
Flüstern sie mich, ach, in Ruh?

Luft'ge Zweige, die im Weh'n
Leichter Winde leicht sich wiegen,
Mich begrüßt ihr? Oder fliegen
Muntre Elfen durch euch hin?

Oben zieht ein Wolkenheer.
Da und dort nur blinken milde
Freundlich flimmernde Gebilde
Durch die dunkle Decke her.

Wie der letzte Schein entwich!
Leicht in duftige Gestalten
Schwimmt das rätselhafte Walten.
Welches Tönen schwebt um mich?

Unten schallt des Quelles Lauf.
Um ihn zieht ein magisch Klingen,
Aus dem Schooß der Erde dringen
Zarte Lieder mit herauf.

Mich erfaßt der Töne Macht.
Leichter Harmonien Wogen
Hat der Schlaf um mich gezogen.
Alles schlummert. Gute Nacht!

---

[21] When we two parted.
Nach Byron.
(Nicht in der Sammlung der Übersetzungen abgedruckt).

Als das Geschick dich
Vom Herzen mir riß,
Ach, als das Glück mich
Auf ewig verließ:
Wie bleich war, wie kalt deine Wange.
Noch kälter dein Mund!
Wie so thränenvoll stumm – ! Ach wie bange
Die Stunde dem Bund!

Morgenthau kühlte
So eisig mich ab:
War's doch, als fühlte
Die Liebe ihr Grab.
Gebrochen sind all deine Eide
Und leicht ist dein Nam'.
Ich hör' ihn mir nennen zum Leide,
Und theile die Scham.

Er tönet so bang mir,
Ein Grablied, im Ohr.
Wie warest du lange mir
So theuer zuvor.
Man weiß nicht, wie deinem Herzen
Zu sehr ich getraut.
Zum Klagen zu tief sind die Schmerzen,
Sie werden nicht laut.
——————— Nov. 1830.

[22] Nachtlied.
(Mel. Einsam bin ich, nicht alleine).

Bei dem lieblichsten Geschäfte
Hab' ich lange Zeit verwacht;
Jetzt ermüden meine Kräfte,
Und es naht die Mitternacht.
Doch dem Schlummer wehr' ich gerne,
Der mir schon die Augen füllt,
Denn mein Geist weilt in der Ferne
Um Dein liebes, theures Bild.

Liegst, des Tages herzlich müde,
Wohl schon lang in guter Ruh,
Und es schwebt ein milder Friede
Deiner schönen Seele zu.
Holde, bunte Träume gleiten
Spielend dir um Aug' und Ohr,
Und sie führen jene Zeiten
Und den Freund dir wieder vor.

Schließt euch, schließt euch, Augenlieder
Laste, lieber Schlaf, auf mir,
Daß des Traumes schnell Gefieder
Mich hinüberträgt zu ihr!
Die getrennten Körper liegen
Todt in nächtlich tiefer Ruh,
Und die freien Geister fliegen
Eilig nun einander zu.
——————— 6. Jan. 1831.

[23] Sonett.

Du, nur Du! Wo soll ich Namen finden,
Die die Fülle Deines Wesens tragen?
Ach, aus meiner Seele tiefsten Gründen
Würd' ein Blick das alles, alles sagen.

Einen Blick, Geliebte, wollt' ich wagen,
Dir mein tiefes Fühlen zu verkünden: –
Bittres Loos, das nur sich freut an Klagen,
Ach, und trennt, wo Herzen sich verbinden!

Fern von Dir kann ich mich nur beweinen,
Nicht vergönnt sind Blicke, Dir's zu nennen,
Thränen nur, nicht Worte strömen zu.

Strahlend sieht mein Geist Dein Bild erscheinen,
All mein Inn'res fühl' ich glüh'n und brennen,
Und mein einzig Wort ist: Du, nur Du!
——————— 22. Jan. 1831.

[24] A schwabischs Sonett.

A's send mer oftmåls schõ Gedanke komme,
Ob net me˜i Språch zue fremde Måß dat passe:
Probiere kann e s jå; wills net geut lasse,
Ha nõ! s dent au net alle Probe fromme.

Jetz dåcht ond dõ! i han me˜i Feder gnomme,
I-I setz me nã ond wills jetzt zsammefasse:
Gåts net em Ernst, so kann e jå mit spasse;
Wort findt me gnueg, nå braucht ‹me› net zverstomme.

Ond wie-n-e guck, so han e schõ was gschribe,
Ond wie-n-e les, s duet net so übel klinge,
So ben e denn au net beim A˜fang blibe.

D' Vers fließet fort: des Ding war fast zom Senge,
Ond e Sonett ists nåch seim ganze Wesa‹e›:
I stand derfir, s ist s erst en Schwåbe gwese.
——————————— 22. Jan. 1831.

[25] An die Musen.

Einsam, verbannt in eine leere Wüste,
Nah' ich zu eurem Tempel, theure Musen,
Und werf' in eure Arme liebend mich.
Ich habe Niemand, keine treue Brust,
Aus der ich Trost und Freude saugen könnte,
Mit der ich Glück und Unglück theilen dürfte;
Wohl hab' ich Freunde, aber keinen Freund!
Kein Herz ist, das mein Herz verstehen möchte,
Kein Geist, der auf den Schwingen der Gedanken
Mit meinem Geist den Flug vereinen wollte.
Ich wohne still, ein Fremder, unter Fremden,
An mich gedrängt, die Pflanze, die kein Baum
In seine Arme fassend schützt und hält.
Vater und Mutter haben mich verlassen
Und ruhen tief von dieses Lebens Müh'n.
Ich habe keine Schwestern, die mein Herz

Mit treuer, inn'ger Liebe fest umfaßten.
Seid ihr, o Musen, meine lieben Schwestern,
Und helft mir tragen alles was mich preßt;
In euren stillen Busen laßt mich's legen,
Wenn Glück den meinem schwellt, in Eure Brust
Laßt mich vertrauensvoll den Kummer schütten,
Der mir ein Erbtheil war seit Jahren schon.
Ich muß ja jemand haben, daß ich nicht
Vergeh', verschmacht' in dieser Einsamkeit.
[26] Ein Wesen lebt, zu dem mein Herz mich zieht;
Nah ist's und doch so fern, denn ich bin Sklave,
Galeerensklave, der die Kette schleppt.
Und dieses Wesen, Euch, o theure Schwestern,
Euch weih' ich diese liebliche Gestalt;
In euren Tempel stell' ich auf ihr Bild,
Und knie schweigend in dem Heiligthum,
Das Haupt gesenkt, der Priesterweihe wartend,
Die vom Gemeinen rettend mich erhebt.
——————— 4. Febr. 1831.

[27] An einen Kriticus. Xenie.

Unbestechlich bist du, mein Freund, ich muß es bekennen,
Selber das Schöne vermag nicht zu bestechen dein Herz.
——————— 8. März, 1831.

Fruchtlose Aussicht.

Dort glänzt das Haupt der Burg herüber,
Die Liebste wohnt an ihrem Fuß;
Im Thal auch schimmert dort der Fluß!
Sein Wasser treibt an ihr vorüber.

Ja, armes Herze, wärst du freier,
Ja, hätt'st du Schwingen, armer Geist,
Zu Ihr, die du am Flusse weißt,
Und unter'm alten Schloßgemäuer!
——————— 9. März, 1831.

[28] Contreband.
(Im Kollegium an Zeller).

Ei! was hab' ich auf dem Herzen?
S macht mir Sorgen, macht mir Schmerzen!
Ach, ich möcht's so gerne sagen,
Und ich kann's doch nicht erjagen.

Füllt es mir doch alle Sinnen,
Und ich kann kein Wort gewinnen,
Das im Dunklen gäbe Klarheit,
Das mich brächte auf die Wahrheit.

Zeller, lieber Zeller, sage,
Was ich auf dem Herzen trage?
Denn die Philosophen können
Alles was da lebt, benennen. – –

Zeller schüttelt, und ist rathlos:
Arme Leutchen, wortvoll, thatlos!
Hell von Theorienglanze –
Aber da ist Rhodus, tanze!

Zeller kann es nicht ergrappeln,
Denket: Alter, du magst zappeln!
Nun, so schwör' ich, nachzuspüren
An des Geistes tiefsten Thüren! –

Mädchen, hab' ich Dich am Zopfe?
So, du spukst in meinem Kopfe?
Dachte von Ideen Wunder,
Und zuletzt steckst du darunter!
——————————10. März, 1831.

[29] An einen philosophischen Freund. (Im Kollegium).

Was reimt sich auf Philosophaster?
Zu dem paßt nur ein alter Knaster!
Laß dem das Zeug, du bist noch jung,
Auch blüthenvoll und schön genung.

Fürwahr, in sonnenwarmen Tagen
Kann jung Gewächs von selbst ausschlagen!
Im Sommer hat es eigen Mark,
Im Winter wird's durch's Treibhaus stark.

Ich weiß gar wohl, der liebe Dakel,
Er ist gewißlich kein Orakel.
Doch fällt er über's Ph her,
Da irrt er sich nicht allzusehr.

Du kennst's, ich lasse nicht das Denken,
Doch in Systemen sich verrenken,
Die Schale nagen, liebe Herrn,
Das nenn' ich: weit hinweg vom Kern.

Wohl seh' ich, wie du spöttisch guckest,
Auf mein Geschreib die Achsel zuckest,
Auch weiß ich, ohne daß ich frag',
Was jetzt dein Herze denken mag.
——————— 10. März, 1831

[30] Beschluß.

Nun sind des Tages Stunden voll,
Verklungen auch ein halber Sang;
Wie mir doch heut der Busen schwoll
Vom heißen Liederdrang!

Die Töne sind in's Herz gedrückt,
Erloschen ist des Liedes Licht,
Ich habe keine Blum' gepflückt:
Warum? ich durfte nicht!

O Nachtigall, ich frage dich,
Wer von uns beiden edler sei?
Doch was bist du, und was bin ich?
Gefangen ich, du frei!
——————————10. März, 1831.

[31] Nachts.

Nichts hab' ich heute aus dem Schacht
zu Tag gebracht.
Doch hab' ich stets an dich gedacht;
Ich blicke aufwärts zu dem Glanz der Sterne
Und flüstre in die Ferne:
Mein süßes Leben, gute Nacht!
——————————11. März.

Erinnerung.

Noch weiß ich einen schönen Augenblick:
Ob alles auch mich kränke,
Wenn ich an ihn gedenke,
So fühl' ich Glück!
Gleich kurzem Strahl aus trüber Wolken Grunde
War mir's, als eine flücht'ge Weile
Ein schönes, liebes Haupt in Eile
Zum Gruß an meines sich gedrückt:
Warum, so hoch beglückt,
O warum starb ich nicht in jener Stunde?
——————————12. März.

Morgenseufzer.

So bin ich denn schon aufgewacht
Zu Sorge, Mühe, Last und Kummer?
Wie süß ist die gedankenlose Nacht!
O läg' ich doch im ew'gen Schlummer!
——————————10. Mai.

[32] Auf einer Wanderung.

Springe doch, wildklopfend Herz,
Reiße deinen Kerker ein!
Ach – es ist ja nur ein Scherz –
In den dunkeln Tod hinein!

Fort! was geht die Welt dich an?
Bot sie je dir Lieb' und Lust?
Fandest du auf dieser Bahn
Eine gleichgestimmte Brust?

Fort und löse, Geist, dich nur,
Der du mißgeschaffen bist!
Kehre weinend zur Natur,
Welche deine Mutter ist!

In Gesang ward dir verlieh'n
Auszuströmen, was dich drückt.
Wenn die Schwanentöne zieh'n,
Sei der Sänger schnell entrückt.
——————— 23. Mai, 1831.

[33] Lied.

Stille, stille!
Herz, bezähme diese Fülle!
Klopfe Keinem hörbar mehr!
Wie von Leid du bist zerissen,
Braucht es wer zu wissen?
Kümmert's ihrer einen,
Sieht er diese Augen weinen?
Still, o Herz, und klage nicht so sehr!

Schweige, schweige,
Kehr' in dich zurück und neige
Keinem, keinem mehr dich zu!
Sieh, du bist schon halb gebrochen
In dem heißen Pochen.

Alle andern schlafen;
Finde du auch deinen Hafen,
Finde trüben Frieden, öde Ruh!

Trage, trage,
Denn es giebt noch eine Wage,
Und du hast an's Glück ein Recht.
Hoff's in diesen Irrgewinden,
Wo es sei, zu finden;
Will's zu lange säumen,
Labe dich an deinen Träumen,
Denn du kennst ja, was schön und ächt!
——————— 28. Mai.

[34] Abends.

Ich war den ganzen Tag verdrossen,
Verloren hatt' ich all mein Fühlen,
Da seh' ich an dem Himmel sprossen
Den schönen Bogen, sanft ergossen,
Durch den der Dichtung Farben spielen.
Ich grüße dich mit heitrem Munde,
Der so bedeutungsvoll mir glänzet,
Des grauen Tages letzte Stunde
Mir noch mit goldenem Scheine kränzet.
Sei du mir Bild, sei du mir Lehre,
Daß auch die allertodtsten Zeiten
Dem Auge nicht vorübergleiten
Ohn' einen Strahl, der sie verkläre.
Laß mich erkennen, wenn das Leben
So trüb und schneckengleich sich windet,
Daß, höhern Sinn darein zu weben,
Der bessre Geist die Farben findet.
Sei du das Bild von meiner Treuen,
Die mein gedenket in der Ferne,
Mir jeden Augenblick zu weihen,
Die mit dem Schein mich will erfreuen
Von jenem holden Abendsterne.
——————— 23. Juni, 1831.

[35] Blätter aus einem Kranze.

Sitz' ich so da, von Träumerei'n gebunden,
Bewußtlos irrend auf der Dichtung Saiten,
Gespinst zusammenrollend aller Zeiten,
Das Aug' in's Blau des Weltalls hingeschwunden, –

Das Herz, getroffen und geheilt von Wunden,
Läßt Bilderrei'n zu buntem Weben gleiten,
Ahnungen, die auf künft'ge Schöpfung deuten: –
Das sind des Klosterlebens schönste Stunden!

Ein Walten regt sich dunkelhell am Himmel,
Es ist als wollte fallen eine Hülle,
Da steigt ein schönes Bild vom Meer der Klippen:

Es dringt durch das verschwindende Gewimmel,
Die Arme weit, geschwellt des Busens Fülle,
Und immer näher schwebt es zu den Lippen.

Wie schön, o süße Freundin, wenn im Schweben
Des Geistes wir auf Einem Weg uns finden,
Wenn in des edlen Schachtes tiefen Gründen
Sich grüßen Zwei in einer Ader Streben.

Schlug nicht dein Herz mit einem süßen Leben,
Wenn ein verwandtes Wort uns könnt' entzünden,
Zu Eines Strahles heiligem Verbinden,
Auf dem die Seelen sich zum Aether heben?

Da sind die Augen aus dem Buch geflogen,
Die Blicke sind in Einen Blick geflossen,
Zusammeneilend auf der Liebe Flügeln,

Zusammenschwimmend auf der Liebe Wogen:
Es ist als wär' ein neuer Bund geschlossen,
Und dieses darf doch wohl ein Kuß besiegeln.

——— Juli, 1831.

[36] Das Bleibende.

Wo sind die goldnen Haare,
Die du getragen hast?
„Durch manche dunklen Jahre
Ist, ach! das Gold erblaßt!“

Wo sind die vollen Wangen,
Der frischen Lippen Roth?
„Das ist nun gar vergangen,
Denn alles trifft der Tod.“

Und die Gestalt, die schlanke,
So herrlich blühend einst? –
O glaubst du, daß ich wanke?
Geliebteste, du weinst?

Ist deine schöne Seele
Denn mit dem andern todt?
Glänzt nicht in dunkler Höhle
Ein ewigs Morgenroth?

Ja, ist auch alles ferne,
Was ich an dir geliebt,
Der Augen süße Sterne,
Sind nimmermehr getrübt.

Und aus der Strahlen Golde
Bricht, wie in vor'ger Zeit
So still und lieb der holde,
Der schöne Geist noch heut.
——————————— Juli, 1831.

[37] Uebersetzungen.
Die Phantasiereise,
nach Beranger's L'automne accourt.

Schon naht der Herbst, mir neue Schmerzen bringend
Auf seinen Fittigen so kalt und feucht.

Geduldig stets, mit Furcht und Armuth ringend,
Seh' ich des Frohsinns Blüthen mir erbleicht.
Weg aus Lutetia's Schlamm! Ein schöner Aether
Soll mir in das erschloss'ne Auge seh'n.
Nach Hellas träumt' ich jünger mich und röther;
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben geh'n!

Homeren will man übersetzt mir geben?
Ich glaube, was Pythagoras gelehrt!
Mir gab die Stadt des Perikles das Leben,
Ich sah im Kerker Sokrates verklärt.
Gepriesen hab' ich Phidias Wunderwerke,
Ilissus' Ufer hab' ich blühen seh'n,
Der Bienen Schwarm geweckt auf ihrem Berge:
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben geh'n!

O daß nur einmal dieser Strahlen Süße
Mein Herz erfrischte, blendend meinen Blick!
Die Freiheit ruft, die ich von weitem grüße:
„Herbei zu Thrasybulos Sieg und Glück!" –
Fort, fort! schon fliegt das Schiff aus seinen Banden;
Mich lass', o Meer, dein Schooß nicht untergeh'n!
Laß in Piräos meine Muse landen!
Dahin, dahin möchte' ich zu sterben geh'n!

[38] Ein holder Himmel deckt Italiens Lande,
Doch hat die Sklaverei sein Blau verhüllt.
O steure, Fährmann, hin zu jenem Strande,
Wo ein so reiner Tag herniederquillt!
Welch Meer ist dieß, was dieser Fels, der wüste?
Welch eine Sonne leuchtet diesen Höh'n?
Die Tyrannei erstirbt auf dieser Küste;
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben geh'n!

Vergönnt am Port die Landung dem Barbaren,
Jungfrau'n Athen's, ermuthigt meinen Sang!
Den kargen Himmel ließ ich für den klaren,
Dort lebt der Genius in der Fürsten Zwang.
Die Leier rettet, die sie schwer bedrängen! –
Wenn dann mein Lied ein süß Gefühl euch gab,

Wollt mit Tyrtäos Staub den meinen mengen,
Und dieser schöne Himmel deckt mein Grab.

---

[39] (Übersetzungen)
Sonett
aus dem Italienischen des Vittorelli.

(Im Namen eines Vaters, dessen Tochter, kaum vermählt, gestorben war, an einen andern, dessen Kind in's Kloster gieng).

Zwo Töchter, schön, bewundert, tugendhaft,
Sind uns Beglückten, Unglücksel'gen kommen
Vom Himmel, der zum bessern Loos der Frommen
Erwählend beide, beide weggerafft.

Die meine traf des schnellen Todes Schaft,
Als hell des Hochzeitreigens Fackeln glommen,
Die deine ward zur stillen Pfort' entnommen
Und liegt gefangen in der ew'gen Haft.

Doch dir vergönnt die eifersücht'ge Stelle,
Der tiefe Schlund, aus dem sie nimmer kehret,
Der Tochter Stimme noch, die fromme, reine:

Vergießend einen Strom der herbsten Quelle
Komm' ich zu meines Kindes Marmorstein;
Ich klopf' und klopfe, – aber niemand höret.

---

[40] (Übersetzungen)
Aus dem Englischen.
Newton's Grabschrift.

Es lag Natur in Dunkel, schwer und dicht:
Gott sagte: Newton sei! da ward es Licht.

Der Tod, von Garth.

Tod scheint gewöhnlich furchtbar anzuschau'n,
Doch liegt das Uebel nur in unserm Grau'n.
Es heißt, an einer stillen Küste landen,
Wo nimmer Stürme toben, Wogen branden:
Vorüber ist's, eh wir den Stoß empfanden.
Der Weise fürchtet ihn durch Denken nicht,
Der Thor, weil ihm Gefühl dafür gebricht.
Ihn fürchtet Schuld, die Frömmigkeit ersehnt ihn,
Das Unglück sucht, der Muth besiegt und höhnet ihn;
Er sänftigt Liebe, bricht der Ketten Bann,
Und, ob Tyrann gleich, baut er Freiheit an.

Am wildsten schwärmen unsere Gedanken
Gerade da, wo sie sich sollten reih'n
In sinn'ger Ordnung.

Byron's Manfred.

Elegie auf den Tod eines tollen Hundes
aus Goldsmith's Landprediger von Wakefield.

Ihr guten Leute jeder Art,
Gebt acht auf meinen Sang,
Und findet ihr ihn wunderkurz,
So währt er euch nicht lang.

[41] In Islington, da war ein Mann,
Von dem die Welt bekannte,
Daß er gottselige Wege geh –
Wenn er zur Kirche rannte.

Ein edles Herz hatt er, mit Trost
Dem Freund und Feind zu nah'n:
Den Nackten kleid't' er jeden Tag,
Zog er die Hosen an.

Und in der Stadt war auch ein Hund,
Wie viele Hunde sind,
So Bullenbeißer, als Pudel und Spitz,
So langsam als geschwind.

Der Hund war Gutfreund mit dem Mann,
Doch als ein Streit begann,
Da war der Hund so wild und toll
Und biß den armen Mann.

Von allen Straßen kamen rings
Erstaunte Nachbarn an:
„Der Hund ist närrisch, daß er beißt
Solch einen guten Mann!"

Der ~~Blick~~ ‹Biß› schien jedem Christenblick
Gefährlich sich zu färben,
Und wenn man schwur: der Hund ist toll!
Schwur man, der Mann muß sterben!

Doch kam ein Wunder jetzt zu Tag:
Der ~~Hund~~ ‹Mann› vom Biß genaß,
Und – wie die Schurken logen all! –
Der Hund biß in das Gras!

[42] (Übersetzungen)
Aus Eduard Eyth's griechischen Gedichten.

1.
Hans und Gretchen.

Hans.

Giebst du ein paar Küsse mir,
Geb' ich diese Blume dir.
Ach, wie ist sie duftend schön,
Wie so lieblich anzuseh'n!
Gretchen.

Deine Blume wünscht' ich schon,
Lieber Freund, doch ohne Lohn.
Gestern sprach die Mutter erst:
„Daß du Hansen nichts verehrst!" –

Hans.

Will geschenkt ja keinen Schmatz,
Nichts verlierst du, lieber Schatz!
Denn ich schwöre, Stück für Stück
Geb' ich alle dir zurück.

Grechten.

Schwörst du das mir ehrlich zu,
Küss' ich dich in guter Ruh;
Selbst die Mutter, glaube mir,
Fände nichts zu fürchten hier.

[43] (Übersetzungen)
2.
Rath.
Warum schickt zum Ersaufen
Der Himmel Wassertraufen?
'S kommt daher, wie man spricht,
Die Engel mögen's nicht.
Drum, willst du schon auf Erden,
Mein Freund, recht englisch werden,
So sei ein starker Hasser
Von allem, allem Wasser!

3.
Nacht.
Das Mondlicht scheint in Fülle
Mit der Gestirne Glast:
Wir gehen froh und stille
Und halten uns umfaßt.

Nach jener goldnen Ferne
Schau' ich Beglückter nicht;
Mir leuchten nur zwei Sterne
Und doch mit hell'rem Licht.

4.
Wahrheit.
Zwei Dinge weiß mein Gläschen wohl,
Und wenn auch alles andre hohl
Und eitler Schimmer wäre:
Wenn's leer ist, daß ich's füllen thu',
Wenn aber voll, daß ohne Ruh'
Ich's alsbald wieder leere.

---

[44] (Übersetzungen)
5.
Das Beste.
Wasser ist besser denn Lechzen,
Wein ist besser denn Wasser
Besser als Wein ist die Liebe,
Besser als Liebe das Singen,
Aber von allen das Beste
Ist ein heiterer Sinn.

6.
Winterfeuer.
Sommers traf der Brand der Sonnen,
Jetzo sengt mich Hann'chens Blick:
Jene Flamme trieben Bronnen
Allerbesten Weins zurück;
Aber ach! der Liebe Schwüle
Ist von schlimmerer Natur,
Denn je mehr ich sie bespüle,
Desto ärger brennt sie nur.

7.
Trauer.
Hier einst saßen und tranken aus diesem Becher wir beide,
Schöpfend von dir, o Quell, unter dem schattigen Baum.
Ach, hier fließt noch das alte Wasser, ich schöpfe, ich leere,
Doch aus dem Becher mit mir trinkt die Geliebte nicht mehr.

8.
An eine Spötterin.
Du, der Schönen Schönste, o Tochter des böslichen Spottes,
Willst du, so sag' ich dir sicher dein künftiges Loos;
Bald wirst du alt: es führet dir jegliche beißende Rede,
Wie sie die Lippen verläßt, einen der Zähne hinweg.

---

[45] (Übersetzungen)
9.
Klage.
Blumen, Blätter und Licht, Nacht, Lüftchen, Mond und Gestirne!
Die sie, ihr Hände, gefaßt, die sie, ihr Lippen, geküßt!
Ihr, ihr süßestes Bild seh ich in allen erscheinen,
Doch ihr Götter, warum laßt ihr nicht selber sie seh'n?
———————— Aug. 1831.

[46] (Übersetzungen)
Aus dem Spanischen.
Eine sehr traurige Romanze von der Belagerung und Eroberung Alhama's.

(Der Fall der maurischen Stadt Alhama durch die Spanier war der Anfang einer Reihe von Unglücksfällen für die Araber, welche mit dem Sturz des Königreichs Granada (1491.) und der Vertreibung der Araber aus Spanien endigten. – Die Wirkung dieser altspanischen Romanze, welche auch in arabischer Sprache vorhanden ist, und in dieser ohne Zweifel zuerst gedichtet wurde, war so groß, daß es wegen ihres entmuthigenden Karakters in Granada bei Todesstrafe verboten war, sie zu singen.)

Reitet durch die Stadt Granada
Hin und her der Fürst der Mohren,
Spornt den Renner von Elvira's
Bis zu Bivarambla's Thoren.
Wehe mir, Alhama!

Angekommen war ein Schreiben,
Ihm Alhama's ~~H~~ Fall zu sagen:
In das Feuer flog der Brief,
Und der Bote fiel erschlagen!
Wehe mir Alhama!

Von dem Maultier springt er nieder;
Eilig auf das Roß gestiegen
Sieht man durch Zacatin's Straße
Ihn zu dem Alhambra fliegen.
Wehe mir, Alhama!

Augenblicks gebeut der König,
Angelangt an selber Stätte,
Daß Trommetenschall ertöne,
Silberklang der Klarinette.
Wehe mir, Alhama!

Wirbelnd rufen zu dem Kampfe
Sollen Trommeln ohne Weilen,
Daß von Vega und Granada
Alle seine Mohren eilen
Wehe mir Alhama!

[47] Als den Schall die Mohren hören,
Der sie ruft zu Kampf und Streite,
Eins zu eins und zwei zu zweien
Steht die Schaar in Läng' und Weite.
Wehe mir, Alhama!

Solches sprach ein alter Mohr,
Redete mit diesen Worten:
„Fürst, wozu sind wir berufen?
Fürst, was soll das Kriegsheer dorten?" –
Wehe mir, Alhama!

„„Habt, o meine lieben Freunde,
Neues Mißgeschick zu wissen:
Alhama mit starker Hand
Haben Christen uns entrissen!"" –
Wehe mir, Alhama!

Solches sprach der Greis Alsaqui,
Weiß von Bart und grau an Jahren:
„Wohl verdient, guter König,
Hast's mit Fug und Recht erfahren."
Wehe mir, Alhama!

„Mörder der Abenceragen,
Die Granada's Flor gewesen,
Hast du Fremde von Cordoba
Dir zu Rittern auserlesen."
Wehe mir, Alhama!

„Drum verdient hast du, o König,
Eine Buße doppelt herbe:
Daß du stürzest mit dem Reiche
Und Granada's Macht verderbe."
Wehe mir, Alhama!

[48] „Wenn man nicht Gesetze achtet,
Ist's Gesetz, daß alles falle,
Drum zu Grunde geht Granada,
Und du gehst zu Grund wie alle." –
Wehe mir, Alhama!

Feuer von des Königs Augen
Auszuflammen jetzt begunnte,
Daß der andre also trefflich
Von Gesetzen reden kunnte.
Wehe mir, Alhama!

„Könige wissen, daß es nimmer
Ein Gesetz giebt, sie zu höhnen!"
Dieses spricht der Mohrenkönig,
Schnaubt und knirschet mit den Zähnen.
Wehe mir, Alhama!

Mohr Alsaqui, Mohr Alsaqui!
Alter mit dem greisen Barte!
Greisen heißt der Fürst dich Feldherrn,
Der so schlecht Alhama wahrte.
Wehe mir, Alhama!

Abzuschlagen dir das Haupt,
Am Palast es aufzustecken,
Das gebot er dich zu strafen,
Andre warnend abzuschrecken.
Wehe mir, Alhama!

„Edle Ritter, gute Leute,
Gehet hin von mir zum König,
Sagt dem König von Granada,
Dieß sein Urtheil acht' ich wenig."
Wehe mir, Alhama!

„Sondern daß Alhama hin ist,
Das liegt schwer auf meinem Herzen!
Hat der Fürst sein Land verloren,
Andre haben größ're Schmerzen."
Wehe mir, Alhama!

[49] „Eltern weiß ich, die um Kinder,
Gatten, die um Gatten kamen.
Der hat all sein Glück verloren,
Und ein andrer Ehr' und Namen!"
Wehe mir, Alhama!

„Meine Tochter war die Blume;
Könnt' ich wieder sie gewinnen,
Hundert der Dublonen gäb' ich,
ohne nur mich zu besinnen."
Wehe mir, Alhama!

Da Alsaqui so gesprochen,
Schlug man ab das Haupt dem Greisen,
Am Alhambra steckt man's auf,
Wie der König sie geheißen.
Wehe mir, Alhama!

Männer, Kinder, Weiber weinten,
Die Alhama's Fall vernahmen,
Auch, so viel im Reich Granada
Ihrer waren, alle Damen.
Wehe mir, Alhama!

Größte Trauer allenthalben
An den Fenstern mußt' erscheinen,
Und den König, wie ein Weib,
Sah man des Verlustes weinen.
Wehe mir, Alhama!

---

[50] (Übersetzungen)
Hamlet's Monolog.
Nach Shakespeare.

Sein oder Nichtsein – darum fragt es sich!
Ob's edler ist, die Stachel und ~~die Pfeile~~ Geschoße
Des übermüth'gen Schicksals tragen, oder
Die Waffen nehmen gegen solch ein Meer
Von Plagen und es enden. – Sterben – Schlafen –
Mehr nicht, und in dem Schlafe ~~das Ende finden~~ ‹auszuruhen›
Vom Herzweh und den Tausenden von Uebeln,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind: – ein Ende,
In Wahrheit heiß zu wünschen: – Sterben – Schlafen –
Schlafen – vielleicht auch träumen – Ja, das ist's!
Denn welchen Traum der Todesschlaf uns bringt,
Wenn wir die ird'sche Drängniß abgeschüttelt –
Das macht Bedenken, das ist jene Rüksicht,
die Unglück zu so hohem Alter bringt.
Denn wer erstieg der Menschen Hohn und Stöße,
Den Druck der Macht, der großen Herrn Mißhandlung,
Verschmähter Liebe Qual, des Rechtes Zögern,
Den Zwang der Pflicht, und die Verachtung, die
Verdienst vom Gecken zu erdulden hat:
Könnt er sich selber seine Rechnung machen
Mit einem blosen Stahl? – Wer wollte Lasten,
~~Miß~~ Mit Schweiß und Schmerz ein drückend Leben tragen?

Doch – daß die Furcht vor Etwas nach dem Tod, –
Dem unbekannten Land, von ~~dem kein Wandrer~~ ‹dessen Schwelle›
~~Zur~~ Kein Wandrer wiederkehrt – den Sinn verwirrt,
Und lieber gegenwärt'ge Plagen dulden,
Denn zu noch unbekannten fliehen heißt! –
[51] So macht ein armer Ruf uns alle feig,
Und so ist des Entschlusses frische Farbe
Bleich von dem kranken Anstrich des Bedenkens;
So müssen Plane von Gewicht und Anseh'n,
Durch diese Rücksicht wendend ihren Lauf,
Den Namen That verschmerzen.

---

[52] An –

Seit meiner allerfrühsten Tagen
Hört' ich so viel von Liebe sagen
Und gieng begierig nach der Spur:
Ich forschte stets nach ihrem Wesen,
Wie ich's gehört, wie ich's gelesen,
Doch fand ich sie in Träumen nur:
Und als ich größer war geworden,
Da zog ich stille durch das Land,
Die Liebe sucht' ich aller Orten,
Doch ward sie nimmer mir bekannt.

Man sprach zu mir: „mit fünfzehn Jahren
Magst du die Liebe wohl erfahren";
Auch trieb ich so ein Kinderspiel.
Ich brannt' in nachgemachtem Feuer,
Ich irrt' auf ungestimmter Leier,
Und sprach von Lieben, Sterben viel.
Wie ich so Zwang anthat dem Herzen,
Verrann der Zeiten schneller Sand;
Mein Irren sah ich wohl mit Schmerzen,
Doch Liebe ward mir nicht bekannt.

Da sah ich Dich, so ruhig waltend,
Voll Geistesschönheit, nie veraltend,
Und lieblich zog Dein Bild mich an.
Du pflegtest zart, in holder Güte,
Mit mir der Freundschaft süße Blüthe,
Ein Bruder durft' ich Dir mich nah'n,
Da war es, daß mit stiller Beugung
Sich Dir mein Wesen zugewandt;
Doch hielt ich's nur für Brüderneigung,
Noch war mir Liebe nicht bekannt.

[53] Jüngst wollt' ich mich von Dir entfernen,
Da mußt' ich erst erkennen lernen,
Wie fest ich Dir verbunden sei.
Mir lichter wird's von Tag zu Tage,
Was ich jetzt von der Liebe sage,
Sei keine thör'ge Spielerei.
Du aber, willst Du mir erlauben,
Daß ich Dir diene unverwandt?
Du holdes Bild, willst Du es glauben,
Daß ich die Liebe nun erkannt?
——————————17. Apr. 1831.

[54] Zwei Romanzen

1.
Der Fischerknabe am See.

Am Ufer sitzt der Fischerknab'
Und schaut in den blauen Grund hinab,
Und wieder in die Höh'.
Die Schnur liegt still in den Wogen,
Und neben ihr sein Bogen
Am See, am tiefen See!

Meine Väter saßen in hoher Hall'
Und zechten beim Trompetenschall,
Ich lieg' im grünen Klee.
Sie saßen am goldenen Tische,

Ich hier und angle Fische
Im See, im tiefen See!

Mein war das Land mit Wäldern und Höh'n,
So weit nur meine Augen seh'n,
Wohin ich geh' und steh'.
Gefallen sind meine Throne,
Versenkt liegt meine Krone
Im See, im tiefen See!

Noch ein schönes, blaues Königthum
Hab' ich unter mir, und um und um,
Drum thut mir's Herz nicht weh.
Mein Szepter ist der Bogen,
Meine Angel herrscht durch die Wogen
Im See, im tiefen See!

[55] Die Vögel haben mich zum Herrn,
All in den Lüften nah und fern,
Mein Pfeil holt, was ich seh';
Und hier zu meinen Füßen,
Rauscht freundlich mich zu grüßen,
Der See, der tiefe See!

Und was nur heget sein Revier,
Davon giebt er treulich den Zehnten mir,
Wenn ich's zu holen geh'.
Auch läßt er mich in den Gründen
Wohl noch die Krone finden,
Der See, der tiefe See!
——————— 6. März, 1831.

2.
Der Fürsten Tod.

Die Waffen blinken vom Hügel,
Die Waffen blinken im Thal,
Da brausen, wie Sturmes Flügel,
Zusammen die Heere von Stahl.

Auf diesen Helmen stehen
Die Büsche weiß wie Tod,
Von jenen Häuptern wehen
Die Federn blutigroth.

Sie treffen sich mit Getöse;
Hei, welch gewalt'ger Stoß!
Im innersten Gekröse
Erzittert der Erde Schooß.

Sie schlagen mit Schwertern, sie drücken
Mit Schildern, Mann auf Mann.
Sie packen, sie ringen, sie rücken
All ihre Kräfte dran.

[56] Sie kämpfen in Sonnengluten
Den ganzen Tag entlang;
Viel tausend Wunden bluten,
Und keiner weicht dem Drang.

Die Sonn' ist schon gesunken,
Am dunkeln Kleid der Nacht
Erglänzen die goldenen Funken,
Sie nehmen's nicht in Acht.

Da sprengen, es ist am Ermüden,
Die beiden Führer heran.
Sie hatten sich heut gemieden
Auf ihrer wilden Bahn.

Sie reiten auf rothen Rossen,
Nicht zu entscheiden schier,
In schwarzen Stahl gegossen,
Und gleich an Schildes Zier:

Nur tragen die zwei Gleichen
Im Herzen sich bittern Tod,
Und am Helm die feindlichen Zeichen,
Schneeweiß und blutig roth.

Sie rufen zu im Gefechte:
„Die Schlacht soll zu Ende sein!
Der Kampf um unsre Rechte
Gebühret uns allein."

Und wieder mit Löwenstimmen:
„Ihr Helden, trennt euch nun!"
Da halten die Grimmen
Und lassen die Schwerter ruh'n.

[57] Ein Heer auf jeder Seite
Zieht ab vom Kampfesort,
Und die Fürsten zum nächtlichen Streite
Verbleiben einsam dort.

Sie werfen einverstanden
Den Schild zur Erde dar,
Der Helm, gelöst von Banden,
Befreit das wallende Haar.

Sie legen die Helme nieder:
Wie ähnlich Beider Gesicht!
Es sind zwei feindliche Brüder!
O Mond, verhülle dein Licht!

Sie sinnen noch ein wenig,
Gemahnt von der inneren Stimm',
Doch wer hier siegt, ist König,
Da überwächst der Grimm.

Geschwung'nen Schwertes schreiten
Sie auf einander dar,
Sie heben an zu streiten,
Des Helms und Schildes baar.

Wie tobet im Mondenstrahle
Die wilde Brüderschlacht!
Wie dumpf enthallen dem Thale
Die Schläge durch die Nacht!

Die Heere stehen und schweigen,
Sie hören bebend und bang
Die fernen Hiebe steigen
Im raschen, wechselnden Klang.

[58] Und horch, jetzt saß die Norne
Todbringend auf dem Stahl!
Die Klingen fuhren im Zorne
Mit scharfem Ton zuthal!

Die Heere lauschen den Tönen,
Nicht hebt sich fürder ein Schall,
In fernhin zitterndem Dröhnen
Erstirbt der letzte Hall.

Sie eilen zu dem Thale,
Sie achten kein Verbot:
Da liegt es im Mondenstrahle,
Alles still und todt.

O Schreckensthal, du trägest
Von nun den Fluch so sehr!
O Schreckensthal, du hegest
Nichts Grünes fürder mehr.

Sie kommen zu der Stätte,
Darauf gestritten war.
Da liegt auf grünem Bette
Das brüderliche Paar.

Die Häupter tief gespalten,
Rauschend das Blut und warm,
So liegen sie da und halten
Einander fest im Arm.

Die Krieger stehen und schweigen,
Beglänzt von Mond und Stern;
Dann knien sie nieder und neigen
Sich zu den gefallenen Herrn.

[59] Sie reichen sich still die Hände,
Sie reißen die Federn ab:
Der Streit ist all zu Ende,
Er ruh' in der Fürsten Grab!

Das Thal ist still noch immer,
Kein Rauschen rings umher!
Der Mond mit bleichem Schimmer
Bescheint das knieende Heer.
——————— 7. März, 1831

(Eine dritte Romanze, die Königswahl, welche die beiden vorhergehenden verbinden und zum Theil erläutern sollte, ist unvollendet geblieben).

---

[60] Die Uhr.

Kennt ihr die Uhr, die leise geht
Und dennoch niemals stille steht?
Wer nicht den Geist hat, drauf zu lauschen,
Hört niemals ihr Getriebe rauschen.
Nur manchmal kündet ihren Gang
Ein leiser, leiser Glockenklang;
Oft warnt es auch im stillen Haus,
Doch selten schlägt es völlig aus.
Die Uhr hat große, lange Stunden,
Und manch Jahrhundert ist verschwunden,
Bis eine Stunde sich erfüllt;
Doch wenn das letzte Viertel schwillt,
Dann braust ein Sturm in ihre Feder,
Geschüttelt rasseln alle Räder,
Die Glocken, die sonst leise dröhnen,
Sie sprechen jetzt in Donnertönen,
Und wer den Schlag nicht nimmt zu Ohren,
Der ist verurtheilt und verloren. –
Man glaubte fast verletzt die Uhr,

Doch ~~ist's~~ ‹war's› der Ruf der Stunde nur.
Sie geht im Schritt des alten Ganges,
Nicht trägen, nicht beeilten Schwanges;
Sie geht mit ewig gleicher Richte:
Das ist die Uhr der Weltgeschichte.
——————— Aug. 1831.

[61] Stammbuchgedichte
(Im August und September, 1831.)

An Kern.

Da soll ich dir in's Stammbuch schreiben,
Und bin doch nicht ganz guten Muths;
Von der Eitelkeit läßt sich ein jeder treiben,
Und, gesteh' ich's, dir gäb' ich gern was Gut's.
'S will nur nicht immer so recht gelingen,
Es fehlen gar zu oft die Schwingen.
Wollt ich eine tolle Fratze schneiden,
Es würde mich nicht zum Besten kleiden,
Denn mit vis comica ward ich schlecht bedacht.
Sentimentales kannst du nicht leiden,
Das wär' noch am leichtesten gemacht.
So nimm, so weit du ihn kennst und weißt,
Den ganzen Kurtz von Kopf bis zu den Füßen,
Wenn du Zeit hast einmal, dir vor den Geist:
Nur immer zu, das Bild wird dich grüßen.

An Jäger.

Dich werden keine Stürme zausen,
Und sollt' es einmal um dich brausen,
So treibt der zornigste Berserker
Nur deine Mühl' ein wenig stärker.

An Schnell.

Beim Wein=, Bier=, Thee= und Kaffeeschenken,
Posthalter, flink bei Tag und Nacht,
Magst eines Christians gedenken,
Der doch auch manches mitgemacht.

---

[62] Prolog.
für Otto Hermann's (Scherber's) Stammbuch.

Die wir jung und lebensfrisch
Hier in Scherber's Album hausen,
Werden nicht an seinem Tisch
Als bekreuzte Blätter schmausen.
Grüß' ich denn hiemit den Trupp
Der noch kommenden Genossen,
Denn dereinst im stillen Klubb
Bleibt der Mund mir fest verschlossen.
Scherber'n auch, den edlen Wirth,
Grüß' ich Namens aller Gäste,
Wenn er mit uns schmaust und klirrt
Bei dem stummen Todtenfeste.

An Bilhuber.
Ich habe, durch dein Wesen unterrichtet, dem Hafis nachgefühlt und nachgedichtet. Platen.

Was du an mir von Trotz und Wildheit,
Was du von Ruhe, was von Mildheit,
Was du von Lust, von Schmerz geseh'n,
Was dir schon früh mein Auge sagte,
Was mein zeriss'ner Zorn dir klagte,
O mögest draus mein Herz versteh'n!

---

[63] Zweien Freundinnen.

Nun zieht der Freund – mit tief gerührter Brust,
All des vergangen Glückes sich bewußt,
Und glüht im Wunsch: o drängten alle Flammen
Des Schönen jetzt in Ein Wort sich zusammen,
Daß ich's zum Mal, zum ew'gen Angedenken
Euch, schöne Seele, scheidend könnte schenken!

Und werden wir uns jemals wieder seh'n?
Die süße Hoffnung soll mir nicht vergeh'n!
Nur manchmal, in geheimnißvoller Nacht,
Ist mir ein leises Ahnen aufgewacht,
Als saust' ein Geist her, der Zerstörung weht,
Gefährlich mir und Vielem, was da steht.

Und trifft sie ein, die tödliche Erfüllung,
So sei sie mir der langen Schmerzen Stillung;
Doch wenn lebend'ge, schön're Jahre lächeln,
Mag man die nervenschwache Ahnung – hecheln:
Euch aber bleibe, lebend oder todt,
Der Gruß des Herzens, dem kein Welken droht.

---

[64] Gedichte seit der Entfernung von Maulbronn.

Volkslied.

Auf der blumenreichen Aue,
In dem klaren Morgenthaue
Geh'n die Lämmlein silberhell;
Fischlein spielen,
Schnelle Fischlein lustig spielen
Hin und her auf kühler Well'.

Käm' mein Lieb als Lamm gegangen,
Zög' ich's hinter mir gefangen
Wohl an einem rothen Band;
Wollt' es fischen,

Mit der goldnen Angel fischen,
Schwämm's, ein schneller Fisch, zum Land.

Auf dem Berge thu' ich stehen,
Und in's Thal hernieder sehen
Nach dem schönsten Angesicht.
Lämmlein seh' ich,
Schnelle Fischlein drunten seh' ich,
Aber meine Liebste nicht.

Berg und Thal, in heißen Flammen,
Finden sich doch nie zusammen,
Denn sie stehen gar zu weit:
Doch zwei Herzen,
Doch zwei heißverliebte Herzen
Sind beisammen allezeit.

---

[65] Sonett,
gegeben in die Lotterie für die flüchtigen Polen.

Du Volk des Heldenruhms, das mehr verloren,
Als wir besitzen und besessen haben,
So hast du auch das heimathliche Schwaben
Zum Schauplatz deiner heil'gen Flucht erkoren!

Und hilfreich hat ein biedres Volk geschworen,
Zu spenden den Willkomm'nen reiche Gaben;
Hier können sich die müden Wandrer laben
Und freud'ge Grüße dringen euch zu Ohren.

Nun regen zarte Finger sich ohn' Ende,
Geschäftig wirken, weben holde Frauen,
Um euch zu weihen den Gewinn der Hände.

In der Geschichte Webstuhl welcher Finger
Wirft einst den kühnen Faden ohne Grauen,
Der Heimath euch und uns der Ehre Bringer?

---

[66] Pilgerfahrt.

So nehmt mich hin, ihr Lebenswogen,
Mit festem Sinne folg' ich euch.
Ihr seid nicht mehr um mich betrogen,
Ganz habt ihr mich in eurem Reich!
So zieht mich von dem schönsten Port,
Von meinem süßen Mährcheneiland fort!

Das Herz noch voll von holden Träumen,
Die ich recht freundlich hegen will,
Durch das Getümmel ohne Säumen
Treib' ich vorüber, frei und still;
Da trifft auch wohl ein Klang mein Ohr,
Den mir mein Eiland zugetönt hievor.

Ein Blick, den ich zu kennen meine,
Grüßt freundlich oft und schwindet schnell,
Ein Wort tritt aus dem Dämmerscheine
So fremd und doch so traulich hell.
Dann denk' ich: die sind auch verbannt,
Flüchtlinge sind sich lieb und wohlbekannt.

Einmal vom sel'gen Göttertranke
Labt' ich mit vollem Zug dieß Herz;
Nun segl' ich fort, mit sanftem Danke,
So ohne Wunsch, so ohne Schmerz,
Genießend, was mein Herz mir beut,
und sinnend über meine Einsamkeit.

Da seh' ich, an den Mast gelehnet,
Wie sich die Ferne grau verhüllt,
Und Wolken, ahnungsvoll gedehnet,
Ein ros'ger Dämmerschein umquillt:
[67] Vielleicht, nach weitgefurchter Bahn,
Land' ich an Aquilina's Insel an.
——————————— 17. Juni, 1832.

Kriegslust.

Fallen möcht' ich in freier Schlacht,
Wenn die Rosse schnauben, Trommeten schmettern,
Und wenn die Schwerter leuchten und wettern,
Und die Kanone blitzt und kracht.

Fallen möcht' ich in freier Schlacht,
Wenn so blutig nun flammt der frische Morgen: –
Aermliche Wünsche, kleinliche Sorgen
~~Werden zu x x~~
‹Bleiben zurück in Traum und Nacht.›

Fallen möcht' ich in freier Schlacht,
Weil im schwächlichen Frieden ich muß erkranken;
Kümmerlich Brüten, zage Gedanken
Werden zu fröhlicher Kriegesmacht!

Fallen möcht' ich in freier Schlacht!
Wenn die Schwerter, die Kugeln mein Herzblut rufen,
Ueber mich rasseln der Rosse Hufen,
Schwindet das Leben in Traum und Nacht.
——————— 19. November 1832.

2 *Schubart-Rede anlässlich der Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes am 15. August 1836 auf dem Schillerfeld*

Hermann Kurz verfasste seine Rede im Auftrag des Stuttgarter Liederkranzes. Überliefert ist nur eine Abschrift in den Akten des württembergischen Innenministeriums („Polizeiliche Beaufsichtigung der sich in Württemberg befindlichen Liederkränze, 1836–1842"), die von König Wilhelm I. angeordnet und am 21. August 1836 von Stadtdirektionssekretär von Kirn beglaubigt wurde (vgl. Hölz 2009). Als Festredner trat Christian Benjamin Dreizler (1794–1869) auf.

Abschrift nach: HStA E 146 Bü. 9855, transkribiert von Thomas Hölz (Tübingen).

[1] Die heitere Sitte, der Tonkunst und Poesie gesellig zu huldigen und die Stiftung eines solchen Vereins kunstliebender Menschen mit einem Feste zu begehen, ruft uns heute wieder auf dieser Stelle zusammen. Es ist das Vorrecht der beiden verschwisterten Künste, jede die andere zu erheben und zu preisen: die Musik durchströmt die Gebilde der Dichtkunst mit ihren Tönen und gibt ihnen hiedurch erst die Fülle des Lebens, indem sie dem schönen Leib eine schöne Seele verleiht; die Poesie schmiegt sich liebevoll an sie an und sendet in das dunkle Reich der Gefühle die Strahlen ihres Lichts, die geistigen Worte, womit sie den unbewußten Gehalt vernehmbar ausspricht und aus einem grundlosen Schachte die edelsten Metalle unermüdlich zu Tage fördert. So erreichen sie, gegenseitig sich stützend und tragend, eine himmlische Höhe, aus welcher sie unserem an die Scholle gebanntem Leben den reichsten Schmuck, die tröstlichste Erquikung schenken. Zum Gedächtniß dieser Verschwisterung ist seit lange der Brauch eingeführt, an Sängerfesten den Namen eines durch seine Geburt uns angehörenden Dichters zu beehren oder mit dieser Huldigung, wenn sie der Zwek [2] des Festes ist, zugleich eine Feier des Gesangs zu verbinden. Kränze der Liebe und des Stolzes sind dabei reichlich dem großen Dichter gewunden worden, der, ein Sprößling unserer Gauen, dem gesammten teutschen Vaterlande angehört, der, den alten schwäbischen Kaisern gleich, ausgezogen ist, sich eine geistige Weltherrschaft zu begründen. Ueber ihn, der fast zu hoch steht für alles Lob, ist so viel schon gesagt worden, daß wenig mehr übrig bleiben dürfte, und dann, wann wir die An(n)alen der Literatur durchlesen, so tritt uns mancher Landsmann daraus entgegen, der einer dauernden Erinnerung werth ist: hält sich doch auch der Reisende nicht bloß bei dem großartigen Wasserfall auf, der über himmelhohe Felsen herunterstürzt, sondern er verliert sich gerne in ein bescheidenes Seitenthal, wo ein Gießbach mit nicht so ungeheurer, aber doch gewaltiger Kraft über die Steine

hinwegbraust. Nicht bloß ihm, der in der deutschen Literatur ein schwäbisches Kaiserthum gestiftet hat, dürfen wir eine Feier seines Ruhmes anstellen, „noch manchen Mann, noch manchen Held gebar das Schwabenland."!

[3] Und an dem heutigen Tage, wo nach hergebrachter Art ein vereintes Fest der Musik und Poesie begangen werden soll, ist es von besonderer Bedeutung, das Gedächtniß eines Mannes zu erneuern, in dessen Talente diese beiden Künste so innig verbunden waren, daß es schwer seyn möchte zu entscheiden, in welcher ihm die schönere Palme gebührt, eines Mannes, der durch seinen Charakter und durch seine Schiksale gleich merkwürdig ist, des schwäbischen Dichters Schubart. Freilich, wenn man seinen Werth nach einer richtigen Berechnung aussprechen will, darf man weder die Lehrbücher der Tonkunst noch der Poesie nachschlagen, denn er war nicht der Mann, sein Leben auf Zinsen anzulegen und eine nachhaltige Zukunft auf Kosten einer trokenen Gegenwart zu erobern, sondern er war ein Mensch des Augenblicks, ein Held der Geistesgegenwart, der als Kind einer Zeit der geistigen Umwälzung kein dringenderes Streben kannte, als mit den Resultaten eines neuen Denkens die Herzen seiner Umgebungen zu erfassen und zu überwältigen. Deshalb kann eine historische Würdigung Schubarts weniger den Musiker und Dichter als den Menschen hervorheben: Er hat im Reiche Polyhymnia's keine dauernden Schöpfungen, keine [4] rezelnde Theorie hinterlassen, was wir jedoch aus den Berichten seiner Zeitgenossen über seine musikalische Virtuosität, seine wunderbaren Productionen auf dem Klavier entnehmen können, sezt uns in den Stand, zwar nicht seine Hervorbringungen zu beurtheilen, aber seine gewaltige Meisterschaft anzuerkennen. Mit seiner Poesie fiel er in eine Zeit revolutionärer Gährung, und in solchen Zeiten sieht man auf den Stoff mehr als auf die Form, auf die Tendenz mehr als auf die Manier. Der Werth eines Mannes hat eine relative Geltung: wir, die wir auf den Schultern dreier Generationen stehen, dürfen wohl die formelle Ausbildung der Poesie, zu welcher unsere Zeit gelangt ist, hoch anschlagen, aber es ist ein Lob, das mehr der Geschichte gebührt, als dem Individuum, und wenn der Einzelne gegenwärtig nach seiner Bildung beurtheilt wird, so ist es die Gesinnung, welche für jene vergangene Periode den Maßstab abgibt. Es war kein kleiner Gedanke, in dem verknöcherten teutschen Reiche das Panier der Freiheit zu erheben, und Schubart, dem verwandten Genius seines Freundes Bürger folgend, hat diesen Gedanken männlich [5] repräsentirt, in der Zeit der Willkühr und nur durch erträumte Palliative beschränkter Machtvollkommenheit hat er die Geheimnisse einer Fürsten Gruft auf so kühne Weise enthüllt, daß alle Gleichgesinnten an ihm einen Stützpunkt, einen Sprecher zu finden hoffen durften. Es ist eine andere Phase der politischen Verhältnisse, eine anderer Maßstab der Poesie eingetreten, aber noch immer verdient der Mann die Bewunderung der Nachwelt, welcher in seinen Gedichten und der teutschen Chronik seine Gesinnung so unumwunden

und furchtlos ausgesprochen hat. Diese Gesinnung ist es denn auch, welche wir in seinen hinterlassenen Werken vorzugsweise anzuerkennen haben; sie ergreift uns am meisten, wo sie in der rührenden Einfachheit eines Volkslieds hervortritt und wenn das Gelingen eines solchen der Beweis ächter Dichterschaft ist, so wird Schubart seinen Kranz unangefochten tragen. Einige seiner Lieder leben noch jezt im Volke fort, eines wird als beliebter Choral in der Kirche gesungen; wie viel diese Lieder seinen Zeitgenossen galten, ist bekannt: der Abschied, den er für die nach dem Kap gehenden Truppen dichtete, drang wie ein Lauffeuer unter das Volk und wurde der Ausdruck der herrschenden Stimmung.

Doch aus den [6] Regionen eines hochstrebenden Muthes müssen wir ihm auch tief hinunterfolgen in die Nacht der Gefangenschaft, in die seine Kühnheit und die Hinterlist eines unwürdigen Freunds ihn brachte: Er, der freiheitsdurstigste Geist, lebendig begraben in finstren, feuchten Kerkermauern und freudloser Einsamkeit! In diesem Jammer begann er an allem, sogar an sich selbst zu verzweifeln, da kam ihm die Religion zu Hülfe, richtete den Gebeugten wieder auf und führte ihn leise dem Licht einer besseren Hoffnung entgegen, das tröstend durch die Nacht seines Kerkers brach. Hier lernte er den Sinn der Menschen kennen: So viele, die er sich durch seine Lieder verpflichtet hatte, schenkten ihm ein unthätiges Mitleiden, Mächtige, welche seine Befreiung nur ein Wort gekostet hätte, thaten nichts Erhebliches für ihn, doch als er endlich das Tageslicht wieder sah, konnte er stolz darauf seyn, daß er die Freiheit keinem Fremdling, sondern einem Mitglied seiner eigenen Familie, das heißt, der des Parnasses, verdankte. Die edle Dichterin Karsch bat ihn los und es klingt wie ein Märchhen der Tausend und Einen Nacht, daß derselbe Fürst, der ihn Jahre lang in harter Haft gehalten hatte, ihm nicht bloß die ersehnte Freiheit wiedergab, sondern ihn [7] auch zu Ehren und Würden brachte.

Die Naivität einer Zeit, in der manche unvereinbaren Elemente des Denkens und Handelns friedlich neben einander lagen, mag auch erklärlich machen, was uns an Schubarth auffallend scheinen könnte, seine nachmalige Stellung und die Gesinnung, die er troz derselben beibehielt, besonders aber neben seiner religiösen Zerknirschung seinen unbegränzten geselligen Humor. Hierinn war sein Talent am reichsten und er entwikelte eine Genialität, welche ihm erlaubte, ohne einen Heller im Reiche herumzuwandern oder seinen lezten als Almosen wegzugeben, weil er wußte, daß er überall willkommen war, und durch seine Laune jederman beherrschen konnte. Wem von uns sind nicht seine witzigen gereimten Einfälle bekannt, die, von seinen Zeitgenossen mit Bewunderung aufgenommen, sich bis auf uns erhalten haben und noch lang im Mundt der Nation leben werden! Der leichteste Anlaß preßte ihm ohne Mühe die artigsten Verse aus, alle aus dem Stegreif, und keiner ohne Spitze: wenn er in eine Gesellschaft geladen wurde, erschien er mit dem sichern Blik eines Feldherrn, der über unabsehbare

Truppen zu gebieten hat. Auch in dieser Beziehung dürfen wir Schwaben ihn mit gerechtem SelbstGefühl den [8] unseren nennen, die wir so gern von der übrigen teutschen StammsGenossenschaft einer schweren Zunge bezüchtigt werden. –

Es gibt originelle Menschen, welche ihr ganzes Talent im Leben aufbrauchen und nicht im Stande sind, mit der Feder etwas hervorzubringen, was ihrer mündlichen Meisterschaft gleich käme, Menschen, auf welche man anwenden könnte, was Schiller von den Mimen sagt, daß ihnen die Nachwelt keine Kränze flechte: auch von Schubart kann man sagen, daß er mit edler Sorglosigkeit manche seiner besten Kräfte in den Flammen des Augenbliks habe aufgehen lassen, aber nicht hierauf darf man das HauptGewicht legen, den drükenden Verhältnissen, welche ihn sein ganzes Leben lang befingen und auch da, als es ihm am besten wurde, in seiner Stellung als Hofdichter zur unabläßigen Ausübung der Gelegenheits-Poesie, dieser unächten, zehnten Muse nöthigten, der Hülf- und Rathlosigkeit, welche ihn früher unstät durch die Lande trieb, – diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß unberechenbare Schätze der Lyrik, welche in diesem feurigen Dichtergeiste lagen, für uns verloren gegangen sind.

So wenig ist von seinen Zeitgenossen für Schubart gethan [9] worden: mußte er sich doch von einem seiner Gönner rathen lassen, er solle seines Fortkommens wegen katholisch werden. Es ist ein trüber Gedanke: So manche Männer, welche groß geworden sind oder mit einem besseren Loose gewiß groß geworden wären – denn der Mensch ist doch zum bedeutendsten Theil ein Produkt seiner Verhältnisse – haben im Vaterland ihre Wiege, aber nicht ihr Grab gefunden, sie sind unter Fremden, einen vorwurfsvollen Blik im Auge, gestorben. Sollte der Dichter vielleicht zu der Nothwendigkeit einer Quelle verdammt seyn, welche nicht zum Flusse werden kann, wenn sie nicht den Ort ihres Ursprungs verläßt? Ihm aber, von dem wir reden, ist noch ein herberes Loos gefallen: ihn sandte das Vaterland nicht hinaus, es drükte ihn mit eisernen Armen an sich, und wurde ihm zur Folterkammer seines Genius. Doch diß führt uns auf traurige Betrachtungen, bittere, welche der Heiterkeit dieses Abend Abbruch thun könnten: vergegenwärtigen wir uns lieber das lebendige Bild des genialen Mannes, der stark genug war, sein angetastetes Leben mit ungezierter Fröhlichkeit zu [10] verschönern, begleiten wir ihn in die Gesellschaft seines HerzensFreundes, des schwäbischen Fallstaff, des lustigsten Kumpans am Neckar, in jenen philosophischen Clubb, wo die Flaschen mit dem besten Wein, die Lippen mit den tüchtigsten Scherzen geladen waren, und schließen so, indem wir die größte Eigenschaft unseres Dichters mit den Worten Shakespear's bezeichnen:

Er war ein Mann.

3 *Die beiden Tubus*. Fassung letzter Hand

Das Handexemplar der Originalausgabe (Kap. 1–3) und das Manuskript des Fragment gebliebenen zweiten Teils (Kap. 4–6) wurden von Hermann Kurz mehrfach bearbeitet, mit Verweisen versehen sowie durch Einlegeblätter ergänzt. Da die folgende Abschrift nur den letzten Arbeitsstand abbilden will, um den Text erstmals in Form einer Lesefassung zugänglich zu machen, wurde auf die diplomatische Wiedergabe der zahllosen Korrekturen und Streichungen verzichtet. Die Seitenzählung in eckigen Klammern folgt der Vorlage (180 Bl.), Einlagen werden in Hochstellung nummeriert, gestrichene Seiten bleiben unberücksichtigt.

Abschrift nach: Handexemplar (E III, 127–261), DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 10749 sowie Mskr., DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.2765 / 48.2766.

[3] 1.

Es war ein schöner stiller Aprilmorgen, still wie er nur im Deutschland der zwanziger Jahre, in welches wir uns hiemit zurück versetzen, und in einem einsamen, hochgelegenen schwäbischen Bergbauerndörfchen gedacht werden kann.

[4] Am Fenster seines Pfarrhauses stand der Pfarrer von A…burg, der zu dieser Stunde seiner vieljährigen und alltäglichen Morgenbeschäftigung oblag. [5] Er sah nämlich spazieren, indem er einen langen Tubus vor das Auge hielt und über die Ferne hin und her bewegte. Derselbe war weder ein Dollond noch ein Frauenhofer, sondern ein selbstverfertigtes Rohr aus steifem Papier, worin er die teleskopischen Gläser nach freundschaftlicher Anleitung des berühmten Mechanikus Butzengeiger in T……., der sein Vetter war, eingesetzt hatte. Dieses Sparfernrohr bildete neben seinem Sohne Wilhelm, von dessen Entwicklung er sich Wunderdinge versprach, seinen größten Stolz und, wie schon gesagt, seine tägliche Morgenergötzlichkeit. Es trug wohl zwanzig Stunden weit, und ließ in der Landschaft die wellenförmigen Hügelreihen, [6] die dichtgesäeten Dörfer mit den blinkenden Kirchenthürmen, in den Bergen aber, die sich links und rechts in langer Front an den hohen Standpunkt unseres Beobachters anschloßen, die verstecktesten Thaleinschnitte, die abgelegensten Felsenzacken und die verborgensten Ruinen sehr deutlich vor Augen treten.

[7] Was jedoch das bewaffnete Auge des Pfarrers von A…berg heute gänzlich gefangen nahm und ihn selbst gleichsam zur Statue entgeisterte, war nicht der längst gewohnte Anblick der Morgenlandschaft, obwohl er sich demselben stets mit Liebe hinzugeben pflegte. Es war etwas Neues, Ueberraschendes und, wie wir wohl vorausschicken mögen, eine verhängnißvolle Epoche in seinem Leben heraufzuführen Bestimmtes.

Während er nämlich von Morgen gegen Abend gerichtet zwischen den am Fuße des Gebirges nach dem untern Lande hinziehenden Hügeln, die schon vom jungen Grün des Lenzes überflogen glänzten, ein sonderbar schiefes Thürmchen aufsuchte, nach welchem er jeden Morgen teilnehmend hinsah, ob es noch nicht eingefallen sei, trat eine Erscheinung in sein Sehfeld, die ihn beinahe erschreckt hätte, bald aber mit einer fast närrischen Freude erfüllte.

Er hatte bei seinen bisherigen Beobachtungen ein kleines Haus übersehen, dessen Obertheil in einiger Entfernung von dem wehmütig geneigten Thürmchen über eine von Bäumen halb versteckte Mauer hervorragte. [8] Erst heute machte er dessen Entdeckung. Aber eine noch größere war ihm vorbehalten: er entdeckte nämlich am Fenster des Häuschens einen Mann, der genau wie er selbst ein Fernrohr handhabte und, so schien es ihm wenigstens, gerade jetzt seine eigene Person recognocirte. Er glaubte in einen entfernten Spiegel zu blicken oder gar einen Doppelgänger wahrzunehmen. Bei näherer Untersuchung jedoch fand er, daß dieses „zweite Gesicht", das ihm aufgestoßen, in Wirklichkeit ein zweites war, das heißt ein anderes. Wenn ihn nämlich sein Butzengeiger, wie er das Instrument zu nennen pflegte, nicht trog, so erkannte er ziemlich deutlich eine schwärzliche Complexion und einen eckigen Knochenbau mit harten düstern Zügen, während er selbst blond und glatt wie Hamlet, dabei aber freundlich und gemüthlich wie der liebe Vollmond aussah.

Kein Zweifel, das Wunder löste sich in Natur, der Doppelgänger sich in einen Kunst= oder vielmehr Liebhabereigenossen auf. Und dennoch blieb es wunderbar, daß diese verwandten Seelen, wer weiß nach wie langem unbewußten Umhersuchen, sich in so seltener, vielleicht noch nie dagewesener Weise begegnen und eine optische Schäferstunde feiern sollten! Indessen verschob der Pfarrer von A…berg das Nachdenken auf eine bequemere Minute, da es ihm für den Augenblick vor Allem darum zu thun sein mußte, die so unerwartet gefundene teleskopische [9] Freundschaft hand= oder, wenn man will, augenfest zu machen und sich ihrer dauernd zu versichern. Er holte daher, den schwerfälligen Tubus für eine Weile einhändig regierend und vor Mühe keuchend, sein Taschentuch aus dem Schlafrocke hervor und schwenkte es wiederholt, wobei es ihm nicht wenig Schweiß kostete, den Gegenstand seiner Beobachtung vor dem Glase zu behalten, oder, wenn er ihn von Zeit zu Zeit verlor, schnell wieder vor dasselbe zurückzuführen.

Doch aller seiner Bemühungen schien ein neidisches Geschick spotten zu wollen, denn der Unbekannte gab kein Zeichen der Erkennung, obgleich in seiner Stellung und der Richtung seines Fernrohrs keine Veränderung sichtbar geworden war. Sein Entdecker knieete auf den Boden, legte die angeschlagene Augenwaffe auf das Fenstergesims und begann das Taschentuch mit Macht zu schwingen; da er aber bedachte, daß durch dieses Verfahren gerade das breiteste Object des Gesehenwerdenkönnens, nämlich sein wohlgerundetes Selbst, dem

Bereiche einer Gegenentdeckung entrückt sei, so band er, mit eben so viel Kunst als Anstrengung, die Signalflagge um den unausgesetzt in Arbeit begriffenen Tubus fest, ließ das freie Ende flattern und nahm seinen früheren Standpunkt in dem Fenster, das er vollkommen ausfüllte, wieder ein.

[10] Das Fernrohr jetzt mit beiden Händen, wie vorher, zu bequemeren Evolutionen beherrschend, schüttelte er es von Zeit zu Zeit, um die daran befestigte Flagge tanzen zu lassen. Allein dies war gleichfalls ein mißliches Manöver, worin er jeden Augenblick inne halten mußte, um den durch die Schwankungen gestörten Gesichtswinkel herzustellen, ehe die in demselben befindliche Erscheinung unwiederbringlich verschwinden konnte. Da kam ihm endlich der steifer werdende Morgenwind zu Hülfe und blähte das Taschentuch auf, so daß es lustig zu wehen und ordentlich zu rauschen begann. Der Pfarrer beugte sich jetzt mit dem beflaggten Tubus weit aus dem Fenster, um sich so bemerklich als möglich zu machen, und suchte seinen Doppelgänger gleichsam im Geist auf die Nase zu stoßen, die, weil dessen Sehrohr in die Höhe gerichtet war, ganz merklich unter demselben zum Vorschein kam.

Vergebens jedoch! Der Andere rührte sich nicht, und er hielt ihn nachgerade für einen Gliedermann, den irgend ein Spaßvogel aus unbekannter Absicht dort an's Fenster gestellt habe. Etwa gar um ihn selbst und seine unschuldige Liebhaberei, die man dort bemerkt haben mochte, zu parodiren? Dieser Gedanke, der nahezu an eine Regung von bösem Gewissen hinstreifte, fuhr unserem Beobachter einen Augenblick durch den Kopf; [10] aber der Pfarrer war zu gutmüthig, als daß er bei ihm verweilt hätte. Auch unterbrach ihn ein plötzlicher Scenenwechsel auf dem Schauplatze seiner Forschungen; der Doppelgänger setzte das Fernrohr ab, zog sich zurück, und gleich darauf war das Fenster geschlossen. Er war also kein Gliedermann gewesen. Dafür war er aber jetzt weg, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und der Pfarrer von A…berg hatte Zeit und Mühe umsonst verschwendet.

„Reisen Sie glücklich nacher Asia und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“ sagte er ärgerlich hinter ihm drein. Dieses aus dem Leben gegriffene Citat wurzelte mit dem Ursprung seines Daseins im Complimentirbuch eines coulanten Posthalters der Umgegend. Derselbe hatte einst einen türkischen Gesandten, der, den nächsten Weg von Paris nach Konstantinopel über den Aalbuch und Virngrund einschlagend, bei ihm vorfuhr, Relais für seinen Wagen, für sich selbst aber, als Surrogat des Scherbets, ein Glas Zuckerwasser nehmen, beim Wegfahren mit abgezogener seidener Zipfelmütze und unter einem tiefen Bückling die angeführten goldenen Beurlaubungsworte nachgerufen. Sie waren, von seinen Gästen verbreitet, nach und nach landläufig geworden, und wurden [11] von allen geistreichen Leuten, mit anderem Wort also von allen „Honoratioren“, bei mehr oder weniger passenden Gelegenheiten beharrlich angewendet.

Der Pfarrer hatte inzwischen eine vorübergehende gemäßigte Verzweiflung über den unbefriedigenden Ausgang seines Abenteuers bald überwunden, und stieg nun ziemlich selig zu seiner getreuen Gattin in das Wohnzimmer hinab, um derselben die unerhörte Ueberraschung, die ihm so eben geworden war, mitzutheilen.

Will man sich hier einen Begriff von den Zuständen des Pfarrhauses in A…berg bilden, so versetze man sich einfach in die Geschichte des Landpredigers von Wakefield, nur daß man sich allerlei wegzudenken hat, zum Beispiel die beiden Mädchen mit ihren Liebhabern, und so weiter und so weiter, vor Allem aber den theologischen Tractat. Von Arbeiten letzterer Art war unser Pfarrer nun ganz und gar kein Freund, und schon bei der Wahl seiner magern Pfarrstelle hatte ihn neben dem Wunsche, die Erkorne seines Herzens schnell heirathen zu können, der weitere Lebensplan bestimmt, auf dem ersten besten Anfangsdienste das Ziel seiner Tage heranzusitzen und jedem Beförderungsanspruch zu entsagen, [12] der ihn nur genöthigt haben würde, seine dogmatischen Bücher abzustäuben und sich als alter Knabe noch einmal zur Prüfung zu melden.

Dieser Lebensplan beruhte auf der breiten Grundlage eines ganz stattlichen Vermögens, das beide Eheleute zusammengebracht hatten und das ihnen ihr Gericht Kraut nicht bloß mit Liebe, sondern mit jedem beliebigen Genuß des Lebens zu würzen gestattete. Und zu all dem Behagen kam noch, daß der gefürchtete Oekonomiebeamte des Bezirks, der die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude zu führen hatte, mit dem Pfarrer im dritten und mit der Pfarrerin sogar im zweiten Grade verwandt war, welches Verhältniß die angenehme Folge hatte, daß das Pfarrhaus von A…berg mit Recht unter den Pfarrhäusern des Landes als eines der schönsten gepriesen wurde, in der dürftigsten Umgebung ein allerliebster und comfortabelster Felsensitz für ein wohlhäbiges Paar, das Hände genug zur Verfügung hatte, um sich die Nützlichkeiten und Süßigkeiten einer wohlbestellten Haushaltung von allen Seiten die schroffen Bergwege herauftragen zu lassen.

Fällt hienach mit so manchen andern Vergleichungspunkten zwischen A…berg und Wakefield auch noch der der Armuth hinweg, so bleiben doch immerhin Mr. und Mrs. [13] Primrose übrig, denn das waren die beiden liebenswürdigen Pfarrhälften durch und durch, ein wenig vielleicht schon darum, weil sie sich in ihrer Jugend mit Vorliebe in diese Rolle hineingelesen hatten. Das Behagen, in welchem sie schwammen, theilte sich Allen mit, die sie berührten, und da sie sehr mittheilend waren, so erstreckten sich diese Berührungen in ziemlich weite Kreise. Die Gastfreundschaft unserer Primrose's war so groß, daß Niemand ihr steiles Schwalbennest unzugänglich fand, und die Gemeinde selbst, obgleich sie nicht erwarten durfte, einen Steinriegel in eine Kornkammer und Dornsträuche in Feigenbäume verwandelt zu sehen, befand sich doch wenigstens bei dem Wohl-

stand ihres Pfarrers weit besser, als wenn sie, wie es in ähnlicher Lage meist der Fall ist, zu ihrem eigenen Mangel an Wolle auch noch einen kahlen Hirten gehabt hätte.

Sonach, wenn der geneigte Leser den Pfarrer von A…berg vielleicht auf den ersten Anblick wegen seines [14] Papierfernrohrs für einen armen Schlucker oder gar für einen Filz gehalten hat, so ist dies nur einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit des Sprichworts, daß der Schein zu Zeiten trügt. Der Spartubus stellte bloß ein Stückchen Robinsonade im Studirzimmer vor.

Mit unbeschreiblicher Ueberraschung und grenzenlosem Vergnügen vernahm die Pfarrerin, was sich so eben zwischen Morgen und Abend zugetragen hatte. Als eine Frau, die eine Freude des Gatten zu ihrer eigenen Freude machte, interessirte sie sich höchlich für den unbekannten Seelenverwandten ihres Mannes und sprach mit Hochachtung und Freundschaft von ihm, jedoch nicht ohne zugleich ihrem Verdrusse Luft zu machen, daß der „dumme [15] Kerl", wie ihr im Eifer entfuhr, „keine Augen im Kopf gehabt" habe. Sofort eröffnete sich eine lebhafte Berathung über die Fragen, wer derselbe sein möge, wo er wohne, und wie es komme, daß er dem regelmäßigsten aller Beobachter bisher entgangen sei. Die letztere Frage zerfiel wieder in mehrere Unterfragen: war der Fremde vielleicht erst seit gestern oder heute in der Gegend seßhaft, in der er sich hatte entdecken lassen? oder, mochte er nun ständig oder vorübergehend seinen Aufenthalt dort unten haben, entstammte seine heutige Recognocirung bloß einer flüchtigen Laune oder einer soliden Gewohnheit? konnte man also darauf rechnen, ihm künftig abermals auf dem heutigen Wege zu begegnen, oder nicht? Oder aber, hatte er vielleicht schon längere Zeit, wohl gar Jahre lang, jeden Morgen und nur zu einer andern Stunde, als der Seher von A…berg, aus jenem Fenster herausgeschaut? Denn „die Menschen lieben sich zu ungleichen Stunden", sagt Rahel.

Eine geheime Ahnung flüsterte der Pfarrerin zu, daß die letztere Hypothese die richtige sei, und mit gewohntem Scharfsinn machte sie ihren Mann auf die Fügung aufmerksam, die es mit sich gebracht hatte, daß er [16] seine gewohnte Morgenandacht heute zur ungewohnten Zeit verrichtete, nämlich eine ganze Stunde später als sonst. Da die Ursache dieser Verspätung auch vom spitzfindigsten Leser wohl schwerlich errathen werden würde, so dürfte es angezeigt sein, einen kurzen Bericht darüber hier einzuflechten.

Das Pfarrhaus von A…berg hatte gestern die Ehre gehabt, den neuen Decan auf seiner ersten Parochialvisitationsrundreise zu bewirthen. Unser Freund nun, der das wünschenswerth richtige Verhältniß zwischen Pfarrer und Decan besser als wir zu definiren verstand, war von ganzer [17] Seele darauf bedacht gewesen, gleich bei dem so entscheidenden ersten Zusammensein den richtigen Ton zu treffen. Sofort nach Empfang der Ankündigung des Visitationsbesuches hatte er an seinen Nachbar, den Pfarrer von Sch……ingen, geschrieben, von dem

er wußte, daß er ein Jugendfreund der noch unbekannten Größe war, und denselben dringend eingeladen, dem Erwarteten Gesellschaft zu leisten, mit dem Ersuchen, wo möglich etwas früher einzutreffen und ihm selbst über Charakter, Temperamentsqualitäten, Gemüthsneigungen, Angewöhnungen des Fraglichen, besonders jedoch über dessen etwaige Eigenheiten, diensame Auskunft zu geben, oder, im Fall einer bedauerlichen Verhinderung, ihn über diese Wissenswürdigkeiten mit Wendung des Boten schriftlich aufzuklären.

Der Abgesandte kam mit einem Briefe zurück, worin [18] der Nachbar unter Entschuldigung, daß er abgehalten sei, an dem bestimmten Tage zu kommen, den gewünschten Bescheid ertheilte. Decanus, schrieb er, sei ein sehr humaner Mann, unter Umständen sogar ein cordiales, ja, wenn desipere in loco statthaft, ein kreuzfideles Haus. Besondere Kennzeichen wisse er Decano keine beizulegen, maßen Selbiger in Amtssachen mit Gewissenhaftigkeit facil, in allen andern Dingen aber absolut tractabel und demgemäß beim Tractament im eigentlichen Sinne des Worts, je nachdem Gott es beschieden, mit Wenigem und auch mit Vielem content sei. Uebrigens habe er allerdings eine individuelle Eigenheit, eine etwas naupengeheuerliche, mit deren Hülfe man jedoch sein Herz erobern könne. Er putze nämlich für sein Leben gern Lichter. Könne man daher, was ja in Betracht der schlechten Wege leicht zu bewerkstelligen, Decanum über Nacht festhalten, und wolle man ihm Gelegenheit geben, Abends das Licht oder vielmehr die Lichter fleißig zu putzen, so werde er ganz „in seinem Esse sein."

Unser Pfarrer war nicht so einfältig, sich zum Opfer dieser plumpen Lüge zu machen, da er, wie alle Welt, seinen Amtsbruder von Sch.....ingen als losen Vogel und Mystificator kannte. Er wunderte sich nur, daß dem [19] geriebenen Kopfe in der Geschwindigkeit nichts Geschickteres eingefallen sei. Aber gerade darum hieß er die Eulenspiegelei, von der er eine Probe halb und halb erwartet hatte, höchlich willkommen; denn sie verhalf ihm zum Tone, den er zu treffen wünschte.

Er ging also mit Vergnügen in die Falle und stellte sich, als ob er die Mystification blindlings glaube, hielt es jedoch für gerathen, die Pfarrerin, deren er sich zu seiner Operation zu bedienen gedachte, nicht in die Tiefe der Verwicklung und auf den Boden seines Planes blicken zu lassen. Indem er ihr daher die Charakteristik des Decans mittheilte, verschwieg er, daß der Urheber derselben ein Dutzfreund des Geschilderten sei, der sich etwas gegen Diesen erlauben konnte, und brachte so die sonst recht löblich kluge Frau dahin, daß sie seinen scheinbaren Glauben in Wirklichkeit theilte. Hiedurch gewann er einerseits, daß sie ihre Rolle, die nicht durch heimliche Zweifel oder gar Gewissensbisse beeinträchtigt sein durfte, mit natürlichster [20] Unbefangenheit spielte, und andererseits hielt er sich selbst für alle Fälle einigermaßen rückenfrei.

Die Visitation ging zur Zufriedenheit beider Theile vorüber. Nachdem die geschäftliche Seite des Besuchs erledigt war, legte der Decan seine Amtsmiene ab, um der Frau Pfarrerin die Aufwartung zu machen. Trotz seiner Versicherung, daß er nur die Kirche und Schule, nicht aber die Küche zu visitiren gekommen sei, mußte er einem altehrwürdigen Brauch zufolge ihre Einladung zu Tische annehmen. Mit Gewandtheit wurde sodann die Tafelzeit verlängert, bis man erklären konnte, daß es einem Morde gleich zu achten wäre, wenn man den verehrten Gast bei schon sinkendem Abend die halsbrechende Felsensteige hinabfahren ließe. Nach langer und lebhafter Weigerung mußte er sich endlich in das Unvermeidliche fügen. Der Pfarrer schlug zur Ausfüllung der Zwischenzeit einen kleinen romantischen Spaziergang vor, und führte dann den Gast zum Abendimbiß zurück.

Der Decan starrte verwundert in das Lichtermeer, das [21] ihn hier empfing. Die Pfarrerin hatte aber auch nicht bloß ihren eigenen Leuchterschatz, der nicht klein war, in voller Heerschau aufgestellt, sondern auch sämmtliche disponible Prachtstücke der Revierförsterin, ja selbst ein paar Antiquitäten von der Schulmeisterin – im Hause des Ortsvorstehers gab es nur autochthonische Ampeln – in's Feuer geführt. Zur Entfaltung aller dieser Schlachtreihen war es nöthig gewesen, mehrere Tische zusammenzurücken.

Der Decan unterdrückte ein Lächeln über die vermeintliche Geschmacklosigkeit, und man setzte sich. Während der Hauptschüsseln gönnte man ihm Ruhe; doch hatte er auch da schon in seinem angeblichen Lieblingsfache genug zu arbeiten, weil Niemand der Kerzen in den beiden größten, fast Candelabern zu vergleichenden Leuchtern, die vor seinem Platze standen, sich annahm, und er als Mann von Erziehung sie fort und fort allein bedienen mußte. Die kurzen, scharfen, sichern Bewegungen, womit er in dieser Verrichtung die Lichtputze handhabte, verriethen übrigens in der That eine gewisse Virtuosität, und der Pfarrer, der beständig in sich hineinlächelte, begann zu ahnen, daß der Charakteristiker denn doch vielleicht eine Art von schwacher Seite auf's Korn genommen haben könnte.

Mit dem Nachtisch eröffnete sich ein ganzer Sternenhimmel voll Beglückung für den Decan. Die Pfarrerin manövrirte sehr geschickt, indem sie mitten in der lebhaf-[22]testen Unterhaltung zwischen die beiden Riesenleuchter die kleineren Contingente einzudirigiren, die von dem dienstfertigen Gaste abgefertigten hinter die Schlachtordnung zu bringen und, Alles in größter Geräuschlosigkeit, frische Truppen nachzuschieben verstand. Der Decan hatte eine Zeit lang gar nichts zu thun, als Lichter zu putzen. Endlich aber wurde ihm das Ding zu arg, und da er nicht auf den Kopf gefallen war, so merkte er nachgerade, daß irgend eine verborgene Absicht dabei mit im Spiele sein müsse.

Verbindlich, doch mit etwas spitzem Tone, wendete er sich an den Pfarrer und bemerkte, die Frau Pfarrerin scheine ihm in symbolischer Weise über die Kirchenlichter der Diöcese eine regulative Gewalt einräumen zu wollen, wie er sie keineswegs beanspruche. Der Pfarrer, in gutgespielter Verlegenheit und Unschuld, aber nicht ohne schlaues Augenzwinkern, erwiderte, seine Frau befasse sich sonst nicht mit Symbolik, im gegenwärtigen Falle aber dürfte sie vielleicht ihre Vernunft etwas zu sehr unter den Glauben an den Herrn Collega in Sch.....ingen gefangen genommen haben. So, der Vocativus? rief der Decan, bereits einer Enthüllung gewärtig: was hat Der wieder für einen Trumpf ausgespielt? Der Pfarrer setzte mit Glück seine Rolle als Unparteiischer fort, und berichtete, wie seine Frau, angeblich [23] ganz ohne sein Zuthun und gegen seine bessere Ueberzeugung, von dem argen Schelm in den April geschickt worden sei.

Der Decan brach in ein homerisches Gelächter aus, das er erst mäßigte, als er den Todesschrecken der Pfarrerin gewahrte, die sich zum ersten Mal von ihrem Manne verlassen und verrathen sah. Sie war wie vom Donner gerührt. Da sie jedoch, durch einen geheimen Wink des Pfarrers verständigt, den vernünftigen Ausweg ergriff, plötzlich in das Lachen der beiden Herren einzustimmen, so nahm solches einen neuen Aufschwung, und in glücklicher Stimmenmischung wurde ein rauschendes Lachterzett aufgeführt. Als die erschöpften Kräfte eine Pause forderten, erzählte der Decan eine Reihe lustiger Streiche ähnlichen Schlages, die sein Freund während ihrer gemeinsamen Jugendjahre ausgeheckt hatte, und für jeden gab der Pfarrer ein Seitenstück aus dem neueren Leben desselben zum Besten, so daß die Munterkeit immer wieder frische Nahrung erhielt. Alsdann bedurfte es nur von Zeit zu Zeit eines Blicks auf die Lichter, eines gegenseitigen Anschauens, und die Lachmusik ging mit erneuter Stärke fort. Der Pfarrer machte endlich den Vorschlag, noch zu dieser späten Stunde an den Missethäter ein Citatur ad Magnificum zu erlassen, und der Decan ertheilte wohlgelaunt der Maßregel seine Genehmigung.

[24] Kaum war jedoch der Bote zum Haus hinaus, so klopfte es an der Thüre, und der Delinquent trat herein. Er hatte den vermuthlichen Erfolg seiner Anstifterei erlauert, sich schon von ferne an dem Lichterglanz des Pfarrhauses innigst erfreut und kam nun der vorausgesehenen Citation zuvor. Sein Erscheinen erregte ungeheure Heiterkeit. Die Pfarrerin stellte sofort den Antrag, ihn für die ganze Dauer des Abends zum ausschließlich alleinigen Lichterputzen zu verurtheilen, und der Decan trat diesem Strafantrage bei, doch erst nachdem er eine ansehnliche Reduction der aufgestellten Heeresmassen beantragt und durchgesetzt hatte. Hierauf bereitete die Pfarrerin einen Punsch, als in welchem Artikel sie weit und breit berühmt war.

Zuletzt, als dem Lachen der Nachlaß der Natur ein Ziel steckte, wurde der lustige Abend durch ein Tarok zu Drei, das Feinste für ausgesuchte geistliche

Spieler, gekrönt. Dieses Spiel wollte jedoch nicht regelrecht zu Ende kommen; es scheiterte noch vor der gesetzten Zeit an vielfachen und allseitigen Verstößen, als da sind „Vergeben“, „Verzählen“ und dergleichen mehr, und man brach es daher ab in gütlichem Einverständniß und mit der Verabredung, sich an einem gelegeneren Tage Revanche zu geben. Die Lichtputze war zuletzt in die Hand der Pfarrerin gewandert, nachdem der Dec-[25]an, der dem Sträfling bei dessen zunehmender Ungeschicklichkeit den Dienst abgenommen, einmal um das andere mit allzu knapper Präcision das Licht, dem er seine Kunst widmen wollte, ausgelöscht hatte. Indessen verschmähte der Pfarrer von Sch……ingen das angebotene Nachtlager: Niemand sollte ihm nachsagen, daß er sich nicht habe nach Hause finden können. „Mit ihm oder auf ihm!“ rief er mit einem spartanischen Gesichtsausdruck und donnerndem Gelächter. Um jedoch nur die erstere der beiden heroischen Chancen zuzulassen, beorderte die Pfarrerin den vorhin schnell zurückgerufenen Boten zu seiner Begleitung, und die Sage meldet nicht, daß ihm auf dem Heimwege ein Abenteuer zugestoßen sei.

Und dies war der Grund, warum der Pfarrer von A…berg heute seinen Posten am Fenster eine Stunde später als gewöhnlich eingenommen hatte. Wie leicht zu erachten, war der Decan nicht so früh aus den Federn gekommen und zur Abreise fertig geworden, als er gestern bestellt; sodann hatte man beim [26] Scheiden noch der wiederholten Zwerchfellerschütterung über den „köstlichen Spaß“ eine gute Zeitfrist einräumen müssen, so daß es acht Uhr längst vorüber war, als der Gast endlich in sein Chaischen gelangte. Der Pfarrer begleitete ihn sorgsam mit dem Tubus vom Fenster aus den Berg hinab, um wenigstens mitfühlender Augenzeuge zu sein, falls dem gebrechlichen Fuhrwerk auf der Via mala etwas Menschliches widerführe, und erst, als er es glücklich unten angelangt sah, ließ er seinen Butzengeiger die gewohnten luftigen Pfade wandeln, bei welcher Gelegenheit er die große Entdeckung machte, zu der wir nunmehr zurückkehren.

Ob die Pfarrerin, welche die erlittene Scharte durch einen Triumph ihres Scharfsinns auszuwetzen strebte, diese Gabe Gottes richtig angewendet hatte oder nicht, das mußte der folgende Tag entscheiden.

In der Nacht, die diesem Tage vorausging, thaten Pfarrer und Pfarrerin vor Erwartung kein Auge zu.

Endlich graute der Morgen.

Punkt acht Uhr stand der Pfarrer, der auch das Ueberflüssige nicht versäumen wollte, auf seinem Posten, und zwar, wie er emphatisch bemerkte, „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang.“ Auch war ihm in der That Geduld vonnöthen, denn er mußte die ganze Stunde vergebens harren.

[27] Erst um neun Uhr gesellte sich die Pfarrerin, ihrer Theorie gemäß, zu ihrem Manne, um seinen schon etwas erlahmenden Eifer wieder zu befeuern.

Und siehe da, nach kurzer Weile that er einen hellen Freudenschrei.

Er sah den Unbekannten, wie gestern, an dem Fenster in der Gegend des baufälligen Thürmchens erscheinen. Er sah, wie derselbe ein wenig mit seinem Tubus in der Welt umherschweifte, dann aber ihn gerade herauf richtete und, so zu sagen, gegen das Pfarrhaus von A…berg im Anschlage liegen blieb.

Wedle, wedle! rief er der Pfarrerin zu. Diese legte sich, weil sie keinen Raum neben ihm im Fenster hatte, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf seine rechte Schulter und wedelte mit dem bereit gehaltenen Schnupftuch, so weit sie nur konnte, in die Lüfte hinaus.

Vergebens, der Unbekannte nahm keine Notiz von dem Signal.

Der Pfarrer gab der Pfarrerin den Tubus, um ihn auf seiner Schulter aufzulegen und die Beobachtungsrolle zu übernehmen, während er selbst mit Hand und Tuch alle seine verfügbaren Kräfte aufbot, um endlich die Aufmerksamkeit des hartnäckigen Blinden zu erobern. [28] Aber was sie auch vornehmen mochten, um ihren Zweck zu erreichen, es blieb Alles fruchtlos, und eine saure Stunde war verstrichen, als der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer seinen Doppelgänger vom Fenster verschwinden sah.

Womöglich noch unzufriedener als er war sie, die ihre Hypothese in dem Augenblicke, da sie so glänzend bestätigt werden sollte, für zwecklos und jedes praktischen Werthes entkleidet erkennen mußte.

Daß dieser Tag im Pfarrhause von A…berg nicht so heiter wie der vorgestrige und nicht so bewegt wie der gestrige verlief, kann unter den angegebenen Umständen wohl keinem Zweifel unterliegen.

Am dritten Morgen, diesmal aber erst um neun Uhr, machte der Pfarrer seinen letzten Versuch. Den letzten: denn nicht bloß hatte er geschworen, sich kein einziges Mal ferner narren zu lassen – o daß ein freundlich Geschick dieses Gelübde begünstigt hätte! – sondern auch die Witterung schien, für einige Zeit wenigstens, mit seinem Vorsatz im Einverständniß zu sein, und der April begann [29] ein so launisches Gesicht zu machen, daß man dem Fernrohr kaum für heute, geschweige noch für morgen, eine ungestörte Entfaltung seiner Thätigkeit prophezeien konnte. Auch hatte sich ein ungestümer Wind erhoben, der jedoch die von dem Pfarrer trotz seiner Hoffnungslosigkeit getroffenen Anstalten kräftig unterstützte. Denn als der sonderbare Gegenäugler durch sein Erscheinen auch heute wieder der Pfarrerin Recht gab, so flogen zwölf an einander gebundene Taschentücher in die Lüfte, einen flatternden Baldachin über dem Pfarrer und seinem Tubus bildend, und ein Stockwerk höher wehte ein großes Leintuch, mit welchem die Pfarrmagd an das Dachfenster postirt worden war.

Victoria! rief da der Pfarrer auf einmal aus; denn er glaubte bei dem Unbekannten eine kleine Wendung des Instrumentes und dann in seinem Gesicht einen Ausdruck des Stutzens und der Neugier wahrgenommen zu haben. Mit fliegenden Worten hieß er die Magd ihr Topsegel reffen und die Frau ihre Thränen-

flagge einziehen, die jedoch, von dem umspringenden Winde wie eine Schlange umhergewirbelt, sich an einem Haken verfangen hatte [30] und vorderhand in der Geschwindigkeit ihrem Schicksal überlassen werden mußte. Die Pfarrerin gebrauchte ihre nunmehr frei gewordenen Hände, um rechts und links vom Pfarrer nach der Richtung seines Tubus hin zu winken. Ueber diesem Bestreben wurde er bedeutend gequetscht, und vermochte nicht alles und jegliches Stöhnen zu unterdrücken, aber als standhafter Märtyrer ermahnte er sie, seiner Ungemächlichkeit nicht zu achten und mit ihren Signalen fortzufahren. Er selbst, so oft und so lang er eine Hand vom Tubus entfernen konnte, bediente sich derselben, um gleichfalls zu winken, auch mit dem Finger abwechselnd bald auf das Werkzeug, bald auf den Gegenstand der Entdeckung zu zeigen und letzterem hiedurch anzudeuten, wen und was diese vehementen Winke betreffen.

Solcher Aufwand von Zeichen und Kundgebungen durfte nicht unbelohnt bleiben, und es ereignete sich, was der Pfarrer während des Schauens in raschen Mittheilungen seiner Frau berichtete. Der Doppelgänger erkannte, daß die endlich zu seiner Wahrnehmung gelangenden Ferngrüße ihm galten. Ueberrascht erwiderte er die Aufmerksamkeit mit einer Verbeugung, wobei er zugleich in nicht uneleganter Manier den Tubus senkte, gerade wie der Offizier den Degen oder der Wagenlenker von Welt die Peitsche salutirend senkt. Aber gleichbald schien er [31] eingesehen zu haben, daß diese Courtoisie die eingegangenen optischen Beziehungen aufrecht zu erhalten nicht geeignet sei. Er erhob daher schnell sein Instrument zu der früheren Lage, indem er sich bemühte, gleich seinem Entdecker den Händen eine Arbeitstheilung anzuweisen und mit der einen zu winken, während die andere den Tubus hielt.

O weh! rief der Pfarrer von A…berg, und unterrichtete sofort seine Frau über die Ursache dieser schmerzlichen Interjection. Dem Andern war, sei es nun, daß das Instrument zu schwer oder die Hand zu schwach war, der Tubus entfallen! Mitten in der besten Freude alle Freude, für immer vielleicht, verdorben! Die Pfarrerin schrie laut vor Schreck und Jammer auf.

Der Pfarrer war unwillkürlich mit weit auslangendem Blick dem verunglückten Instrumente gefolgt, als ob er es im Sturz aufhalten müßte und könnte. Auch schien er in der That mit seiner Sympathie dem Tubus ein guter Engel gewesen zu sein; denn er sah den Obertheil desselben über das schon geschilderte Mäuerchen hervorragen und sogar, wunderbarer Weise! sich weiterbewegen. Die Bewegung ging sodann aufwärts, indem mit dem Tubus ein Kübel und unter dem Kübel eine weibliche Figur zum Vorschein kam. Alle Drei schwebten an der Seite des Hauses eine von dem Beobachter bis jetzt [32] übersehene dunkel beschattete Linie empor, in welcher er nun mit der äußersten Anstrengung seiner Sehkraft eine Stiege erkannte, dergleichen an den Bauerhäusern außen angebracht sind. Aus dem Schwanken des nur theilweise sichtbaren Tubus war mit ziemlicher

Wahrscheinlichkeit zu errathen, daß derselbe zum Glück in einen eben vorbeigetragenen Kübel mit Wasser gefallen und hiedurch dem Verderben, dem ganzen wenigstens, entgangen war.

Aber war er auch gänzlich unbeschädigt geblieben? Die Spannung des Pfarrers und der Pfarrerin wuchs von Secunde zu Secunde.

Jetzt trat auch der Inhaber des Tubus in den Schatten der dunkeln Linie und nahm sein Instrument aus dem Kübel in Empfang. Bald stand er wieder am Fenster, mit Putzen, Untersuchen, Herstellen und Richten des Fernrohrs beschäftigt, das in seinem Aeußern, wie der Beobachter nunmehr deutlich genug wahrnahm, dem Butzengeiger gegenüber wahrhaftig der reiche Mann im Verhältniß zum armen Lazarus war. Darauf griff er weit hinaus, zog einen Gegenstand herbei, worin sich eine an der Wand des Hauses lehnende, bis in das Fenster ragende Baumstütze zu erkennen gab, legte den Tubus bequem in die Gabel derselben und nahm die unterbrochene Zwiesprache wieder auf.

Der Pfarrer von A…berg ahmte das gegebene Beispiel nach, so fern er sich von seiner Frau im Halten des [33] Fernrohrs unterstützen ließ, und machte mit der ledigen Hand allerlei phantastische Gesticulationen, durch welche er anzufragen beabsichtigte, ob die Gefahr ohne Schaden abgelaufen sei. Sein Gegenüber schien die Frage zu verstehen, denn er sah eine Weile neben dem Tubus hervor, deutete durch vergnügtes Nicken an, daß derselbe keine Noth gelitten habe, und schaute dann wieder eifrig hinein. Ein gegenseitiges jubelvolles Händeschütteln erfolgte, zum Zeichen und zur Feier, daß die raumbeherrschende Verbindung der beiden Fenster nunmehr vollständig in's Leben gerufen sei.

Im gleichen Augenblicke jedoch begann es durch die Luft zu flirren und zu rieseln, der Himmel verdunkelte sich, und ein schwerer Wolkenvorhang schied den Doppelschauplatz des noch im ersten Act begriffenen vielversprechenden Drama's in seine entlegenen, einander plötzlich unsichtbaren Hälften.

Indessen fühlte sich unser Pfarrer durch diese Störung keineswegs entmuthigt. Die Bahn war ja gebrochen, und am nächsten hellen Morgen konnte, darüber gab es keinen Zweifel mehr, der zweite Act des optischen Dioskurenspiels in Scene gehen. Heiter gestimmt setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb seinem auswärts in eine lateinische Kostschule gegebenen Sohne Wilhelm einen langen Brief, worin er ihm die so eben erlebte wunderbare Begebenheit berichtete, [34] mit dem Versprechen, ihm, sobald die Stillung seiner eigenen brennenden Neugier es gestatte, mitzutheilen, wer der Mann sei, der, mit der gewiß nicht bäurischen Liebhaberei des Fernesehens behaftet und im Besitze eines allem Anschein nach wunderschönen Instruments, in einem Bauernhause wohne.

Am folgenden Tage, der Regen und Schnee in lebhafter Abwechslung brachte, griff er abermals zur Feder, um den Pfarrer des muthmaßlichen Orts, den er erspäht hatte, um die gewünschte Aufklärung anzugehen. An dem hän-

genden Thurme von Pisa, schrieb er, glaube er unwiderleglich das Dorf Y…burg erkannt zu haben. Das fragliche Häuschen selbst, setzte er (vorsichtig für alle Fälle) hinzu, befinde sich in einer der Beobachtung nicht ganz günstigen Lage, indem es durch verschiedene Gegenstände dem Fernrohr etwas minder zugänglich gemacht sei; indessen sei der Bewohner desselben durch den Charakter der wahrgenommenen Beschäftigung als Mann von wissenschaftlicher Bildung festgestellt. Da nun, schloß er, ein Pastor loci in geistlichen nicht nur, sondern auch in zeitlichen Angelegenheiten Vertreter seiner Gemeinde sei, so richte er an den Herrn Collegen die vertrauensvolle Bitte, den interessanten Unbekannten zu erkunden und seiner herzinnigen [35] Freude über die auf so beispiellose Weise gemachte Bekanntschaft zu versichern, für sich selbst aber die wahre amtsbrüderliche Hochachtung zu genehmigen, womit er im Voraus dankend verharre u. s. f.

Schon den nächsten Abend brachte der Bote, den die Pfarrerin zur Vervollständigung ihrer Hausapotheke abgesendet hatte, nebst dem bestellten Melissenöl einen Brief, der, als er eröffnet wurde, die Unterschrift des Pfarrers von Y…burg trug. Dieser Brief war und konnte noch keine Antwort auf das so eben erst erlassene Schreiben sein, sondern er führte, man denke sich zu welcher Ueberraschung des Empfängers! den genannten Pfarrer selbst als den fraglichen Doppelgänger ein, der seinerseits gleichfalls und gleichzeitig die Initiative im Schreiben ergriffen hatte. Auch er drückte großes Vergnügen über das optische Pas de deux, wie er es nannte, aus. Mit wem er dasselbe aufzuführen die Ehre gehabt habe, schrieb er, brauche er nicht zu fragen, denn Jedermann wisse ja, daß das in die Lande glänzende Schlößchen neben dem mit blauen Ziegeln ausgelegten Kirchthurme das Pfarrhaus von A…berg sei. Er müsse eigentlich um Verzeihung bitten, daß er seit zehn Jahren, denn so weit datiren seine täglichen Ocularreisen zurück, an diesem der Beachtung so würdigen Hause gewissermaßen vorbeigesehen habe. Allein seine Aufmerksamkeit sei stets durch [36] einen nahgelegenen Felsen in Anspruch genommen worden, dessen höchst singuläre Formation, darstellend einen Kopf mit vorspringender Nase von scharfem Schnitt und einen aus dem Rumpfe der Gesteinsmasse hervorwachsenden, aufwärts wider die Nase anstrebenden Finger, auffallend eine alte Universitätserinnerung, deren der Herr Collega wohl auch noch eingedenk sein werde, vergegenwärtige. Er schloß mit dem Wunsche, zu erfahren, ob das plastische Gebilde in der Nähe den gleichen naturwahren Eindruck mache, der ihn jeden Morgen aus der Entfernung labe.

Die beiden Briefe hatten sich gekreuzt.

Der Pfarrer von A…berg verfügte sich zur Stunde, ungeachtet des strömenden Regens, zu dem nach allen Anforderungen der Ortsbestimmung genau bezeichneten Felsen und antwortete umgehend, so lebhaft auch in ihm die angedeutete Erinnerung schon bei dem ersten Worte wieder aufgegangen sei, so habe er doch

in der Nähe keine Idee von einer Aehnlichkeit finden können, freue sich aber nur um so mehr, zu vernehmen, daß er unter seiner Felsengarde eine so unvergeßliche Gestalt besitze. Indem er jedoch fortfahren wollte, empfand er eine nicht geringe Verlegenheit im Gedanken, daß das Häuschen, das er der ganzen Sachlage nach jetzt als das Pfarrhaus von Y...burg anerkennen mußte, in seinem gestrigen Briefe, wenn auch sehr schonend berührt, so doch mehr mit Schatten= als Lichttönen [37] behandelt war. Er entschuldigte sich mit der weiten Entfernung desselben von dem Thürmchen, die ihn nicht habe ahnen lassen, daß es mit der Kirche in näherem und nächstem Grade verwandt sei. Um jedoch über diesen kitzlichen Punkt rasch wegzukommen, unterbrach er die Erörterung durch die in seinem ersten Briefe zu stellen vergessene Frage, ob der Tubus wirklich in einen Kübel mit Wasser gefallen sei, und verweilte zum Schlusse auf dem Ausdruck seines freudigen Hochgefühls, in den beiden Individuen, zwischen welchen er gestern seine Gesinnungen theilen zu müssen geglaubt, ein einziges gefunden zu haben, dazu einen Standesgenossen, der somit gebeten werde, dieselben doppelt für einfach gutzuschreiben. Ein kaufmännischer Zug, der in Familienverbindungen des Briefschreibers begründet war.

Die Briefe kreuzten sich abermals.

Der Pfarrer von Y...burg antwortete dem Pfarrer von A...berg auf dessen erste Anfrage, die Identität seines Ich und Nicht=Ich, die dem Herrn Collegen eine Neuigkeit gewesen sein werde, wolle freilich auch ihm selbst mitunter beinahe zweifelhaft erscheinen. Derselbe würde ihn mit bloßen Augen noch ungünstiger situirt finden als durch das Fernglas; denn seine Behausung (dies auf den Fühler) sei eine Hütte „still und ländlich“, [38] nämlich ein veritables Bauernhaus. Seit seinem Amtsantritt lasse ihn die Oberkirchenbehörde in dieser Baracke schmachten, deren Umgebung zudem so beschaffen sei, daß er bei schlechtem Wetter den weiten Weg zur Kirche nur in hohen Stiefeln, einer Art von Kothgondeln, durchsegeln könne. Folgten bittere Bemerkungen und Ausfälle, bei deren Lesung den Pfarrer von A...berg eine Gänsehaut überlief, jedoch nicht ohne ein gewisses Wonnegrausen; denn welcher Pfarrer hätte nicht zuweilen eine Klage über das Consistorium auf dem Herzen, und fühlte nicht bei dem Naturlaut einer gleichgestimmten Seele dieses in solchem Falle von Mitverantwortlichkeit freie Herz erleichtert?

Er schrieb einen theilnehmenden und zugleich begütigenden Brief, in so durchdachten Wendungen, daß derselbe ein kleines Kunstwerk genannt werden durfte. Gleich darauf kam aus Y...burg die Antwort auf sein zweites Schreiben, mit der Bestätigung, daß der gewandte Tubus richtig in einen dem Hause zu wandelnden Wasserkübel gefallen sei und, eine leichte Verstauchung am Metall abgerechnet, keine Verletzung davongetragen habe. „Ein merkwürdiges Beispiel von Rettung durch Schwimmen!“ hatte der Pfarrer von Y...burg hinzugefügt.

Zum dritten Mal hatten die Briefe sich gekreuzt.

Glücklicherweise fiel jetzt bessere Witterung ein, und [39] es schlug die Stunde des Wiedersehens. Da bezog der Pfarrer von A…berg seinen Posten mit einem mächtigen Briefe in der Hand, auf den ein beinahe tellergroßes Siegel gedruckt war. Er hielt ihn hoch und holte mit einer kühnen Bewegung aus, als ob er ihn geradewegs in Einem Schwung über Hügel und Thäler dem ebenfalls präsenten Gegenseher zuschleudern wollte, der auch alsbald die Hand ausstreckte, wie um den Brief aufzufangen. Er aber zog den Brief zurück und steckte ihn in die Botentasche, die seine Frau neben ihm zum Fenster herausbot, worauf er mit einer Handbewegung andeutete, daß der Brief nunmehr ungesäumt seiner Bestimmung entgegengehen werde.

Der Pfarrer von Y…burg telegraphirte sogleich zurück, daß ihm der Rebus vollkommen klar gewesen sei. Er verließ das Fenster auf einen Augenblick und war sofort wieder mit einem symbolischen Blatt Papier zur Stelle, das er, nachdem er es gleichfalls in die Höhe gehalten hatte, langsam in seiner Brusttasche begrub. Hiedurch versinnlichte er die Erwiderung, daß er seinerseits mit Absendung eines Briefes zuwarten wolle, bis er den so eben signalisirten in Empfang genommen haben würde.

Der auf diese Weise telegrammatisch geregelte Briefwechsel wurde nunmehr mit großer Lebhaftigkeit fortgeführt, und die zierlichen Einfälle des Pfarrers von [40] A…berg wie die kaustischen Auslassungen des Pfarrers von Y…burg gaben auf beiden Seiten eine immer frisch sprudelnde Quelle des Vergnügens ab. Man verabredete nach und nach eine Zeichensprache, in der man sich an jedem günstigen Morgen unterhielt und deren Lücken nachher durch den schriftlichen Verkehr ausgefüllt wurden. Eine lange Controverse entspann sich von Anfang an über die Entfernung der beiden Standpunkte, wobei es sich zugleich um die Güte der beiden Fernröhren handelte. Bei der Hartnäckigkeit des Pfarrers von A…berg, der in majorem gloriam seines Butzengeigers die gerade Linie so viel als möglich zu verlängern suchte, konnte man sich nicht völlig vereinigen; doch näherten sich die Ansichten einander zuletzt bis auf die Distanz einer halben Stunde.

Die Freundschaft, die sich auf so ungewöhnlichem Wege entsponnen hatte, wurde immer inniger, und besonders der Pfarrer von A…berg hätte nicht mehr ohne dieses Verhältniß leben zu können geglaubt. Die Vertraulichkeit seiner Mittheilungen stieg von Brief zu Briefe. Er versäumte nicht, seine Frau „als unbekannt“ sich empfehlen zu lassen, worauf auch die Pfarrerin von Y…burg, der er sich selbst in gleicher Eigenschaft zu Füßen legte, in den Austausch der freundschaftlichen Gefühle und Gesinnungen gezogen wurde.

[41] Im Verfolge seiner Herzensergüsse vertraute er dem Freunde, sein aus mehrjährig kinderloser Ehe geborner einziger Sohn Wilhelm werde auf den Herbst das Landexamen in dritter Instanz mitmachen; und obgleich er sich anstellte,

als ob er wegen des Ausgangs in tausend Aengsten wäre, so that er dies doch in so scherzhaften Ausdrücken, daß deutlich der Vaterstolz durchschimmerte, der alle Besorgnisse nichtig hieß. Der Pfarrer von Y...burg antwortete darauf, merkwürdigerweise werde sein Schlingel Eduard zu gleicher Zeit auf derselben Wage gewogen und in demselben Siebe gesiebt werden, des einer wohlberechneten Sonnenfinsterniß gleichenden Schicksals gewärtig, zu leicht erfunden zu werden und dennoch trotz dieses Gewichtsmangels mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Pariser Fuß auf die Secunde durchzufallen. „Bei Philippi also sehen wir uns wieder," schloß der Brief.

[41[1]] Das Landexamen? Nenne mir, Muse – ! Wenn Freund Zelter bei Freund Goethe aus Anlaß „byzantinischer Kunst" mit der Frage ins Haus fallen durfte: „Was war Byzanz? Wo war es? Kannst du mir darüber nach deiner und meiner Art in kurzen oder wenigen Worten Aufschluß geben, so laß dich meine Unwissenheit nicht verdrießen und belehre mich" – als dann ist gewiß auch die Frage dieses oder jenes freundlichen Lesers nach dem Was und Wo des Landexamens eine wohl aufzuwerfende. Das Wo nun haben wir bereits geographisch angedeutet; und wenn wir in Beantwortung des Was hinzufügen, daß selbst von des belobten Landes Landrecht eine unverwerfliche Autorität gesagt hat, selbiges sei „auf dem Decalogum gebaut," das will sagen, auf die mosaischen zehn Gebote: so [41[2]] dürfte der Einsichtige leicht ermessen, wo es mit dem Landexamen hinaus will oder vielmehr wo hinein. Nämlich ins Kloster. Man hatte allhierlands vor dreihundert Jahren zwar, wie man sich rühmte, den alten Sauerteig gründlich und reinlich ausgefegt, aber Klöster und Kutten hatte man belassen, nur daß jetzt in den Kutten und den Klöstern junge lutherische Mönchlein stecken. Der Geist (oder der Zahn der Zeit) sorgte dafür, daß unter diesen Kuttenträgern dereinst Namen wie Magister Hegel, Magister Hölderlin, Magister Schelling aufblühten (die Ordnung war beim Eintritt alphabetisch). Und bekanntlich wäre auch der junge Schiller in die heilige Schule eingetreten, hätte nicht sein Herzog jene Vorsehung über ihm gemacht, welche schließlich das Nachsehen [41[3]] haben sollte. Zu der Zeit, worin unsere Begebenheiten spielen, war die Kutte unlängst dem Schwarzrock gewichen, jedoch vorerst noch dem Schwarzrock von der stricten Observanz; der gleichwohl Manchen gar weich und warm däuchte. In jeder Lateinschule des Landes wurde fürnehmlich auf dieses Ziel los gedrillt; es gab einzelne vor Andern berühmte Drillmeister, zu welchen fernher Eltern ihre Früchtlein in Kost und Lehre brachten; auch eine Kette von Prüfungen folgte eine dreimalige Hauptprüfung in der Hauptstadt und die dreißig Sieger in diesem Geplänkel, diesem Scharmützel und dieser „Bataille" galten für die Quintessenz der Jugend, für die eigentliche geistige Landmiliz. Sie wurden abwechselnd in eines der sogenannten niederen Klöster und aus diesem nach erfüllter Zeit in das am Sitze der Landesuniversität belegene Oberkloster „eingeliefert", worin sie zu ihrem Beruf [41[4]]

entgegen reiften, dessen hervorragendste Seite sie selbst, in dem oft erschütternd gutgelaunten Rothwelsch, das sie in freien Stunden unter sich zu reden liebten, durch einen die Vorstellung einer etwas schwindelnden Höhe erzeugendenden Ausdruck andeuteten.

Prüfung aber, um zu einem andern Ausdruck überzugehen, im landüblichen Deutsch Examen (Plural undeclinabel); und das Examen, zu welchem die junge mehr oder weniger waffenfähige Mannschaft aus dem ganzen Lande nach der Metropole zusammen strömten, das Examen, das (aus oben Gesagtem landespsychologisch unschwer zu errathen) eine allgemeine Landesangelegenheit bildete, wurde eben darum bedeutsam das Landexamen genannt. Quod erat demonstrandum.

Dies war das Philippi, bei welchem der Entdecker seinen Entdeckten wiedersehen oder vielmehr zum ersten Mal mit bloßen Augen sehen sollte. Denn gingen die Söhne ins Landexamen, so verstand es sich von selbst, daß die Väter sie begleiteten. [41] Welche Wonne für den Pfarrer von A…berg, der die sinistre Prophezeiung des Freundes für eben so wenig ernstlich gemeint hielt, wie die seinige! Und wie viel weniger ahnte er, daß er mit der Eröffnung der Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen den ersten Nagel in den Sarg der neuen Freundschaft geschlagen hatte! Um uns über dieses Seelengeheimniß klar zu werden, müssen wir uns, nicht eben gerne, von A…berg in das entgegengesetzte Pfarrhaus hinunter begeben.

[42] 2.

Der Pfarrer von Y…burg war ein dunkler Charakter.

Nach einer heiter verlebten Universitätszeit, während welcher er den Musen und Grazien geopfert, und einem beneidenswerthen Bildungsjahre, das er als Hofmeister in den günstigsten Verhältnissen und zum Theil auf Reisen zugebracht, hatte er, da sich eine seinen höheren Ansprüchen genügende Versorgung für den Augenblick nicht finden wollte, einen abgelegenen Winkel der Heimath, den ihm nicht leicht jemand streitig machte, zu seinem Herde gewählt, um eine jener frühen Brautschaften, die der geistlichen Laufbahn vorzugsweise anzukleben scheinen, wenn auch längst nicht mehr im ersten Grün, so doch nicht ganz als dürres Heu unter Dach und Fach zu bringen.

„Bumps, da hat der Herr eine Pfarre!“ sagte der zweite Preußenkönig, wie erzählt wird, zu dem Candidaten, der ihm mit den Worten „Bumps, da hat der Herr Feuer!“ die Tabakspfeife angezündet hatte. Fast ebenso prompt ging es bei der Vergebung des Pfarrdienstes von Y…burg her.

[42[1]] Zwar will die Sage wissen, es habe sich um den selben die unglaubliche Menge von zwei Bewerbern gemeldet, und der Glücklichere der Beiden sei vom

dortigen Gemeinderath in dubis „herausgeknöchelt“, das heißt, durch Befragung des Würfelspiels gewählt worden. Allein diese Sage ist reiner Mythus, sintemal in jenen Tagen des beschränkten Unterthanenverstandes eine Gemeinde den Hirten ihrer Wahl oder ihres auch nur laut geäußerten Wunsches consistorialgrundsätzlich erst recht nicht bekam. Indessen wie dem sein möge, die Pfarre war jedenfalls darnach. [42] Eine vormals adelige Niederlassung, aus zusammengelaufenen [43] Leuten gebildet, um die Einkünfte der Grundherrschaft durch Schutzgelder zu erhöhen, war das zerstreut liegende Dörfchen in den Besitz des Staates gekommen, der es unter strengere Aufsicht nahm, ohne seinen Zustand fühlbar verbessern zu können. Die Markung, die kleinste, die sich von einer Gemeinde denken läßt, dazu schlechter Grund und Boden, meist in Einbuchtungen von Hügelzügen eingeklemmt.

Wohl konnte man diesen Aufenthalt abgelegen nennen, denn keine Straße berührte ihn, und die Wege waren trostlos. In geringer Entfernung freilich umgab ihn lachende Ebene, reizendes Thal, blühender Wohlstand, „rings umher schöne grüne Weide“, wodurch indessen die Traurigkeit der Einöde nur verstärkt wurde. Daß die Besoldung mit der ganzen Beschaffenheit dieses Pfarrdienstes in Einklang war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die beiden Pfarrer von A…berg und Y…burg waren somit ziemlich ähnlich gestellt, nur mit dem großen Unterschiede, daß Jener etwas zuzusetzen hatte und Dieser nicht. Doch fühlte er in den Honigmonaten der Ehe den Druck der Armuth wenig; er lebte seiner Liebe, und fand, wie der [44] Jüngling am Bache, daß für ein glücklich liebend Paar Raum sei in der kleinsten Hütte. Denn viel mehr als eine solche war das Pfarrhaus von Y…burg nicht, und nicht mit Unrecht mochte man es einem Bauernhause vergleichen, obwohl, wenn man der Wahrheit die Ehre geben wollte, die Freitreppe etwas breiter war und im Innern noch eine zweite, allerdings sehr enge Stiege nach einem kleinen Oberstübchen führte.

Die Geburt eines Sohnes, den er auf die Bitte seiner Gattin nach seinem eigenen Namen Eduard taufte, erhöhte für einen Augenblick sein Glück; aber mit ihr zugleich begann auch eine Reihe von Enttäuschungen und Ernüchterungen, die, wie immer sie gestaltet sein mochten, doch alle von der Grundlage ausgingen, daß das Einkommen nicht mehr reichte. Schon bei der Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, ließ sich der Humor des Pfarrers so scharf und schartig an, daß er sie Kunigunde taufte, bloß um das Spottlied „Eduard und Kunigunde“ in seiner Familie verkörpert zu besitzen.

Die Hoffnung, seinen Anfangsdienst mit einem besseren zu vertauschen, schlug zu wiederholten Malen fehl, so daß er ihr zuletzt entsagte. Finsterer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, er zerfiel mit der ganzen Welt wie mit sich selbst, die Quellen seines Gemüths versiegten. Innerlich versauert, äußerlich verbauert, hatte er [45] nur seinen Humor noch übrig behalten, der aber über

der Vergleichung einstiger Lebensaussichten und jetzigen Entbehrens bis zur Ungenießbarkeit herb geworden war.

Wenn die physiologische Lehre Grund hat, daß von dem, was der Mensch zu sich nimmt, seine geistigen Ausflüsse bis zu einem nicht unbedeutenden Grade bedingt sind, so kann uns diese Ungenießbarkeit nicht Wunder nehmen. Der Pfarrer von Y...burg pflegte sich sein Bier selbst zu brauen. Er verwendete hiezu den schlechtesten Theil vom Fruchtzehnten, nämlich eine mit Schwindelhafer sehr reichlich vermischte magere Gerste, die ihm seine Frau gerne überließ, weil die Kinder schon mehrmals davon erkrankt waren, und statt des Hopfens nahm er die Spitzen von Weidenschößlingen. Diesen Trank, dem es weder an Narkose noch an Bitterkeit gebrach, nannte er mit schneidendem Hohne, auf die Worte des Tacitus anspielend, welchem das Bier der Deutschen ein „humor in quandam similitudinem vini corruptus“ ist, und unwissend daß das letzte Wort vielmehr in aller Unschuld „gegohren“ bedeutet, sein „Corruptionsgesöff“.

Noch abschreckender als die flüssige Einfuhr war der feste Import, der, wenn ein sonst bloß im uneigentlichen Sinn gebrauchter Ausdruck hier zulässig ist, seinen Hauptnahrungszweig ausmachte. Einige Familien des Orts, die nur Wiesen und keine Aecker besaßen, verfertigten eine Art Backsteinkäse von sehr zweifelhafter Qualität, [46] womit sie einen kümmerlichen Handel trieben und wovon sie, in Ermanglung des Getreides, den Zehnten an das Pfarrhaus ablieferten. Diesen Käsezehnten hatte der Pfarrer, der mit der Küche seiner Frau auf gespanntem Fuße stand, für sich in Beschlag genommen und das Product zu einer Veredlung, wie er behauptete, gebracht, die aber von Tacitus sicherlich mit einer noch abschätzigeren Bezeichnung belegt worden wäre, als das braukünstlerische Verfahren unserer germanischen Vorvordern. Man urtheile.

Seiner düsteren Sinnesart gemäß liebte unser Käseveredler dunkle Thaten und peinliche Seelengemälde, wie sie vornehmlich in Criminalgeschichten zu finden sind. In einer derselben nun stieß ihm ein Casus tragicus von sonderbarer Gattung auf, darin bestehend, daß in einer großen norddeutschen Stadt ein Freund den andern in der Trunkenheit mit einem Häringsbratspieß erstach. Ueber dieser Lectüre erwachte in ihm die Erinnerung, daß er selbst jeweils im Norden unseres Vaterlandes, wo diese Speise beliebt ist, gebratene Häringe gegessen und nicht eben unschmackhaft befunden hatte. In seinen damaligen Verhältnissen hatte er auf dieses populäre Gericht vornehm herabsehen können: in seinen jetzigen wäre es für ihn ein Leckerbissen, ein Luxusartikel gewesen. Da ihm diese nicht erlaubten, Häringe überhaupt und irgend-[47]wie zubereitet zu genießen, so erfand er für die genannte Bereitungsweise ein Surrogat, indem er auf den Einfall gerieth, seine Käse zu braten. Zu diesem Ende machte er sich eine alte abgebrochene Klinge vom Universitätsfechtboden her zurecht, gebrauchte sie als Bratspieß, und sprach fortan die unerschütterliche Ueberzeugung aus, daß der Käse

durch diese norddeutsche Behandlung nicht bloß wohlschmeckender, sondern auch nahrhafter werde. Jedenfalls erreichte er dadurch Zweierlei: einmal gönnten Frau und Kinder, die das Kunsterzeugniß zu pikant fanden, um es hinunterzubringen, ihm den ganzen Vorrath unverkürzt, und dann hielt der entsetzlich muffige Geruch, der Jahr aus Jahr ein im Hause herrschte, alle und jede Besuche fern.

Mit seinem corrumpirten Schwindelhaferweine begehrte gleichfalls niemand bewirthet zu werden; und so saß er Abend für Abend im oberen Stübchen, seinen Käsebraten verdauend, einsam hinter seinem Kruge und rauchte dazu seine gleichfalls selbstbereitete Hanfcigarre, mit Lesen von Criminalgeschichten beschäftigt, oder auch in dumpfem Brüten, das er nur zuweilen durch ein grimmiges Auflachen unterbrach.

[47[1]] Hier erhebt sich nun aber die billige Frage, wie so denn unser Y...burger, Angesichts der Umstände worin wir ihn gefunden, zum Besitze eines Tubus kommt, der nicht bloß, was wir bereits wissen aus edlerem Stoffe besteht als der schlichte Butzengeiger des bemittelteren A...bergers, sondern, wie wir hinzufügen können, in der That und Wirklichkeit zu den schönsten und ausgezeichnetsten seiner Art gehört. Ach, und auch dieses Ereigniß, das wir jetzt rückblickend berichten müssen, es war ja nur eine der vielen Bitterkeiten, war die höchste, letzte, fortan durch nichts mehr zu überbietende Tücke gewesen, welche das Schicksal an ihm ausüben wollte.

[48] Es war an einem stürmischen, nachtrabenschwarzen Herbstabend zu später Stunde, zehn Jahre vor den Eingangs erzählten Begebenheiten, daß das Pfarrhaus von Y...burg in der Person des Erbprinzen von ***, der, aus Italien an das Krankenbette seines Vaters heimeilend, [49] durch einen ungeschickten Postillion von der gebahnten Straße auf die verhängnisvolle Y...burger Markung abgeführt und in einem nahen Hohlweg umgeworfen worden war, einen höchst unerwarteten Gast erhielt.

Der Pfarrer, der damals bereits jeden Gedanken an ein Vorwärtskommen auf gewöhnlichem Wege aufgegeben hatte, begrüßte in dem hohen Obdachsuchenden eine himmlische Erscheinung, ein Werkzeug des Glücks. Er bot seine halbe Gemeinde auf und verpfändete seinen ganzen Zehnten, um aus einem Umkreise von mehreren Stunden die ausgesuchtesten Speisen und Getränke nebst den ersinnlichsten Bequemlichkeiten jeder Art herbeischaffen zu lassen. Mittlerweile stellte er alle noch vorräthigen Schätze seines Geistes aus, um den fürstlichen Gast würdig zu unterhalten. Durch seinen Aufenthalt in den nördlichen Staaten Deutschlands mit der Residenz desselben und ihren Verhältnissen oberflächlich bekannt, zog er die dortigen Beziehungen, wie sie ihm beifielen, eine nach der andern in's Gespräch, und die Gewandtheit, mit der er dies that, erfüllte ihn selbst, den so lange von der Welt Abgeschiedenen, innerlich mit Erstaunen, besonders im Gegensatze zu seiner Frau, die gleichsam nur in halber Lebens-

größe umherging, da sie vor ehrfurchtsvollem Schrecken beständig wie in den Boden gesunken war.

[50] Er sah sich bereits in *** auf weithin sichtbarem Posten angestellt, ein Monument der Blindheit seiner engeren Heimath, die eine ihrer besten Kräfte nicht zu schätzen gewußt. Die schon halb eingerostete Technik seines einst beweglichen Kopfes kam immer besser in Gang – er sprühte – sprühte vielleicht etwas zu stark für einen ermüdeten und von dem erlittenen Unfall noch angegriffenen Reisenden, der nicht bloß Fürst, sondern auch Mensch war und zuletzt mit melancholischer Energie zu Bett verlangte. Die Verzweiflung seines Geistesfeuerwerks, dem hohen Gaste ein schlechtes Nachtlager anweisen zu müssen, während modernste Matratzen, gesteppte Decken, französische Teppiche, um schweres Geld und die besten Worte aus einem berühmten Gasthofe der Umgegend gemiethet, im Anzuge waren – ihn ungegessen zu Bett zu schicken, während ein pfarrhäuslicher Nahrungsstand für Monate zu einem einzigen Souper homöopathisirt herangeflogen kam – mit Worten ist diese Verzweiflung nicht zu schildern.

Aber auch dem Prinzen, dem ohnehin nicht auf Rosen gebettet war, folgte die Strafe für seine Ungeduld auf dem Fuße nach; denn kaum mochte Se. Durchlaucht eine Stunde zu ruhen geruht haben, so war es mit der Nachtruhe gänzlich vorbei. Der erste Vortrab der Lieferungsemissäre [51] erschien, von Viertelstunde zu Viertelstunde langten andere an, je nach den Entfernungen und den Gesetzen ihrer eigenen Bewegung, und das Getrappel und Getrampel hörte die ganze Nacht nicht auf. Die Pfarrfamilie war aufgeblieben, um die bestellten Gegenstände, man denke sich mit welchen Gefühlen! nach und nach in Empfang zu nehmen.

Mit dem frühsten Morgen traf das fürstliche Gefolge auf dem Schauplatz ein. Es hatte seinen Herrn die Nacht hindurch nach allen Richtungen gesucht, mancherlei Abenteuer bestanden und erst im Dämmerungsgrauen, durch einen der letzten Nachzügler zurechtgewiesen, die Fährte des edlen Wildes aufgespürt. Der Prinz, froh, aus den Federn oder vielmehr aus der Spreu und dem Seegras zu kommen, eilte zu den Seinigen hinab, die ihn mit froher Begeisterung umringten, so daß er die Wohnstube, in der eine ganze Christbescherung ihm erzählt haben würde, wie hoch man ihn zu ehren bestrebt gewesen, gar nicht mehr zu sehen bekam. Er bedeutete dem nachstürzenden Pfarrer, daß er jetzt doppelte Eile nöthig habe, um die versäumte Zeit einzubringen, und da er zugleich in der Weise mancher Großen, die das Wort sehr geschickt von der That abzuschälen wissen, den größten Eifer bezeigte, die Dame des Hauses aufzusuchen, ohne jedoch einen Fuß zu rühren, so blieb dem Pfarrer nichts übrig, als seine Frau herabzurufen.

[52] Der Abschied wurde am Fuße der uns schon bekannten Freitreppe genommen. Der Prinz ging zu seinem Wagen und winkte seinen Reisemarschall heran, der nach kurzer Unterredung zu dem Pfarrer kam und ihm einige Gold-

stücke „für die Dienerschaft“ einhändigen wollte. Der Pfarrer verbeugte sich ablehnend, indem er mit anständiger Freimüthigkeit erklärte, daß er weder Knecht noch Magd habe, und daß die Bedienung in seinem Hause rein patriarchalisch sei. Excellenz zog sich paralysirt zurück und erstattete dem Gebieter Rapport, worauf der Pfarrer an den fürstlichen Wagen gerufen wurde. Der Prinz drückte ihm wiederholt seinen Dank in den gnädigsten Worten aus, und reichte ihm sodann nach einem verlegenen Zaudern von ein paar Secunden aus einer Nische des Wagens sein kostbares Reisefernrohr mit der Bitte, es zum Andenken zu behalten, dar. Eine graziöse Handbewegung, die Pferde zogen an, die andern Wagen folgten, und der Pfarrer sah, den Tubus in der Hand, jedoch mit bloßem Auge, der Erscheinung nach, die trotz der Grundlosigkeit des Weges bald wie ein Traum entschwunden war.

Darauf kehrte er zu dem unterbrochenen Opferfeste der Gastfreundschaft zurück. Da lagen sie nun, die Kostbarkeiten alle; das Meiste war gekauft, das Wenigste konnte zurückgegeben werden. Ein Theil der [53] Eßwaaren forderte schleunigst in Angriff genommen zu werden, wenn er nicht verderben sollte. So war denn im Pfarrhause von Y...burg der Luxus eingezogen, freilich für ein paar Tage bloß, und in den paar theuer erkauften Tagen gedachte der Pfarrer alter unnennbarer Stunden, und ging der Frau und den Kindern ein Begriff vom Paradies der Reichen auf.

Wie aber die feinen Genüsse auch auf die Verfeinerung der Seelenvermögen, besonders der Vorstellungskraft, einwirken, so kam den Pfarrer bei Gänseleberpastete und Bordeaux, bei Rehbraten und Champagner, plötzlich ein Gedanke an, der glücklich genannt zu werden verdiente, falls er nämlich begründet war.

Der Erbprinz von *** galt für einen Fürsten von Geist, idealer Richtung und duftig zartem Gemüth. Die beiden letzteren Eigenschaften hatte er sicherlich bewiesen, als er seinem Wirth, anstatt einer Erkenntlichkeit substantiellerer zugleich aber auch gemeinerer Art, seinen Tubus zum Geschenk gemacht hatte. Wie aber, wenn man auch die erstere der drei Eigenschaften mit in Rechnung nahm, war dann nicht noch eine weitere Deutung des Geschenks erlaubt, ja geboten? War’s nicht möglich, war’s nicht wahrscheinlich, daß der hohe Geber, der ja gegenwärtig selbst noch nicht freie Hand hatte, dem Pfarrer durch diese Blume ganz leise sagen wollte, [54] er solle in die Ferne blicken, er solle sich als auf die Zukunft angewiesen betrachten? Je länger er dem Gedanken nachhing, desto mehr wurde ihm derselbe zur Gewißheit, und durfte daher auf alle Fälle mit Recht ein glücklicher heißen, weil er seinen Urheber glücklich machte, aber auch freilich nur so lang er dies that.

Leider jedoch wurde der Pfarrer schon nach wenigen Tagen aus seinen Himmeln herabgestürzt. Die Zeitungen brachten aus jenem nördlichen Staate die Nachricht vom Hintritt des regierenden Fürsten, vom Regierungsantritt des Erb-

prinzen und einem zugleich damit eingetretenen großen Systemwechsel, wobei die neuen Ernennungen, sowohl in geistlichen als weltlichen Aemtern, dem Pfarrer sogleich klar machten, daß jetzt oder nie die Anweisung auf die Zukunft, wenn er sie richtig verstanden habe, sich verwirklichen müsse. Während er aber stündlich auf eine Vocation wartete, kam ein Schreiben vom Privatsecretär des auf den Thron gelangten Prinzen, das in verbindlichen, jedoch nicht verbindenden Ausdrücken noch einmal den nunmehr allerhöchst kahlen Dank seines gnädigsten Herrn für die freundliche Beherbergung aussprach. Der Blick in dieses Schreiben glich dem Blicke in ein Fernrohr, dessen anderes Ende mit einem Deckel versehen ist.

„Durlach!“ sagte der Pfarrer von Y...burg, und leerte mit Einem trotzigen Zuge sein letztes Glas Bordeaux. [55] Der Name der vormaligen markgräflichen Haupt- und Residenzstadt, den er bei diesem Anlaß im Munde führte, trug für ihn eine sprichwörtliche Bedeutung. Er hatte in seinen Universitätsjahren einen alten blödsinnigen Spitaliten gekannt, der sich auf den Gassen herumtrieb und besonders den Studenten zur Belustigung diente. Diesem hatte vor unzählig vielen Jahren einmal ein Student versprochen, ihn in den Ferien auf eine Reise nach der genannten Stadt mitzunehmen, eine Aussicht, die fortan die Wonne seines Lebens blieb. Was dem liebenden Herzen die Erfüllung des schönsten Traumes, dem ringenden Forscher die Entdeckung der höchsten Wahrheit ist, Alles was das Leben schmückt, was werth ist ein Ziel des Wünschens und Hoffens zu sein, das stellte sich diesem kindlichen Gemüthe in dem Einen Worte „Durlach“ dar. Er rief es jedem Begegnenden zu, wobei er den Mund bis zu den Ohren verzog. Daß der Traum nie zur Wirklichkeit wurde, kümmerte ihn nicht; ihm genügte, ihn beseligte der bloße Gedanke, und er lebte und webte darin sein ganzes, an die achtzig Jahre füllendes Leben lang, bis er zur ewigen Ruhe und, wie ein frommer Student in der Leichenrede hinzufügte, in das himmlische Durlach einging.

Die Erinnerung an diesen glücklichen Idioten war es, bei welcher der Pfarrer den Ausdruck borgte, um in bit-[56]terster Selbstverhöhnung eine zerplatzte Seifenblase und seinen Glauben an sie zu bezeichnen.

Das Haus erholte sich niemals wieder von dem ökonomischen Schlage, den es durch jene Seifenblase erlitten hatte. War es ja doch schon vorher in einer Verfassung gewesen, von der man sich nur schwer erholt! Der Pfarrer hatte sich mit der ihm eigenen finstern Entschlossenheit gleich vom letzten weg auf die Bereitung der corrupten Consumtionsmittel geworfen, die wir bereits geschildert haben. Wovon Frau und Kinder sich nährten, ist uns ein Geheimniß geblieben. Wir wissen nur, daß Letztere im Sommer einen großen Theil des Tages im nahen Walde verbrachten, wo der liebe Gott – oder, nach anderer Ansicht, die gütige Natur – verschiedenerlei Beeren wachsen ließ.

Das sonderbare Geschenk des norddeutschen Prinzen hatte unser seit diesem Erlebniß vollendeter Timon erst unwillig in eine Ecke geworfen, und als es ihm wieder in die Augen fiel, so fehlte wenig, daß er es an dem nächsten besten harten Gegenstand zerschmetterte. Indessen besann er sich doch eines Besseren; er begnadigte den Erinnerungszeugen getäuschter Hoffnung und bediente sich desselben fortan zu den Ausflügen seiner selbstpeinigenden weltverachtenden Ironie, indem er jeden Morgen, sobald [57] er aufgestanden war, was, wie wir bereits wissen, etwas spät der Fall war, sich darin gefiel, mit dem prinzlichen Fernrohr spöttisch durch die leere Luft nach den „besseren künftigen Tagen," nach dem „glücklichen goldenen Ziele" auszuspähen, sodann aber alle Mängel, die ihm die Erde darbot, schiefgewachsene Bäume, schlechtgestellte Zweige und Blätter, plumpgeformte Berge und häßlich knopfige Thürme aufzusuchen, kurz, die ganze Schöpfung recht erbärmlich und ganz und gar schuftig zu finden. Eine Art Universalrecension, der er, wie gesagt, täglich oblag, und nach deren Beendigung er sich jedesmal mit herabgezogenen Mundwinkeln vom Fenster abwandte, gleich wie man einem mißrathenen Poem, das man so eben gelesen, den Rücken kehrt.

Wie sich dieses Recensirhandwerk mit seiner dem Preise des Schöpfers gewidmeten Lebensstellung vertrug, ist eine Frage, die wir besser aufzuwerfen als zu beantworten vermögen. Von den Predigten dieses mit Gott und der Welt zerfallenen Pfarrers hat sich keine einzige erhalten. Schade: sie würden vielleicht einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit geliefert haben. Vielleicht auch nicht; denn nicht immer ist der Zwiespalt sichtbar, der zwischen dem inneren Leben und der äußern Berufstreue eines Mannes klaffen kann, und es mag [58] wohl auch vorkommen, daß Sauer und Süß aus einem Brunnen quillt.

Eine tägliche Gewohnheit, und wäre es auch die des Hasses, prägt gleichwohl der Seele des Menschen eine gewisse Spur von Liebe ein. Der durchlauchtige Tubus oder vielmehr, wie er ihn höhnisch zu nennen pflog, der hohe Seher war dem Pfarrer, trotz der gallenbitteren Eindrücke, die am Ursprung seines Besitzes hafteten, bald unentbehrlich geworden, und das Vergnügen, das er jeden Morgen empfand, wenn er, mit Blicken der Verachtung zwar, die Welt musterte, hatte sich, obwohl er dies standhaft abgeleugnet haben würde, zu einem Theile seines Wesens ausgebildet. „Etwas muß der Mensch haben," sagt die Weisheit der Völker, und wir sehen an dem vor Augen liegenden Beispiele, daß sie die Wahrheit sagt.

Die unbewußte Befriedigung unseres schwarzsichtigen Rundschauers erreichte jedoch noch einen höheren Grad, als er eines Tages, von Abend nach Morgen schielend, jene Felsennase in der Nähe von A…berg entdeckte, von welcher bereits die Rede gewesen ist. Er erkannte in diesem Naturgebilde das

überraschend treue Konterfei eines einstigen Klostervorgesetzten, von dem er seiner Zeit der Nasen manche erhalten hatte, und gegen den er aus diesem Grunde eine übrigens ungerechte Abneigung bewahrte. In diesem plastischen Portrait concentrirte sich nun Alles, was ihm die Erde Hassenswerthes enthielt. In rauhe [59] Bergesöde gebannt, entsprach dieses Phantasma für ihn einigermaßen dem Sündenbocke, den das auserwählte Volk Gottes zu den Zeiten des alten Bundes, mit allen Missethaten Israels beschwert, zum bösen Geiste Asasel in die Wüste zu jagen pflegte. Die übrige Welt konnte jetzt gleichsam von dem Alpdruck seiner täglichen Strafblicke aufathmen – gleichviel ob sie sich diese Vergünstigung zu Nutzen machte – während er die ganze Last seines Grolles gegen das steinerne Gesicht entlud. Jeden Morgen zog er es zu sich heran, gab ihm die Allocutionen, die der wohlmeinende Vorsteher einst an ihn gehalten, zurück, und überhäufte die arme wehrlose Felsenbüste mit Schmähreden ohne Zahl und Ende.

Auf diese Weise war es gekommen, daß er die ganze Zeit über täglich das Pfarrhaus von A…berg mit dem Tubus hart gestreift hatte, ohne von demselben nähere Notiz zu nehmen, bis endlich die bei heftigem Winde weitflatternden Signalflaggen, die wir in Thätigkeit gesehen haben, an dem beobachteten Gegenstande eine leichte Eklipse bewirkten, wodurch die Aufmerksamkeit des Beobachters auf deren Ursache gelenkt und so jener Blick=, Zeichen= und Briefwechsel zweier Deutschen herbeigeführt wurde, der wohl in der Zeitgeschichte kaum seinesgleichen finden dürfte.

[60] Das menschliche Herz ist und bleibt ein unergründliches Räthsel. Der Pfarrer von Y…burg, dieser verbissene Einsiedler, dieser eingefleischte Hypochondrist, dieser unheilbare Misanthrop, war durch die lachende Erscheinung des ihm in A…berg aufgegangenen Vollmondes hingerissen und, für einige Zeit wenigstens, völlig umgewandelt. Der deutlichste Beweis hiefür war, daß er sich entschließen konnte, oder vielmehr sich gedrungen fühlte, sein vertrocknetes Dintenfaß aufzufrischen und aus eigenem Antriebe von der entfernteren Bekanntschaft durch das Sehrohr zu der näheren Befreundung durch die Schreibfeder überzugehen. Der frischen Dinte bedurfte er nämlich, weil er seine Predigten aus dem Stegreif zu halten und auch sonst, amtliche Anlässe ausgenommen, wenig von der Erfindung des Thot Gebrauch zu machen pflegte, so daß sein Dintenfaß anhaltenden periodischen Trocknissen unterworfen war.

[61] Aeußerlich brachte indessen diese vorübergehende Umwandlung in der Lebensweise des Stubenvogels von Y…burg keine Aenderung hervor. Doch verspürte seine Umgebung etwas von dem Freudenschimmer, der in dieses verdüsterte Dasein gefallen war; sie verspürte es aber nur an dem Umstande, daß er sich etwas weniger mürrisch gegen Frau und Kinder anließ, als sonst. Der Grund dieser flüchtigen Aufhellung ihres sonst stets bewölkten Lebenshimmels blieb ihnen verborgen. Wenn daher der Pfarrer von Y…burg, durch die Höflichkeit des

Pfarrers und der Pfarrerin von A…berg genöthigt, seine Frau in dem angeknüpften Briefwechsel mit auftreten ließ, so war dies pure Fiction. Er hätte ihr nicht den hundertsten Theil der Worte gegönnt, die erforderlich gewesen wären, ihr zu erklären, warum sie sich diesem unbekannten Paare zu empfehlen habe, und die gute Seele hat vermuthlich während ihres ganzen Erdenwallens niemals eine Silbe davon erfahren, daß einmal eine Zeit lang ein lebhafter und inniger Verkehr zwischen den beiden Pfarrhäusern bestand.

So verhielten sich die Dinge, als in Y…burg jener Brief des Pfarrers von A…berg ankam, der die diesem selbst noch nicht geof-[62]fenbarte Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen beim Landexamen eröffnete. Der Pfarrer von Y…burg las, und ein Gewitter stand auf seiner Stirne. Er warf den Brief zu Boden, Worte ausstoßend, die im Munde eines Exorcisten am Platz gewesen wären. Darauf hatte er nicht gewettet! Von Weitem, mit dem Tubus oder mit der Feder in der Hand, in abstracto, wenn man so sagen darf, konnte er den großen Wurf, eines Freundes Freund zu sein, zur Noth an sich herankommen lassen – aber ein concretes Menschenwesen in die Arme schließen, Stunden oder wohl Tage lang in seiner Atmosphäre aushalten, sich seinen Gewohnheiten fügen, den eigenen Gewohnheiten Zwang anthun müssen – nein, das war zu viel für ihn! Dazu die Figur, die er in seines irdenen Nichts durchbohrendem Gefühle neben dem eisernen Topfe von A…berg zu spielen verurtheilt war! Er verfluchte den Dämon der Menschenliebe, den er längst aus sich ausgetrieben zu haben glaubte und der ihn nun so unversehens in den Gänsedr…, wie er sich auszudrücken beliebte, geführt hatte.

Ausweichen konnte er der Begegnung nicht, das war ihm klar.

Sein Eduard mußte dieses Jahr in's Examen. Schon zweimal hatte er's mit ihm versäumt und sich dadurch in die verdrießliche Lage gebracht, um besondere [63] Erlaubniß einkommen zu müssen, daß der Knabe die dritte und letzte Prüfung mit seiner Altersclasse gleichsam in Pausch und Bogen erstehen dürfe. Dies war eine Ausnahme, die nicht gern gestattet wurde und in einer Welt, in der alles Exceptionelle anstößig ist, schon im Voraus ein der Entscheidung ungünstiges Vorurtheil erweckte.

Allein das kümmerte den Pfarrer von Y…burg wenig, dem es nur um das Examen selbst zu thun war, nicht um dessen Erfolg.

Daß er den letzteren mit der Zuversicht des Astronomen, der eine Naturerscheinung berechnet, vorausgesagt hatte, war sein völliger Ernst gewesen. Er hatte aber auch zu dieser Sicherheit des Vorherwissens weder einer Wissenschaft noch einer Kunst bedurft: Eduard's Erziehung bürgte hinlänglich für das Eintreffen seiner Prophezeiung. Auf das so häufig undankbare Auskunftsmittel des Selbstunterrichts und auf seine eigenen Kenntnisse, die zwar in ihren Trümmern noch „schön" sein mochten, beschränkt, hatte er in seiner mißlaunischen Unlust

an seinem eigenen Fleisch und Blut ein wahres Miethlingswerk gethan und den übelberathenen Schüler wenig über das buchstäbliche Verständniß von Typto hinaus gefördert, indem er ihn nämlich aus den spärlichen Lehrstunden, die er ihm ertheilte, fast regelmäßig unter Verabreichung etwelcher Ohrfeigen fort-[64] jagte, um ihn, wie man sagt, auf der Weide laufen zu lassen.

Zu einiger Rechtfertigung des unnatürlichen Vaters darf indessen nicht verschwiegen werden, daß der Sohn in der That auch gar kein Organ für jene Höhen des Lebens zeigte, die man Humaniora nennt. Im Freien aufgewachsen, von Kindheit auf wind= und wetterhart, wußte er Pferde zu tummeln, Ochsen zu bändigen, sämmtliche Hanthierungen, die in dem Orte getrieben wurden, hatte er spielend erlernt, aber im Lateinischen war er, was ein gewisser großer Philosoph laut Schulzeugniß im Fach der Beredsamkeit gewesen sein soll, haud magnus, das Griechische bot ihm nur Einen homogenen Dialekt, der zum Unglück nicht in den Lehrplan taugte, den böotischen, und für das Hebräische hatten ihm die Götter ein ehernes Band um die Stirne geschmiedet. Wenn sein Vater ausnahmsweise gut auf ihn zu sprechen war, so konnte er sagen, es stecke vielleicht in dem Jungen ein Mann der That, der mehr werth wäre als ein Dutzend Gelehrte zusammen, aber bei einer Nation, die, nach Hölderlin's Ausspruch, thatenarm und gedankenvoll sei, möge er zu sehen, wie er sich mit dieser Eigenschaft durchschlagen werde.

Und dennoch mußte er den Durchfallscandidaten ins Examen schicken. [65] Warum? Es gibt einen Druck der öffentlichen Meinung, der auch den trotzigsten Eigenwillen zwingt. Die öffentliche Meinung aber huldigte nicht bloß der Heiligkeit des geistlichen Berufes, sondern in fast höherem Grade noch der zeitlichen Wohlfahrt, die mit dieser Bestimmung in Perspective stand. Nahrung, Kleidung, Behausung und Heranbildung der jungen Leute auf öffentliche Kosten – später, wenn auch nach mehr oder minder langem Warten, ein sicheres Brot – mit Einem Wort, Versorgung vom zurückgelegten vierzehnten Jahre an auf Lebenszeit, eine herrliche Sache, wenn Wahl oder Wechsel des Berufes frei gewesen wäre – dazu noch, wie nun einmal die öffentliche Meinung glaubte, und wie es wohl auch nicht anders als billig war, möglichste Bevorzugung der Pfarrerssöhne, der Kinder vom Stamme Levi, vor der übrigen dem Tempeldienste zuströmenden Jugend des Landes – alle diese Vortheile für seinen Sohn zu vergeben, ja unversucht in den Wind zu schlagen – das ging nicht an. Er lief Gefahr, anstatt des Sohnes selbst in einer Geistesanstalt untergebracht zu werden, nur in keiner bildenden. Von einem Handwerk, falls er nämlich das Lehrgeld aufbrachte, konnte, ohne Empörung aller Standesgefühle, erst dann die Rede sein, wenn sich der Junge zum Studiren unfähig gezeigt hatte, und das einzige unentgeltliche Studium war das, zu welchem der Weg durch das Landexamen führte. Der Versuch mußte [66] also gemacht werden, das stand fest. Fiel der Junge durch – wohl ihm! Blieb er

im Siebe liegen, wie es der Zufall manchmal wunderlich fügt, daß der Mensch die paar Brocken Wissen, die an ihm hängen geblieben sind, verwerthen kann – dann noch besser oder schlimmer! Im einen wie im andern Falle, cardinal! – so apostrophirte der Pfarrer von Y…burg die unsichtbare Gewalt, die ihn drängte – habe ich das Meinige gethan.

Unter diesen Umständen konnte er es nicht vermeiden, mit dem bisherigen Geistesfreunde nun auch körperlich zusammenzutreffen; denn selbst wenn es ihm gelang, jeder persönlichen Begegnung vorzubeugen, so mußte Jener doch seine Anwesenheit, die in keiner Weise verborgen bleiben konnte, erfahren, und der Widerspruch zwischen diesem unfreundschaftlichen Betragen und dem mit fast leidenschaftlicher Freundschaft geführten Briefwechsel war zu groß, zu auffallend, zu unerklärlich, als daß er sich denselben hätte zu Schulden kommen lassen dürfen.

Hatte er einmal A gesagt, so mußte er jetzt B sagen. So schrieb er denn, wie wir bereits wissen, anscheinend höchst vergnügt zurück, daß er gleichfalls einen Sohn in's Examen bringen und daß hieraus auch den Vätern die Gelegenheit, sich zu sprechen, erblühen werde. Im Herzen aber war er über dieses bevorstehende Freudenfest voll Gift und Galle, und manchen Morgen, wenn er [67] nach A…berg hinauf telegraphirte, begleitete er seine Signale mit schandbaren Reden, jenen ähnlich, die er vordem an den steinernen Nachbar des Freundes zu richten gepflegt hatte. Ahnungslos, wie seiner Zeit die Felsennase, nahm Der die Invectionen entgegen, und schrieb ihm zum Danke dafür manch wohlgesinnten Brief. Aber auch er selbst hatte in dem Briefwechsel zu viele Unterhaltung gefunden, als daß er diese Form des Verhältnisses gar und gänzlich zu den Raben hätte wünschen können. Im Gegentheil war es ihm eine tröstliche Aussicht, nach überstandenem Martyrium der Mündlichkeit dereinst zu dem wasserdichten schriftlichen Verfahren zurückzukehren.

3.

„Die Zeit kam heran, welche niemals ausbleibt" – sagt Cervantes gerne, wenn er eine Zwischenzeit überspringen und mit seiner Erzählung zu dem angekündigten Zeitpunkt übergehen will. Zum gleichen Zwecke bietet sich eine in Schwaben geläufige Redensart: „Man spricht das ganze Jahr von der Kirchweih', endlich ist sie."

So ging es nämlich auch mit dem Landexamen. Es kam heran, es trat in die Reihe der seienden Dinge ein.

Die Straßen der Hauptstadt füllten sich mit alten und jungen Schwarzröcken verschiedenen Schnitts, die [68] einander nur darin gleich waren, daß sie von dem Residenzschnitt bedeutend abwichen.

Ahnungsgrauend schritten die Alten, todesmuthig die Jungen einher, um vorerst die zum Theil noch nie genossenen Herrlichkeiten, besonders die Wachtparade, in Augenschein und Ohrenschmaus zu nehmen.

Die Residenzjugend war gleichfalls auf den Beinen und belustigte sich, die „Landpomeranzen," wie sie die Fremdlinge nannte, auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Mancher würdige Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mußte es ertragen, daß sich der beliebte Gänsemarsch an seine Fersen heftete. Mancher hoffnungsvolle Sohn eines würdigen Vaters mußte sich mit dem insolenten Cujas es? anschreien lassen.

Die Jungen waren betäubt, die Alten betrübt über die Ruchlosigkeit dieser Jugend; entrüstet Beide; Beide aber auch zugleich von ganz geheimer Bewunderung ihrer freien, kecken Manieren erfüllt.

Der erste der Entscheidungstage war angebrochen.

Schon am frühen Morgen war das als Local des Examens dienende Gymnasiumsgebäude, von dem gebildeteren Theile der weiblichen Bevölkerung damals das [69] „Gennasium" genannt, ein Schauplatz lebhafter Bewegung. Die Gruppen, die es umringten, bestanden aus Vätern und Verwandten der Prüfungscandidaten. Sie hatten diese ihre Säuglinge nach der Hauptstadt und bis an die Schwelle des Gymnasiums geleitet, wo dieselben streng abgesperrt wurden, um eine Reihe von Aufgaben in verschiedenen Fächern zunächst schriftlich zu lösen; und gingen nun hier ab und zu, um womöglich an der Luft zu spüren, wie die Examenswitterung beschaffen sei. Man steckte die Köpfe zusammen und theilte sich murmelnd die Vermuthung mit, daß die Aufgaben dieses Jahr schwieriger sein werden, als je zuvor, weil die Prüfungsbehörde wegen des großen Andrangs der Bewerber beschlossen habe, es diesmal mit den Anforderungen an sie haarscharf zu nehmen. Dazwischen trafen sich alte Bekannte und redeten von ihren Jugendtagen, wo sie ebenfalls hier geschwitzt hatten, oder erzählten einander ihre gegenseitigen Familienerlebnisse in Freud und Leid.

Am Mittag wurden diese Gruppen voller und drängten sich dichter um das Haus. Wer von den jungen Leuten mit seinem Pensum zu Ende war, wurde gegen Zurücklassung der Reinschrift in Freiheit gesetzt. Der Erste, der herunterkam, erregte allgemeines Aufsehen. Er mußte sehr geschickt oder sehr leichtsinnig, jedenfalls sehr zuversichtlich sein, daß er es gewagt hatte, Allen [70] zuvorzukommen. Man riß sich um ihn, las die Aufgaben vor, kritisirte sie, fand sie unbillig schwer, und die Spannung wuchs mit jedem Augenblicke. Allmählich kamen Andere nach, und ihre Angehörigen säumten nicht, ihre Sudelschriften in Empfang zu nehmen und aus diesen sibyllinischen Blättern die Zukunft der jungen Verfasser zu erforschen. Die verschiedenen Abstufungen des Mienenspiels, welche hiebei zu beobachten waren, vom höchsten Entzücken bis zur

äußersten Entmuthigung hinab, boten ein belebtes Bild, das wohl einer malerischen Darstellung würdig gewesen wäre.

Unter diesen Gruppen, doch außerhalb des dichtesten Gedränges, befand sich ein Mann von vorgeschrittenem Umfang und lebensfrohem Gesichtsausdruck, worin keine Spur einer Runzel an Bedenklichkeiten oder Zweifelsqualen erinnerte. Er trug einen Rock von sehr dunkelblauer Farbe, die zur Noth, obwohl nicht ganz ordnungsmäßig, die schwarze ersetzen konnte, und war unser alter Freund, der Pfarrer von A...berg. Ein kleines Reisemißgeschick hatte zwar seine Heiterkeit etwas getrübt. Er war nämlich ungemein begierig gewesen, das Felsengesicht, das er in der Nähe nicht sein nennen konnte, sich aus der nöthigen Entfernung anzueignen, und zu diesem Zwecke hatte er seinen Butzengeiger mitgenommen. Unser deutscher Himmel aber hatte ihm unterwegs den Streich [71] gespielt, sich in Unklarheit zu hüllen, was ihn für einige Zeit ganz unglücklich machte. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, auf der Rückreise besseres Glück zu haben, und das Gleichgewicht seines Gemüths war bald wieder so vollkommen hergestellt, daß sämmtliche Staaten des Continents, besonders diejenigen, welche so eben auf dem Wege von Laibach nach Verona waren, ihn um dasselbe hätten beneiden dürfen. [71[1]] „Ich werde ihn sehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn schauen, aber nicht von nahe“, sagte er zu Wilhelm's ausnehmendem Ergötzen mit den Worten jenes wunderlichen Propheten, dessen Eselin unfehlbarer war als ihr Herr.

Heute jedoch kam das A...bergische Gleichgewicht abermals ein wenig ist Schwanken, [71] so daß unser untersetzter Freund sich genöthigt sah, seinen Schwerpunkt in die Zehen zu verlegen. Sein Sohn Wilhelm erschien nämlich im Portale des Gymnasiums, und da von dort ein paar Stufen herunter führten, mußte er ihn unter der Menge im Auge behalten suchen. Vater und Sohn lächelts sich von Weitem an, wie ein Mond den andern anlächeln würde, und der Sohn glich auch dem Vater, wie ein Ei dem andern. Auf der hohen, weißen Cravatte ruhte behaglich dasselbe rothbackige Gesicht, rund und voll wie sein Ascendent, nur in verjüngtem Maßstabe, und die schneeweißen „Vatermörder“, die es einrahmten, beeinträchtigten so wenig, [72] als bei dem Vater die weiße Halsbinde, das gesunde Roth der Wangen. Mit ruhiger Sicherheit, keinen Schritt beeilend, lavirte der Junge durch das Gewühl auf den Alten zu, der ihm die kurzen Arme entgegen streckte, um mit beiden Händen nach dem Concept seiner Ausarbeitungen zu greifen, und als ihre Finger sich berührten, da konnte man den kurzen wohlgenährten Fingern des Jungen den ernstlichen Vorsatz ansehen, dereinst eben so dick und fleischig zu werden, wie die Finger des Alten waren.

Zuerst das Arithmetische! sagte dieser, in dem Sudelhefte blätternd. Um das Uebrige ist mir nicht bang, aber das Rechnen war nie deine starke Seite. Voilà. „Die Dauer des dreißigjährigen und dann die des siebenjährigen Krieges absteі-

gend in Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen“ – etwas captiös, doch nicht übermenschlich! – – Richtig, ich hab’ mir’s gleich gedacht: du rechnest den Monat zu vier Wochen – gelt?

Freilich, sagte Wilhelm. Wie denn anders?

Da bekommst du ja nur achtundvierzig Wochen auf’s Jahr, bemerkte der Vater verdrießlich. Nun, es wird manchem Andern auch so gegangen sein, setzte er erleichtert hinzu. Aber halt – was muß ich sehen! Seit wann hat die Woche acht Tage?

Man redet ja immer von acht Tagen, wenn man eine Woche bezeichnen will, wendete Wilhelm ein.

[73] Der Pfarrer von A…berg ließ jenen gelinden Desperationslaut vernehmen, welcher hervorgebracht wird, wenn man ein Z ein paarmal hinter einander durch die Zähne einwärts zieht. Nach einer Pause stummen Kopfschüttelns sah er wieder in das Concept, las, nickte von Zeit zu Zeit, und immer mehr klärte sich seine Miene auf. In den Hauptfächern, sagte er, steht es ganz so, wie ich’s von dir erwartet habe. Besonders dein Latein ist wahrhaft blühend. Nun, die Arithmetik ist ein Nebenfach, mit dem man’s nicht so streng nimmt – und ich werde die Herren darauf aufmerksam machen, daß du, von den irrigen Voraussetzungen abgesehen, formell richtig gerechnet hast. Das ist Alles was man verlangt.

In dieser Weise wurden die einzelnen Arbeiten von den Interessenten durchgenommen, so daß in der kleinen Gelehrtenausstellung ein allgemeines Summen herrschte. Dasselbe wurde jedoch durch eine auffallende Scene unterbrochen.

Aus dem Gymnasium kam einer der jungen Candidaten, den man unwillkürlich näher ansehen mußte. Er war eine hochaufgeschossene, spindeldürre Figur mit eckigem Gesichtsbau, schwarzen Haaren und dunkeln Augen, welche scheu und trutzig über das Gedränge hinschweiften; aus den Ermeln seines fadenscheinigen schwarzen Rockes ragten die Hand-[74]gelenke nebst einem Theil der Vorderarme unbedeckt hervor. Während er durch die Versammlung, die ihm unheimlich schien, eine Gasse suchte, stürzte ein langer Mann in einem schwarzen Rock herbei, welches Kleidungsstück ebenfalls sehr abgetragen und zerschlissen aussah, nur daß die Ermel nicht zu kurz waren, und das vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil der Inhaber nicht mehr wuchs. Dagegen waren die Arme dennoch sehr lang, und einen wundersamen Anblick gewährte es, wie er spinnenartig über ein halbes Dutzend Leute hinüber griff, um dem Jungen sein Concept zu entreißen. Daß er dessen Vater war, konnte Niemand bezweifeln, der ihn in’s Auge faßte: dieselben schwarzen Haare und Augen, derselbe felsige Knochenbau des Gesichts, nur daß die Ecken viel schärfer hervorstachen, die Furchen viel tiefer eingegraben waren, und endlich in der Miene derselbe dunkle Zug, nur noch weit mehr schattirt.

Wie ein Habicht war der Alte auf die Sudelblätter gestoßen, die der Junge nicht sowohl hergab als vielmehr sich bloß wegnehmen ließ. Und wie der Raubvogel seine Beute erhascht, so hatte das Auge des Vaters auf den ersten Blick eine Stelle entdeckt, die ihn jeder weiteren Untersuchung zu entheben schien. Die Wirkung dieser Stelle war so stark, daß sie seine Fassung überwältigte. [75] Er ließ die Hand mit den Blättern sinken. Unglücklicher! rief er mit lauter Stimme, faßte den Jungen am Flügel, und – fort war er mit ihm um die nächste Ecke.

Dieses Zwischenspiel hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Auch der Pfarrer von A...berg, der eben mit seinem kritischen Geschäft zu Ende kam, hatte noch den ergreifenden Ausruf gehört, und sah noch die beiden langen, steifen, hagern Gestalten um die Ecke verschwinden.

Er fragte, und zehn, zwölf andere Stimmen fragten mit ihm, wer dieser darniedergeschmetterte Vater sei.

Der Pfarrer von Y...burg! wurde geantwortet.

Der Pfarrer von A...berg nahm seinen Sohn an der Hand, zog ihn durch das Gedränge und eilte dem Freunde nach. Aber vergebens schaute er an der Ecke Straß' ab, Straß' auf. Die beiden Gestalten waren fortgeschossen, wie Ladstöcke, die manchmal den Gewehren unvorsichtiger Schützen enteilen.

Mißmuthig begab er sich mit seinem Sohne in sein Quartier, das er bei einem hochgestellten Vetter aufgeschlagen hatte; denn die Residenz übte in den Zeiten, die dem völligen Aufhören der Naturalwirthschaft vorangingen, immer noch den schönen Brauch der Hauptstadt des jüdischen Landes, wo an den hohen Jahresfesten jedes Haus eine Gastherberge für Gefreundte und Bekannte vom Lande [76] wurde, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Fest der ungesäuerten Brode und dort das Landexamen der Magnet war, der den Landsturm von Gästen brachte.

Ein treffliches Mittagsmahl erquickte die Lebensgeister unseres Pfarrers. Da sein Vetter einer der Herren Examinatoren war, so konnte er über Tisch in Form einer Anekdote, die er auf Wilhelm's Unkosten erzählte, seine arithmetische Herzensangelegenheit anbringen, was sehr zu seiner Aufrichtung diente. Er fand denn auch gleich bestätigt, daß der Fehler nicht groß geachtet wurde. Doch mußte der über und über roth gewordene Candidat sich manche Neckerei gefallen lassen, daß er zwischen der asiatisch=ägyptisch=deutschen Woche von sieben Tagen und den Nundinen der Römer einen Vermittlungsversuch gewagt habe.

Auf den Abend wandelte der glückliche Vater in einen öffentlichen Garten, der, damals der einzige in der Residenz, weit und breit eines großen Rufes genoß.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,

Die gastlich hier zusammenkamen?

Die Chargen des Militärs vom Lieutnant aufwärts bis zum General, höhere Kanzleibeamte, alte und junge Richter, Lehrer der Künste und Wissenschaften,

und endlich schwere Bürger, welche mehr Geld in der Tasche hatten, als jene Alle mit einander, das waren die all-[77]abendlichen Stammgäste. Hiezu kamen aber noch die Vielen, die das Landexamen in die Stadt geführt hatte, und die nicht Wenigen, welche diese Wimmelzeit zum Stelldichein benützten. Besonders waren es die verschiedenen Altersklassen der Geistlichkeit, die ihre regelmäßigen jährlichen Zusammenkünfte auf diese Zeit zu verlegen liebten. Dieselben wurden im elegantesten Latein in der gelesensten Zeitung des Landes ausgeschrieben, die eben darum manchmal beinahe einem ungarischen Reichstagsblatte glich, wenn nicht in der Latinität ein merklicher Unterschied gewesen wäre. Solchen Aufforderungen zum Zusammenkommen ward von den Betreffenden stets freudig nachgelebt. Man beobachtete dabei zugleich das werdende Geschlecht, und gedachte mit gerechtem Bewußtsein „der alten Zeiten und der alten Schweiz."

Daß in diesem lebhaften Nationalgewimmel unser Freund von A…berg guter Dinge war, brauchen wir nicht erst zu versichern. Zwar, wer, wie er, eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft hatte, dem konnte es begegnen, daß ein Dutzend Freunde zu gleicher Zeit, ohne von einander Notiz zu nehmen, sein Ohr belagerten, und wer, wie er, mit seinem ganzen Wesen darauf angelegt war, Allen gerecht zu werden und Keinen vor den Kopf zu stoßen, der mußte sich einigermaßen im Fegfeuer befinden, weil er nicht wußte, wem er zuerst antworten solle. [78] Indessen eine tüchtige Natur arbeitet sich auch durch Centnerlasten des Glückes hindurch. „Der Braten war so fett, daß wir ihn nicht essen konnten, aber wir aßen ihn doch," schrieb jener Knabe in der Schilderung eines Schmauses, zu dem er eingeladen war. Unser Freund lächelte alle zwölf Interpellanten gemüthlich an, nickte in der Runde umher, segelte mit dem Glase durch die Luft, um gleichsam eine allgemeine Benediction zu ertheilen, und hiemit waren sämmtliche Fragen und Zurufe dem Hauptinhalte nach beantwortet.

Nur Eines versetzte ihm den perlenden Kelch der Lebensfreude mit Wermuth: sein Freund von Y…burg, den er bestimmt hier zu finden erwartet hatte, war nicht da, und fand sich auch im ganzen Lauf des Abends nicht ein. Er fragte Bekannte und Unbekannte, beinahe Mann für Mann, vergebens nach ihm. Niemand wußte auch nur von ihm zu sagen, wo er sein Zelt aufgeschlagen habe. Es ist mir unbegreiflich! murmelte der Pfarrer von A…berg beständig vor sich hin, bis er durch neue Begegnungen und Befreundungen jeweils wieder in den Strudel der heitern Bewegung gerissen wurde.

[79] Schon am folgenden Morgen erfuhr er zweierlei Gründe, deren einer das räthselhafte Benehmen des Freundes rechtfertigte, durch den andern aber wieder aufgehoben wurde. Aus den entscheidenden Kreisen nämlich, das heißt, aus dem Gremium der Examinatoren, verbreitete sich die Nachricht, daß Eduard von Y…burg merkwürdige Arbeit gemacht habe. Nicht bloß hatte er im Griechischen mit den beiden intricanten Verneinungswörtchen, die schon firmeren Gelehrten

ein Bein gestellt haben, heilloses Blindekuhspiel getrieben, sondern noch obendrein im Lateinischen eine Todsünde begangen, die nur mit der jenes unglücklichen Helvetiers verglichen werden kann, der sich nirgends mehr in Gesellschaft blicken lassen durfte, weil die Rede von ihm ging, er habe seinen Grundstock angegriffen – kurz, er hatte Ut mit dem Indicativ gesetzt! Wenn der Vater diesen Schnitzer gestern zuerst in's Auge gefaßt hatte, dann war sein kläglicher Ausruf freilich gerechtfertigt. Noch mehr war es sein Wegbleiben aus der Gesellschaft. Der Vater eines Sohnes, der Ut mit dem Indikativ gesetzt, konnte nicht unter die Leute gehen.

Aber diesem Schaden Joseph's stand ein wunderbarer Triumph gegenüber. Man erfuhr nämlich zugleich, daß der Pfarrerssohn von Y…burg hinwiederum der Einzige gewesen sei, der die arithmetisch=historische Aufgabe [80] vollkommen gelöst habe. Nicht nur hatte er, was von den Wenigsten gerühmt werden konnte, das Verhältniß der Wochen zu den Monaten richtig ausgedrückt, sondern er hatte auch die wahre Dauer der beiden Kriege, von welchen die Frage gestellt war, allein genau angegeben. Während alle übrigen Candidaten dem einen dreißig und dem anderen sieben Jahre zuschrieben, hatte er den ersten vom 23. Mai 1618 bis zum 24. October 1648 und den zweiten vom 29. August 1756 bis zum 15. Februar 1763 datirt, mithin nothfolglich ein ganz abweichendes Resultat gewonnen, das obendrein um so glänzender war, als die Berechnung unter diesen Umständen weit größere Schwierigkeiten gehabt hatte. Der Fall war unerhört in den Annalen des Landexamens: derselbe Candidat, dessen Leistungen in den andern Fächern unter dem Gefrierpunkt geblieben waren, erhielt in der Arithmetik und Historie je zwei große A. Das will nämlich im Zeugniß so viel besagen, als: „Eminent!" Und wenn er nun auch dennoch durchfiel – gleichviel, ein Vater eines Sohnes, der in seinem Testimonio vier große A besaß, dieser Vater durfte und mußte sich mit diesem Sohne sehen lassen.

[81] Der Pfarrer von A…berg ertheilte seinem Wilhelm, als er ihn wieder zum Gymnasialgebäude begleitete und den Pfarrer von Y…burg daselbst abermals nirgends erblickte, den Auftrag, den Sohn desselben beim Hinein= oder Herausgehen aufzusuchen, sich nach dem Quartier der beiden Finsterlinge zu erkundigen, und sie jedenfalls für den Abend in „der W.….in Garten" zu bestellen.

Wilhelm that sein Bestes. Allein der Löwe des dreißig= und siebenjährigen Krieges erschien so spät, daß er nur noch knapp seinen Platz erreichte, ehe das Dictiren der heutigen Aufgaben begann. Während des pythagoräischen Schweigens, das auf diese feierliche Handlung folgte, war kein Verkehr statthaft. Noch weniger konnte es am Schlusse zu einer Annäherung kommen; denn ehe Wilhelm mit dem dritten Theile der Pensen fertig war, hatte Eduard seines Wissens Köcher ausgeleert, legte die Feder nieder, überreichte seine Arbeit dem wachehabenden Professor, und – schnell war seine Spur verloren.

Der Tag verging wie der gestrige.

Vergebens fahndete der Pfarrer von A…berg im Abendcirkel nach dem Freunde, der ihm nur in der Ferne, nicht aber in der Nähe sichtbar sein zu wollen schien. Er schüttelte den Kopf einmal über das andere, ließ manches hinterschlächtige Z durch die Zähne zischen, und [82] entsagte zuletzt gänzlich der Hoffnung, den Unsichtbaren zu sehen, den Unbegreiflichen zu begreifen.

Der dritte der Examenstage, der Tag der mündlichen Prüfung, brach an.

Die zum Schwitzen verordnete Jugend schnürte ihre Bücher in den alterthümlichen Riemen und eilte dem Schlachtfelde zu, wo der Ausschlag erfolgen sollte; denn heute galt es, den ganzen Mann von dem halben zu unterscheiden.

Wilhelm, sagte der Pfarrer von A…berg zu seinem Sohne, den er heute zum letztenmal begleitete: sag' mir ehrlich, ob dir das Herz nicht klopft. Ein Examinator hat es doch weit besser, als ein Examinand, denn Jener ist auf die Fragen vorbereitet und Dieser nicht. Sieh, ich traue dir zwar sehr viel zu, aber – der Mensch mag noch so Vieles wissen, Alles weiß er nicht. Hast du nie daran gedacht, daß just eine Frage an dich kommen könnte, in der du – nicht so ganz zu Hause bist?

Freilich, sagte Wilhelm mit Gleichmuth. In diesem Fall gedenke ich die Rede auf einen verwandten Gegenstand hinüber zu spielen; denn es kommt nicht darauf an, daß man Alles weiß, sondern darauf, daß man wo möglich keine Antwort schuldig bleibt.

Der Vater klopfte den Sohn auf die Schulter. Wilhelm, sagte er freudig bewegt, an deiner Carrière hab' ich keinen Zweifel mehr.

[83] Mit diesen Worten schieden sie vor der Schwelle des Gymnasiums.

Im Hinaufsteigen sah sich Wilhelm auf der Treppe unversehens von dem schwärzlichen Aufschößling aus Y…burg angeredet, der ihm sagte, sein Vater lasse den Herrn Pfarrer von A…berg bitten, sich doch ja heut Abend in „der W…..in Garten" einzufinden.

Wilhelm erwiderte ihm ebenso verwundert als erfreut, der seinige habe keinen sehnlicheren Wunsch, als endlich einmal mit dem Herrn Pfarrer von Y…burg zusammenzutreffen, und erzählte, wie die Bemühungen, dieses Glückes theilhaftig zu werden, bis jetzt vergeblich geblieben seien. – Er fragte ihn, wo denn der Herr Vater logire.

Bei Verwandten auf dem Lande in der Nähe, antwortete Eduard, und fügte hinzu, erst heute werde sein Vater von den Abhaltungen frei, die ihn bisher verhindert haben, den Abend in der Stadt zuzubringen.

Sie dürfen auch nicht wegbleiben, sagte Wilhelm zutraulich zu ihm. Mein Vater wird mich gleichfalls mitnehmen.

Eduard sagte zu, so weit es von ihm abhänge, und die Thüre des Prüfungssaales schloß sich hinter ihnen.

Die Angabe, daß er bei Verwandten auf dem Lande wohne, war eine Vexierklappe, mit welcher der Pfarrer [84] von Y…burg seine wahre Adresse verdeckte. Er war vielmehr in der obscursten Winkelkneipe des winkligsten Gäßchens der innersten Altstadt abgestiegen. Seine Käsehändler, die er nach einer wohlfeilen Herberge gefragt, hatten ihm diese Spelunke verrathen. Hier konnte er sein Haupt niederlegen, ohne seinen Etat zu überschreiten. Auch wurde er hier von seinem Y…burger Käse, der zum Besten der Gebrüder Straubinger hierher geliefert wurde, angeheimelt, nur daß er ihn hier ungebraten essen mußte. Home, sweet home! Dagegen traf er hier ein Bier, dem er, obgleich es billig genug schmeckte, doch den Vorrang vor seinem Corruptionsgebräu unbedingt zugestehen mußte. Und da er mit seinem Sohne ein eigenes „Appartement“ – ein urmals ockergelb angestrichenes Kämmerchen von anderthalb Quadratschuh – inne hatte, so konnte er zu diesem Biere seine scythische Cigarre unangefochten verduften.

Auf diese Weise hatte er den Abend nach seiner Ankunft unter stillen Verwünschungen über den Pfarrer von A…berg, den schuldlos unwissenden Feind seiner Ruhe, dessen Anwesenheit er selbst in dieses Versteck hereinragen fühlte, nicht eben ganz ungemächlich durchlebt, und eine seinem Sohne vor dem Schlafengehen [85] verabreichte Ohrfeige hatte sein durch die ungewohnten Eindrücke der Außenwelt etwas gestörtes Gleichgewicht vollkommen wieder hergestellt. Eduard hatte nämlich auf die Frage, wie es ihm wohl im Examen gehen werde, die allerdings nicht ganz correcte Antwort gegeben: „Mir ist’s Wurst.“

Und doch trieb es ihn am andern Morgen, am Morgen des ersten Prüfungstages, aus seiner Höhle hinaus. Es war Neugier, verbunden mit dem seltsamen Drange, der den Menschen manchmal antreibt, dem Schicksal eine Wette zu bieten. Wenn er dem Pfarrer von A…berg in die Hände fiel, so konnte er nicht mehr zurück, konnte sich ihm über die ganze Prüfungszeit, an den Abenden wenigstens, nicht mehr entziehen. Und dennoch wagte er den Gang. Wie derselbe abgelaufen, haben wir bereits erzählt.

Die Hauptsünde wider den heiligen Donat, die ihm bei dem ersten Blick in Eduard’s Sudelheft entgegen sprang, hatte sein nicht ganz eingeschlummertes philologisches Gewissen in allen Tiefen aufgerührt und ihm jenen Ausruf abgenöthigt, der in den Herzen der Ohrenzeugen nachzitterte. Nachdem er aber um etliche Ecken gebogen, stellte sich die verlorene Fassung wieder ein, und es wurde ihm klar, daß der Unglücksfall, den er ja doch in der einen oder andern Form als unvermeidlich vorherge-[86]sehen hatte, ihm gerade so gelegen komme, wie oft einem jungen Mädchen, das sich gern in einem schwarzen Kleide sieht, ein Trauerfall.

Er hatte den legitimsten Grund, sich vor der Welt zu verbergen. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er den Indicativ seines Sprößlings in Sack und Asche betrauerte. Er zog sich daher in sein göttliches Loch zurück, allwo er sich herme-

tisch verschloß und seinem Eduard in den Freistunden, die diesem das Examen ließ, hänfenen Weihrauch unter die Nase dampfte. Die übrige Zeit beschäftigte er sich mit einem alten, verstaubten, in Schweinsleder gebundenen Buche, das er im Hause aufgefunden hatte und das Spitzbubengespräche im Reiche der Todten enthielt, Unterredungen nämlich, worin Cartouche, Nickel List, die vom Schwert zum Rade begnadigten Schloßdiebe Friedrich Wilhelm's I. und andere Celebritäten ihres Jahrhunderts, ihre Confessionen gegen einander austauschten.

Den folgenden Tag schlug die Lage um. Eduard brachte seinem Erzeuger aus dem Examen die Neuigkeit mit, daß er vier große A in seinem Zeugniß habe.

Woher wußte der Junge dies? Ei, sein Nebensitzer im Examen hatte es ihm unter der Arbeit zugeflüstert. Wie ein Stein, der, in's Wasser gefallen, immer weitere Wellenkreise zieht, hatte sich dieses und manches andere [87] Examinalgeheimniß aus dem Conclave der Examinatoren zu ihren vertrauteren Freunden in der Schaar der betheiligten Väter und Verwandten fortgepflanzt, von diesen war es im Wege gleicher Tradition zu den Uebrigen gekommen, die es sodann unter der Jugend selbst verbreiteten, so daß auch der Isolirteste im Laufe zweier Tage erfahren konnte, wie seine Actien standen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, an welchem die theuersten Interessen des Landes hingen, rechtfertigte dieses geschäftige Treiben, das der officiellen Bekanntmachung des Ergebnisses der Prüfung weit vorgriff.

Dies war, vermuthlich in Verbindung mit dem compendiösen Umfange dessen, was er zu Papier hatte bringen können, der Grund gewesen, der Eduarden gestern so früh, daß Wilhelm ihm nicht mehr beikommen konnte, aus dem Examen getrieben hatte.

Der Pfarrer von Y...burg war unerachtet seiner in Essig eingemachten Stimmung immer noch Mensch, Vater und Lehrer genug, um den Succeß seines Sohnes mit einiger Genugthuung aufzunehmen. Ueber den Enderfolg des Examens machte er sich zwar nicht die mindeste Illusion, da er wohl wußte, daß Arithmetik und Geschichte nicht die Schlüssel waren, welche die Thüre in das Reich Gottes öffneten. Aber er konnte ihm doch jetzt immerhin jenes Skaldenlied am Heldengrabe singen: „Ehrenvoll ist er gefallen!"

[88] Eben darum aber erkannte er auch, daß seine eigene Position sich verändert hatte, und daß die Entschuldigung, mit der er sich von der Gesellschaft fernhalten konnte, nunmehr wieder weggefallen war. Er entschloß sich daher, in den sauersüßen Apfel zu beißen und seine Spitzbubenhölle mit dem Purgatorium eines Honoratiorencirkels zu vertauschen. Dies sein eigener cynischer Ausdruck, für den wir begreiflicherweise nicht verantwortlich sind.

So gab er denn am Morgen des dritten und letzten Prüfungstages seinem Sohne den Auftrag, dessen Ausführung wir bereits kennen. Dann setzte er sich in dem grauen Kämmerlein mit den antediluvianischen Ockerspuren auf das

wackelige, schneidend schmale Bettgestell, baumelte mit den Beinen, die er in dieser schwanken Stellung noch sehr künstlich an sich ziehen mußte, damit sie nicht auf dem Boden aufstanden, und studirte mit einer Attention, wie er sie vielleicht niemals der Vorbereitung einer Predigt gewidmet hatte, auf sein Benehmen für den Abend. Er wollte so genießbar als möglich sein, freundlich, gemüthlich sogar, aber dabei scharf genug, um Jedermann auf der Zunge zu brennen, also sich ungefähr wie eine mit Zucker und Pfeffer behandelte Melone geben. War dieses „Auf=das=Seil=gehen" – sagte er in der Erinnerung an's Oberkloster, wo eine und die andre Art von Leistung so betitelt wurde – abgethan und das Capital, das er für einen solchen Abend in Bereitschaft gesetzt hatte, aufgezehrt, dann gedachte er alsbald den Staub von den [89] Füßen zu schütteln und die zwischen den Mühlsteinen des persönlichen Zusammentreffens hart bedrohte Freundschaft wieder auf dem Boden der „Abstraction" in Sicherheit zu bringen.

Während aber der Vater diese Anstalten machte, schob der Sohn die Lage der Dinge aus dem zweiten Stadium in das erste, ja noch viel weiter zurück. Von den Examinatoren anfangs wegen seiner schriftlichen Kriegslorbeeren nicht ohne alle Achtung behandelt, verscherzte er diese im mündlichen Examen stündlich mehr und mehr. Nachdem er im Lateinischen und Griechischen Böcke geschossen hatte, welche wegen ihrer Unglaublichkeit nicht mittheilbar sind, stieß er im Hebräischen – denn auch hierin wurde in jenem ehernen Zeitalter schon ein Scherflein Leistung gefordert – dem Fasse vollends den Boden aus. Zum Lesen und Uebersetzen einer Stelle aufgerufen, konnte er weder das eine noch das andere, mußte sich Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort vorsagen lassen, und zeichnete sich, als es zur Sinnerklärung kam, durch eine, man möchte sagen, pharaonische Verstocktheit aus.

Die vorhergehenden Examinatoren hatten ihn nach und nach aufgegeben. Der Mann des Semitischen aber, ein sehr hartnäckiger Würmerbohrer, konnte ihn durchaus nicht loslassen, sondern setzte ihm erst mit grammatikalischen, dann mit religionsgeschichtlichen Fragen zu, und [90] wollte sich um jeden Preis rühmen, eine Antwort aus ihm herausgefoltert zu haben. Der alttestamentliche Vers enthielt unter Anderem eine Anspielung auf die Erscheinung, die Moses im Busch gehabt. Da nun der Candidat auf alle anderen Fragen beharrlich schwieg, so sagte der Professor zuletzt verächtlich: Dann werden Sie mir wenigstens sagen können, Wer das ist, der dem großen Gesetzgeber im Busch erschien? – der Bewohner des Busches? – der da wohnete im Busch? – nun? – nun? – nun? es ist eine Kinderfrage – nun?

Der Candidat schwieg und machte eine Miene, worauf ziemlich leserlich die Antwort geschrieben stand, die er vorgestern Nacht seinem Vater gegeben hatte. Der Professor aber hörte nicht auf, mit dem zum Marterwerkzeuge geschliffenen,

kurzgestoßenen „Nun?“ auf ihn hinein zu dolchen, bis das eckige Gesicht in convulsivischen Bewegungen, gleich denen eines Nußknackers, arbeitete.

Der Wohner im Busche? – nun? – wer ist das? – nun? – nun? – nun?

Der Has’! fuhr Eduard endlich mit finsterer Entschlossenheit heraus.

Da erhob sich ein Gelächter, daß das Haus in seinen Grundfesten wankte. Ja, man will wissen, daß zu dem Neubau desselben, den die Oberschulbehörde nach Jahr und Tag anordnen mußte, an diesem Tage der erste Grund gelegt worden sei.

[91] Der Professor ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Er bohrte den Kopf in die Cravatte. Dreimal setzte er an, um etwas Fulminantes zu sagen, aber dreimal blieb ihm die Stimme in der Kehle kleben. Zuletzt trat er mit einer raschen Wendung zu einem andern Candidaten und setzte die Prüfung fort, den Verworfenen keines Blickes weiter würdigend.

Eduard von Y…burg saß von nun an wie gezeichnet da. Auch seine Mitcandidaten, nachdem sie genug gelacht hatten, sahen ihn nur noch mit scheuen Augen an. Eine so titanische Unwissenheit mußte ihren Träger gleichsam von der übrigen Menschheit absondern. Er aber kümmerte sich nichts darum, vielmehr schien er froh zu sein, daß seine Ausgestoßenheit ihn aller ferneren Prüfungsqualen und Fragepeinigungen überhob.

Für Wilhelm von A…berg war dies eine schwierige Lage. Wie sollte er sich nunmehr gegen seinen neuen Bekannten verhalten, nachdem dieser zum Paria herabgesunken war? Er kam auf den schlauen Einfall, das gestrige Benehmen desselben zu adoptiren. Begünstigt durch den Platz, den er ziemlich nahe bei der Thüre hatte, drückte er sich nach beendigter Prüfung so rasch als möglich, entkam hiedurch jeder Berührung mit der fatal gewordenen Persönlichkeit, flog eilends zu seinem Vater und erzählte ihm, welche entsetzliche [92] Eule dem Sohne des Pfarrers von Y…burg aufgesessen sei.

Nun kommt er heut Abend zweimal nicht, versetzte der Pfarrer von A…berg wehmüthig.

Eduard aber hütete sich wohl, seinem Vater etwas von dem Abenteuer zu sagen, das er in dem brennenden Busche bestanden hatte. Daher, als der Pfarrer von A…berg mit seinem Sohne Abends in den uns schon bekannten Garten kam, war das Erste, was Wilhelmen in die Augen fiel, der Held des Tages, der mit großer Gemüthsruhe an der Kugelbahn stand und den Wechselschicksalen der Neune zusah. Die ältere Ausgabe desselben dunklen Textes befand sich nicht weit davon, und schaute mit jener eigenthümlichen Art von Behagen, die bei manchen Menschen mit einem ingrimmigen Gesichtsausdruck vereinbar, ja von ihm unzertrennlich ist, in das Menschengewühl, das an und zwischen den Tischen im Garten hin und her wogte.

Um's Himmels willen, Vater, sagte Wilhelm ängstlich, indem er diesen am Handgelenke preßte, da ist der Eduard von Y...burg! Und das dort muß nothwendig sein Vater sein!

Wahrhaftig, so ist's! sagte der Pfarrer von A...berg. Komm, wir wollen gleich auf sie lossteuern. Nimm du dich des Jungen an, der hier sehr verlassen sein wird.

[93] Wilhelm sah ihn fragend und bedenklich an.

Thu's nur! flüsterte sein Vater. Ich werde es den Herren schon im rechten Lichte darstellen, damit es deinem guten Ruf nicht schaden kann.

Nach diesen heimlich gewechselten Worten, während welcher Beide scheinbar nach andern Seiten hingesehen hatten, eilte der Pfarrer von A...berg, so schnell ihn seine kurzen Beine trugen, mit einem Ausruf der Freude und Ueberraschung auf den Pfarrer von Y...burg zu, der ihn seinerseits ebenfalls sogleich erkannte. Er öffnete die langen Arme, der Freund stürzte sich hinein, und – zu gleicher Zeit prallten Beide, jedoch nur ganz still im Herzen, voreinander zurück!

Es ist gefährlich, eine Freundschaft auf dem Papier anzuknüpfen. Das Papier ist – wiewohl auch nicht immer – das Reich der schönen Formen, die Körperwelt ist – wenigstens sehr häufig – das Gegentheil davon. Wer hat nicht schon einen Schriftsteller aus seinen Werken liebgewonnen und sich die höchste persönliche Vorstellung von ihm gemacht? Es läßt ihm keine Ruhe, er muß sein Auge durch Anschauen der Persönlichkeit erquicken, er reist, er kommt und sieht – die Kehrseite der Stickerei! Es gibt, wo nicht Nationen und Völkerschaften, so doch Zeiten und Epochen in der Entwicklung derselben, wo die vollendete Form nur innerlich, äußerlich nur die vollendete [94] Formlosigkeit oder gar die entschiedene Un= und Mißform zur Erscheinung kommt.

Der Pfarrer von A...berg war zu dick und besonders im Gesicht zu fettglänzend, um geistreich, der Pfarrer von Y...burg zu dürr und besonders im Gesicht zu gelbtrocken, um liebreich auszusehen. Der Pfarrer von A...berg dachte: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz." Der Pfarrer von Y...burg dachte: „In diesem Talge brennt kein Licht." Eine meilenweite Abstoßung war an die Stelle der Anziehung getreten, welche die beiderseitigen Briefe ausgeübt hatten.

Beide verbargen jedoch ihre Empfindungen Jeder am Halse des Andern. Beide thaten das Möglichste, von Glück zu strahlen. Der Pfarrer von A...berg nahm den Freund an der Hand und führte ihn seiner Gesellschaft zu, welche mehrere Tische füllte. Da er bereits Abend für Abend die staunenswerthe Geschichte der Genesis dieser Freundschaft erzählt hatte, so erkannte Jedermann sofort den Pfarrer von Y...burg, der seinerseits das eigenthümliche Lächeln, das er rings verbreitet sah, anfangs auf Rechnung eben dieses Ereignisses schrieb. Er ließ sich daher ruhig nieder, die beiden Freunde tranken unverweilt Brüderschaft, und die Unterhaltung versprach in den besten Gang zu kommen.

Mittlerweile war Wilhelm dem Gebote seines Vaters [95] nachgekommen. Da jedoch ein Stückchen Diplomat in ihm steckte, hatte er Eduarden eingeladen, sich mit ihm nach dem See zu begeben, wo sie der zahlreich im Garten anwesenden Jugend, die den Umgang eines der Krösuse des Landexamens mit dem Irus desselben auffallend finden mußte, ziemlich aus den Augen gerückt waren.

Der See war ein Ententeich an einer minder belebten Seite des Gartens. Er war stark mit wackelndem Geflügel bevölkert. Auch befand sich nicht weit davon das Hauptquartier der Landmacht, bestehend in einer großen Hühnerschaar unter den Befehlen eines prächtigen schwarzen Hahns. Damals sah man noch nicht jene cochinchinesischen Podagristen, die zwar von den Eroberungen der abendländischen Civilisation im fernsten Osten zeugen, dafür aber auch zugleich die sterbliche Ferse dieser Erfolge versinnbilden, indem sie, bei jedem Schritt in die Kniee zu sitzen genöthigt, den schönsten Hof zu einer Invalidenanstalt machen. Damals herrschte noch in unsern Höfen und Gärten, frisch, fromm, fröhlich, frei, der deutsche Hahn in seinem Jünglings= oder Mannesbewußtsein, in seiner goldbraunen, seiner bläulichschwarzen Schönheit und mit jenem unergründlich dämonischen Zuge, der dem Herrn der Ratten und der Mäuse verwandt genug dünkte, um sich mit der Feder des wackern Jungen zu schmücken.

[96] Ein altergrauer offener Pavillon am Ufer des Teichs nahm die beiden ungleichen Gäste auf. Wilhelm, den sein Vater mit baaren Mitteln versehen hatte, machte den Wirth, sorgte für Bier, für Wurst und trippelte geschäftig hin und wieder, um der Verlegenheit einer Gesprächsanknüpfung so lang als möglich auszuweichen. Nachdem es aber nichts mehr zu sorgen gab, da fühlte er, daß es an der Zeit sei, einen soliden Redeaustausch herbeizuführen, und erkannte, daß es am besten sein würde, gleich im ersten Anlauf die verwünschte Barrikade von heute mit Sturm zu nehmen.

Aber hören Sie, begann er, Sie sind ein rechter Strick! und stellte sich nun, als ob er glaube, daß die dem hebräischen Professor gegebene Antwort bloßer Hohn gewesen sei.

Mochte er nun das Richtige getroffen haben, oder mochte es dem verunglückten Canditaten schmeicheln, daß [97] man seine Ignoranz für Bosheit hielt – Eduard erwiderte diese Auslegung mit einem Blick der innigsten Freundschaft und stieß ein äußerst vergnügtes Gelächter aus. Nun? – nun? – nun? – rief er wiederholt, indem er mit großem Geschick die Stimme des Examinators nachahmte und dazu wie dieser den Kopf in den Hals hinunter bohrte, worüber Wilhelm vor Lachen platzen wollte.

[97[1]] Wilhelm tischte jetzt eine Reihe jener gottlosen Anekdötchen auf, durch welche sich die Jugend bekanntlich allezeit für ihre Schwitzstunden schadlos gehalten hat. Eduard diente darauf mit noch erbaulicheren Proben von der Unterrichtsmethode und Lebensweise seines Vaters. Dabei kam er auch auf

den „Hohen Seher“ zu reden, nach welchem, derselbe jeden Tag zu bestimmter Stunde zu greifen pflege; was schildert aber sein Erstaunen, als es sich zeigte, daß er nur diese magere Thatsache kannte, als er erst jetzt erfuhr, wie die beiden Tubus sich gefunden und die Herzen ihrer Besitzer nachgezogen hatten! Er wollte sich vor Lachen ausschütten, daß sein Vater über diese so ausbündig merkwürdige Geschichte zu Hause nie ein Wort verloren, und zeigte überhaupt gegen dessen finstere Eigenheiten, so fühlbar sie ihn selbst berühren konnten, nicht den geringsten Groll.

Seine Erinnerung hielt es jedoch nicht lang in jenem dumpfen Oberstübchen aus, sondern hüpfte, wie der Knabe selbst so oft am Ende seiner kurzen Lehrstunden gethan, fröhlich ins Freie, in Feld und Wald, und Wilhelm bekam Dinge zu hören, von welchen er bis jetzt so gut wie nichts geträumt hatte.

Eduard erzählte, nicht eben was der Wald sich erzählt, aber doch was im Walde vorgeht: Er kannte alle Kräuter, Halme, Streucher, Stauden und Bäume, und letztere [97²] nicht bloß von der Wurzel bis zum Gipfel, sondern auch in ihren wohnlichen Beziehungen und Verhältnissen, sofern es nämlich keinen Baum gab, den er nicht erklettert hatte, um in die Vogelnester zu gucken. Von jedem Vogel wußte er zu sagen, wie viele und welcherlei Farbe Eier er lege, und wie er sein Nest baue, bis auf jenen Sonderling, der kein eigen Haus hat, sondern sich, jedoch ohne Hauszins zu bezahlen, in der Miethe behilft.

Durch Wilhelm’s freudige Aufmerksamkeit angeregt, kam er vom Hundertsten ins Tausendste. Er erzählte ausführlich von dem Leben der Ameisen im Wald und Feld. [97³] Zu geschweigen von ihrem Witterungssinn, der sie lehre, ihren Vorrath, den sie zum Trocknen in die Sonne hinaus tragen, vor einem Regen stets so sicher ins Nest zurückbringen, wie jene Reichsbürger ihre Spritzen immer acht Tage vor einem Brande probirten – hatte er einst einen Zug von Klugheit an ihnen belauscht, der seinen Zuhörer, unter Behülfe der Weltanschauung durch die Flasche, bis zu Thränen rührte. Eine Ameisenrepublik bot nämlich einmal das Schauspiel, daß sie ihr Korn, statt es zu sonnen, mondete. Als er sich nach der Ursache dieser seltsamen Maßregel umsah, entdeckte er, daß sich den Tag über Tauben in der Nähe aufhielten, welche den Körnerfrüchten gleichfalls nicht abhold sind. Er verjagte sie, und sobald dies geschehen, brachten die Ameisen ihren Vorrath wieder bei Tage auf den Trockenplatz.

Eduard flunkerte zwar ein wenig. Ich hab’ einmal, sagte er unter anderem, [97⁴] einen Hasen gesehen, dem die Hunde über eine Stunde lang vergebens zugesetzt hatten. Nun gibt es nicht bloß dumme Hasen, sondern auch gescheide. Denn der, wie ihm der Spaß entleidet war, trieb er einen andern Hasen auf, legte sich in dessen Lager und sah gemüthlich zu, wie die Hunde, ohne die Verwechslung zu merken, diesen seinen Einsteher jagten und am Ende faßten.

Das wäre! rief Wilhelm.

Eduard, der in seinem Elemente war, fuhr fort, die erstaunlichsten Geschichten aus dem Thierleben preiszugeben. Nachdem er gar von einem Hasen berichtet, der dem verfolgenden Hunde endlich ins Gesicht gesprungen sei, so daß dieser vor Schrecken Reißaus genommen habe – er schien sehr auf die Verherrlichung des Buschbewohners bedacht –, ging er auf den Specht über und erzählte, wie dieser Baumhacker ihn einmal, da er denselben mit [97[5]] der Flinte gefehlt, unter einem wahrhaft höllischen Hohngeschrei von Baum zu Baum bis an den Ausgang des Waldes begleitet habe, ohne sich durch das mehrmals nach ihm gerichteten Gewehr aus der Fassung bringen zu lassen, weil er wohl wußte, daß der Schuß aus dem Laufe sei.

Dann meldete er von den Raben, sie seien zwar sehr abgeklährte Patrone, die auf sich zielen lassen, ohne sich zu rühren, bis sie den Finger am Drücker in Bewegung sehen; dann fliegen sie, eben noch im letzten Augenblicke, weg, den Schützen seinem Aerger überlassend. Nur zählen können sie nicht. Er belegte dies mit der Geschichte eines seiner Vertrauten, der den Raben in einem Versteck am Walde manchen Tag umsonst aufgelauert hatte. Sie hatten ihn mit dem Gewehr in seine Hütte gehen sehen, und kamen nicht auf [97[6]] Schuß weiter heran. Zuletzt verfiel er darauf, einen Andern, der ebenfalls ein Gewehr tragen mußte, in seine Hütte mitzunehmen und nach einiger Zeit wieder fortzuschicken. Nun glaubten die Raben, die den Mann mit der Flinte hatten fortegehen sehen, das Feld sei rein, und ließen sich seitdem nach Bequemlichkeit schießen. Auch wurden sie nicht klug durch Schaden, daß sie hätten Zwei zählen gelernt.

Da wär's ihnen wohl schwer geworden, die Dauer des dreißigjähren Krieges anzugeben, bemerkte Wilhelm verbindlich.

Eduard, nachdem er diese Schmeichelei mit einem dankbaren Lächeln erwidert, fuhr unermüdlich in seinen Geschichten fort. Er erzählte ein wundervolles Beispiel von der Schlauheit eines [97[7]] Frosches, der, als eine Gans ihn fressen wollte, das Gegentheil von der Mechanik des Ulmer Spatzen anwendete. Bekanntlich trug dieser den Strohhalm im Schnabel den langen Weg durchs Thor, um den Bauleuten zu zeigen, wie sie es angreifen mußten, um den Balken hindurchzubringen. Der Frosch aber habe im Kampf ums Dasein ein Stecklein aufgerafft, dasselbe quer im Maul gehalten und so fest darauf gebissen, daß die Gans nicht im Stande gewesen sei, ihr Vorhaben auszuführen. Auch behauptete er, er habe ein Eichhörnchen über eine zum Ueberspringen zu breite Stelle eines Waldbaches auf einem großen Schilfblatte schiffen sehen, wobei es seinen Schwanz als Segel aufgespannt, um den Wind zu fangen, und mit einem Fuße gerudert habe.

[97[8]] Nun lehren freilich die Naturforscher, daß die Gänse principiell keine Frösche fressen, folglich sie auch nicht zu Erfindungen in der Mechanik veranlassen. Die Ueberfahrt des Eichhörnchens sodann mochte wohl auch billig zu den

vielen fabelhaften Seeabenteuern, woran die Geschichte der Schifffahrt so reich ist, gerechnet werden. Wilhelm jedoch war kein Naturkundiger, und erfreute sich der bunten Mittheilungen des neuen Freundes ohne alle Kritik.

Seine lateinische Seele, die ihre bisherige Knospenzeit über Vocabeln und Syntax verlebt hatte, sog die ungewohnten Naturtöne mit sammt ihrer etwas üppigen Romantik [98] durstig ein. Der so günstig situirte Nutznießer dieser Seele ahnte heut zum ersten Mal, daß ein voller Schulsack den Menschen nicht völlig ausfülle. Es überkam ihn wie eine Erleuchtung, daß er neben diesem Auswürfling der werdenden gelehrten Welt nur etwas Halbes sei, daß, wenn er ihm allerdings auch mit einer schönen Dosis Grammatik auf die Beine helfen könnte, derselbe doch andererseits hinwiederum ihn selbst gar wesentlich ergänzen würde.

Animae dimidium meae, rief er in plötzlicher Begeisterung, wir müssen nothwendig smolliren!

Eduard schämte sich nicht, um eine Uebersetzung dieser dunkeln Ausdrücke zu bitten. Nachdem dieselben verdolmetscht waren, erklärte er, daß er dabei sei, und die beiden Söhne tranken in so kunstgerechten Formen Brüderschaft, wie die Väter sie vorhin getrunken hatten. Es gehörte zu Wilhelm's humanistischer Bildung, die Formen des Smollis und Fiducit „los zu haben."

Bruderherz, begann er, nachdem die feierliche Pause auf diesen erhabenen Act vorüber war, es ist doch teufelmäßig schade, daß du durchfallen wirst. Sieh, wir beide, wenn wir in Ein Individuum zusammengeschmolzen wären, oder wenn wir wenigstens mit einander unsern Lauf durch die Klöster machen könnten, wir wollten es [99] mit der ganzen Welt aufnehmen. Was sagt Don Carlos? „Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Ja, das ist nun nicht anders zu machen, versetzte Eduard.

Was hast du denn jetzt vor? fragte Wilhelm.

Eduard blickte sinnend in das fallende Laub der Bäume. An die tausend Ohrfeigen, begann er nach einer Weile, hab' ich von meinem Alten nach und nach eingestrichen. Ich führe strenge Rechnung darüber. Wenn das Tausend voll ist – weit ist's nicht mehr davon, und da er nach dem Ausgang des Examens nicht weiß, was er mit mir anfangen soll, so wird er's bald dahin gebracht haben – dann erspare ich ihm weitere Mühwaltung und warte die tausend und erste nicht mehr ab!

Was? du wirst doch nicht per brennen wollen! rief Wilhelm erschrocken.

Was heißt das? fragte Eduard.

Nun, eben zum Teufel durch die Latten gehen. Was wolltest du denn in der Welt anfangen, allein und ohne Hilfe?

Das ist meine geringste Sorge. Ich freue mich schon darauf, dir einmal meine Abenteuer zu erzählen.

Immer höher sah Wilhelm an diesem jungen Menschen empor, aus dessen Selbstvertrauen schon ein fertiger [100] Mannescharakter sprechen zu wollen schien, neben welchem er selbst, in seiner festgesetzten, vorsorgenden, leitenden Laufbahn, sich fast wie das Kindlein in der Wiege vorkam. Es war ihm, dem Sohne des Glücks, als ob er in diesem seinem Widerspiel vielmehr eine Stütze und einen Stab gefunden hätte.

[100[1]] Werden wir uns denn jemals wieder begegnen? fragte er wehmüthig.

Gewiß! antwortete Eduard. Und am Wahrzeichen wird es uns nicht fehlen, denn wenn auch dich die Jahre noch so sehr verändern sollten, ich werde mir immer gleich bleiben – Eduard, der schwarze Prinz! schaltete er mahnend ein –, und ein Steckbrief, den man mir heute schrieb, würde noch nach zwanzig Jahren seine gute Wirkung thun. Auf Wiedersehen also!

Sie stießen an und versicherten einander unter begeisterten Schwüren eines unauslöschlichen Andenkens.

Hierauf begaben sie sich [101] in die an den Garten stoßenden Wirtschaftszimmer, in die sich die Gesellschaft bei der zunehmenden Kühle des Abends schon längst zurückgezogen hatte. Die beiden Knaben setzten sich hinter den Ofen, um im Trockenen mit anzuhören, was von den Erwachsenen inter pocula gesprochen wurde, und des Aufbruchs ihrer Väter zu harren.

Hier hatte sich der anfangs heitere Horizont nach und nach getrübt.

Dem Pfarrer von Y…burg war das stehende Lächeln, das ihm die Gesellschaft entgegen hielt, allmählich mehr und mehr aufgefallen, und das um so unangenehmer, als es, bei einzelnen Mitgliedern wenigstens, mit einem stillen Mitleid tingirt erschien. Er fragte seinen Freund von A…berg mit großer Schärfe in Blick und [102] Ton, was das sonderbare Benehmen der Leute bedeuten solle.

Dieser befand sich in maßloser Noth. Er wußte nicht, ob Eduard seinem Vater gestanden hatte, was ihm im heutigen Examen begegnet war; indessen hatte er allen Grund zu glauben, daß dies nicht geschehen sei, denn wie hätte der Pfarrer von Y…burg sonst so ruhig und selbstbewußt auftreten können? Daß aber die Geschichte mit dem brennenden Busch bereits zum Stadtgespräche geworden war, daß sämmtliche Anwesende darum wußten – ihm das zu sagen, war die äußerste Unmöglichkeit.

Er gab daher vor, es sei hierorts eben einmal die Art, dem Fremden ein solches Gesicht zu machen; dasselbe bedeute eine gewisse Leutseligkeit, mit großstädtischem Selbstgefühl gepaart, jedoch nicht ganz ohne Verlegenheit, eine Mischung also, für die es keinen anderen Ausdruck gebe als diese stehende Form.

Der Pfarrer von Y…burg brummte dagegen, diese Form komme ihm ziemlich blödsinnig vor. Er sagte es zwar nur halblaut, aber doch mit so viel Nachdruck, daß seine Worte reichlich in ein halbes Dutzend Ohren fielen. Das Lächeln nahm alsbald von mehreren Seiten einen spitzeren Charakter an, wodurch seine

Gereiztheit nur noch stieg. Er glaubte dem Freunde nicht, sondern [103] fühlte sich als das Stichblatt einer stillen Geringschätzung, die nach seinem Dafürhalten wohl nur daher kommen konnte, daß er vom Lande, unbekannt und nicht in den besten Umständen war.

In seinem menschenfeindlichen Herzen begann die Rache zu kochen.

Er hatte in den paar Tagen seines Hierseins von seiner Wirthin, die er häufig vor der Thüre seiner Spelunke mit Nachbarinnen und Mägden schwatzen hörte, unwillkürlich einen stattlichen Vorrath Beiträge zur Skandalchronik der Stadt und des Landes aufgeladen. Von diesen machte er jetzt zu seiner Genugthuung Gebrauch, indem er bei der ersten Gelegenheit ein Kreuzfeuer von Streifschüssen, Anspielungen und Hühneraugentritten eröffnete, welche um so furchtbarer wirkten, als ein Mann, der in seiner Einsiedelei so Vieles aus der Welt erfahren zu haben schien, für noch weit allwissender gehalten werden mußte, als er in Wirklichkeit war.

Es dauerte denn auch nur kurze Zeit, so war der dunkelgesichtige Pfarrer von Y...burg der gefürchtetste Gast am Tische; denn wer auch für sich selbst keine Hühneraugen hat, der ist doch häufig mit näheren oder ferneren Angehörigen begabt, so welche haben. Die spöttischen Mienen verschwanden, aber dafür tauchten Blicke des Hasses auf, die den armen Pfarrer von A...berg [104] auf glühende Kohlen setzten und jeden Augenblick eine gefährliche Katastrophe besorgen ließen.

Da stürzten zu seiner großen Erleichterung ein paar Spätlinge mit einer politischen Neuigkeit in die Versammlung. Wißt ihr's noch nicht? riefen sie. So eben ist die Nachricht beim östreichischen Gesandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Pascha wieder einmal in die Luft geblasen, zum zweitenmal in Einem Jahr!

Die ganze Gesellschaft sprang auf.

Hurra!

Ein Teufelskerl, der Miaulis!

Kapudan hoch! und immer höher!

Vivat sequens! rief ein angehender Vicar, der frisch von der Universität herkam.

[105] Und mögen alle die Pumphosen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!

Und der Metternich –

Ein junger Actuarius hatte diesen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorsichtiger Kanzleirath schnitt die Fortsetzung ab mit der Frage: Was macht denn der Alexander Ypsilanti? Und als ihm geantwortet wurde, der sitze immer noch, wandte er sich an einen pensionirten Steuerbeamten, der sich nebenher mit Poesie beschäftigte, und forderte ihn auf, diesem Patrioten ein Musenopfer zu bringen.

In meiner nächsten Muselstunde soll's geschehen! betheuerte der Aufgeforderte mit geschmeicheltem Lächeln.

Eine Bewegung unterdrückter Heiterkeit lief über den Tisch. Um dieselbe unmerkbarer zu machen, rief Einer: Es ist doch schändlich von den Oestreichern, den griechischen Helden so mir nichts dir nichts einzustecken!

An England wär's, ihnen das zu verbieten! rief ein Anderer. England soll seine Schuldigkeit thun!

Nein, Rußland! rief ein Dritter. Der Kaiser von Rußland ist ja der Griechen nächster Glaubensgenosse.

Ueber diesen Artikel erhob sich eine lebhafte Discussion, welche, da Jeder nur auf sich selbst hörte, zu keinem Resultate zu führen versprach, bis der Pfarrer von Y...burg eine augenblickliche Pause des Athemholens benützte, [106] um tückisch zu bemerken: Ehe wir berathen, welche von diesen beiden auswärtigen Mächten wir dazu anhalten sollen, ihre Pflicht zu thun, möchte es vielleicht gerathener sein, vorher anzufragen, welche von beiden am geneigtesten sei, unserem Ansinnen nachzukommen.

Diese Aeußerung machte, wie begreiflich, einen unangenehmen Eindruck, und sämmtliche Debattanten wollten sich gegen den gemeinsamen Widersacher vereinigen, als der Pfarrer von A...berg mit hochgehobenem Glase dazwischen sprang, um die Traufe von dem Herausforderer des Schicksals abzulenken. Die edlen Griechen sollen leben! rief er mit dem ganzen Aufwand seiner etwas öligen Stimme. Der Miaulis und seine Heldenthat! Hoch, und abermals hoch, und zum Drittenmal hoch!

Mit begeistertem Zuruf und Gläserklang stimmte Alles in seinen Toast. Als er aber mit dem Glase an den Pfarrer von Y...burg kam, zog dieser das seinige zurück, blieb sitzen und schüttelte spöttisch lachend den Kopf.

Was? rief der Pfarrer von A...berg bestürzt: Du willst nicht auf die Griechen anstoßen?

Ein Gemurmel der Entrüstung erhob sich in der Gesellschaft.

Sie halten's also mit den Türken? fragte Einer geringschätzig.

[107] Ich bin kein Politiker, antwortete der Pfarrer von Y...burg. Was geht der Türk' mich an –

Das ist aus dem Wallenstein! bemerkte ein Referendarius halblaut dazwischen, und Einige lachten.

Aber muß ich deßhalb die Partei der Griechen nehmen? fuhr der Pfarrer von Y...burg fort. Der Deutsche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur Andere vorschieben?

Wollen Sie damit sagen, der Deutsche solle selbst eine Revolution machen? fragte ein Justizbeamter mit strengem Ton, indem er ihn mißtrauisch ansah.

Nein, entgegnete der Pfarrer von Y…burg, ich glaube, er hat kein Genie dazu.

Seien wir außer Sorgen! rief ein Anderer. Der Herr Pfarrer erlaubt ja nicht einmal den Griechen, gegen die Türken aufzustehen.

Gegen die Bluthunde! rief Alles zusammen.

Volkskriege, bemerkte der Pfarrer von Y…burg, werden nicht mit Sammthandschuhen geführt, auf einer Seite so wenig wie auf der andern.

Aber auf der einen Seite sind's doch Christen! rief man ihm zu.

Er blickte seine anwesenden Collegen kaustisch an. Ich weiß nicht wie weit wir diese Schismatiker als Chri-[108]sten anerkennen dürfen, warf er hin. Uebrigens, setzte er gegen die weltlichen Mitglieder der Gesellschaft hinzu, verbietet das Christenthum alle und jede Revolution, und gebietet noch obendrein, auch die Nichtchristen als Menschen gelten zu lassen.

Die wackern Perser, ja! Es leben die Perser!

Weil sie diesmal die Türken angegriffen haben, erwiderte er. Ein andermal geht's vielleicht umgekehrt, dann lassen wir die edeln Türken gegen die Hunde von Persern oder dergleichen hoch leben.

Die Wendung, die das Gespräch nahm, wurde immer schlimmer. Ein allgemeiner Sturm stand bevor. Der Pfarrer von A…berg fühlte sich daher von der menschenfreundlichen Absicht beseelt, sich selbst seinem Freunde als Hauptopponent gegenüber zu stellen und auf diese Weise den Streit wo möglich in ein friedlicheres Fahrwasser einzuleiten.

Aber warum willst du denn nicht wenigstens auf den Miaulis mit mir anstoßen? fragte er wehmüthig. Du wirst doch anerkennen müssen, daß es eine hohe und edle That von ihm war.

Ich kenne den Mann nicht persönlich, antwortete der Unverbesserliche mit einer Trockenheit, die jedes edlere Gemüth zur Verzweiflung bringen mußte. Kann also den inneren Werth seiner allerdings heroischen Mordbrennerei nicht beurtheilen.

[109] Mordbrennerei! rief Alles mit einem Schrei der Empörung.

An und für sich ist's nichts Anderes, behauptete er. Und obendrein am Admiral seines bis jetzt rechtmäßigen Fürsten begangen! Freilich pflegt man das Mittel nach dem Zweck zu beurtheilen, und wieder den Zweck nach dem Mittel, je nachdem es gerade bequem ist.

Das ist casuistisch gesprochen! polterte der Justizbeamte, der vorhin auf Miaulis mit angestoßen hatte und nun von der Ahnung eines logischen Witterungsumschlags beunruhigt sein mochte.

Diese Ihre Casuistik, wie Sie sie zu nennen belieben, entgegnete der Pfarrer von Y…burg mit schneidendem Spott, ist nicht in mir, sie ist in den Köpfen der Leute. Wo die Revolution für geheiligt gilt, da wird der Krieg als gerecht, die Brandstiftung als erlaubt, der Meuchelmord als gottgefällig angesehen: wo nicht,

da verschreit man die unschuldigste Requisition als gemeinen Raub und Diebstahl. Was aber dem Einem recht ist, muß dem Andern billig sein. Haben wir da anerkannt, daß eine revolutionäre Handlung mit Recht stattgefunden habe, so dürfen wir ihr auch dort das Recht oder mindestens den guten Glauben nicht so ohne alles Weitere absprechen. Wohin führt aber das? Dürfen wir bei solchen Grundsätzen – fügte er mit erhobener Stimme hinzu – wenn zum Beispiel ein [110] solcher Patriot, zufällig kein griechischer, dem Feinde seines Volkes, oder wen er just dafür hält, den Dolch bona fide für Freiheit und Vaterland in die Brust stößt, dürfen wir ihn in den Köpfstuhl des gemeinen Mörders setzen?

Er hatte die letzten Worte gegen den Justizmann gerichtet, dem er ohnehin seine Interpellation von vorhin nachtrug, und blickte nun triumphirend um sich her.

Diese ebenso behutsame als boshafte Nutzanwendung brachte ein peinliches Stillschweigen hervor. Der Schatten einer verhängnißvollen That, die eben noch in der frischesten Wirkung stand, schwebte drückend über der Gesellschaft, und Keiner konnte etwas sagen, ohne sich nach der einen oder andern Seite hin zu compromittiren. Allein gerade das hatte der Menschenfeind beabsichtigt. Ein gesinnungsloser Widersacher der edlen Griechenbegeisterung – sei es nun aus Zerwürfniß mit den classischen Studien, sei es weil diese Begeisterung denen, die sie ausübten, nicht so gefährlich war, wie seine Mißgunst wünschen mochte, sei es aus bloßer Bosheit überhaupt – hatte er künstlich, ja man darf wohl sagen gewaltsam, auf die Frage vom politischen Meuchelmorde zu lavirt, nur um die Gesellschaft durch schadenfrohe Consequenzenzieherei in Verlegenheit zu bringen.

Der Pfarrer von A…berg fühlte, daß der Moment den Versuch einer abermaligen Diversion gebiete. Du [111] bist vielleicht doch etwas zu streng gegen den Meuchelmord, hob er sanftmüthig an. Nach deiner Theorie müßte auch die That des Tell verdammt werden, und doch stellt man sie auf dem Theater dar.

Zu meinem Glück habe ich mit der Theatercensur nichts zu schaffen, erwiderte der Pfarrer von Y…burg, und kann nur so viel sagen, daß mich Tell durch seine Disputation mit Parricida nicht völlig über die moralische Berechtigung seines Geßlerschusses aufgeklärt hat.

Die Gesellschaft athmete leichter und ging auf eine lebhafte Erörterung des neuen Thema's ein, wobei sich die meisten Stimmen dahin vereinigten, daß allerdings zwischen diesen beiden Mordthaten ein himmelweiter Unterschied stattfinde, indem ja Geßler nicht Tell's Vetter gewesen sei, und daß Letzterer also von jedem Vorwurfe freigesprochen werden müsse.

Der Pfarrer von Y…burg lachte höhnisch vor sich hin, was jedoch im Geräusche der allgemeinen Discussion überhört wurde. Ueberhaupt schien die Unterhaltung jetzt zu einem leidenschaftsloseren Gange zurückkehren zu wollen, als der Pfarrer von A…berg in seinem unseligen Vermittlungseifer das eben erlö-

schende Feuer von neuem anschürte, um sich schließlich selbst die Finger daran zu verbrennen.

Er hatte noch ein zweites historisches Beispiel im Kopfe, [112] durch dessen Aufstellung er die Controverse vollends recht weit von der Gegenwart und ihren epinösen Fragen hinwegführen zu können meinte. Und, fuhr er daher fort, sobald eine Pause ihm wieder zu reden gestattete, einen Harmodios, einen Aristogiton, deren Preis wir schon in der Schule sangen, willst du auch sie als Meuchelmörder brandmarken?

Daß man in unsern Schulen den Meuchelmord predigt, hat in der That etwas Komisches, bemerkte der Pfarrer von Y…burg mit sardonischem Lachen. Indessen bin ich auch hier weder Angreifer noch Verteidiger. Die Sache selbst ist mir gleichgiltig, ich frage einfach bloß nach der Consequenz. Wenn man irgendwo und irgendwann in der Welt einen Fürsten, sogar einen liberalen Fürsten, wie jenen Hipparch, durch Meuchelmord aus dem Wege räumen durfte oder darf –

Halt! rief der Pfarrer von A…berg, das waren ganz andere Verhältnisse!

Nein, nein! unterbrach ihn der conservative Jurist, der sich selbst vielleicht in dem entfernten Verdacht haben mochte, vor Zeiten einmal für jene beiden athenischen Fürstenmörder geschwärmt zu haben, und [113] der die Gelegenheit zu einer gründlichen Disciplinirung seiner eigenen Ansichten nicht versäumen wollte. Nein, gewiß wäre Athen unter den Pisistratiden viel glücklicher gewesen als unter der Republik, die mit der Zeit einen Gerber Kleon und derlei Halunken gebar.

Nun war es, als ob an einem Wehr die Floßgasse geöffnet wäre und die Fluthen donnernd über einander stürzten, so heftig brach in der Gesellschaft der Streit über die zujüngst aufgeworfene Frage aus. Da jedoch die Meisten künftige „Heuler“ waren, so ereignete sich der sonderbare Umstand, daß Harmodios und Aristogiton, die armen Jungen, einst die Sterne der Jugend, jetzt aus politischen Rücksichten per majora verdonnert wurden. Die Minderzahl, muthmaßlich aus embryonischen „Wühlern“ bestehend, gab sich alle Mühe sie zu retten, und bot daher die ganze Kraft der Stimmen auf; allein dieses Vorbild wurde sogleich von der Mehrheit nachgeahmt, und so war bald vor lauter Hören gar nichts mehr zu vernehmen. Damals ruhte noch im Schoße der Zukunft die Wirksamkeit jenes berühmten rheinischen Kammerpräsidenten, der mit dem durchschlagenden Worte, das er in die Stürme der parlamentarischen Debatte schleuderte: „Meine Herren, es kann nur Einer zugleich sprechen!“ bekanntlich seither allem und jedem Geschrei ein Ende gemacht hat.

[114] Mitten in diesem Chaos und wilden Durcheinanderwogen der Elemente ereignete sich jedoch auf einmal ein höchst unerwartetes, ein wahrhaft herzbrechendes Schauspiel. Die beiden Pfarrer von A…berg und Y…burg hatten sich während der allgemeinen Schlacht in einen Einzelkampf mit einander ver-

wickelt, wobei auf Seiten des Letzteren neben dem Mißbehagen über die heutige Umgebung und ihren Lärm das schon von Hause mitgebrachte schwarzgallige Temperament, auf Seiten des Ersteren aber das Gefühl, daß durch eine so verbissene Opposition gegen alle hellenische Herrlichkeit alter und neuer Zeiten jegliches Maß des Unbilligen überschritten sei, so wie bei Beiden der nicht ganz überwundene antipathische Eindruck des ersten Anblicks, gleichmäßig mitgewirkt haben mag.

Was eigentlich Gang und Wendung ihres in dem allgemeinen Geräusche unhörbar gebliebenen Streites gewesen, ist niemals enträthselt worden, da der Pfarrer von A…berg es nachher selbst nicht mehr wußte und der Pfarrer von Y…burg, vielleicht aus dem gleichen Grunde, ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtete. Gewiß ist, daß Beide in ziemlicher Verwirrung und so zu sagen Auflösung aus dem Kampfe hervorgingen, gewiß aber auch, daß derselbe mit großer Erbitterung geführt worden sein mußte. So bezeugte später ein wohlwollender Rechnungsbeamter, der ihnen vergebens zugesprochen hatte, weder um der neuen [115] noch alten Griechen willen Händel anzufangen, sondern sich als biedere Deutsche mit einander zu vertragen. Ein Protokoll ihres Wortwechsels konnte aber auch er nicht eröffnen; es war im Bier untergegangen.

Als die Gesellschaft endlich Auge und Ohr dem überraschenden Zwischenfall zuwendete, nahm sie nur noch das letzte traurige Stadium und den beklagenswerthen Ausgang des Kampfes wahr. Der Pfarrer von A…berg war fast blauroth vor Aufregung geworden, und seine Haare schienen nicht abgeneigt, sich zu sträuben. Der Pfarrer von Y…burg sah kälter aus, aber in seinen Augen brannte ein giftiges Feuer, daher das Schlagwort, das man jetzt leider aus dem sonst freundlichsten, leutseligsten Menschenmunde platzen hörte, nicht ganz unbegründet war.

Giftmichel! schrie ihn nämlich der Pfarrer von A…berg an.

Schafskopf! gab der Pfarrer von Y…burg zurück.

Der Pfarrer von A…berg holte Athem. Metternichianer! donnerte er dann.

Meuchelmörder! warf ihm der Pfarrer von Y…burg in's Gesicht.

Erstarrt über diese Donnerschläge aus blauem Himmel saß die Gesellschaft sprachlos da.

Der Pfarrer von A…berg, gleichfalls sprachlos [116] über eine so ganz unerträgliche, mit Waffen des Geistes nicht abzuwehrende Beschuldigung, machte, obwohl nur sehr von Weitem, eine etwas kriegerische Bewegung nach einer leeren Flasche, wurde jedoch von seinem Nachbar gehalten, welchen Freundschaftsdienst er ihm mit einem stummen, aber innigen Dankesblick vergalt. Hieran konnte jeder Billigdenkende ermessen, daß der sanfte Mann, selbst in der höchsten und gerechtesten Wuth, mehr nicht als eine bloße Demonstration beabsichtigt hatte.

Allein der Pfarrer von Y…burg nahm Glas und Flasche, um von ihm auszuwandern. Ich will weder auf moderne noch auf antike Art gemeuchelmordet werden, sagte er hämisch, und setzte sich mit eisiger Ruhe an eine andere Stelle des Tisches.

Die beiden Knaben hinter dem Ofen drückten einander die Hände, zum Zeichen, daß sie keinen Theil haben wollten an dem blutigen Haß der Häuser Friedland, Piccolomini.

Die Gesellschaft war in stumme Bestürzung versunken. Sie blickte theilnehmend auf den Pfarrer von A…berg. Seine Wuth legte sich, und stille Trauer trat an ihre Statt. Die Thränen rollten ihm in das Bier. Seine Wehmuth wurde laut und lauter. Er stieß mit den Freunden an, die ihm übrig geblieben waren, umarmte und küßte sie, tief gerührt, rief, es gebe doch trotz alle-[117]dem und alledem immer noch gute Menschen in der Welt, und schluchzte unendlich über diese tröstliche Entdeckung.

Der Pfarrer von Y…burg dagegen saß bocksteif an seinem neuen Platz, und trank in finsterem Schweigen ein Glas um das andere. Nur als einmal das langjährige oberkellnerische Inventarstück des Hauses, der nunmehr längst selig heimgegangene krumme Philipp, einen unverlangten Kalbsbraten vor ihn hinstellte, öffnete er den Mund und hieß ihn einen Esel. Der gute Philipp, welcher sehr taub war, nickte ihm mit freundlichem Grinsen zu, nahm den Braten weg, und kam gleich darauf mit einer noch einmal so großen Portion zurück. Er hatte verstanden, der Gast wolle einen größeren, ein Mißhören, das bei der am Neckar und seinen Nebenflüssen ländlichsittlich gleichen Aussprache von e und ö einem tauben Gemüthe gar leicht begegnen mag.

Dem Pfarrer von Y…burg blieb keine weitere Maßnahme, als seinen nagenden Grimm an dem Kalbsbraten auszulassen.

Das Schicksal hatte jedoch dafür gesorgt, daß er ihn nicht ungestört aufessen sollte. Die poetische Gerechtigkeit, die er so vielfach herausgefordert, ereilte ihn in dem Augenblicke, da er die Rache in der Form, wie er sie handhabte, süß zu finden begann. Ihr Werkzeug war ein kleiner Pfarrer mit spitzigem Gesicht, der neben ihm saß und sich [118] an der Seite des unheimlichen Gastes nicht behaglich fühlte. Entschlossen, ihn für die Angriffe, die er diesen Abend auf den Frieden einer vergnüglichen Gesellschaft gemacht, exemplarisch zu bestrafen, wartete er ab, bis sein Opfer einige Bissen verzehrt und den Appetit auf diejenige Stufe gebracht hatte, auf welcher es am wehsten thut, wenn er verdorben wird.

Habe doch recht Bedauern gehabt mit dem Herrn Sohn, begann er nun gegen ihn.

Der Pfarrer von Y…burg ließ den frischen Bissen an der Gabel vor dem Munde schweben, und sah den Redner befremdet an.

Ich meine das Mißgeschick, das der Herr Sohn heut im Examen gehabt haben, fuhr dieser fort, unbarmherzig direct vorgehend.

Wie so? was denn? fragte der Andere und ließ Messer und Gabel sinken, unseligster Entwicklung gewärtig.

Wie? Sie wissen es noch nicht? merkwürdig! rief der kleine Pfarrer, und erzählte ihm hierauf, was Jedermann außer dem unglücklichen Vater wußte. Er hatte geglaubt, nur leicht auf ein Hühnerauge tupfen zu können, und nun war ihm die Genugthuung geworden, dieses Hühner-[119]auge dem noch unbewußten Träger weitläufig in seiner ganzen Größe aufdecken zu dürfen.

Der Pfarrer von Y…burg starrte ihn eine Weile an. Er übersah mit Einem Blicke sein ganzes Verhältniß zu der Gesellschaft. Worte nannten es nicht, nicht Pinsel noch Griffel! Weiterhin wurde ihm klar, daß Kalbsbraten für ihn abermals nur in der Erinnerung leben. Um nicht mit dem tauben Philipp noch einmal in Conflict zu kommen, legte er so viel Geld auf den Tisch, als die Zeche nach seiner Rechnung betragen mochte, winkte seinem Sohne, der alsbald an seiner Seite war, wiegte sich ein wenig auf dem Stuhle hin und her, um seine Kräfte zu erproben, stand dann bolzgerade auf, blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, und – weg war er!

Auch Eduard war eben so schnell den nacheilenden Blicken Wilhelm's entschwunden.

Indessen hatte die poetische Gerechtigkeit ihren Weg auch zu dem kleinen Pfarrer gefunden, durch dessen Tücke dieser rasche Abgang bewirkt worden war. Er lag zappelnd mit dem Stuhl am Boden, und streckte wehmüthig die Beinchen in die Höhe. Ob ihn der Pfarrer von Y…burg bei seinem kometenartigen Dahinstrahlen unwillkürlich oder absichtlich, zum Entgelt für seine freundnachbarliche Mittheilung, zu Boden gerissen hatte, hierüber konnte [120] man nur Muthmaßungen hegen; daß er es war, der ihn gefällt, das stand außer Zweifel.

Nachdem der kleine Pfarrer wieder ajustirt war, erging sich die Gesellschaft in unverhohlenen Mißbilligungsäußerungen über den Abgegangenen, und zwar vor Allem und ganz insonderheitlich über seine Unart, ohne Gutenacht fortzugehen. Französische Abschiede waren dazumal noch etwas Seltenes.

Alles war am Ende einig, er sei ein verkappter Jesuit.

Indessen war und blieb die Stimmung gestört, der schöne Abend verdorben. Vergebens suchte man den Pfarrer von A…berg zu beschwichtigen. So oft er wieder bedachte, daß er, ein so gediegener Mann, der alle Menschen liebte, und alle Menschen ihn, er, der bloße Theoretiker des Meuchelmords, ein praktischer Meuchelmörder sein sollte, so oft wurde er von neuer Rührung übermannt. Aus diesem Grunde hatte auch Niemand an einen Ausgleichsversuch gedacht; denn selbst wenn die allgemeine Abneigung gegen den Beleidiger zu überwinden

gewesen wäre, so war die Beleidigung zu schwer, um verziehen, um vergessen werden zu können.

Nach verschiedenen, mehr oder minder mißglückten Anstrengungen, dem Beisammensein die frühere ungezwungene Heiterkeit zurückzugeben, glaubte man den Abend beschließen zu müssen, und brach auf. Man fühlte die Unheilbarkeit des Risses, der zwei auf [121] so seltene, wo nicht welt= doch landgeschichtliche Weise zusammengeführte Herzen für immer wieder aus einander gerissen hatte, man fühlte den Schmerz der Wunde, die in dem besseren dieser beiden Herzen – wer weiß wie lange – nachbluten mußte. [121[1]] Man fühlte – doch wozu es ausmalen? Ein Menschenbund getrennt, in welchem wahrhaftig Berg und Thal zusammen kamen! eine Freundschaft zerspellt, die doch überm Erdenstaub ihre luftigen Bahnen westöstlich und ostwestlich wandelte! ein Doppelgestirn, darf man ja wohl sagen, auseinander gebrochen! und dieses – ist dein Werk, Miaulis!

[121] Ein Nachtwächter, der in den abgelegenen Theilen der Stadt die Stunde ausrufen wollte, sah zwei [122] lange, magere, steife Wesen an sich vorüberschweben. Das kleinere dieser beiden Wesen ging voraus, das größere kam hintendrein und hielt das kleinere an den Haaren gefaßt, wobei der Führer geächzt, der Geführte aber geschwankt haben soll. Der Nachtwächter murmelte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," und rief die Stunde in einem andern Gäßchen. Am Morgen erzählte er Jedem, der es hören wollte, von der grauslichen Erscheinung, die er gehabt.

Wir aber ahnen, wer diese beiden Gestalten waren.

Durch die breite Hauptstraße bewegte sich um die gleiche Nachtstunde eine stumme Prozession.

Im ersten Gliede wurde ein Schluchzender unter den Armen geführt. Die Andern folgten gleichsam als Leidtragende.

Der Schluchzende war der Pfarrer von A…berg.

Sein Wilhelm ging nebenher, und war sehr in Nöthen. Die Begleiter trösteten ihn jedoch. Es sei nur ein kleiner Circumflex, sagten sie, der bis morgen früh vorüber sein werde.

Hiemit verzog es sich jedoch bis tief in den Tag hinein; und die Sonne stand schon hoch über den rauchenden Schornsteinen, an deren Fuße die gastfreundlichen Hausfrauen der Hauptstadt von der gehabten Last und Hitze jetzt wieder ausathmen durften; als ein bequemer [123] Wagen Vater und Sohn der Heimath zu durch eines der östlichen Thore entführte.

Beide sahen nachdenklich aus.

Wo die große Südstraße sich nach Ost und Westen theilt, sah Wilhelm am späten Nachmittage die beiden Ladstöcke auftauchen, die ihnen bis zu diesem Punkte vorausgeschossen waren. Sie schickten sich an, einen holprigen Fußweg zur Rechten einzuschlagen, an dessen Spitze ein baufälliger Wegweiser, aus

einem kleinen Gebüsch hervortretend, die westliche Richtung nach Y…burg, den Weg zum Käsebraten, bezeichnete.

Ehe sie jedoch denselben vollends erreichen konnten, drohte sie schon der schnelle Wagen der in glücklicherer Lebensstellung befindlichen beiden Reisenden einzuholen. Der Hufschlag und das Rollen der Räder bewog den Pfarrer von Y…burg, sich umzusehen. Als er die weiland befreundeten Gestalten erkannte, deren Begegnung ihm bevorstand, warf er aus den zusammengezogenen buschigen Augenbrauen einen wilden Blick auf sie, und riß seinen Erzeugten mit sich in das Gebüsch. Wilhelm jedoch, der sich aus dem Wagen beugte, sah im Vorüberfahren, wie die Büsche sich theilten und Eduard den [124] Kopf mit freundlichem Nicken daraus hervorstreckte.

Zugleich aber wurde er noch Augenzeuge eines weiteren Schauspiels. In der Lücke des Gebüsches erschien eine lange, knöcherne Hand und gab dem armen Eduard eine wohlbemessene Ohrfeige.

Der Wagen war längst weitergerollt, und Wilhelm lehnte schwermüthig wieder in seiner Ecke. Er gedachte der arithmetischen Genauigkeit seines Freundes, und bange Ahnungen erfüllten seine treue Seele. Ob sein Vater die Erscheinung gleichfalls gesehen habe, wußte er nicht, und hielt es jedenfalls für gerathener, mit ihm nichts darüber zu reden.

Jetzt bog der Wagen nach Osten auf die kleinere Straße ab, die sich den heimischen Bergen näherte.

Der Pfarrer von A…berg hatte sich bis gestern Abend unausgesetzt darauf gefreut, auf der Rückreise wo möglich das vielbesprochene Felsengesicht zu beaugenscheini-[125]gen. Der Moment war jetzt gekommen, die Witterung konnte nicht günstiger sein. Instinctmäßig griff er in die Wagentasche, in welcher sich sein Butzengeiger befand, und holte denselben hervor. Kaum aber hatte er ihn erblickt, als sein Aussehen sich veränderte. Er wurde roth und blaß, ein Schauer überlief ihn, die Erinnerung schien mit tausend Freuden und Qualen in ihm aufzugehen, er steckte das Fernrohr wieder an seinen Ort und legte sich mit einem tiefen Seufzer in die Wagenecke zurück.

Er hat das Felsengesicht, die vornehmste Merkwürdigkeit seiner Gegend, in diesem Leben nicht mit Augen gesehen! Er mußte sich mit dem bloßen, ungeformten Material begnügen, das ihm von der künstlerischen Bearbeitung durch die Ferne keinen Begriff gab, und mit einer Beschreibung vorlieb nehmen, an die er nicht denken konnte, ohne daß ihm ein Stich durch das Herz ging.

Inzwischen brachte er den ersten Abend, den er wieder im häuslichen Kreise verlebte, so heiter zu, als seine Erschöpfung von der Reise es nur gestatten wollte. Er mußte seiner Frau von dem glücklichen Examen, das Wilhelm gemacht, und von der schmeichelhaften Aufnahme bei den Verwandten in der Residenz so viel erzählen, daß ihm keine Zeit blieb, der Schattenseiten seiner Begegnisse zu gedenken.

Am andern Morgen jedoch hatte Wilhelm, der sich [126] bei seinem Vater auf dessen Studierzimmer befand, abermals einen Anblick, der ihm das Herz durchschnitt.

Mit dem neuerdings gewohnten neunten Glockenschlage ging der Pfarrer wieder an die Beschäftigung, die ihm zur andern Natur geworden war. Er schritt zu der Schublade, in welche das Fernrohr von den sorgsam auspackenden Händen der Pfarrerin gleich nach seiner Ankunft zurückgebracht worden war. Behaglich schob er es auseinander, und trat zum Fenster. Hier aber, die Richtung vor Augen, in welcher Y…burg lag, erwachte er plötzlich wie aus einem Traume. Sein lachendes Antlitz umwölkte sich, niedergeschlagen ließ er den Tubus sinken, ohne nur einmal hinein gesehen zu haben. Dann schüttelte er den Kopf, schob das Instrument langsam zusammen, legte es wieder in die Schublade und verließ das Zimmer.

Der gute Sohn sah ihm traurig nach. Er konnte sich denken, daß der Vater jetzt zur Mutter hinabgehen werde, um sein gepreßtes, gekränktes Herz bei ihr auszuleeren.

Wilhelm konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich zu vergewissern, wie der Pfarrer von Y…burg in der sonst von beiden Seiten jeden Morgen so sehnlich erwarteten Begrüßungsstunde sich verhalte.

Er holte daher das Fernrohr und blickte hinab.

[127] Der Pfarrer von Y…burg stand so gleichmüthig wie immer an seinem Fenster, und sah herauf, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Bei näherer Recognocirung entdeckte Wilhelm jedoch, daß der Wegelagerer an seinem Fernrohr eine sonderbare Vorrichtung angebracht hatte, welche an der einen Seite ein Stück weit über dasselbe herausragte. Wilhelm sah genauer hin und zerbrach sich den Kopf; doch wurde er seiner Sache immer gewisser, und konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß es ein – Scheuleder war. Er hatte Verstand genug, um sich zu sagen, daß Niemand im Ernste daran denken könne, einem Fernrohr durch eine Augenklappe die Beschränkung aufzuerlegen, welcher man ein Pferdsauge unterwirft, daß also die angebliche Vorkehrung nichts anderes sei, als ein Werk schwarzer Bosheit und phantastisch abgefeimter Tücke, ein Symbol, durch welches der Unhold den Bewohnern des Pfarrhauses von A…berg insinuiren wolle, daß sie aus dem Focus seines Blickes ausgeschlossen seien und sich nicht beigehen lassen dürfen, denselben auf sich zu beziehen, mit Einem Worte, daß er wieder, wie ehevordem, an ihnen vorüber sehe.

Wilhelm war jetzt doppelt froh, daß sein Vater nicht hingeblickt hatte. Dieser Anblick würde ihm vollends das Herz abgedrückt haben.

[128] Sehnsuchtsvoll spähte er an allen sichtbaren Theilen des Hauses und seiner Umgebung herum, allein von Eduarden war nichts wahrzunehmen. Der mochte wohl im Wald stecken.

Während er noch mit dem Tubus am Fenster stand, trat sein Vater wieder in's Zimmer.

Du kannst ihn behalten, kannst ihn mit in's Kloster nehmen, sagte er mit weicher Stimme.

Wilhelm wußte, daß dem König von Thule jener goldene Becher nicht lieber sein konnte, als dem Vater dieses Instrument. Er nahm das Geschenk mit unaussprechlicher Wehmuth in Empfang, trug jedoch Sorgfalt, es mit guter Art sogleich aus dem Studierzimmer zu entfernen, um den geliebten Vater auf alle Fälle vor dem teleskopischen Dolchstoße zu bewahren, der ihm von Y...burg aus zugedacht war. Nein, Meuchelmörder du selbst! dir sollte nicht die Genugthuung werden, mit diesem Stoße getroffen zu haben.

Wilhelm begrub in seinem Herzen, was er gesehen hatte. Nicht einmal seiner Mutter sagte er etwas davon.

Zwischen Morgen und Abend war, wenigstens von Seiten des Pfarrers von A...berg, der Vorhang für immer gefallen. Er hat diesseits nicht wieder durch seinen Butzengeiger hindurchgeschaut, niemals, niemals, niemals!

Die Folgen dieser Entbehrung blieben nicht aus. [129] Man hätte ihm eben so gut ein Glied unterbinden können. Er lebte noch eine kleine Reihe von Jährchen fort, wie er gelebt hatte, menschenfreundlich, wohlwollend, heiter; aber in seiner „Maschine", wie man sich zu nennen pflegt, war ein verborgenes Rädchen gebrochen. Erst litt er an periodischen Augenentzündungen, worin sich die wie durch eine Erkältung zurückgeschlagene Lebhaftigkeit seiner expansiven Augen krankhaft kundgab. Sie waren begleitet von intermittirendem Herzklopfen. Dieses weite Herz krampfte sich oft zusammen, weil ihm in dieser Welt ein Fleck zugeschlossen war, für den es nicht mehr schlagen durfte, wohin es nicht mehr schreiben konnte, woher es keine Briefe mehr empfangen sollte! Der sorgsamsten Pflege und rationellsten Behandlung gelang es zwar, diese Affectionen zu heben; aber das Uebel zog sich jetzt tiefer in den Organismus zurück, wo es eine Zeit lang versteckt lauerte, um dann mit einer alle Wissenschaft überflügelnden Heftigkeit hervorzubrechen. Die bewährtesten Aerzte wurden gerufen. Leider konnten sie über die Diagnose nicht einig werden. Der Eine suchte die Krankheit in der Milz, der Andere in der Leber, der Dritte fand sie in den Nieren, der Vierte im Pankreas. Da der Patient sich im Voraus die Section verbat, so ist diese Streitfrage ungelöst geblieben und die Meister der Divinationskunst haben Alle Recht behalten.

Er erlebte nicht mehr die erste Predigt seines Wilhelm's!

[130] „Multis ille bonis flebilis occidit!“ rief dieser in der Traueranzeige, die er in die große Landeszeitung einrücken ließ.

Armer Pfarrer von A…berg, die Stunde ist gekommen, da wir dir Valet sagen müssen. Wir können jedoch nicht von dir scheiden, ohne deinem tragischen Geschick noch eine kurze Betrachtung gewidmet zu haben.

Unglückliches Tubusspiel, das dir nie hätte einfallen sollen!

Wir meinen nicht das einfach=kindliche Spiel, dem du in deinen glücklicheren Tagen um die achte Morgenstunde obzuliegen pflogest; denn „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel“. Nein, wir meinen das Doppelspiel, das dich verleitete, eine lang erprobte Gewohnheit abzudanken und von der achten Stunde zur neunten herabzusteigen! Hat keine Ahnung dir zugeflüstert, daß ein Tubus nicht immer die Laterne des Diogenes ist, daß unter den Rosen deiner Entdeckung eine Schlange nisten konnte?

Warum aber auch, so muß bei diesem Todtengerichte gefragt werden, warum mußtest du dich verführen lassen, deinen Decan, dem du als deinem Vorgesetzten ernstere Ehrerbietung schuldig warst, zu harceliren und ihm auf den Zahn des Humors zu fühlen? Denn ohne diesen, mit aller Schonung sei es bemerkt, doch immerhin vielleicht [131] etwas losen Scherz wäre jener Abend nicht so sehr in die Länge gezogen, wäre der folgende Morgen nicht um eine Stunde verkürzt, wäre somit eine weiseliche Weltordnung, die zwei so heterogene Individuen, um sie aus einander zu halten, mit der einzigen ihnen gemeinsamen Neigung auf verschiedene Stunden angewiesen hatte, nicht freventlich durchbrochen worden. Dies die Moral der Fabel. Ach, auch einem so reinen Gemüthe, wie dem deinigen, war es nicht gegeben, ganz ohne Verschulden durch dieses sündige Leben zu gehen, und „alle Schuld rächt sich auf Erden“. Allein du hast die deine genug, ja mehr als genug gebüßet, und darum sei dir die Erde leicht!

[Ende des ersten Teils.]

[131[1]] 4.

Doch wir haben dem Gange der Ereignisse vorgegriffen, zu welchem wir nun um so mehr zurückkehren, als es uns obliegt, von den beiden im Irrgarten der Freundschaft verunglückten Pfarrern auf ihre Sprößlinge und ihre gleichfalls überlebenden Fernseher zu kommen, um dieselben noch einige Schritte weiter durch das Leben zu begleiten.

Es war kaum eine Woche seit der Rückkehr vom Landexamen vergangen, als im Pfarrhause von A…berg ein an Wilhelm adressirter Brief eintraf, der in der Familie Aufsehen erregte, da er durch seine äußere Form verrieht, daß er in nicht gar fashionabler [132] Umgebung geschrieben sei. Das Aufsehen stieg, als der

Brief, den der Empfänger in Gegenwart der Eltern öffnen mußte, seinen Inhalt von sich gab.

Derselbe war sehr kurz und lautete so: „Wilhelm, adieu, das Tausend ist voll. Auf Wiedersehen. Dein Eduard."

Wilhelm mußte seinen Eltern diese Runen erklären, und er that es mit schwerem Herzen, erstens weil die in diesem Herzen so fest eingewurzelte Freundschaft für den liebenden Flüchtling durch erhaltene Nachricht einen zwar vorgesehenen, aber darum nicht minder harten Schlag erlitt, und zweitens weil er seinem Vater einen Namen nennen mußte, den er lieber nicht vor ihm ausgesprochen haben würde, den Namen des Pfarrers von Y...burg.

Nach wenigen Tagen jedoch brachte dieser sich selbst auf eine in die Augen springende Weise in Erinnerung; denn die in keinem Hause fehlende Zeitung enthielt ein höchst bitteres Inserat von ihm, worin er Männiglich kund und zu wissen that, daß seinen Eduard die Lust angewandelt habe, den verlorenen Sohn zu spielen. Der etwaige ehrliche Finder des Juwels, war beigefügt, möge demselben eröffnen, daß es bei seiner allfälligen Heimkehr auf alles Andere eher als auf ein gemästetes Kalb zu rechnen habe.

Diese Demonstration stieß ihrem Urheber übel auf. Die frivole Herbeiziehung einer nicht anzutastenden Parabel erregte den gerechten Unwillen der Oberkirchenbehörde, und die unanständige Anspielung auf die schlechte Dotation seiner Pfarrstelle mag diesen Unwillen nicht wenig geschärft haben. Ohne Zweifel war auch noch ein Nachhall von jenem neulichen öffentlichen Auftritt hinzugekommen, bei welchem er sich als Reactionär vom reinsten Wasser aufgeführt hatte; denn das Consistorium war zwar keineswegs dem Liberalismus hold, hörte es aber doch auch nicht gerne, daß einer seiner Untergebenen durch das entgegengesetzte Extrem auffiel, und verbot ihnen überhaupt bei vorkommenden Anlässen jeden Antheil an der Politik. Genug, an den Pfarrer von Y...burg gelangte ein unermeßlicher Wischer herab, der wohl auch nicht zur Verlängerung seines Lebens beigetragen haben mag.

[133] Im Pfarrhause von A...berg aber herrschte um diese Zeit große Bewegung. Wilhelm war in das Kloster aufgenommen und einberufen, in welches ihn seine Eltern sofort mit reicher Ausstattung geleiteten. Dort, in allen ernsten und heitern Stunden des Klosterlebens, unter allen Arbeiten, allem Spielen, umgab den treuen Wilhelm das Bild seines verlorenen Eduard's. Wenn aus Anlaß griechischer Mythologie der Raub des Hylas berührt wurde, so überfiel ihn unnennbare Trauer, denn Eduard stand dabei vor seiner Seele, und wer konnte wissen, welche Nymphen den auf seiner Flucht über Land und Meer hinabgezogen haben mochten! Als er einmal aufgerufen wurde, die Parabel vom verlorenen Sohne zu übersetzen, jene Parabel, die eine so bittere Erinnerung in ihm weckte, da mußte er, um das unwillkürliche Thauen seiner Augen vor dem befremdet herschauen-

den Professor zu rechtfertigen, zu einer Ausrede greifen und eine Entzündung vorschützen. Dem andern Professor, der die Geschichte aus dem Stegreif [134] vorzutragen pflegte, begegnete es einst, daß er von dem Wüthen des Herodes gegen seine Familie und von der wachsenden Verstimmung August's über diese Unthaten handelnd, den nöthigen Sprachvorrath vor der Zeit erschöpft hatte und nun zum lezten den „Klimax" nicht mehr fand, so daß er nur noch sagen konnte: „Da gerieth Augustus in einen solchen Zorn... in einen solchen Zorn... daß es – ganz außerordentlich war." Alles biß ehrerbietig in die Taschentücher. Wilhelm aber nahm keinen Antheil an der allgemeinen Heiterkeit: er senkte den Kopf und ließ eine stille Thräne auf das Subsellium fallen; denn über dem tragischen Geschick der jüdischen Prinzen konnte er nur der Erbarmungslosigkeit gedenken, welche der Pfarrer von Y...burg seinem unglücklichen Sohne bewiesen hatte.

Zur Vorbereitung auf den technischen Theil des künftigen Berufes waren sogenannte Declamationsübungen angeordnet, das heißt, freie, mit Gesticulationen begleitete Vorträge von Gedichten in deutscher Sprache, oder, wie ein durch und durch lateinischer Klostervorsteher zu sagen liebte, im Vernakelsermon. Wie die Reihe an Wilhelm kam, declamirte er aus eigener Wahl:

> Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
> Edward, Edward!
> Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
> Und stehst so traurig da! O!

[135] Es war schwierig, dem für den Gesang berechneten Refrain in der Form der Declamation gerecht zu werden, aber der junge Declamator löste seine Aufgabe mit Meisterschaft. Er wußte dem „O!" verschiedene Modulationen, eine herz= und markzerreißender als die andere, zu geben, und die stumme Begleitung, die er seinen Händen auferlegte, stellte mit der höchsten Anschaulichkeit das Crescendo und Diminuendo der Empfindung dar, indem er sie zuerst nur in einem spitzen Winkel aus der gewöhnlichen Lage entfernte, dann horizontal ausstreckte, hierauf mit der Gebärde des Jammers steilrecht erhob und endlich hoffnungslos an den Seiten niedergleiten ließ.

Seine Leistung erntete fast allgemeinen Beifall, und seine Klosterbrüder machten sich hinfort das oft wiederholte Vergnügen, ihm ihre Bewunderung durch ein wimmerndes „Edward, Edward!" nebst grunzendem „O!" auszudrücken.

Wilhelm aber kümmerte sich wenig um diese Bewunderung. Ihm schwebte beständig Eduard vor, mit rothem Schwerte, triefend von Indianerblut. So sah er ihn im Wachen, und auch im Schlafe besuchte ihn das gleiche Bild. Oft aber auch zeigte ihm ein bösartiger Traum den Skalp seines Freundes in der Faust [136]

einer tanzenden Rothhaut, und er erwachte dann fröstelnd, drückte die Hände vor die Augen, und wünschte länger geschlafen zu haben.

Als die Reihe wieder an ihn kam, wurde ihm, als ein dankbareres Thema, der Gang nach dem Eisenhammer aufgegeben. Er hielt sich auch hier sehr lobwürdig; wie aber gegen den Schluße der treffliche Vortragskünstler in der Abwesenheit seines Herzens mit klagender Stimme ausrief:

> Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
> Fand ich von Eduard eine Spur!

da wurde er fürchterlich ausgelacht, und nur die Nothlüge, durch das beharrliche Ansingen seit „Edward, Edward!“ nachgerade ganz confus geworden zu sein, zog ihn wohl oder übel aus der Patsche.

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind, sagt Schiller's Glockengießermeister. Daher, als Wilhelm eines Tages mit dem Flor am Arme neben einem gleichfalls in Trauer gekleideten jungen Mädchen auf dem Sopha saß –

Doch halt, warum sollten wir die Flucht der Jahre nicht ein wenig hemmen und die beiden nicht noch ein Jährchen oder zwei warten lassen, bis sie zu dieser Stunde auf diesem Sopha sitzen dürfen? Es erzählt sich vielleicht etwas bequemer so.

[137] Den verunglückten Gang nach dem Eisenhammer hatte Wilhelm längst hinter sich, eben so das vierjährige Unterkloster, und auch im Oberkloster war ihm die Sonne schon ein paarmal durch ihre vieldeutigen zwölf Zeichen hindurch gewandelt, da erfuhr er einst ganz zufällig, der Pfarrer von Y...burg und seine Frau seien kurz nach einander gestorben, und ihre hinterlassene Tochter befinde sich nahezu im Stand der Dienstbarkeit. Mit Staunen vernahm er die Kunde, denn er hatte bisher, während seine Nachforschungen nach Eduard stets erfolglos geblieben waren, von einer Kunigunde gar nichts gewußt.

Ein Ahnungsschauer überlief ihn. Welch ein Erfolg, den das Schicksal ihm für den nie verschmerzten Verlust bieten zu wollen schien!

Es kostete ihn wenig Ueberzeugung, seine Mutter, deren Alles er war, dahin zu vermögen, daß sie die Waise zu sich nahm, und schon in den nächsten Ferien fand er in dem jetzt gleichfalls verwittweten Pfarrhause von A...berg, das eben seine Bewohner zu wechseln sich anschickte, die neue Hausgenossin vor.

Kunigunde von Y...burg entsprach auf den ersten Blick nicht ganz dem Bild, das sich Wilhelm's Phantasie von ihr entworfen hatte. Sie war nicht so recht eigentlich, was man schön nennt: sie glich ihrem Bruder etwas zu sehr, als daß nicht unter dieser Aehnlichkeit das Weibliche im Ausdruck ihrer Züge ein wenig hätte leiden [138] sollen. Um so wohlthuender aber stach gegen diesen äußern Schein von Härte ein weiches, ja schmelzendes Seelenwesen ab. Sie hing mit

kindlicher Liebe an ihrer Wohlthäterin, suchte dergleichen jeden Stein aus dem Wege zu räumen, jede Mühe zu erleichtern, und diese innige Fürsorge übertrug sie auch auf den Sohn. Bald hatte sie jedes seiner ihm selbst oft unbewußten Bedürfnisse erlauscht, und gab dieser ihrer Pflege einen so reizend mütterlichen Ausdruck, daß es ihm von Tag zu Tag schwerer geworden wäre, ihrer zu entrathen. Dabei flimmerte in ihren nußbraunen Augen ein zärtliches Feuer, das, unterstützt durch die still wirkende Macht des täglichen traulichen Zusammenlebens, nach und nach den Zugang zu seinem Herzen finden mußte.

Sie hatte aus der elterlichen Verlassenschaft nur ein einziges Besitzstück davongetragen: unsern alten Bekannten, den hohen Seher, den fürstlichen Tubus. So sehr auch der Verkauf des Kleinods ihr in harter Zeit unter die Arme gegriffen haben würde, das brave Mädchen hatte sich nicht von dem theuren Andenken trennen können. Ja, nicht einmal das Scheuleder hatte sie davon abzulösen über sich vermocht. So sehr es die Prachtröhre verunzierte: [139] es gehörte ihr nun einmal zum Ganzen und sie ehrte es in dem Glauben, daß der trotz all seiner Wunderlichkeit geliebte Vater irgend eine optische Verbesserung damit bezweckt habe. Wilhelm hatte äußerst verwundert wahrgenommen, daß das symbolische Ding, zu welchem jedes gewöhnliche Stück Leder getaugt hätte, ein wirkliches Pferdescheuleder war, alt, mürb und wie von der Straße aufgelesen; er hütete sich jedoch wohl, Kunigunden etwas von der Bedeutung desselben und von den Gedanken merken zu lassen, die er sich im Stillen über die bodenlosen Abgründe der menschlichen Seele machte: Daneben befand sich der ehrwürdige Butzengeiger, wie leicht zu erachten, bei dem Erben in den Händen liebevoll bewahrender Pietät.

Nun lagen die beiden guten Kinder häufig mit einander in dem Fenster, das der Pfarrer von A…berg weiland ausgefüllt hatte, das ihnen jedoch neben einander genügend Platz gewährte, sahen Jedes durch seinen Tubus nach Y…burg hinab, und sprachen wehmüthig von den Tagen, da ihre Väter über diesen Zwischenraum und durch diese Fernröhren einander entgegen gesehen hatten. Mit ernstem Sinnen wurde auch der schönen Fügung gedacht, welche die beiden Tubus nach so wechselvollen Beziehungen jetzt näher als jemals zusammengeführt hatte, wobei nur „der Dritte im Bunde“ – kein Tubus, sondern ein sehnlich vermißtes Menschenkind – noch immer fehlte.

[140] Aber der fröhliche Unverstand, den schon Sophokles der Jugend zuschreibt, ließ es nicht bei so schwermüthigen und tiefsinnigen Unterhaltungen bewenden. Sie tauschten oft die Tubus gegen einander aus, stritten sich, welcher der bessere sei, und die näckischen Zänkereien schritten mitunter bis zu kleinen freundschaftlichen Thätlichkeiten fort. Dieser bedeutsame Austausch der Tubus, wie konnte er umhin, früher oder später einen Austausch der Herzen nach sich zu ziehen?

Jedoch das Scheuleder schien seine besonderen Dienste zu thun: Wilhelm blieb schüchtern wie ein junges Mädchen, und Kunigundens Feuer wurde durch seine zarte Zurückhaltung gleichfalls gedämpft. Er kehrte nach Verfluß der Ferien ins Kloster zurück, ohne seinem stürmisch klopfenden Herzen das befreiende Wort vergönnt zu haben.

Bis er wieder eintraf, war seine Mutter mit Kunigunden in die Residenz gezogen. Hier hatten freilich die Fernröhren weniger Spielraum, dafür aber vielleicht nur um so mehr Wirksamkeit. Die beiden Kindsköpfe stellten sich häufig in die entgegengesetzten Ecken des Zimmers, um einander teleskopisch zu begucken, wobei es zu allerlei bedeutsamen Einfällen kam. So behauptete sie zum Beispiel, sie sehe ihn in seinem künftigen Pfarrhause, an der Seite seiner künftigen Pfarrerin, und Er sodann, verlangte zu wissen, wer dies sei, oder [141] wenigstens wie sie aussehe, was ihm natürlich schelmisch vorenthalten wurde. Während jedoch die bewaffneten Augen in dieser Weise mit einander spielten, mußten die waffenlosen Herzen sich immer noch darauf beschränken, einander ohne Worte zu verstehen. Wilhelm, ein, obwohl ihm zu einer imponirenden Mannesgestalt ein paar Schuh fehlten, ganz runder und wohlgemachter Junge, war im Vorrücken seiner Studienzeit auchgerade ziemlich unternehmend geworden, aber in allem Andern eher als im Punkte der Liebe: und so mußte die kühne Schäferin dem sanften Schäfer gegenüber ebenfalls den Muth sinken lassen.

Eines Tages hörte das Pärchen im Zriny zu lesen auf. Wilhelm hatte den Juranitsch noch in allen Gliedern stecken, und rief: so für das Vaterland sterben zu dürfen, sei doch das schönste Loos, das er sich wünschen könne.

Ja, so seid ihr Männer, entgegnete Kunigunde mit von unterdrücktem Weinen zitternder Stimme, die das wilde Mannesherz so süßschmeichelnd ergreift. Ihr möchtet nichts als hinaus in Schlacht und Sturmesbrausen. Was kümmert euch der Herzen Gram, die ihr dahinten laßt, unter die Hufe eurer Rosse getreten!

Es war dies die Sprache jener Friedenszeit, die ihre Gefühle gern in kriegerische Bilder kleidete.

Eine innere Stimme sagte Wilhelmen, daß jetzt der Moment zur Erklärung gekommen [142] sei, aber ein unüberwindliches Kanonenfieber befiel ihn. Er stammelte ein paar bedeutungslose Worte, auf welche ein verlegenes Stillschweigen folgte, und war förmlich froh, als seine Mutter jetzt ins Zimmer trat.

Abermals kehrte er unverrichteter Dinge ins Kloster zurück und hätte sich selber prügeln mögen.

Unternehmend, sagten wir, sei er in manchen Dingen geworden, und es wird sich bald zeigen, daß er in einem gewissen Fache schier etwas gar zu unternehmend geworden war. Die Julirevolution und der Durchzug der Polen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen: Indeß die große Mehrzahl noch ungestört in der alten Friedenszeit webte, deren sanfte Dämmerung die Gegenstände nur

verschwommen erscheinen ließ, hatten diese Ereignisse, den Tag, welcher den Besonneren schien und nach und nach der ganzen Nation aufgehen sollte, Einzelnen in blendendem, verwirrendem Lichte vorgespiegelt.

Für jetzt aber wurde Wilhelm schmerzlich in Anspruch genommen durch eine Krankheit, die seine Mutter befiel und sich bald als unheilbar erwies. Nach langem starkem Leiden fand die gute Frau endlich Erlösung in einem Zustande kindischer Empfindungslosigkeit, den man ihr gönnen mußte und der auch in den Herzen der Umgebung den Schmerz um die lebendig Todte nach und nach abstumpfte. Ja, so sehr machte zuletzt das Leben seine Rechte [143] geltend, daß Wilhelm, als er an einer Preisaufgabe zu arbeiten begann, die seinen sonst fleißigen Besuchen Schranken setzte, in einem unbewachten Augenblicke gegen Kunigunden die Aeußerung fallen lassen konnte, über die er selbst sofort erschrak, hoffentlich werde die Mutter ihn ohne Unterbrechung zu Ende kommen lassen. Und doch war ihm die Kranke so heilig, daß er sich außer Stand fühlte, an ihrem Lager den eigensüchtigen Wünschen seines Herzens Raum zu geben – ein Gefühl, welches Kunigunde, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Einschränkung, zu begrüßen schien. Wenigstens schrieb sie in einem der Krankheitsberichte, die sie ihm von Zeit zu Zeit erstattete, mit ihrer der Vollendung erst entgegen strebenden Orthographie von ihrem eigenen Befinden: „Ich zuerst bin so weit ganz wohl auf, nur bin ich eben seit unserem letzten Zusammensein immer und immer noch heißer."

Wilhelm's gedankenloses Wort blieb nicht ungestraft. Wirklich machte die arme Frau dem Sohne zum erstenmal in ihrem Dasein einen Strich durch die Rechnung und unterbrach seine Arbeit, obendrein an einer sehr empfindlichen Stelle: Während er sich mühte, dem Stillstande der Sonne Josua's eine möglichst „anständige" Seite abzugewinnen, losch ihre eigene bewölkte Lebenssonne plötzlich vollends aus.

Und so saßen denn, nachdem das Begräbniß vorüber war und die Leichengäste sich entfernt hatten, die beiden Verwaisten bei einander auf dem Sopha in stiller Einsamkeit. Die Lage war danach angethan, daß es jetzt zu einer Erklärung kommen mußte. Der pietätvolle Sohn konnte sich jedoch lange nicht von der Ursache ihrer gemeinsamen Trauer losreißen, und als es Kunigunden endlich gelang, das Gespräch auf weltlichere Gegenstände zu lenken, ließ er dasselbe [144] öfter als billig stocken, einfach weil er, trotz seiner für alle andern Angelegenheiten sehr beweglichen Zunge, auch diesmal wieder durchaus keine Wendung ersinnen konnte, welche die Aussicht gehabt hätte, mit den Lippen besiegelt zu werden.

Worüber denken Sie nach? fragte Kunigunde in einer solchen Pause. Man hatte es noch nicht einmal so weit gebracht, einander zu dutzen.

Ich denke über Ihre Zukunft nach, Kunigunde, antwortete Wilhelm ganz erleichtert, denn jetzt sah er auf einmal einen gebahnten Weg vor sich, auf

welchem er zu dem ersehnten Ziel zu kommen hoffte. Sie werden doch nicht allein hier bleiben wollen?

Wo denken Sie hin? rief sie lachend.

Bei welchen unserer Verwandten oder wo überhaupt möchten Sie wohl jetzt am liebsten Ihren Aufenthalt nehmen, auf längere oder kürzere Zeit? Sie werden mir gewiß das Recht zu dieser Frage zugestehen, da ich jedenfalls unbestreitbare Bruderpflichten gegen Sie habe.

Doch kaum war ihm das Wort entfahren, so wurde er inne, daß er wieder einmal eine Dummheit gesagt habe. Freilich hatte er es ganz gut und sogar schlau anzugreifen gemeint: aber was konnte sie in erster Linie Anderes aus dem Worte heraus hören, als die Andeutung, daß er ihr nichts weiter als ein Bruder sein könne? Er hielt die Augen zu Boden geheftet und wagte sie nicht anzusehen.

Seien Sie ganz unbesorgt meinetwegen, erwiderte sie, und aus ihrem Tone wehte ihn eine merkliche Kühlung an. Ich gehe zunächst nach A...berg.

[145] Nach A...berg? rief er.

Ja, sagte sie. Sie werden doch wohl wissen daß – Sie kennen ihn ja, und sind sogar weitläufig mit ihm verwandt – mein Vetter Karl dort Pfarrer geworden ist.

Ich entsinne mich. Wie, und in diese Familie wollten Sie zurückkehren, in der Sie, ich schäme michs, zu sagen wie! behandelt worden sind?

Nicht doch, die Selige ist sich selbst eben so hart gewesen wie allen Andern; sie hat sich selbst auch immer nur als Magd gehalten und den Seligen als ihren Waschlappen. Nur den Herrn Sohn hat sie nie ganz unter den Pantoffel gebracht. Dem führt jetzt sein Hauswesen die verwittwete Tante Griseltenheit, wie wir sie zu nennen pflegten, weil sie zu ihrer Zeit in ehlicher Geduld die meisterhafte Markgräfin des Volksbuches wohl noch übertraf. Sie ist eine vortreffliche Frau, war mir immer sehr wohlwollend und wird mir sicher ein gutes Unterkommen verschaffen.

Aha, ich sehe Sie mit bloßen Augen schon als Pfarrerin von A...berg! rief Wilhelm grimmig lachend.

Diesen Ausbruch von Eifersucht nahm Kunigunde sehr gut auf. Das hat keine Noth, versetzte sie mit einem rosigen Lächeln. Vetter Karl hat mir allerdings, da ich noch jenes Aschenbrödel war, einmal allerlei Schönes gesagt, und ich bin auch überzeugt, daß es ihm Ernst damit war, aber ich habe ihm bemerklich gemacht, daß er Bedürfnisse habe und eine reiche Frau brauche; herauf ist er auch vernünftig geworden und hat sich nachher aufrichtig gefreut, wie ich von ihm weg in bessere Verhältnisse kam. Neuerdings ist ihm unerwartet eine bedeutende Erbschaft zugefallen, das werden Sie ja wohl auch wissen – wie könnte er sich denn ohne Geld, viel Geld, in dem Felsen-[146]nest behaupten. Aber schon vorher hat er einer reichen Erbin den Hof gemacht – sie ist mir nur für ihn zu – wie soll ich mich ausdrücken? sie kommt mir vor wie lauter Brüsseler Spitzen –

und jetzt ist er aber mit ihr verlobt. Ich weiß das von ihm selbst, denn er hat mich bei seinem letzten Hiersein vor ein paar Wochen besucht – Sie sehen, daß alte Liebe nicht rostet, fügte sie schalkhaft lachend hinzu.

Jetzt oder nie! rief es in Wilhelm. Er überhäufte sich innerlich mit den unleidlichsten Injurien, um seine wankende Courage auf die Beine zu bringen.

Kunigunde! begann er, indem er ihre Hand ergriff –

Sofort fühlte er den Druck erwidert. Sie wandte ihm ein in Erwartung der Dinge, die da endlich kommen sollten, über und über erröthetes Antlitz zu und sah ihn mit schwimmenden Augen an.

Kunigunde! wiederholte er feierlich

– Da wurde die Thüre aufgerissen und eine alte Frau fuhr herein; es war die Hausbesitzerin, welche der Verstorbenen die Wohnung und zugleich ihre und ihres Mädchens Dienste vermiethet hatte. O Herr meine Güte, wissen Sie's schon? schrie sie in fast verzweiflungsvollem Tone. Die Magogen haben die Bundeslade entführen wollen!

Was? rief Kunigunde, die kein Wort begriff, mit starren Blicken die Alte und dann den Freund anschauend – an dem es ihr jedoch [147] nicht entging, daß er die Farbe gewechselt hatte und daß das Lachen, in das er nun ausbrach, etwas gezwungen klang.

Unsere gute Hausfrau lebt noch ganz im alten Testament, sagte er. Ihre Magogen sind ohne Zweifel die sogenannten Demagogen, und dann wird ihre Bundeslade wohl ebenfalls eine Zeitgenossin, also wahrscheinlich die hohe Bundescasse in Frankfurt sein. Haben sie sie gekriegt?

Ja wohl schön gekriegt! rief die alte Frau, sie hat man gekriegt! denen wird man's weisen –

Und nun ergoß sich aus ihrem Munde ein Strom von Verwünschungen gegen die unglücklichen Attentäter, die auf die Zustimmung des Volks gerechnet hatten, vermischt mit ungeheuerlichem Nacherzählen des Geschehenen, ein Strom, der sich nicht erschöpfen wollte, bis die Anhängerin des bedrohten Bundestages – den sie übrigens mehr für ein Organ des eifrigen und zornigen Gottes Jehovah zu nehmen schien – glücklicherweise von ihrem Mädchen abgerufen wurde. Sie verabschiedete sich, nicht ohne auf das Paar, das sie in einem so bedeutungsvollen Moment unterbrochen hatte, einen schmunzelnden Blick zu werfen.

Kunigunde legte die Hand auf Wilhelm's Arm und sah ihm fragend in die Augen.

Kunigunde, hob er zum drittenmal an, aber jetzt in anderem Tone: was ich so eben sagen wollte, das muß ich jetzt in meiner Brust verschließen, denn die Dinge stehen [148] nicht mehr ganz wie vorhin. Während Ihre Zukunft leidlich gesichert ist, kann die meinige ungewiß werden.

Sie sind in diese Vorgänge verwickelt, Wilhelm?

Bis zu einem gewissen Grade. Zwar bin ich mir bewußt, nichts Unrechtes gethan zu haben, aber –

Eilende Tritte stürmten die Treppe herauf, abermals wurde die Thüre aufgerissen und ein junger Mann stürzte in das Zimmer.

Verzeihung, Fräulein, Wilhelm, das Feld ist nicht rein, du mußt dich aus dem Staube machen, in Kurzem wird auf dich gefahndet. Mein Vater, der Hauptreactionär, sagt es, und der hat es natürlich aus guter Quelle. Nicht bloß dein catalinarischer Namensvetter, sagte er, sondern auch Catilinchen Nummero zwei, wie er dich zu taufen beliebt hat, bleiben diesmal hängen. Du musst nach der Schweiz zu entkommen suchen. Bist du mit Geld versehen? Leider kann ich dir nur mein Taschengeld anbieten, aber das steht dir zu Diensten bis auf den letzten Heller. Auch hab'ich dir Waffen mitgebracht, siehe –

Er zog einen Dolch und eine Schnupftabaksdose hervor. Wenn dir unterwegs ein Landjäger in die Quere kommt, so greif' nicht gleich zum Aeußersten, sondern versuch' es erst, ihm eine Handvoll Tabak in die Augen zu werfen – es ist humaner.

Danke, Ferdinand, sagte Wilhelm, du bist immer der Gleiche. Wenn ich nur wüßte, wie fortkommen.

Mir fällt etwas ein, rief Kunigunde. Ich bringe Sie nach A...berg, dort sind Sie für die nächste Zeit geborgen. Wir reisen, sobald es dunkel wird; ich fahre allein zur Stadt hinaus; nachdem Sie voraus gegangen sind, um vor dem Thore draußen einzusteigen. Morgen früh sind wir an Ort und Stelle. Unsere Trauerkleider schützen uns vor mancherlei Zudringlichkeiten und den ungewöhnlichen Schritt rechtfertigt die Noth.

[149] Das ist ein sublimer Gedanke! rief Ferdinand. In A...berg sucht dich Niemand, weil du dort längst nicht mehr heimisch bist. Und wenn je, so gibt es doch herum Schlupfwinkeln genug, im Nothfall sogar natürliche, aus welchen du Nachts vor dem Pfarrhaus erscheinen kannst mit dem Rufe: „Lichtenstein, der Mann ist da."

Wilhelm schüttelte den Kopf, er fühlte einen geheimen Widerwillen. Ich stehe mit dem Pfarrer nicht so genau, sagte er.

Keine Sorge! entgegnete Kunigunde. Er wird zwar über verscherzte „Carrière" eifern, die Herren Weltverbesserer zum Kukuk wünschen, was man einem gutmüthigen Polterer, der's wirklich gut meint, doch auch wohl zu Gute halten kann. Aber fortlassen wird er Sie nicht; und wenn Sie ihn näher kennen lernen, so werden Sie nicht mehr bereuen, zu ihm gegangen zu sein. Auch für mich selbst ist es angenehmer, wenn ich nicht allein komme, so lange die Tante mit einem Junggesellen haust.

Du hast gar keine andere Wahl, fiel Ferdinand ein. Ich gehe jetzt gleich zum Kutscher K., dem Patrioten, und bestelle seinen Wagen. Er muß selbst fahren,

weil er bei Nacht besonders sicher fährt. In einer Viertelstunde, Fräulein, haben Sie die Gewogenheit, dort nachzufragen, ob die Sache richtig ist. Ich werde nicht mehr hierher kommen, weil mein wiederholtes Aus= und Eingehen auffallen könnte. Aber in der ersten Dämmerung werde ich am untern Ende der Straße bummeln, und da triffst du mich, Wilhelm. Ich weiß einen ziemlich ungefährlichen Weg durch die Anlagen auf dem .....bade da draußen. [150] Dort stellst du dich auf, denn für den Nothfall kannst du dich in den ausgedehnten und um diese Zeit wenig besuchten Räumlichkeiten leicht verbergen. Eine starke halbe Stunde nach Eintritt der Dämmerung mögen Sie abfahren, Fräulein. Sobald Wilhelm seinen Posten draußen eingenommen hat, gehe ich von ihm gegen die Stadt herein, und wenn Sie mich ein paar Steinwürfe vorm Thor auf der Straße stehen sehen, so sagt Ihnen mein Erscheinen ganz geräuschlos, daß Alles in Ordnung ist.

Unvergleichlicher Dirigent, rief Wilhelm, möchtest du auf diese Weise noch Viele fortschieben können!

Dafür ist gesorgt, erwiderte Ferdinand. Mein Herr Papa, der Erzreactionär, beseelt vom Gegentheil seines Wunsches, hat für die Dauer der schwebenden Zeitläufe nicht bloß meine Temporation gescharrt oder doch wenigstens sehr beschnitten, sondern auch sämmtliche Kutscher der Stadt benachrichtigt, daß er gewisse Schulden nicht bezahlen würde. Freilich hat er nicht bedacht, daß mir der Bürger K. durch Feuer und Wasser geht, sonst hätte er mich wohl nicht in den Stand gesetzt, dich zu warnen.

Er grüßte rasch und huschte fort.

Von Ihnen entführt zu werden, Kunigunde! rief Wilhelm, als sie sich allein sahen.

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Er konnte der Macht des Augenblicks nicht widerstehen, seine so eben gefaßten Vorsätze zerrannen, er umfaßte die schlanke Gestalt, die sich in seine Arme schmiegte, und drückte ihrem Munde lebhafte Küsse auf, welche eben so lebhaft erwidert wurden. Eine nie gekannte Gluth durchströmte ihn, er vergaß, daß er im nächsten Augenblicke unstet und flüchtig sein werde.

Kunigunde aber entwand sich ihm. Wir haben keine Zeit zu verlieren, sagte sie.

Freilich, seufzte er, und wir wissen ja nicht einmal, was wir einander später sein können.

[151] Es werden auch wieder bessere Zeiten kommen, versetzte sie tröstend. Aber jetzt müssen wir ans Nächste denken. Und zwar vor Allem eine sehr prosaische Frage. Ich muß mich fast schämen, sie zu stellen, aber Ihr Freund hat sich ja auch nicht gescheut. Sind Sie mit Geld versehen?

Wilhelm zuckte die Achseln. Kunigunde ihrerseits hatte den Baarvorrath, der sich im Hause fand, nebst ihren eigenen kleinen Ersparnissen nach und

nach aufgebraucht, um den Freund nicht eher als bis es ganz dringlich würde in seiner gelehrten Zerstreuung zu stören. Es durfte also kein Augenblick verloren werden, von seinem alten Vermögensverwalter das Nöthige herbeizuschaffen. Glücklicherweise wohnte dieser nur ein paar Straßen entfernt, und Kunigunde beeilte sich, den kurzen Gang zu ihm so wie den weiteren zu dem Kutscher zu machen. Sie kam jedoch, nachdem sie dies in unglaublich kurzer Zeit verrichtet, mit bedenklicher Mine [152] zurück. Bei dem Kutscher war es richtig, aber der alte Herr war auf einige Tage verreist, und der nicht ungewöhnliche Zufall, daß auch ein Wohlhabender für einen Augenblick zu einem „Herrn von Geldern" werden kann, hatte sich im allerungeschicktesten Augenblick eingefunden.

Da können wir unsere Fahrt nur gleich abbestellen! rief Wilhelm trostlos.

Halt, ich weiß Rath! rief Kunigunde. Sie trat an eine Schublade, in welcher die beiden Tubus geschwisterlich bei einander lagen, ergriff den hohen Seher und hielt ihn triumphirend empor. Wie viel ist er werth? Wie viel meinen Sie daß ich für ihn bekomme?

Kunigunde, das willst du für mich thun! rief Wilhelm, sie an seine Brust ziehend und ihre Lippen suchend.

Aber sie drängte ihn sanft zurück. Dazu ist jetzt keine Zeit, sagte sie. Die Minuten sind gezählt. Ich muß noch einige Gänge thun. Das Erste ist, daß wir nicht völlig ohne Mittel sind. Ich werde ihn wo möglich versetzen, aber im Nothfall auch verkaufen; man kann ihn vielleicht später wieder einlösen. Dann gilt es einen unumgänglichen Besuch: ich muß mein plötzliches Verschwinden irgendwie erklären und zugleich die Spur verwischen, damit man mir nicht wegen Ihres Aufenthalts zusetzen kann. Den Butzengeiger lassen wir natürlich nicht in Stich. Da [153] er etwas unbequem zu tragen ist und ihnen sogar hinderlich werden könnte, so will ich ihn unter den Mantel nehmen und im Vorbeigehen in unseren Wagen packen. Wenn's dunkel wird, treten Sie ebenfalls Ihren Weg an. Lassen Sie mich in aller Stille abziehen; Auf Wiedersehen vor dem Thor. Die Alte war vorhin nicht zu Hause – hoffentlich ist sie es jetzt auch noch nicht.

Sie ging auf ihr Stübchen und bald darauf hörte er sie das Haus verlassen, dessen Thüre sie lauter als gewöhnlich hinter sich zu schlug, offenbar um ihm damit ein Signal zu geben, daß es in den untern Räumen noch geheuer sei.

Ja, freilich ist sie noch nicht daheim, die ehrliche Bundesschachtel, und noch eine gute Weile wird es in den untern Räumen geheuer sein. Wenn man bei einem Dutzend Gevatterinnen herumrennen muß, um die schrecklichsten politischen Nachrichten auszukramen und noch schrecklichere dafür einzuhandeln, so braucht man eine Zeit: wenn man aber dem Dutzend auch noch zu Allem die leckere Neuigkeit auftischen kann, daß man ein werdendes Paar gesehen habe, das nach vollendetem Trauerjährchen wohl schon am Altar stehen werde, dann reicht keine Zeit mehr, dann braucht man eine Ewigkeit. Zwar ist das menschli-

che Denken auch mit diesem Begriffe schon fertig gewordenen, wenigstens im Kopf eines ländlichen Philosophen, der da lehrte: „Die Zeit ist nur ein eingewickelte Ewigkeit und die Ewigkeit nur eine ausgewickelte Zeit“, aber auch sub hac specie verheißt der Begriff immer noch einen [154] erklecklich langen Wickel. Freilich nun, wenn in Abwesenheit der Hausfrau, das Gericht eindringe und ihn ergreifen würde, den sie so leicht beschützen könnte, welch endloser Vorwurf für sie! Denn sie hält große Stücke auf ihn, und daß er, jetzt vollends als angehender Philister, weil und obgleich, an einem Angriff auf die Lade des Bundes auch nur in Gedanken betheiligt sein könnte – dummes, einfältiges Geschwätz! Sie sollten nur kommen, die Diener der Ungerechtigkeit! Es gibt eine gewisse Dachkammer, deren verborgene Tugenden sie ganz alleinig kennt, wo auch das allwissende Auge des Herrn ihn nicht ausfindig machen sollte! Sie nähme es ganz allein auf sich, Fräulein Kunigunde sollte gar keine Verantwortung haben. Und wie wollte sie ihn pflegen! Und wie wollte sie es ihren Gevatterinnen rühmen, haarklein, was sie ihm alle Tage kocht und köchelt, dem armen Lamm, dem unschuldig verfolgten, ja! Alldieweil jedoch die zwölf Gevatterinnen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, mehr ausrichten würden als das „allwissende Auge des Herrn“, so möge sie lieber rennen und rennen, die gute alte Seele, und Neuigkeiten kramen in Zeit und Ewigkeit!

Ist doch unser Held hinlänglich schon gefährdet durch einen weit näheren Widersacher, nämlich durch sich selbst. Noch immer brennen Kunigundens Küsse auf seinen Lippen, und mehr noch als ihr Gewähren hat ihn ihr Versagen aufgeregt. Jetzt hält er sie wieder in den Armen, sie ist ihm so gegenwärtig, daß die Abwesende wie nicht mehr für ihn lebt, daß einzig ihr Traumbild seine Sinne verdunkelt. Er darf doch nur einen kleinen Spaziergang machen, darf denn nur einsteigen, und das Glück, von dem er träumt, verspricht zur Wirklichkeit [155] zu werden; aber wenn er sich nicht bald aus seinem Brüthen aufrafft, so hat er sein Glück am Ende gar verträumt.

Die zunehmende Dunkelheit schreckte ihn dann doch noch zu rechter Zeit auf, und er machte sich eilend aus dem Hause. Vorsichtig öffnete er eine Hinterthüre, die nur von innen verriegelt werden konnte, nicht ohne in seiner Ordnungsliebe Gewissensbisse zu empfinden, daß er sie unverschlossen dahinten lassen mußte. So schlupfte er durch einen schmalen Gang zwischen zwei Häusern, erst nach allen Seiten spähend, auf die Straße, die nach Gewohnheit sehr mangelhaft beleuchtet war. Am Ende derselben sah er zwei Gestalten neben einander stehen. Er stutzte und hielt inne. Eine davon löste sich ab und kam auf ihn zu. Es war Ferdinand.

Ein verwünschter Zufall, sagte dieser leise, hat uns einen Prügel in den Weg geworfen, und keinen geringeren als unser angenehmes Stichblatt Hannibal Blöckle. Leider hat in diesen gesegneten Ferien der Teufel diesen Tollpatsch just auch mit hergeführt.

Hilf Himmel, rief Wilhelm im Flüsterton, das ist ein schrecklicher Prügel! Den werden wir nicht mehr los.

Wenn wir ihn nicht abschütteln können, entgegnete Ferdinand, so bleibt nichts übrig, als ihn ins Vertrauen zu ziehen. Trotz seiner eben so klassischen als romantischen Ungeschicklichkeit ist er wenigstens allweg ein guter Tropf.

Der so wenig schmeichelhaft bezeichnete Jüngling kam ihnen bereits entgegen. Er schleppte sich mit einem großen, überhängenden Oberkörper auf dünnen Säbelbeinen, und zum Reden bediente er sich einer rauhen Stimme, die er kaum zu dämpfen schien, in etwas jedoch gebrochen wurde durch ein gewisses Lallen, das ihn oftmals lieblosen Verdacht aussetzte, in der That und Wahrheit aber ganz natürlich „angestammelt“ [156] war. Es ergab sich, daß er auf dem Wege des Bummelers nach verwandten Seelen angelte, bei welchen er sein in Folge der Tagesbegebenheiten etwas gepreßtes Herz auskeren wollte. Er erzählte, in dem gegen Ferdinand angefangenen Thema fortfahrend, von den zahllosen Verhaftungen, die heute vorgenommen worden seien, von den noch zahlloseren, die in den nächsten Tagen folgen würden, und von dem furchtbaren Schrecken, der in der Stadt herrsche. Ihr werdet schon sehen, daß auch ich nicht mehr lang auf freiem Fuße bin, setzte er hinzu.

Das will ich wohl glauben, erwiderte Ferdinand. Sie müßten ja vernagelt sein, wenn sie nichts von deiner Gefährlichkeit wüßten, und ich wundere mich nur, daß sie dich noch nicht gefaßt haben, noch mehr aber, daß du so umhergehst und dich öffentlich sehen lässt. Das grenzt an Frechheit. Dein Feldherrnname sollte dich erinnern, guter Hannibal, daß [157] ein Mann wie du sich nicht unnöthig aussetzen soll und daß Vorsicht des Muthes besserer Theil ist.

Ich will doch lieber bei euch bleiben, versetzte der Aufdringliche, immer von Ferdinand angestoßen, daß er nicht so schreien solle.

Aber die Gesellschaft eines so gefährlichen Menschen macht auch uns verdächtig. Ist es recht, deine Freunde zu compromittiren, du Punier?

Dich kann man nicht compromittieren, denn du bist deines Vaters Sohn, entgegnete Hannibal, und was den Wilhelm da betrifft, so ist er um nichts sicherer als ich. Komm du mit mir! Wilhelm, ich habe zu Hand ein prächtiges Versteck, in dem wir die nächsten Tage abwarten können.

Die beiden Freunde befragten sich mit den Ellbogen und das Ergebniß dieser Art von Berathung war, daß Ferdinand, immer im raschen Gehen, dem Unentrinnbaren den Plan, in dessen Ausführung sie begriffen waren, leise und obenhin mittheilte.

Das ist herrlich! brüllte Hannibal, wofür er als bald ein paar tüchtige Rippenstöße erhielt. Ich begleite euch, ich halte bei euch aus, komme was da will, und wenn es Noth thut, so will ich um mich schlagen, daß es patscht. – Dabei fochten seine langen Arme in der Luft herum, wie die Arme eines Telegraphen.

Ferdinand drückte die verderbenschwangere Allarmwerkzeuge nieder. Blöckle, bist du denn ganz und gar ein Block? fuhr er ihn an. Durch die Anlagen, die um diese Tageszeit nicht mehr betreten werden dürfen, können Zwei zur Noth unangefochten durchschleichen und mögen dann von Glück sagen, aber zu Drei wär's ja doch mehr als dumm.

[158] Das ist wahr, erwiderte das ehrliche Ungethüm. Ich nehme den gewöhnlichen Weg durchs Neckarthor und bin zugleich mit euch auf dem Platze. – Er machte sich auf seine Säbelbeine und war seiner Unbehülflichkeit zum Trotze bald verschwunden.

Ferdinand sah ihm mit starrer Verwunderung nach und schlug sich dann vor den Kopf. Herrgott, sagte er, wenn ich geahnt hätte, daß dieser Satan fähig wäre, solch ein erstaunliches Quantum von Vernunft anzunehmen, so hätt' ich ihn ja nur an einen falschen Platz zu schicken gebraucht, doch es kommt auf Eins hinaus, fuhr er fort, das Unthier würde uns dennoch ausgefunden haben! Ihm gab nun einmal die Natur den nimmer fehlenden Instinkt, sich den Leuten aufzuhalsen, wenn sie ihn just am wenigsten brauchen können.

Durch einen dunklen Zugang betraten die beiden jetzt den Schloßgarten oder die sogenannten Anlagen, die sie in schiefer Richtung so still als möglich durchschritten. Sie hörten von da und dort die Wachen rufen, blieben auch nicht ganz verschont mit kleinen Schrecknissen, lauter grundlosen jedoch, und gelangten zuletzt unter hohen Baumriesen hinstreifend glücklich an die Stelle, wo ein mit Planken verschlossenes Brückchen über den aus dem Schloßgarten kommenden Bach auf die Straße hinausführte. Gegenüber lag das zum Platze des Stelldicheins bestimmte große Bad= und Wirthschaftsgebäude, auch wieder gegen die Stadt hin und in breiter Tiefe hinterwärts von einem mächtigen Garten umgeben.

Die Straße ist bereits blockirt, rief Ferdinand lachend gegen Wilhelm zurück, indem er sich leichtfüßig über die Planken schwang.

[159] Bravo! brüllte Blöckle, denn er stand dort wirklich auf der Straße.

Ferdinand sprang wie ein Tiger auf ihn zu und packte ihn am Hals. Noch einen solchen Laut, Bestie, und ich muß dich erdrosseln, rief er mit tragischem Pathos.

Hannibal schnaubte und stöhnte unter seinen Händen, ohne jedoch den mindesten Widerstand zu leisten. Laß mich nur los, ich will ja still sein, brachte er in einem Flüsterton vor, der wie ein starkes Windessausen fernhin vernehmlich drang.

Drück' ein fest Siegel auf dein Maul, Hannibal, oder dein Stündlein hat geschlagen.

Hannibal legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen daß er gehorchen wolle.

Es schien nun eine nicht unwichtige Frage, an welchem Punkte Wilhelm, der inzwischen auf die Straße nachgesprungen war, sich aufhalten sollte. Am besten,

meinte Ferdinand, zwischen dem Hause und dem ziemlich weit oben gelegenen Eingang des Gartens, um jede etwaige Begegnung, die vielleicht ein Recht zur Frage hätte, zu verhindern, jedoch näher an dem ersteren, um dennoch unter Umständen, da der Garten weniger sicher schien, im Hause eine Zuflucht suchen zu können. Hierauf drückte er ihm, nicht ohne Bewegung, die Hand: Mögen gute Sterne über dir walten, sagte er, und du, Hannibal, sei ihm die paar Minuten noch ein getreuer Achates.

Wer aber vielmehr dieses Urbild eines Unzertrennlichen auf dem Hals behalten sollte, das war unser guter Ferdinand selbst, Hannibal nämlich gehörte, so schien es wenigstens, ausschließlich zu jenen rührenden Gemüthern, die dem am meisten anhängen, der sie am meisten mißhandelt, und so hing er sich im buchstäblich Sinne des [160] Wortes an seinen Züchtiger an. Vergebens waren die dringendsten Zureden, Hannibal fing an zu brüllen, und zu gleicher Zeit wurde es im Hause laut.

So komm denn ins Dreitausendteufelsnamen, du Geißel Gottes! rief Ferdinand, ihn mit fort reißend, indessen Wilhelm sich so nah als möglich zu dem Gartenhage hielt.

Das Geräusch im Hause verstummte wieder. Wilhelm trat ein paar Schritte in die Straße hervor. Die Tritte der beiden Andern verhallten allmählich; sie mochten auf ihrer Wartestelle angekommen sein. Bald auch erscholl von der Stadt her das Rollen eines Wagens, der die Straße herabgefahren kam. Er hielt am Thore, wo man der Wachperson Rede stehen mußte. Dieses Geschäft war schnell abgethan, denn das Thor öffnete sich jetzt und der Wagen kam mit aller Gemächlichkeit eines guten Gewissens herausgefahren. Noch ein Augenblick, und ich habe sie wieder! jauchzte es in Wilhelm.

Da erscholl ein unheimlicher Schrei, ein zweiter folgte und sofort kam der Wagen mit rasender Eile die Straße herabgejagt.

Ein Unglück! Die Pferde sind läufig, rief Wilhelm und stürzte jenen entgegen, um sie, wäre es auch mit Gefahr seines Lebens, aufzuhalten. Wer schildert aber sein Entsetzen, als er, immer den zunehmenden Donner des Wagens im Ohr, die Straße entlang auch keinen Schatten eines beweglichen Gegenstandes, sondern nur eine gespenstische Leere vor sich sah! Er blieb stehen, das Herz mit beiden Händen haltend, und jetzt erst vernahm er aus dem unausgesetzten Weiterrollen des Wagens, wo dieser fuhr. An der Spitze des [161] Gartens nämlich begann ein ziemlich schmaler Weg, der hinter den Garten und weithin durch Felder in gleicher Richtung mit der Straße hinunterlief; er endete in dem dort unten gelegenen Weiler, wo man vor ihm wieder auf die Straße kommen konnte. Und diesen Weg, der zwar vom landwirtschaftlichen Fuhrpark als Güterweg benutzt werden konnte, mehrenteils aber bloß dem Spaziergänger als Fußpfad diente, rasten die Pferde ohne allen Zweifel los und ledig hinab! Ohne allen Zweifel, denn welcher menschliche Witz oder Aberwitz

würde statt der breiten Straße diese Art von Engpaß gewählt haben? An Aufhalten war nicht mehr zu denken: das Gartenhag übersteigen, den breiten Garten in der Dunkelheit durchlaufen und jenseits abermals über ein Hag setzen, wäre schwierig und zugleich zwecklos gewesen, da der Wagen bereits hinten vorüberflog und abwärts donnerte. Es galt also nur noch nachzueilen, um noch dem voraussichtlichem Sturze eine späte, eine für alle Fälle schmerzlich späte Hülfe zu bringen, und zu diesem Zwecke mußte der Garten umgangen, umlaufen werden.

Wilhelm setzte sich also wieder in die schnellste Bewegung, und so kam es, daß er an der Gartenspitze mit Ferdinand zusammentraf, der eilig die Straße gegen ihn herabkam.

Warum hast du sie denn vorbeigelassen? rief ihm dieser schon von Weitem zu. Warum hast du sie nicht aufgehalten?

[162] Tief verletzt durch diesen grausamen Vorwurf antwortete Wilhelm, ebenfalls entgegen rufend: Und wenn ich auch die Riesenkraft gehabt hätte – sie sind ja gar nicht an mir vorbeigekommen!

Was? rief Ferdinand herzulaufend. Sie soll nicht an dir vorbeigekommen sein? Was heißt denn das?

Mit dem Ausdruck des Jammers deutete Wilhelm stumm nach dem Pfade, auf welchem der Hufschlag und das Räderrollen sich entfernten.

Donnerwetter! rief Ferdinand zornig lachend. Ist denn der Bürger R. K. vollends ganz übergeschnappt?

Und du kannst lachen bei dem Unglück? rief Wilhelm, ihn am Arm ergreifend, um ihn mit fortzuziehen.

Unglück? sagte Ferdinand stehen bleibend und den Freund zurückhaltend. Ach du meinst – Nein, da sei ruhig, dem alten K. gehen seine Pferde nicht druch. Freilich, ein tolles Stück – aber laß uns horchen.

Es klang, als ob der Wagen jeden Augenblick zusammenbrechen wollte, aber er fuhr weiter und immer weiter. Auf einmal verstummte das Getöse und eine schreckhafte Stille trat ein. Wilhelm umklammerte krampfhaft den Arm des Freundes. Bald aber zeigte es sich, daß der Wagen nur deshalb nicht mehr gehört wurde, weil er am Weiler unten angekommen war. Die Häuser ließen den Schall dann und wann hervordringen. Endlich wurde derselbe wieder frei.

Der Wagen rollt bereits auf der Südstraße, ganz in schönster Ordnung.

Wenn es so still bleibt, kann man ihn noch lange hören. Bei [163] all dem Unstern magst du jetzt immerhin wieder einigermaßen aufathmen.

Ich bin wie im Traume, stammelte Wilhelm, dem das Herz noch bis in die Kehle herauf schlug. Was hat's denn gegeben?

Was es gegeben hat? Und du kannst noch fragen, da du doch weißt, daß Hannibal ante portas war! Laß mich nur erst zu Athem kommen.

„Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig“ – begann er nach einer Weile – doch nein, diese „Milch der frommen Denkungsart“ war nur in mir, der ich keine Ahnung von dem hatte, was in dem Drachen neben mir gährte. Wir standen also an der Straße im tiefen Schatten, aus welchem ich eben hervortreten wollte, um mich verabredetermaßen dem vom Thor daherfahrenden Wagen zu nähern, als mir plötzlich der Oger zuvorkommt und sich dem Wagen entgegenwirft mit dem Gebrüll: „Alles im Blei!“ So wenigstens schwört er gebrüllt zu haben. Mir selbst aber klang es wie: „Alles vorbei!“ Und wer seine mit der Geberde des äußersten Jammers dazu arbeitenden Telegraphenarme sah, dem könnte es nichts anderes bedeuten als: „Font est perdu!“ Und dafür nahm es denn auch der Bürger K., dem ohnehin der allgemeine Schrecken etwas in die Glieder gefahren zu sein scheint; denn: „So will ich wenigstens die Jungfer retten!“ brüllte er zurück, indem er wie besessen auf die Pferde einhauend an uns vorbei und weiter [164] jagte. Vergebens rief ich umherrennend ein wiederholtes Halt! Indessen beruhigte mich der Gedanke, sie werden mit dem kurzen Schrecken davonkommen, denn wenn sie dich auf deinem Posten erblickten, so war ja alles wieder gut. Also machte ich mich hierauf, in ziemlicher Gemüthsruhe über den unverbesserlichen Schächer her, der mir auch jetzt wieder nachgelaufen kam, schüttelte ihn gründlich und verhörte ihn über seine schwarze Unthat. Dazwischen lauschte ich dem Wagen nach und erwartete jeden Augenblick, er werden halten. Wer beschreibt aber meine peinliche Befremdung, meine wachsende Sorge, als der Wagen ohne Aufenthalt vermeintlich auf der Straße weiter fuhr? Da war’s dann mein Nächstes, nach dir zu sehen – und nun haben wir wenigstens so viel gewonnen, daß wir uns über dem tollen Wirrwarr klar sind.

Das könnt’ ich von mir nicht eben rühmen, bemerkte Wilhelm. Ich begreife nicht, welche Grille den alten K. auf diesen desperaten Abweg getrieben haben kann.

Doch, doch! Nach der Richtung, woher das Schreckenswort kam, daß „alles vorbei sei“, mußte er glauben, du seiest gerade auf deinem Posten abgefasst worden, und derselbe sei jetzt vom Feinde besetzt. Darum floh er diesem eine kurze Strecke entgegen, bog dann ab und machte die kühne Flankenumrundung. Gar kein übler Calcul in dem alten Kutscherkopfe, obwohl er sich dabei garstig verrechnet hat.

[164[1]] Und nun fährt sie dahin und hält mich für verloren! jammerte Wilhelm.

Das ist freilich über allem und jeden Spaß. Doch wollen wir auch hier nicht ganz verzagen. Sie muß ja doch wohl – oder kennt sie den Blöckle nicht?

Bloß dem Namen nach, wie man eben einen Anekdotenhelden kennt.

Gut, und sieh, dieser Name kann ihr nicht unverschwiegen bleiben, denn der Bürger K. muß den Edeln nothwendig erkannt haben, während ich in dem verrückten Holterpolter keinem von beiden zu Gesicht gekommen bin. Wenn sie

nun bei kühlerem Blute über den Hergang nachdenkt, und sich des Wegelagerers erinnert, so wird ihr ohne Zweifel allmählich die Vermuthung aufdämmern, daß denn doch vielleicht irgend eine Bêtise mit im Spiel gewesen sei, und sie mag dann wenigstens einige Hoffnung schöpfen.

Dann kehrt sie um! rief Wilhelm. Vielleicht wäre sie längst umgekehrt, wenn nicht eine Ohnmacht – Er stockte.

Ferdinand wandte das Gesicht ein wenig ab, um sein Lächeln zu verbergen. Ich glaube ihr doch ziemlich viel Seelenstärke zutrauen zu dürfen, bemerkte er nach einer kurzen Pause. Daß sie jedoch umkehrt, möchte ich bezweifeln, denn sie kann ja gar nicht wissen, wo du jetzt zu finden bist.

[164²] Ich gehe ihr entgegen! rief Wilhelm.

Aufs Ungewisse? Das wäre denn doch nicht räthlich. Du könntest weit kommen und zuletzt noch in schlimmere Hände fallen als diese punischen sind.

Was der Schurke, sagte Wilhelm, nur für einen Reiz darin gefunden haben mag, den Wagen anzubrüllen!

Einmal folgte er seinem angeborenem Berufe, und dann hatte die schöne Seele diesmal noch ein weiteres, ein über alle Maßen sauberes Dessein. [165] Er wollte, wie er mir in seiner Bußfertigkeit gestanden hat, den Wagen anhalten und sich hineinschwingen, um hier unten bei dir als vollendete Thatsache anzulangen, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt dir fliehen zu helfen und unterwegs zu beschützen. Die Panik des alten Patrioten R.K., der ihn gewiss sonst hingenommen hätte, verrückte ihm sein Concept und er erzielte nichts als einen kleinen Denkzettel von einem Rad, das ihn streifte und auf mich zurück warf. Ein flüchtiger Blick hatte ihn übrigens in dem „Entführer“ eine Entführerin erkennen lassen, wodurch sein armes Hirn vollends aus Rand und Band zu gehen drohte; ich sagte ihm aber, daß dies eine bloße Verkleidung sei.

Ich könnte ihn ermorden! knirschte Wilhelm.

Das kannst du auch, denn er ist gar nicht weit, und er läßt sich den Hals von dir abschneiden, ohne zu muxen. Vergebens hab’ ich ihn bedräut, du werdest einen stillen Mann aus ihm machen, er ließ sich nicht über Bord werfen, und nur mit Mühe setzte ich meinen Vorschlag durch, daß ich dich erst begütigen und ihm dann ein Zeichen geben wolle. So können wir denn jetzt in aller Gemächlichkeit berathen, welche Todesart wir ihm anthun wollen, denn loswerden müssen wir ihn um jeden Preis, damit ich dir, ohne neue Querstriche von ihm befahren zu müssen, einen andern Wagen auftreiben kann.

Du? sagte Wilhelm gedehnt. Du erklärtest ja, dir sei der Credit abgeschnitten.

[166] Das ist freilich nur allzu wahr, erwiderte Ferdinand, aber ich muß eben eine Gemeinheit begehen und dich die Reisekosten selbst bestreiten lassen.

Warum? entgegnete Wilhelm bitter lachend. Das bißchen Mammon, das mir im Drang der Zeit zu Gebote stand rollt dermalen lustig auf der Südstraße.

Verwünscht! rief Ferdinand. Und mein Taschengeldchen reicht nicht hin. Was ist da zu machen? Wahrhaftig, es bleibt nichts übrig, als den Hannibal in Contribution zu setzen.

Nimmermehr! Eher will ich mich der Justiz übergeben, als in Gesellschaft dieses Scheusals von Beschützer reisen.

Für das Mitreisen kann man ihn thaun.

Aber bedenke nur seine Tölpelei. Man kann ihm keinen Auftrag anvertrauen.

Das ist allerdings zu überlegen, erwiderte Ferdinand. Höre, wir wollen das Schicksal befragen. Um den Gang in voller Sicherheit zu thun, müßte er durch ein anderes Thor in die Stadt gehen. Nun will ich ihn aber hier hinausschicken, wo er herausgekommen ist und wo sie ihn unterm Thor ins Auge gefaßt haben. Es ist zehn gegen eines zu wetten, daß sie ihn wegen seines Randals beim Essen behalten. Thun sie das also wider alles Erwarten etwa nicht, sondern lassen [167] ihn passiren, so soll uns das ein Zeichen sein, daß das Schicksal Bürgschaft für ihn leistet.

Er that einen leisen Pfiff; und es dauerte nicht lang, so kam die unförmliche Figur herbei gehumpelt, blieb aber demüthig auf dem Flecke stehen, auf welchen Ferdinand mit gebieterischem Finger deutete.

Lange feierliche Pause. Dann begann dieser mit dem grausen Ernste eines Scharfrichters: Hannibal Blöckle, weißt du was du gethan hast? Kannst du es ermessen? Kannst du es denn ausdenken? Einen Freund hast du verrathen, einen Eidgenossen, dessen hohes Bestreben es war, mit uns am Wohl der Menschheit zu arbeiten. Ein Achates solltest du ihm sein, und bist ihm ein Judas geworden. Heimathlos steht er jetzt an der Heerstraße, dem Freund verboten und dem Feind erlaubt. Wehe über dich! Schon zucken sie nach dir, die Dolche der Rächer, die ich, wie du wohl weißt, nicht erst gegen dich zu wetzen brauche.

O Gott, es ist mir ja scheußlich leid! brüllte in akademischer Diction der Angeklagte.

Dämpfe deinen Bußpsalm! rief Ferdinand, ihn in die Rippen stoßend. Willst du abermals einen Verrath begehen?

Hannibal legte den Finger an die Lippen.

[168] An dir ist es jetzt, ihn zu retten, fuhr Jener fort. Mache dich blitzplötzlich da hinein, um ihm einen frischen Wagen zu besorgen, und zwar auf Unrechts Kosten, dieweil seine Reisekasse, von dir mitangebrüllt und mitbeflügelt, in dem verscheuchten Wagen mit davongeflogen ist. Ich werde inzwischen bei ihm bleiben.

Hannibal nickte heftig mit dem Kopfe, um hierdurch anzudeuten, daß er völlig bereit sei.

Dabei mußt du dir jedoch den Gedanken des Mitfahrens ganz entschieden aus dem Kopfe schlagen, denn der verkleidete Entführer, dem du so schnöd ins Amt gegriffen, ist eine unbekannte Größe, die sich dir nicht enthüllen will.

Hannibal beobachtete eine verdächtige Zurückhaltung; es schien, als ob er den heimtückischen Hintergedanken nicht aufgeben könnte.

Du wirst ein förmliches Gelübde leisten, edler Hannibal, sagte Ferdinand unter widerholten Puffen. Du wirst gemäßigt laut betheuern, daß du dem Gedanken entsagst. „Ja, ich entsage." Nun? nun?

Hannibal hauchte verschiedene Seufzer, die wie Windstöße dahinsausten. Endlich fügte er sich doch. Ich will ja Alles thun, was ihr wollt, brüllte er kläglich.

[169] St! Sei nicht die Glocke deiner Thaten! puffte Ferdinand. Und merke dir Eines, setzte er hinzu. Wenn du mir die leiseste Miene machst, dein Wort zu brechen, dann: Ceterum censeo Cathaginem esse delendam, und mit vereinten Kräften werden wir dich köpflings durch das Wässerlein da zum Hofe hinunter wandeln lassen. Jetzt fliege gefälligst.

Aber du mußt mit mir gehen, säußelte sich an ihn anklammernd Hannibal, dessen Ergebenheit unter den fortgesetzten Puffen nur immer feuriger wurde.

Herzloses Ungeheuer! rief Ferdinand. Und den verrathenen Freund hier allein zurücklassen, schutzlos, jedem Zufall preisgegeben? Nun ja denn, ein paar Schritte will ich dich meinetwegen gegen das Thor hin begleiten (um zu sehen was aus dem Schlingel wird, ergänzte ein Blick auf Wilhelm), dann aber ruft mich die Pflicht hierher zurück.

Bald war er lachend wieder zur Stelle. Das Schicksal kennt seine Pappenheimer. 'S ist nichts mit der Bürgschaft, sagte er. Nachdem ich ihn fortgestoßen, schleich ich ihm ein paar Schritte nach, und: „Arretirt!" so lautete das erste Wort am Thore.

Gott sei Lob und Dank, rief Wilhelm, daß er endlich aufgehoben ist!

[170] 5.

Was aber nun? fragte Ferdinand.

Einen strategischen Rückzug antreten, antwortete Wilhelm. Ihm war es nämlich in aller Stille zur tiefen Idee geworden, daß Kunigunde nach Ueberwindung des ersten Schreckens umkehren und die verlassene Wohnung aufsuchen werde, weil sie dort Nachricht von ihm zu erhalten oder gar ihn selbst zu finden hoffen müsse, und diese tiefe Idee bildete das eigentliche, jedoch geheime Objekt des strategischen Planes, den er jetzt entwickelte.

So wie die Dinge stehen, sagte er, gibt es auswärts kein sicheres Unterkommen und ich weiß also nichts Besseres, als in das Haus, dem ich entschwebt bin, zurückzukehren. Besetzt werden sie es jedenfalls nicht halten, wenn sie mich inzwischen darin auszunehmen versuchte haben sollten, sondern werden dann in der Nähe vigiliren, ob ich nicht etwa wiederkomme. Daß sie aber alle Schleichwege kennen, ist ziemlich zweifelhaft. So darf ich mir wenigstens für

die Nacht [171] vielleicht einige Sicherheit versprechen, und dann – kommt Zeit, kommt Rath. Es wird ja wohl eine Verkleidung zu ersinnen sein, in der ich morgen früh die Stadt verlassen kann (natürlich, dachte er, an Kunigundens Seite).

Sie redeten und stritten eine Weile hin und her, bis Ferdinand zuletzt Wilhelm's Gründen nachgab. Da er Weg und Steg sehr genau kannte, so kamen sie auch auf dem Rückwege wieder glücklich durch. In der Stadt, wo Ferdinand, so oft es nöthig schien, als Patrouille vorausging, erreichten sie ebenfalls unangefochten das Hinterpförtchen, das sie noch offen fanden. Die vordere Hausthüre war geschlossen, das Parterre ohne Licht, die Alte auf ihrem Schnepfenstriche.

So stand er denn wieder im alten Neste! Aber auch das Nest war leer. Und gleichwohl schien dies für ihn nicht der Fall zu sein: denn alsbald beim Eintreten hatte er die Verlorene wiedergefunden, wie er sie hier verlassen, jenes ihr Traumbild nämlich, mit welchem er ungesäumt wiederum ins Kosen gerieth.

Sie zündeten eine Blendlaterne an, bei welcher sie nunmehr ihre Berathung halten wollten. Dieselbe wurde jedoch sehr einseitig von Ferdinand fast allein gepflogen, da Wilhelm immer tiefer in sich selbst versank. Er hätte wohl Grund genug dazu gehabt, nämlich um darüber nachzugrübeln, was aus ihm werden sollte, aber das fiel ihm gar nicht ein und die Gedanken, denen er sich überließ, waren vielmehr, wie schon gesagt, nichts Anderes als eben die alten verliebten Gedanken. Ferdinand [172] seinerseits mußte dieses Versinken einem wachsenden Gemüthsdrucke zuschreiben und gab sich alle Mühe, dem entgegen zu arbeiten. Aber vergebens häufte er Projecte auf Projecte, vergebens suchte er nach zerstreuenden Zwischenbemerkungen: Wilhelm blieb einsilbig.

So zerrann die Zeit und auch Ferdinand verstummte zuletzt. Wie eingeschlafen, so still saßen die Beiden bei einander, Wilhelm scheinbar niedergeschlagen und Ferdinand wirklich betrübt. Sie hatten ihre Rollen ausgetauscht: dem Freund war es nicht anders zu Muthe, als wie wenn er selbst der hülflose Flüchtling wäre, indessen dieser Alles um sich her vergessend, in wonnigen Träumen schwelgte, als wäre er so ruhig gebettet wie eines hochconservativen Vaters wohlgeborgener Sohn.

Minute auf Minute verlief im gleichgültigen Ticken der Uhr, und Ferdinand wollte vor Unruhe schier vergehen. Strafe mich Gott! rief er endlich wild aufspringend, wenn jetzt ein Deus ex machina käme, ich nähme gar mit ihm vorlieb.

Da wurde mit eines der alterthümlichen Klopfer an der Hausthüre angeschlagen. Wilhelm fuhr mit einem leisen Freudenruf empor, über welchen Ferdinand sich ganz entsetzte. Nochmals wurde angeklopft. Das klingt nicht nach bewaffneter Macht, flüsterte Ferdinand, auf die gedämpften Töne horchend und sich allmählich beruhigend. Er trat an ein Fenster, um es leise zu öffnen [173] und auf die Straße hinunterzusehen.

Aha, es ist Jemand zu Hause, sagte unten eine Stimme, durch deren männlichen Klang Wilhelm, der etwas ganz Anderes erwartet hatte, sich sehr enttäuscht fühlte. Wilhelm! rief es nun halbleise herauf. Wilhelm!

Die Stimme klingt mir etwas bekannt, flüsterte Wilhelm, dessen Wemuth einer gewissen Spannung wich.

Ich komme! rief Ferdinand noch gedämpfter hinab. Laß mir den Vortritt, sagte er dann flüsternd zu Wilhelm. Wenn's dennoch die Schnurren sein sollten, so will ich mich mißverständlicherweise von ihnen verhaften lassen, damit du immer noch Zeit und Athem behältst, auf dein Theil zu denken.

Er nahm die Blendlaterne und sie gingen leise die Treppe hinunter. Ferdinand trat zu der Hausthüre und blickte durch das Schlüsselloch. So viel man bei dem „Mondschein im Kalender" sehen kann, flüsterte er, ist es ein Fremder, denn er hat einen Lohnbedienten bei sich, dessen Livrée der fadenscheinigen Straßenbeleuchtung wohlthätig unter die Arme greift.

Er rappelte am Schlosse, um durch diesen, verheißungsvollen Ton die Ungeduld des Draußenstehenden, der mit den Füßen stampfte, zu beschwichtigen. Dann öffnete er nach und nach, trat etwas zurück und ließ den vollen Schein der Laterne auf den Fremden fallen, der hastig eintrat. Derselbe war eine hohe hagere Gestalt mit [174] dunkeln Zügen und eiligem Gesichtsbau, eine Gestalt die man nicht vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat, die sich Jahrzehnte hindurch nicht wesentlich verändern kann, und kurz – denn warum sollten wir es auch nur einen Augenblick noch verschweigen – es war kein Anderer als der langentbehrte Eduard, wohl um zehn Jahre älter aussehend als Wilhelm.

Der Ankömmling, den Blick unbefriedigt von Ferdinand abwendend, hatte mit einem wahren Luchsauge sofort den im Dunkeln stehenden Jugendfreund erkannt. Er winkte dem Lohndiener, sich zu entfernen, drückte die Thüre fest ins Schloß, war mit einem Schritt an Wilhelm's Seite, klopfte ihm mit Macht auf die Schulter und rief dazu: Wer ist es der da klopfte auf den Busch?

Der Osterhas'! rief Wilhelm und fiel ihm um den Hals.

Eduard aber schob ihn sachte zurück. Die Zeit drängt, sagte er, fast mit denselben Worten wie vorhin Kunigunde: Das „Perbrennen"? ist jetzt an dir, Wilhelm, und wenn du es noch nicht wissen solltest, so laß dir in Eile verkünden, daß des durchlauchtigsten Bundes Acht und Oberacht über dir schwebt. Doch – die Diebslaterne und der Katzenschlich scheinen mir zu sagen, daß man bereits einigen Wind hat.

Wunderbarer Mensch! rief Wilhelm: Woher hast du deine Kunde und was führt dich gerade zu dieser Stunde hierher?

Wirklich, ein Deus ex machina! setzte Ferdinand hinzu, von Wilhelm mit ein paar raschen Worten verständigt.

[175] Nichts weniger als dieses, entgegnete Eduard. Wenn ein Mann, der seine Schäfchen geschoren hat, aus der neuen Welt in die alte Heimath zurückstrebt, so ist das doch gewiß sehr natürlich: daß ich aber, statt in zwei, drei Tagen, wie ich beabsichtigt hatte, schon heute komme, das ist noch viel natürlicher. In Frankfurt nämlich, wo ich ein wenig rasten wollte, plumpse ich plötzlich mitten in diese tolle Pastete da hinein, begreiflich als Zuschauer – na, den Durcheinander könnte ich nicht schildern, wenn wir auch alle Zeit dazu hätten. Besonders merkwürdig war mir das Gebaren der Verschworenen, die sich in der Stadt von einem Schlupfwinkel zum andern herumtrieben, die Einen übers Entkommen, die Andern übers Wiederlosschlagen berathend, laut und ohne jede Vorsicht, so daß die Duselei der blind und taub umherrennenden Polizisten eigentlich noch merkwürdiger ist. Mich interessierte das Schauspiel, ich trieb mich auch ein wenig mit herum, und so höre ich in einer jener Winkelkneipen auf einmal dicht neben mir deinen Namen nennen, Wilhelm, als sehr gravirt. Ich nehme meinen Mann ohne Weiteres aufs Korn und der gibt mir auch ganz treuherzig, im Vertrauen auf meine gute Absicht, einige nähere Kennzeichen an, so daß ich über die Person nicht mehr im Zweifel sein konnte.

Papa war also wohl unterrichtet, also doch, bemerkte Ferdinand.

Das machte mir natürlich Flügel, fuhr Eduard fort, und da ich sehr gute Ausweise habe, die ich dann auch sehr sorgfältig visiren ließ, so kam ich ohne allzu große Schwierigkeiten aus der Stadt, die wie ein Gefängniß [176] abgeschlossen ist; eben so bewerkstelligte ich, zwar überall an= und aufgehalten, aber doch im Ganzen ungehindert, meine Hieherreise. Eine Stunde weit bequemte ich mich zum Eile= mit Weile=Wagen, bis es mir gelang, unter den Reisegenossen einen Landsmann sprachlich zu entdecken, mit dem ich mich in ein schuldloses Gespräch einließ, um ganz beiläufig nach dem Pfarrer von A...berg, „einem alten, jetzt wohl gar sehr alten Bekannten“, zu forschen, und nachdem ich in dieser unvermerkten Weise glücklich deine Spur erkundet hatte, nahm ich Extrapost. So brauchte ich denn hier nur noch im Gasthof nach deiner Adresse zu fragen und mich zu deiner Wohnung führen zu lassen. Das einzige Wunderbare in der ganzen Kette natürlicher Begebenheiten ist die Nase dieses Lohnbedienten, ein Bergwerk, wie mir in beiden Hemisphären keines vorgekommen ist. Und nun zur Sache. Zuvor jedoch eine billige Frage, eine Herzensfrage: wenn meine Eltern, was ich leider heute von den deinigen hören mußte, begraben sein sollten, so geh’ stillschweigend darüber weg; wenn aber – er blickte beide zugleich an – wenn einer der Herren vielleicht zufällig etwas von meiner Schwester Kunigunde wissen sollte –

Kunigunde, unterbrach ihn Wilhelm, fliegt zur Stunde unter den Fittigen eines alten Retters auf A...berg zu und hat mich hier lassen, freilich ohne ihre Schuld.

Eduard machte große Augen. Was muß ich hören! rief er. Ihr wollt mich einen Deus ex machina nennen, während ich im Gegentheil von euch mit Wundern und Räthseln überschüttet werde. Genug indesssen: weiß ich doch, daß sie lebt und wo sie zu finden ist. [177] Nochmals also, zur Sache. Wie du siehst, Wilhelm, komme ich da um dich, wo möglich vom Galgen zu schneiden, und die Lösung ist: auf und davon! zunächst wenigstens aus diesem Hause, denn du bist selbst in den Straßen sicherer als hier, wo man dich zuerst sucht.

Haben Sie schon einen festen Plan? fragte Ferdinand. Meinen Sie nicht, es wäre das Beste, gleich gen A...berg nachzufelgen, das eine gute Unterkunft bietet und wohin Wilhelm ohnehin wollte?

Eduard schüttelte den Kopf. Sobald wir zwischen sichern vier Wänden berathen können, entgegnete er, will ich meine Gründe sagen und gern durch triftige Gegengründe mich belehren lassen. Eilen wir also, die Zeit wird immer kostbarer.

Wohin denn? fragte Wilhelm.

Vorerst einfach in meinen Gasthof, wo ich Herr meines Zimmers bin, in den König von E.

Was fällt dir ein? Der liegt ja dicht neben der Polizei.

Eben darum, denn dort gerade sind wir verhältnismäßig immer noch am sichersten, erwiderte Eduard so trocken, daß die beiden Andern Mühe hatten, ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

Hie ist Weisheit! rief Ferdinand. Ein wahres Wort, in mehr als Einem Sinne wahr! Voran denn. Ich will wieder patrouilliren.

Nachdem sie im Fluge auch die Straßen und Gäßchen, die sich zumeist empfahlen, verabredet hatten, öffnete Ferdinand die Hausthüre, sah sich draußen um, gab ein Zeichen, daß es noch ruhig sei, und verschwand im trüben Zwielicht der Laternen. Die beiden Freunde folgten.

[178] Bruderherz, sagte Wilhelm unterwegs, Eduard's Arm umschließend, weißt du auch, daß ich heut auf dem Punkte stand, dein Schwager zu werden, als dieser Lärm nebst einer ganz heillosen Confusion dazwischen kam?

Was! rief Eduard. Ein neuer Coup? Wollt ihr mich denn mit Ueberraschungen erdrücken? Doch auch hievon nachher: für jetzt müssen wir Aug' und Ohr offen halten, und da ist Schweigen Gold.

Er wurde jedoch seinem Grundsatze bald selbst ungetreu. Alle Wetter! rief er, durch das beleuchtete Fenster eines Trödlerladens blickend an welchem so eben ein enges Gäßchen sie vorüber führte: dort auf dem Tische liegt ja der hohe Seher! Wie kommt wohl der hieher?

O die Engelsseele! rief Wilhelm. Sie hat ihn versetzt, ja verkauft, erst diesen Abend, und um meinetwillen, weil ich von meiner Geldquelle abgeschnitten war. Eduard, ich bitte dich –

Der hatte aber bereits die Ladenthüre aufgerissen, und Wilhelm sah ihm durch das Fenster zu, wie er mit dem alten Trödler unterhandelte. Die Unterhandlung schien sich jedoch weniger um den Kostenpunkt zu drehen als vielmehr um einen ganz andern Gegenstand, nämlich um das wunderliche Lederstück, das noch immer den schönen Tubus verunstaltete. Wilhelm sah, wie Eduard befremdet darauf hinzeigte und wie der Alte auf seine Fragen den Kopf schüttelte. Er mußte lächeln, indem er bedachte, daß er allem Anschein nach der einzige Sterbliche sei, der den Schlüssel zu diesem Mysterium besitze.

Bald darauf kam Eduard mit dem Tubus wieder heraus.

Das ist eine ehrliche alte Haut, sagte er, hat offenbar keinen Begriff von dem äußern und innern [179] Werthe des Instruments, wird es übrigens auch billig genug gekauft haben. Aber ich stürze da von einer Ueberraschung in die andre, und wahrlich nachgerade, Allzuviel ist ungesund. Gern will ich vertagen, was ausführliche Besprechung erheischt, wenn mir nur Jemand sagen könnte, wozu dieses verruchte Anhängsel an dem Tubus dienen soll. Der Alte sagt, die Verkäuferin habe es selbst nicht gewußt, und so habe er eben gedacht, die Curiosität werde von einem Liebhaber herrühren und wieder ihren Liebhaber finden. Es ist ein Scheuleder, offenbar.

Freilich, sagte Wilhelm, ich kenne es ganz gut. Du solltest es übrigens ebenfalls schon gesehen haben, denn es stammt just aus den letzten Tagen, die du im elterlichen Hause zugebracht hast.

Also von meinem Vater? Wirklich? Ja, siehst du, dem bin ich damals nicht mehr viel unter die Augen gekommen.

Wilhelm erzählte nun, unter welchen Umständen das Scheuleder ins Leben getreten sei und welche Bedeutung er ihm zugeschrieben habe, ja einzig habe zuschreiben können.

Jawohl! rief Eduard, der trotz der ernsten und sogar etwas peinlichen Seite, welche diese Erinnerung hatte, das Lachen nicht verbeißen konnte. Es ist kein Zweifel, du hast die Sache richtig ausgelegt. Ein Scheuleder! Daran erkenn' ich meinen – O, er war doch ein Capitalkauz, mein Alter.

Damit winkte er Ferdinanden, der, über das Zurückbleiben der beiden besorgt, sich ihnen immer wieder genähert hatte, vollends herbei. Ich bin so eben sehr lebhaft an meinen Vater erinnert worden, sagte er, und das hat mich auf einen [180] Einfall gebracht. Was meint ihr, Kinder? Ich gehe nach Y...burg.

Nach Y...burg? rief Wilhelm verwundert.

Ja, und zwar, um die Predigten meines Vaters herauszugeben. Was halten Sie von dieser Idee?

Sie ist sehr schön, antwortete Ferdinand verbindlich lächelnd, und macht dem rauh geschulten Sohn des Westens alle Ehre.

Daß er keine einzige aufgeschrieben hat, wird man dort ja wohl nicht wissen, fuhr Eduard fort.

Ah so! rief Ferdinand, der jetzt inne wurde, daß er in eine kleine Falle gegangen war.

Da sie dennoch eine sehr freie Behandlung ertragen und Deutschland ohnehin mit Predigtbüchern überschwemmt ist, so will ich sie gleich englisch herausgeben, zu welchem Ende mich ein befreundeter junger Geistlicher aus Amerika eigens hierher zu begleiten die Güte gehabt hat, den ich Ihnen hiemit, trotz der noch fehlenden weißen Halsbinde unbedenklich vorzustellen die Ehre habe als Reverand Amos Shakerly, Methodistenprediger.

Ferdinand machte gegen Wilhelm eine komische Verbeugung, die er mit einem lustigen Gelächter begleitete.

Und für den Fall, daß sich in seinen Pässen etwa ein kleiner Mangel erzeigen sollte, fuhr Eduard fort, wollen wir uns stracks zum amerikanischen Consul verfügen, den ich kenne und dem ich einmal einen namhaften Dienst erwiesen [181] habe, wofür er mir gewiß gerne, zumal in einer so unschuldigen Sache, dankbar ist. Dann können wir diesen Mann Gottes in der nächsten Stunde schon an einen Ort befördern, wo ihn Niemand persönlich kennt.

Gedacht, aber nicht gethan, wenigstens so weit es den Consul betraf, der ebenfalls just auf kurze Zeit verreist war und nur einen Privatsecretär zurückgelassen hatte. Eduard zeigte diesem seine Karte, die er mit ein paar flüchtigen Zeilen bekritzelte und dann in Ferdinand's Hände legte, mit der Bitte an den Secretär, diesen Herrn dem Consul bei dessen Rückkehr als vertrauten Bevollmächtigten zu empfehlen.

Jetzt in den König von E., sagte er, als sie wieder vor der Thüre waren. Unter Ferdinand's umsichtiger Führung mieden sie möglichst die belebteren Straßen, bis sie auf Umwegen an dem Gasthof ankamen, wo man nicht mehr im Schatten schleichen konnte. Jetzt mit den Schritten eines Niebesiegten! flüsterte Ferdinand. So wandelten sie dann aufrecht und langsam dahin, traten in das Haus und erstiegen die Treppe zum Zimmer Eduard's, der sofort eine Flasche Wein und einen Wagen nach einem Städtchen in der Nähe von Y...burg bestellte.

Der freundliche Wirth kam selbst ins Zimmer und bat seinen eigenen Wagen an. Ihren Paß, sagte er zu Eduard, habe ich alsbald noch besorgt, aber es war für heute schon zu spät, doch das verschlägt nichts. Wenn die Herren – mit einem Blick über Wilhelm hinstreifend – unterm Thor erklären, [182] daß sie mir die Ehre erweisen, bei mir zu logiren, so legt man Ihnen gewiß nicht viel in den Weg.

Eduard machte ihm bemerklich, daß er nur einen kleinen Theil seiner Effecten mitzunehmen und das Zimmer zu behalten wünsche, um von Zeit zu Zeit wieder hier abzusteigen. Inzwischen wollte er die heutige Rechnung bezahlen, was jedoch der coulante Wirth ablehnte. Mit einem abermaligen vielsagenden

Blick setzte derselbe hinzu, er wolle selbst darnach sehen, daß der Wagen recht bald im Stande sei, und empfahl sich.

Wenn der was gemerkt hat, sagte Ferdinand zu Wilhelm, der verräth dich nicht.

Sie konnten jetzt ungestört rathschlagen, und hiezu gab noch überdies das Zimmer, worin sie sich befanden, die beste Gelegenheit, denn es war ein Eckzimmer und das einzige Nebenzimmer, das anstieß, beherbergte eine lärmende Gesellschaft, in welcher man kein Lauscherohr zu befürchten hatte.

Warum ich nicht für diese Fahrt nach A...berg bin? sagte Eduard. Der Ort ist sicher, aber nicht die Straße. Auf den größeren Straßen fliegen jetzt Ausschreiben, Steckbriefe und dergleichen hin, und je weiter vor der Hauptstadt weg, desto stärker arbeitet die Polizeimaschine. Ueber die Grenze vollends ist jetzt kaum irgendwo noch zu entkommen: wer sich so lang im Lande versteckt halten kann, bis alle Welt glaubt, er sei längst über der Grenze, der ist am Besten geborgen. [183] Und hiezu scheint mir die Gegend von Y...burg besonders günstig, welcher wir zwar auch noch eine Strecke weit auf dieser fatalen Straße, bald aber auf viel gefahrloseren Wegen entgegen steuern werden. Zeigt sich alsdann dort die Möglichkeit, uns auf ähnliche Weise nach A...berg durchzuschlagen, so bin ich natürlich ganz und gar dabei.

Ferdinand ging auf diese Gründe mit lebhafter Zustimmung ein, und auch Wilhelm konnte ihnen nicht widersprechen.

Darf ich dich wohl bitten, sagte Letzterer zu Ersterem, einen Augenblick nach meiner Wohnung zu sehen, ob Alles dort still ist. Könnten wir gewiss sein, daß es dort noch nicht spukt, so müßte uns das einige Zuversicht auf den Weg geben. – So sprach er, während er dachte: wenn Kunigunde unter der Zeit doch noch zurückgekommen wäre! wenn sie Licht hätte!

Recht gern, erwiderte Ferdinand und eilte fort.

Wilhelm stand in Gedanken verloren am Fenster. Eduard, der seine Zerstreutheit bemerkte, ließ ihn gewähren, da er ihn ja bald ganz und für längere Zeit besitzen sollte.

In das Stillschweigen, das jetzt herrschte, drangen die Laute vom Nebenzimmer deutlicher herein, und Eduard hörte nicht mehr bloß das bisher vernommene unbestimmte Getöse, sondern mußte unwillkürlich auch Einzelnes, was gesprochen und zum Theil geschrien wurde, ins Ohr lassen. Es war offenbar [184] ein lustiger Privatclub nebenan versammelt, der sich in sehr ungebundener Weise unterhielt. Eben brachte Jemand ein Anekdötchen zu Ende, das, für den unfreiwilligen Hörer des Schlusses nicht mehr verständlich oder vielleicht auch ohne rechte Spitze, von der Gesellschaft ihrerseits mit allgemeinem Lachen aufgenommen wurde.

Ad vocem Maus, rief jetzt eine andere Stimme, den bisherigen Erzähler ablösend, wißt ihr denn auch schon die fabelhafte Geschichte, wie eine Maus eine

Warze hinausgebissen hat? Schwerlich, denn die Betheiligten thun noch sehr geheim damit.

Wohlan denn, der urgreise Erzspaßvogel, der Spaßphönix, den man ihn eigentlich schon wegen seines Alters nennen sollte, der alte Pfarrer von Schn.....ingen, immer noch allbekannt unter diesem Namen, obgleich er längst zur Ruhe gesetzt hier lebt, der kommt vor ein paar Wochen, wie er denn überall umherstänkert, um seine Kukukseier zu legen, so kommt er auch einmal zu unserer holden Donna Flordelise –

Sag': Madonna! unterbrach ihn Einer mit spöttisch sentimentalem Tone.

Nun, rief ein Anderer, da sind wir ja bereits der Warze [185] auf der Spur, denn –

Ja freilich, so nahm ihm ein Dritter das Wort vom Munde, wo Fräulein Flordelise ist, da kann auch die Warze nicht weit sein, wenigstens in Gedanken.

Ist mir doch rein unbegreiflich, schrie ein Vierter dazwischen, wie Sie, die Zerbrechliche, aus Luft und Duft Gewobene, sich in dieses massive Vorgebirge oder vielmehr trotz desselben in unsern biedern Warzenhalter verlieben konnte.

Ei, wurde ihm geantwortet, zu dem martialischen Aussehen, das dem Trefflichen sein hoher Wuchs und seine große Nase geben, trägt die mächtige Warze nicht wenig bei, und das martialische übt auch auf die elfenhafteste Schöne einen geheimen Zauber, ob in zweierlei oder in einerlei Tuch.

Sei es denn um die Warze – aber wie ist's denn endlich mit der Maus?

Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen, fiel der Erzähler wieder ein. Natürlich, fuhr er fort, brachte der alte Schalk das Gespräch auf den Ueberirdischgeliebten, und warf denn im Verlaufe hin: „Ach ja, er ist ein herrlicher Kerl, das muß ihm sein ärgster Feind lassen – nur schade, daß er – eine Maus auf dem Buckel hat."

Ein schallendes Gelächter erfolgte.

„Auf dem Buckel!" rief Einer. Der schauderhafte Ausdruck mußte allein schon diese ätherischen Mauern bis in den Grund erschüttern!

[186] Die Enthüllung wirkte unbeschreiblich, fuhr der Erzähler fort. Der alte, lange, eingeschrumpfte Häring hatte das Glück, die zarteste und geknickteste Lilie im Garten Gottes an seiner Brust zu beherbergen, doch nur einen kurzen Augenblick, denn als er sie mit seinen altersstarren Armen halten konnte, glitt sie an ihm hinab und blieb zu seinen Füßen liegen, weil er sich vor Steifheit nicht mehr bücken kann. Sie hatte das Näschen ein wenig aufgeschlagen und vergoß etliche Tropfen von ihrem kostbaren blauen Blute. Wie die zärtlichen Eltern herbeistürzten und welches Durcheinander es gab, das könnt ihr euch denken. Mama soll Blut geweint und Papa Dinte geschwitzt haben. Unter dem Vorwand, einen Arzt holen zu wollen, schlich sich der Unheilstifter fort. Er hätte gern den Schaden wieder gut gemacht, traute aber dem Landfrieden nicht, und

zögerte, bis es zu spät war. So hat er mir denn heute, zwischen Gewissensbissen und Lachkrämpfen umhertaumelnd, die Geschichte erzählt – versteht sich, wie immer, im tiefsten Vertrauen.

Was zum Teufel! Die Brautschaft ist also wirklich aus?

Rein aus, erwiderte der Erzähler. Der Pfarrer von Sch.....ingen hatte gemeint, wer eine Warze auf der Stirne vertrage, der könne auch eine Maus auf dem „Buckel“ in den Kauf nehmen. Aber er war da, wie man zu sagen pflegt, „schief [187] gewickelt“, maßen Fleurdelis, der Engel, eine furchtbare Aversion vor den Mäusen hat.

Wieherndes Gelächter.

Was soll ich noch viel Worte machen? nahm der Erzähler seinen Faden wieder auf, fort und fort durch Lachen unterbrochen. Unser armer Warzenhalter wartet und wartet – beiläufig gesagt, da kann ich seinen Geschmack vollends am allerwenigsten begreifen – auf die Ambrabriefe seiner Braut. Aber diese Briefe werden immer seltsamer, immer seltener, und bleiben zuletzt völlig aus. Gestern nun macht er sich auf den Weg, um nachzusehen, wo der Knoten sitzt. Wie er aber in der Thüre erscheint, streckt sie ihm abwehrend die Hände entgegen, und wie er trotzdem auf sie zutritt, schreit sie zurücksinkend Zetermordio. Die liebenden Eltern stürzen herbei, Papa nimmt ihn unterm Arm und führt ihn in ein anderes Zimmer, wo er ihn eine gute Weile durch die goldene Brille verlegen anguckt, um ihm schließlich mit der ersinnlichsten diplomatischen Freiheit zu insinuiren, daß er, Warzeninhaber, nunmehro auch als Mausbesitzer entlarvt sei. Wüthend hierüber erwidert unser Freund, es wäre ihm zwar ein Leichtes, den Gegenbeweis zu führen, aber mit einer Dame, die im Stande sei, wegen eines auf alle Fälle harmlosen und [188] dabei so gänzlich unverschuldeten Naturspiels von ihrem Verlobten abzufallen, wolle er fürder nichts zu schaffen haben. „Und verläßt sie zur selben Stunde.“ Ja, er soll so jählings heimgereist sein, daß er sich in seinem Absteigequartier nicht einmal Zeit genommen habe, die fassungskräftige Kehle mit einem wohlverdienten Tröpfchen zu laben.

Gesprochen und gehandelt wie ein Mann – mit Ausnahme des letzten Punktes! rief Einer.

Ja, sagte ein Anderer, und bei einem guten Trunke hätte er gleich mit sich zu Rathe gehen und nach einem andern Schatz visiren sollen, denn wenn es auskommt, daß er zu dem offenen Ziergewächse vorn noch dieses verborgene Gegenstück hinter sich umherträgt, so nimmt ihn Keine mehr.

O, wurde ihm erwidert, was besagtes Leibschädchen anbelangt, so gibt es stärkere Seelen als Signora Fiordiligi, und vollends einer Maus mit einem Vliese, das „ihm honorirt wird von Jud’ und Christen“, fehlt es an Liebhaberinnen nun und nimmermehr. Da ist zum Beispiel gleich Fräulein –

Und hiemit eröffnete sich ein Kreuzfeuer von Medisance, wonach Eduard nicht weiter hinhörte, zumal Ferdinand jetzt wieder in das Zimmer trat.

„Die Stadt ist ruhig", meldete dieser mit Herzog Alba's Worten, und weiter: Der Wagen ist angespannt.

[189] Ich habe da, bemerkte ihm Eduard, der sich ein paarmal vergebens bemüht hatte, den Träumer Wilhelm aufmerksam zu machen, ich habe ganz zufällig eine kleine Novelle, eine „Novelette", wie sie in Wien sagen, mit auf den Weg bekommen, die ich Ihnen doch mittheilen muß, sobald es mit einigem Behagen geschehen kann, denn sie wird Sie nicht bloß ergötzen, sondern vielleicht auch ein wenig interessiren, weil Sie zweifelsohne den mir fehlenden Commentar dazu haben.

Die drei Genossen begaben sich die Treppe hinab, traten an den Wagen und stiegen, der Neugier etlicher umherstehender Polizeidiener unschädliche Nahrung bietend, langsam und würdig ein. Der freundliche Gastwirth verbeugte sich am Schlage, die Pferde zogen an, und bald darauf hielt der Wagen an dem Thore, durch welches Kunigunde vor so kurzer Zeit hinausgefahren war.

Hier ließ sich nun Alles ganz vortrefflich an. Der junge Offizier, der die Wache hatte, war ein Bekannter Ferdinand's und nickte ihm fröhlich zu, worauf dieser gutmuths die beiden Passagiere vorstellte. Bei der Nennung des Methodistenpredigers flog ein Lächeln über das Gesicht des jugendlichen Kriegers. Passirt! sagte er dann mit einer verbindlichen Handbewegung, nachdem Ferdinand hinzugesetzt hatte, die beiden Herren hätten ihre Pässe noch beim Visiren und wollten inzwischen einen kleinen Ausflug machen.

[190] All's well! dachte Eduard. Ehe jedoch der Kutscher die Zügel zücken konnte, brüllte eine wohlbekannte Stimme: Ferdinand!

Herr im Himmel! Hatte man in nicht viel mehr als einer Stunde einen Blöckle so mit Haut und Haar verdammen können, daß man nicht mehr an ihn dachte? Und das Zusammentreffen wäre so leicht zu vermeiden gewesen! Da stand er nun in der Thür der Wachtstube, der Unglücksklumpen, von der Pritsche aufgesprungen und mit namenlosem Glotzen die beiden Abenteurer anstarrend, die doch vor dem Thor auf seinen Wagen warten sollten und nun hier zu Wagen aus der Stadt dahergefahren kamen.

Diese Wahrnehmungen und Betrachtungen waren das Werk eines Augenblicks gewesen. Im nächsten Augenblicke hatte sich Ferdinand gefasst. Wen muß ich sehen! rief er mit der heitersten Unbefangenheit. Blöckle im Block? Was hat er verbrochen, Herr Lieutenant?

Er hat randalirt, berichtete dieser, und obendrein hat er ein Frauenzimmer erschreckt, eine einsame Reisende, die sich grausam alterirt haben muß, denn sie fuhr davon wie ein Spitzbube. Ich bin zwar geneigt, das Ständchen, das mich wenig kümmerte, für eine bloße Strolcherei zweier lockerer Zeisige anzu-

sehen – denn er hatte einen Spießgesellen bei sich, der ihm schreien half, und sie waren, wie das eine Exemplar noch jetzt [191] erkennen lässt, vermuthlich alle beide tüchtig überrieselt –; auch hat man ja dermalen, wie Sie wissen, an ganz andere Dinge zu denken; als mir aber meine Mannschaft meldete, daß dieser da der Passant, dessen Gebrüll sie gehört und auch gewissermaßen gesehen, derselbe sei, der kurz zuvor zum Thor hinausgegangen, da wurde mir seine Keckheit zur förmlichen Provocation, die ich nicht hinnehmen konnte. Sein Kamerad war klüger oder vielleicht ein wenig nüchterner: der hat sich nicht hier herum getraut. Er will ihn übrigens nicht verrathen, und so mag mir denn der Andre laufen.

Nein, nicht verrathen! brüllte Hannibal in Tönen und Gebärden, die eine so verdachterregende Beruhigung zu verbreiten suchten, daß in diesem Augenblick Alles auf dem Spiel zu stehen schien.

Der Lieutenant aber lachte aus vollem Halse, da er keine andere Ahnung im Kopfe hatte, als daß sein Arrestant beduselt sei.

Merkwürdige Geschichte, das! sagte Ferdinand. Nun, ausschlafen, Hannibal, ausschlafen. Es wird den Kopf nicht kosten. Guten Abend, Herr Lieutenant. Kutscher, fahr zu.

O nehmt mich mit! nehmt mich doch mit! brüllte Hannibal beweglich, von den Soldaten, die ihn schon lange zurückhalten mußten, nachgerade hin und hergerissen und auch ein Weniges gepufft.

Die Reisenden stimmten in das Gelächter der Wache ein und fuhren von Dannen.

Wilhelm, der, von Ferdinand zweckmäßig in die dem Wachlocal abgekehrte Ecke es Wagens gepflanzt, die ganze Scene über still dagesessen war und starr vor sich hin geblickt hatte, als ob er kein Wörtchen Deutsch verstünde, nahm jetzt wieder seine natürliche Haltung an und seufzte: Gott sei gepriesen.

Ich weiß zwar nicht, wie diese Sache zusammenhängt, bemerkte Eduard, aber ich gestehe, es war mir nicht ganz wohl dabei.

[192] Mir noch weniger, sagte Ferdinand.

Wilhelm mag Ihnen nachher den Zusammenhang ausführlich auseinander setzen. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück Ihrer Bekanntschaft mir gefährlich werden könnte, denn Ihnen allein verdank' ich's, daß ich diesem Schicksalsteufel, dem wir um keinen Preis wieder hätten begegnen sollen, und den ich vortrefflich hier versorgt wußte, so liederlich vergessen konnte.

Jetzt war man schon in der Gegend angekommen, wo Wilhelm vorhin hätte einsteigen sollen. Der Anblick des rasch zurückweichenden Platzes schnitt ihm durch die Seele.

Noch eine kurze Strecke abwärts, und Ferdinand ließ halten. Hier will ich aussteigen, sagte er, um über den Umweg auf die andere Straße und an das

andere Thor zu gelangen. Ich mag heut nicht noch einmal über den Blöckle stolpern. Maneat intra portem Hannibal!

Er schwang sich lachend hinaus und versprach möglichst bald Nachricht zu geben.

6.

Nun waren die beiden wiedervereinigten Freunde allein und konnten sich ungestört [193] gegen einander aussprechen. Oder vielmehr mußte zunächst Wilhelm seinen bisherigen Lebenslauf und sodann vornehmlich die heutigen Begebenheiten bis ins Einzelste genau erzählen, wobei ihn Eduard nur von Zeit zu Zeit ein wenig inne halten ließ, um dem Kutscher eine Weisung zu geben oder mit demselben über die Wahl des Wagens zu berathen. Sobald es nämlich die Gelegenheit verstattete, bogen sie von der Hauptstraße ab, um die rechts gelegenen Anhöhen zu ersteigen und nunmehr auf einsamen, aber fahrbaren Bezirkssträßchen dahin zu eilen.

Nachdem Wilhelm seine lange Erzählung beendigt hatte, ließ sich Eduard vernehmen: zuerst, wie billig, von deiner Herzensangelegenheit. Da kann ich nun gar nichts Anderes sagen als: „Nun, die Götter lassen es wohl gelingen!“ Es ist dafür gesorgt, daß die Liebe kein zaghaft Herz hat, sonst möchte sie wohl bei einem Unternehmen stutzen, das man eigentlich erst im Lichte kommender Jahrzehnte sollte voraus besehen können, um zu wissen wie es ausschlägt. Das sage ich übrigens nicht, um dich wankend zu machen; bin ich doch gewiß, daß einst auch meine Stunde schlagen und meine Weisheit rathlos vor einem schönen lebensgroßen Fragezeichen stehen wird. Nein, ich kann nur vorderhand nicht über Hals und Kopf mit dir schwärmen. Aber eben weil ich über die Zukunft ungewiß bin, und euch Beide lieb habe, ist mein Glückwunsch nur um so inniger.

[194] Wilhelm nahm die dargebotene Hand, war aber innerlich nicht sehr erbaut von diesem Ausdruck einer Theilnahme, die ihn mehr als kühl bedünkte.

Und zweitens, sprach Eduard weiter, zu deiner politischen Angelegenheit. Sage mir, Wilhelm, bist du vielleicht ein starker Redner –?

Wilhelm war froh, daß die Dunkelheit sein Gesicht verbarg, auf welchem er eine Purpurröthe aufsteigen fühlte; denn Eduard hatte allerdings eine starke oder aber vielleicht eine schwache Seite angestreift.

Ich frage dies, fuhr Eduard fort, weil man häufig wahrnehmen kann, wie Einer durch eifriges Redenhalten in Betheiligungen, denen er von Haus aus fremd ist, in Thathandlungen, die er ursprünglich gar nicht beabsichtigte, hineingeführt wird. So ist es gewiß auch bei diesen politischen Verbrecherschaften gar vielfach zugegangen. Jedenfalls seid ihr sammt und sonders, Männer der That wie Männer des Worts, durch und durch lateinische Verbrecher – ich sage das in dem Sinn, in

dem man von lateinischen Reitern spricht freilich, ob aus Deutschland je und auf irgend einem Wege doch etwas zu machen sein wird, das bleibt für mich verborgen, bleibt eine schwere schmerzliche Frage. Ich möchte wohl auch einmal in einem deutschen Parlamente sitzen, nicht um Reden zu halten, sondern um Anträge zu stellen mit kürzester Begründung: soll es aber jemals dahin kommen, so wird noch viel verbrochen werden müssen von allen Seiten her – nicht bloß von Lateinern.

[195] Wilhelm mußte ihn im Stillen vielleicht selbst ein wenig Recht geben, war jedoch über seine unumwundene Sprache mehr verstimmt.

Und du fragst gar nicht, was mich zu dir führt? sagte Eduard nach einer Weile, das Schweigen brechend. Was mich zu dir geführt hat, schon ehe meine Reise in Frankfurt beschleunigt wurde? Nenne es Freundschaft, du gehst nicht fehl, nur ist es keine so romantische, wie die deine, von der du mir erzählst, die aber in dieser Gestalt wohl auch nur über die ersten Jünglingsjahre hinaus Stich gehalten hätte, wenn nicht das Verhältniß zu meiner Schwester hinzugekommen wäre. Ich dagegen habe von der Zeit an, wo ich mich füglich von dir vergessen glauben konnte, immer sehnlicher an dich gedacht – gewißlich aus Freundschaft, aber auch, ich muß es frei bekennen, zugleich aus Eigennutz. Der Eindruck, der mir seit jenen wenigen Abendstunden von dir zurückgeblieben war, sagte mir immer dringender, was ich an dir haben würde. Denn sieh, du bist mir nöthig wie das liebe Brod.

Kannnitverstahn, erwiderte Wilhelm mit einem etwas befangenen Lachen.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! rief Eduard. Obgleich ich, wie du siehst, gelegentlich mit Schiller, Goethe, Shakespeare um mich werfe, so bin ich doch hier einem vertrauten Freund und leider nur gar zu oft auch für fremde Leute in ganz besonderem Sinne ein reicher, armer Herr Kannnitverstahn. Die Lücken meiner Bildung sind mit keinem Senkblei auszumessen.

[196] Was? Ein Ignorant, der den Deus ex machina und dergleichen kennt? Ich habe mich gleich im ersten Augenblick über deine – mit Erlaubnis – unerwartet große Bildung gewundert.

O, dergleichen ist mir eine Kleinigkeit. Was das „Fremdwörterbuch“, wie sie's im gemeinen Leben nennen, an Latein, Griechisch und so weiter hat, das hab' ich mir so ziemlich Alles nach Möglichkeit angeeignet. Ich kann dich vielleicht sogar hie und da mit einem Stückchen Wissen ungewöhnlich überraschen, aber um eine solche kleine Oase her dehnt sich immer wieder eine Wüste grasser, gräßlicher Unwissenheit. Und das weiß ich – wohl mir daß ich's weiß.

Als ob das bloß dein Fall wäre! fiel Wilhelm ernstlich lachend ein. Hat ja doch schon der alte Sokrates von sich gesagt, er wisse nur, daß er nichts wisse.

Wie? das hat der alte griechische Weise gesagt?

Wilhelm starrte ihn an, so viel es die Dunkelheit zuließ. Er glaubte, Eduard habe mit seiner ganzen Eröffnung irgend einen Scherz vor, obgleich der Ton desselben dieser Annahme widersprach.

Dann, fuhr Eduard fort, hat er in ganz anderem Sinn gesprochen, sofern eben alles Menschenwissen Stückwerk ist. Alldann eben darf ich dieses bescheidene Wort der Weisheit nicht [197] mehr wiederholen, denn als du weiß ich unendlich viel weniger als nichts. Und eben darum möcht' ich mich in deine Hände geben.

Ja der Tausend, Herr Patron, rief Wilhelm, noch immer halb zwischen Ernst und Scherz, Ihr wollt mich wohl gar zu Eurem Mentor machen?

Wäre mir nicht zufällig einmal bei einer ungeleiteten Lectüre ein Artikel über den Telemach in die Hände gefallen, so würd ich nicht wissen oder aus dem hülfreichen Handbuche wieder vergessen haben, was du unter dem Namen verstehst.

4 Theoretische Texte

4.1 *Geiselschicksale*

Entwurf zum Vorwort von *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder der Melacszeit*. Vgl. Kurz 1871, S. IXff.

Abschrift nach: WLB Stuttgart, Cod. hist. Q. 343, IVc.

Zwischen der fachstrengen Historiographie und dem historischen Roman liegt ein Gebiet, welches die neuere Zeit mit Glück anzubauen begonnen hat, das der geschichtlichen Lebensbilder. Gleich fern von gelehrter Massenbewältigung, die das Einzelne willkürlich in die Reihe des Geschehenen einschiebt, sucht diese Darstellungsweise, indem sie, auf ihrer niedrigeren Stufe der Poesie nacheifernd, dem Reize der Erscheinung und zugleich der Wahrheit dient, die individuelle Wirklichkeit auf, durch welche die allgemeine Geschichte anschaulich, ja oft erst verständlich wird. Die Weltbegebenheiten verlieren nichts dabei, wenn sie einen provinziellen, einen lokalen Vorgrund erhalten, der die sonst oft schattenhaft dahinjagenden Massen zu farbig beleuchtetem Verweilen nöthigt; und der glückliche Erbe ineinandergreifender Tagewerke auf diesem Felde, das seine Margen nach Landschaften zählt, kann dereinst die vollen Garben einer lebendigen, dichterischen Geschichtsschreibung binden, die dem bis dahin durch die historische Romantik vollends zur Geschichte selbst herangeschmeichelten Volke versprechen darf zu ersetzte, was dem Bürger des späten Mittelalters die Chronik mit ihren lebensfrischen Zeit- und Menschbildern war.

An Stoff zu solchen Chronikbildern fehlt es, wenigstens aus den letzten Jahrhunderten, nicht. Im Staube alter Archive und Registraturen schlummert noch viel reiches Leben, das der Wiedererweckung harrt. Nicht bloß die in der weiten Welt zerstreuten Reichs- und Staatsurkunden, von welchen die Geschichtsforschung Licht für die noch unaufgehellten Staats- und Rechtverhältnisse ersehnt, sondern die auf engere Berzirke vertheilten Hinterlassenschaften individueller Zustände, die einst in den Wirbel deutsch-europäischer Weltgeschichte gerissen worden, städtische Rathssachen aus drangvoller Zeit, comissarische Relationen über dornige Verrichtungen, persönliche Aufzeichnungen denkwürdiger Erlebnisse, die der unleugbar geschichtlichere Sinn unserer Vorfahren zu den öffentlichen Documenten legte, selbst jene unter dem Namen Kirchencensurprotokolle bekannten Verhandlungen kirchlicher Zuchtpolizei, die den Zusammenhang des ländlichen und örtlichen Sittenstandes mit dem gesammten Weltlauf manchen ergiebigen Einblick thun lassen. Staub und Moder deckt rings umher die Repositorien, auf welchen jene Schätze ruhen, und doch „rings umher ist schöne

grüne Weide“, die freilich Jenen, welchen sie zu ihrer Zeit als Schicksalsspeise beschieden war, weder schön vorgekommen sein mag noch besonders grün. Aber die Noth, wie sie den lebenden Geschlechtern die beste Treiberin zur Entfaltung ihres Wesens sein soll, so bewährt sie sich in den Todtenkammern der Vergangenheit als eine gute Offenbarerin der Triebfedern welche die Menschen hin und wieder bewegen, und folglich des Lebens in seiner Kraft oder Unkraft, jedenfalls in seiner bunten Fülle. „Und wo ihr’s packt, da ist’s interessant.“

Oder ist nicht ein Reiz darin, wenn auch ein trauriger, das Possenspiel unseres Reichszerfalles, wovon die große Geschichtsschreibung nur mit ein paar allgemeinen Worten Versicherung geben kann, im Einzelnen greifbar und eben dadurch im Ganzen um so begreiflicher vor Augen zu haben? Wie muß es mit menschlicher Theilnahme erfüllen, das traurige Räthsel unserer Geschichte, wenn wir die trächtigsten Eigenschaften Einzelner ja der Nation selbst, durch gemeinsame Schuld niedergehalten sehen; und gewinnt nicht auch die Wahrheit dabei, wenn eben diese Schuld Aller die oft so hart geschmähten, Verräther ausgenommen, minder schuldig, entschuldbar, oder gar schuldlos erscheinen läßt?

Der vollere Blick in die Verhältnisse des einzelnen Landes, der einzelnen Gemeinde, worin sich die Verhältnisse des Ganzen spiegeln, setzt jeden Unbefangenen in den Stand, das Urtheil des Geschichtsschreibers, dem er sonst blindlings nachsprechen muß, selbstständig zu unterschreiben oder zu berichtigen, ja das Urtheil der Vorzeit selbst. Denn wenn Macchiavell noch um 1500 in unsern Reichsstädten die Grundlage der Macht Deutschlands sah, so wird ihn die Einsicht in ihre damaligen Zustände vielleicht nicht widerlegen; wenn aber auch gar noch nach dem westphälischen Frieden die patriotische Phantasie eines Deutschen, obwohl eines der sinnreichsten und geistbegabtesten seiner Zeit, auf diese Gemeinwesen, seine geträumte große Bürgerrepublik bauen wollte, so führen ihre gleichzeitigen urkundlichen Selbstbekenntnisse eine Reihe größerer und kleinerer Kräwinkel auf den Musterungsplatz, die durch eigene wie fremde Schuld in die Verfassung gesetzt waren, jeder solcher Hoffnung zu spotten. Weder Aristokratie noch Demokratie hatten sich hier bewährt; die letztere regierte nicht mehr durch und eine wie die andere nicht mehr für das Volk; die traditionelle politische Bildung, die unstreitig den Aristokraten eine Zeit lang eigen ist, verschwindet, wenn die Regierenden, um sich zu halten, nichts mehr bedürfen, als bloß noch die Reicheren, bloß noch die Vornehmeren zu sein, und in den Demokratien hatten, ohne daß die Form geändert zu werden brauchte, die sogenannten Familien ganz die gleiche Stellung verrotteter Geschlechter eingenommen. Zu regieren im rechten Sinn des Wortes gab es freilich nicht mehr viel; seit mit dem alten Kaiser das alte Volk zur Sage geworden war, bestand die Regierung nach innen in polizeilicher Wichtigthuerei, nach außen in Rangjagden und Lavirversuch zwischen den kämpfenden Mächten der großen Welt. Und Laviren war – wie auch die Ent-

rüstung des für sich selbst noch nicht gegen alle Feuerproben seiner politischen Tugend versicherten Enkels dagegen sagen möge – sehr oft die einzige Politik für jene mißtrauisch vereinzelten, weder bei dem Ganzen noch unter sich auf einen Trost angewiesenen Glieder eines Reiches, dessen Formen Auslegungen der Parteien den weitesten Spielraum bot, während noch immer mehr seit der zweiten Hälfte des furchtbaren Bürgerkriegs das Geheimniß jener Tage bloßgelegt wurde, daß erst nach anderthalb Jahrhunderten in der Bestätigung der Geschichte seinen offenen Ausdruck finden sollte, das Geheimniß der Obergewalt, die im Namen und auf Kosten dieses Reiches mit Schweden, dann mit Frankreich und zuletzt mit Preußen kämpfte, nicht mehr der Kaiser, sondern nur noch Oesterreich war. Wie viel schneller würde diese Wahrnehmung gewirkt haben, hätte nicht Ludwig XIV. selbstmörderischer Uebermuth der in Auflösung begriffenen Form noch einmal vorübergehend Einigung und Bestand gebracht! Und hinwiederum, wie veilversprechend würde dennoch die alte Form ihre Zauberkraft im günstigen Augenblick zu Benützung dargeboten haben, wenn nicht der Präsident der deutschen Bundesrepublik (welchen Montesquieu im Kaiser entdeckte) seine Befugnisse bloß zur Ausbeutung des Reiches für österreichische Zwecke angewendet hätte, bis der Augenblick unwiederbringlich vorüber war. Aber der gleiche Vorwurf trifft auch das Reich in der großen Mehrzahl seiner Glieder, die, freilich durch die Gesamtverfassung halb gezwungen, stets beflissen waren, den eigenen Vortheil zu pflegen und den Schaden auf andere abzuwälzen, so daß der vom gemeinsamen Feind Angegriffene sich allerseits im Stich gelassen sah; denn nur Friedrich war es möglich, daß uns das Elsaß verloren gehen konnte, das sich von Kaiser und Reich verrathen nennen durfte und heute noch gegen Deutschland eine Stimmung bewahrt, die bitterer als die bitterste Nationalfeindschaft zu empfinden ist.

So gewährt das Bild jener Zeiten, je mehr es in einzelnen Zügen aufgerollt wird, eine geschichtliche Verdeutlichung des Damals und zugleich eine politische Lehre für die vaterländische Gesinnung der Gegenwart, die den Zustand an ihrem Vorabend bahnbrechender Stürme mit dem alten auf den Fluthen schwankenden Reiche vergleichen mag. Gerade unter dem letzteren Gesichtspunkte wird auch das Kleinere wichtiger, einmal weil es meist lehrreicher ist als das Allgemeine, dann weil das Einzelne von Damals in seiner Prüfung, ob bewährt oder nicht, dem heutigen Einzelnen eine weit schärfere Frage nach seiner künftigen Bewährung an die Kehle setzt, am allermeisten aber darum, weil der Vergleichung der deutsche Einzelstaat von heute trotz seiner vermeintlichen Vergrößerung nicht viel schwerer ins Gewicht der streitenden Weltwage fällt als der kleinere vormalige Reichsstand, Land oder Stadt.

[ergänzt:] Auch ohne Beziehung auf die Gegenwart hat die Geschicht in sich selbst Reiz und Werth genug.

4.2 *Die Aufgabe unsrer Poesie*

Abschrift nach: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1557.

Die historische Poesie schreibt sich nicht erst von Walter Scott's Romanen her, obgleich sie allerdings durch diese erst recht im Bewußtsein der Völker eingebürgert worden ist. Wer auf das Wesen sieht wird finden daß sie so alt ist wie die Poesie selbst. Schon die Heldengedichte Homers waren dem Griechen dasselbe was dem Jetzigen, nur nicht in so hohem Grade, die besseren historischen Dichtungen sind. Sie erzählten ihm von der Zeit wo seine Ahnen zum erstenmal ihrer Nationalität und ihrer Weltstellung gewahr wurden, von dem Vernichtungskrieg zwischen Griechenland und Kleinasien, der, so sehr er auch der Sage anheimgefallen ist, unverkennbar den geschichtlichen Kern der Illiade bildet. Den Gestalten der Götter und Halbgötter entsprechen in der modernen Dichtung die menschlichen Ideale, die nun allmälig einer noch allgemeineren Auffassung Platz zu machen beginnen. Die homerischen Sittenschilderungen, die den Griechen so heimisch in diesen Gedichten machten, haben ihr Seitenstück an dem malerischen und dramatischen Detail des modernen Romans, das gleich bei dem Vater desselben häufig, zumal wo er auf schottischen Boden wandelt, sichtbar als Hauptbestandtheil sich aufthut, so daß die Erzählung selbst zur untergeordneten Nebensache wird, das sodann seitdem in der Entwicklung der Literatur sich vom eigentlichen Romane abgelöst hat und selbstständig, als Lebensbild, als Dorfgeschichte – in welcher jedoch das Genre schon wieder einem größeren und allgemeinen Charakter zustrebt – herausgewachsen ist.

5 Kalendergeschichten

Die folgenden vier Kalendergeschichten von Hermann Kurz zirkulierten nach ihrer Erstveröffentlichung in diversen Zeitschriften, wurden aber nie in eine Werk- oder Auswahlausgabe aufgenommen oder bibliographisch berücksichtigt.

Abschrift nach: Nieritz' Volkskalender für das Jahr 1849, hg. von Gustav Nieritz, Leipzig: Georg Wigand.

5.1 *Der Monat Hujus*

Kommt einem Landmann eines Tages ein Bescheid vom Amte zu, er solle sich unfehlbar den 12. hujus bei diesseitiger Stelle einfinden. Ein Mann, der ein Dutzend alte und neue Sprachen aus dem Fundament versteht, würde zweifelsohne den 12. dieses geschrieben haben, zumal in einem so wichtigen Falle wie in einem Concurs, denn der Erlaß war ja deutsch abgefaßt; aber unter den Amts= und Gerichtsleuten giebt es Sprachgenie's, die um's Leben gern einen lateinischen Brocken anbringen, und je leichter sie die Ueberbleisel in ihrem Schulsack zählen können, desto lieber machen sie Gebrauch davon.

Unser Vetter Michel setzt die Brille auf die Nase und beguckt den Hujus hinten und vorn, ohne klug daraus zu werden, denn er hatte zwar schon viel geochst in seinem Leben, aber auf keiner Universität. Endlich, weil es unglückseliger Weise gerade in den Mai ging, ward ihm eingegeben, der Hujus müsse ein Schreibfehler sein, der dann natürlich nur den Junius bedeuten konnte. Er wartete also geruhig bis zum 12. Juni. Wie er nun an diesem Tage vor Amt erschien, eröffnete man ihm, daß er, wegen Versäumniß des Termins, heute vor vier Wochen mit seiner Forderung ausgeschlossen worden sei. Der Verlust war sehr ansehnlich, und betrug vielleicht mehr, als den Verfasser des Huju seine ganze lateinische Gelehrsamkeit gekostet hatte. Der erste Artikel des Landrechts müßte eigentlich also lauten: Nur wer mit dem alten Cicero einen völligen Scheffel Salz gegessen hat, soll hinfüro berechtigt sein, dem gemeinen Mann in einer Sprache zu schreiben, in welcher dieser gar nicht unterrichtet worden ist.

Keine grauen Haare drum, Vetter Michel! Der Schreck wäre zu ertragen, so oder so. Denn der alte Cicero hat zwar bei Gelegenheit griechisch geredet, nämlich wenn er nicht von allen seinen Römern verstanden sein wollte; in einer Amtsverhandlung aber hat er deutsch gesprochen, will sagen deutlich, also in derjenigen Zunge, die zu Rom eingeboren und geläufig war. Ist folglich nicht zu vermuthen, daß von selbigem Recht Mißbrauch gemacht werden wird.

5.2 *Jetzt verreck'!*

Erschrick nicht, geneigter Leser, über diesen grausamen Segensspruch, denn erstens ist er aus dem Leben und zweitens hat er einen tiefen Sinn.

In einem neuerrichteten Bahnhofe an einer Eisenbahn, die noch in den Windeln liegt und vorläufig nur zu Spazierfahrten taugt, da müssen natürlich allerlei wunderliche und lustige Geschichten vorfallen, wobei bald das Personal, bald das Publikum die Kosten des Gelächters trägt.

So kommt einmal ein Bauer nach Haus und erzählt seinem Weibe: Denk nur, M'reir Bäbel, heut hätt' ich um einen Sechser heimfahren können mit der Eisenbahn. Aber ich bin nicht so dumm, ich! Es ist kein Wandel ohne Handel. Drumm hab ich mit dem Mann am Fenster zu handeln angefangen und hab ihm gesagt, er müsse es rechter (billiger) machen, wenn er mich mit haben wolle; um einen Groschen woll' ichs thun. Der hat mich aber nur mit der Hand abgewinkt, denn es ist großer Zudrang dagewesen. Wart nur, denk ich, wenn die Concurrenten alle versorgt sind, wirst schon mürbe werden. Aber es sind immer mehr gekommen, und da denk ich: heut hat ers werth, drumm ist er auch so stolz, aber von meinem Angebot geh ich doch nicht ab. Ich mach mich also auf meine Spazierhölzer, und kaum bin ich draußen, so kommt die Eisenbahn hinter mir her. Jetzt was meinst? auf einmal pfeift sie mir mit aller Macht, und hätt mich doch gern mitgenommen, vermuthlich hat sie noch Plaz gehabt. Ich aber, gleich resolvirt, schrie: Hio ins Gott's Namen, jetzt will auch nicht mehr, kann allein heimkommen.

Aber das hab' ich eigentlich nicht erzählen wollen, sondern etwas anderes.

Also, da stehen einmal zwei Bauern am Bahnhof zu Schnirpflingen. Dem einen ist das ganze Wesen noch funkelnagelneu; der andere war schon einmal dabei, und kann seinem Gevatter den Leviten auslegen. Guck, Peter, sagte er, die Eisenstreifen, die heißen Schienen, da laufen die Räder drauf, und die Wägen, die werden alle zusammengekuppelt, daß sie wie aufs Kommando gehen müssen, und vorn, da war ein eiserner Gaul vorgespannt, der ist aber nicht lebig (lebendig), sondern steckt voll Rollen und Maschinen und was weiß ich! und hat einen Ofen, der wird mit Steinkohlen eingeheizt, und das gibt einen Dampf, und der Dampf treibt die Maschinen und die Räder und zieht den ganzen Zug.

Da begann der andere unmäßig zu lachen und sagte: Halt mir den Gaul an! Meinst du, ich sei so dumm wie meine Ochsen? Die Schienen, wozu die da sind, das begreif ich wohl! da müssen natürlich die Räder leichter drauf laufen, auch ich wollt, ich hätt auch so eine Gelegenheit, wenn ich vom Acker heim fahr', mein Bläß' und mein Rother würdens just auch nicht übel nehmen. Aber dein eiserner Dampfgaul herentgegen, das ist ein Bär, und den lass' ich mir nicht aufbinden. Der wird da irgend wo herum in einem Stall an der Krippe stehen und sein

Kamerad dabei, denn mit zwei Gäulen oder drei, schätz ich wohl, wird man die ganze Historie auf den Schienen fortbringen können.

Alle Demonstrationen waren vergebens, der Peter lachte immer ungläubiger, immer pfiffiger, und blieb dabei, die Pferde von Fleisch und Blut würden schon kommen.

Unterdessen wurde der Bahnzug in Bereitschaft gesezt, das Dampfroß kam über die Drehscheibe langsam herangefahren, sezte sich an die Spize, fieng an zu schnauben, machte eine majestätische Bewegung, und mit einem gellenden Pfiff sauste der Zug sammt Wagen, Menschen und Vieh hinweg.

Peter hatte den Vorrichtungen anfangs noch immer zweifelnd, dann aber mit wachsendem Erstaunen zugesehen. Sprachlos stand er da, starrte der ungeheueren Erscheinung nach, und erst als die neue Klapperschlange mit der Wolkensäule sich schon in weiter Ferne durch die Ebene hinwand, brach er in die unumwundenen Worte aus: Jetzt verreck'!

Nicht wahr, es ist ein roher Ausdruck! Und doch, lieber Leser, leg' einmal den Finger an die Stirn und besinne dich, ob du noch nie in deinem Leben mit Worten oder Werken etwas Aehnliches ausgesprochen hast. Wenn dir etwas Neues aufstieß, eine Erfindung oder ein Gedanke, der dich wieder einmal ans Abc zu führen drohte, oder auch ein Mensch, dessen Persönlichkeit dir Nüsse aufzuknacken gab, da hast du gewiß zuweilen gedacht: ich wollte, daß das Ding oder der Kerl beim Kuckuk wäre! hast vielleicht auch demgemäß gehandelt und die Erfindung oder den Gedanken oder den Mann zurückgestoßen, weil die neue Erscheinung, obwohl du vielleicht einen großen Schaz an ihr gehabt hättest, dich in deiner Ruhe und Gemüthlichkeit störte; hinterher hättest Du dir dann die Haare ausraufen mögen darüber, daß du der Erfindung oder dem Gedanken oder dem Manne so großes Unrecht gethan hattest, und ein noch größeres dir selbst.

Da ist gleich der Cardinal Richelieu ein Beispiel dafür. Zu diesem allmächtigen Regenten von Frankreich kam ein Mann, Namens Salomon de Kaus, sezte ihm auseinander, daß man mit Dampf noch weit mehr ausrichten könnte als mit Wasser= und Pferdekräften, und bat ihn, sein Dampfmaschinenprojekt zu unterstützen. Dem Cardinal aber gieng es wie dem Peter, das heißt, er begriff die Sache nicht, nur mit dem Unterschied, daß der Peter daran glauben mußte, wenns ihm auch noch so schwer ankam, weil er es fix und fertig und handgreiflich vor Augen sah, der Cardinal es aber weder begriff, noch glaubte, weil es vorerst ein bloßes Gedankending war. Was aber der Peter sprach, das that der Cardinal. Weil nämlich Salomon de Kaus, dem der Geist keine Ruhe ließ, immer wieder an ihn gieng und ihm mit seinen sonderbaren Gedanken lästig wurde, so ließ er den Thoren, wofür er ihn hielt, in's Irrenhaus stecken. Das Ende war, daß Salomon jämmerlich verkam, die Welt um ein Jahrhundert des Fortschritts und Cardinal Richelieu um einen schönen Theil seines Ruhmes betrogen war.

Es ist eine alte Geschichte, doch wird sie ewig neu: Was der Mensch nicht reimen kann, das sucht er zu fressen, auf eine oder die andere Art. Durch's Eisen und durch's Feuer hat er den Geist zu fressen gesucht; jede denkbare Mater, jeden ersinnlichen Tod hat er ihm angethan. Hinterher hat er ihn erkannt und zu ihm geschworen. Weil aber der Geist nicht sterben kann, weder durch Eisen und Feuer, noch durch sich selbst, so kommt er immer wieder, aber immer wieder in einem andern Gewande. In jeder neuen Gestalt, die er annimmt, versucht er die Menschen, ob sie in seiner bisherigen Tracht wirklich sich zu ihm selbst gehalten oder ob sie nur am Kleide geklebt haben. Und sieh', da findet sich gleich eine große Zahl von Kleidermenschen, die über die Geistmenschen herfallen und sie verfolgen, gerade wie ihre Vorfahren von den damaligen Kleidermenschen verfolgt worden sind. So ist denn jedesmal eine Verjüngung des Geistes, ein Fortschritt aus einer dunkleren Zeit in eine hellere, mit Menschenopfern erkauft worden.

In unserer zahmen Zeit, wo man die Leute nicht mehr ihrer Ueberzeugung willen martert und verbrennt, haben auch diese Menschenopfer eine zahmere und humanere Form angenommen. Moloch hieß in den ältesten Zeiten das Wesen, dem man Menschen opferte, nachher nahm es andre Namen an, doch wie es auch heißen mag, es war und ist der Dämon des Unverstandes. Diesem Dämon opfern manche, die zu vornehm und zu wohlgezogen sind, um die Worte unsers Peters in den Mund zu nehmen, aber doch getreulich nach seinen Worten thun.

Aber noch weniger als ein Bahnzug läßt sich der Geist irre machen durch ein ungeduldiges Wort oder Werk. Darum seid getrost, die ihr zum Geiste geschworen habt. Ueber ein Kleines, so werden ihm seine Widersacher ohnmächtig nachstaunen und die Geschichte wird ihnen vielmehr, während eure Namen leben, den Tod anthun, den jener Bauer auf so unmanierliche Weise dem dahinsausenden Dampfrosse nachgesendet hat.

5.3 *Ein Sommermärchen*

Die Bauernregeln in unsern Kalendern wissen viel wunderbare Dinge von der Witterung vorherzusagen, doch versteigen sie sich nicht so hoch, gut oder schlecht Wetter machen zu wollen. Nun hört aber einmal, was ein indisches Märchen erzählt, wie eine kluge Königstochter es anfing, um Regen vom Himmel zu bekommen. Wenn das Mittel probat ist, so wird es gewiß viele Nachahmung finden, und zwar nicht bloß bei den Prinzessinnen.

In einem großen wilden Walde lebte ein alter Einsiedler mit seinem Sohne. Das waren zwei mächtig fromme Leute. Sie lebten blos von Wurzeln und Wasser, gingen in bärenen Gewanden, geißelten sich, und standen oft viele Tage lang auf

Einem Fuße, wobei sie unverrückt auf die Nasenspitze sahen, um durch nichts in ihren tiefen Betrachtungen gestört zu werden. Ihre Bußübungen und Kasteiungen sollten dazu dienen, den Himmel ihnen ganz besonders gnädig zu machen; sie kamen aber auch noch außerdem dadurch weit und breit in den Ruf der Heiligkeit, und wer in Indien für heilig gilt, den hält man dort oft für mächtiger als den Himmel selbst. Welche angenehme Folgen aber diese Meinung für einen solchen Heiligen haben kann, das werdet ihr eben aus dem Märchen jetzt erfahren.

Nun herrschte zu derselben Zeit einmal in einem benachbarten Reich eine fürchterliche Sommerdürre. Die Sonne schien von Tag zu Tag heißer, der Himmel war stahlblau, und kein Regentropfen fiel auf das versengte ausgetrocknete Land. Gras und Halm verdarb, alles Wachsthum stockte, Menschen und Thiere verschmachteten, und der Jammer war über alle Beschreibung groß. Die Schuld des Unglücks aber wurde dem König in die Schuhe geschoben, denn dieser hatte einem Priester den Lohn für einen verrichteten Opferdienst nicht ausbezahlt, und aus Zorn darüber hatten alle Priester das Reich verlassen. Weil nun keine Opfer mehr dargebracht wurden, so glaubte man, der Himmel grolle über die seinen Priestern erwiesene Mißachtung und habe darum seine Pforten verschlossen. In welche Verlegenheit hiedurch der unglückliche König gerieth, und welche Vorwürfe er von seinen Unterthanen hören mußte, das könnt ihr euch selbst vorstellen. Er hielt eine Geheimerathssitzung nach der anderen, aber es wollte sich kein guter Rath finden lassen. Er berief alle Weisen des Landes, aber sie schüttelten die Köpfe und meinten, er hätte eben die Priester nicht beleidigen sollen, dann würde er nicht so auf dem Trockenen sitzen.

Eines Morgens saß der König sehr niedergeschlagen in seinem Saale und niemand war bei ihm als seine Tochter, deren Anmuth und kindliche Liebe ihm die Noth der Gegenwart und die Schrecken der Zukunft ertragen half. Da trat einer von den Räthen herein, verneigte sich und sprach: Herr, wir haben abermals, wie du befahlst, nach den Priestern gesendet, aber sie weigern sich, in's Land zurückzukehren. Nun ward uns kund gethan daß in dem großen südlichen Walde zwei Einsiedler von unermeßlicher Heiligkeit wohnen. Wenn wir dieße bewegen könnten, zu uns zu ziehen, so würde uns gewiß der Himmel wieder gnädig sein. – Wohlan, sprach der König, so schickt ihnen Boten und ladet sie ein zu uns. – Das wird nicht helfen, erwiderte sein Rath: denn der alte Einsiedler verachtet die Welt und ihre Eitelkeit, und würde um keinen Preis den Fuß aus dem Walde setzen, wo er ein einsames Leben voll Buße und frommer Uebungen führt, der junge aber, sein Sohn, ist seinem Vater in allen Stücken unbedingt gehorsam, hat auch nie einen anderen Menschen gesehen, kennt bloß Wurzeln und Wasser, und ist ein ganz einfältiges Kind, das nicht weiß, ob's ein Bub' oder ein Mädchen ist. Nun urtheilt selbst, o Herr, was diese beiden Heiligen anreizen könnte, in die Welt oder gar an den Hof zu gehen. – So holt mir sie mit Gewalt, sprach der König. –

Dann würden sie uns fluchen, entgegnete der Rath, und das wäre der sicherste Weg für uns, um es mit dem Himmel vollends ganz zu verschütten. Wir sollten wahrlich gewitzt sein durch die Strafe, die uns für die Beleidigung der Priester getroffen hat. – Wenn ihr mir nichts Brauchbares zu rathen wißt, so könntet ihr mich besser ungeschoren lassen, sagte hierauf der König, und entließ den leidigen Tröster mit einem ziemlich ungnädigen Gesicht.

Als er wieder allein war, näherte sich ihm sein Töchterlein, das die Unterredeung sehr aufmerksam angehört hatte, verneigte sich und sprach, die klugen Augen mit Lächeln zu ihm aufgeschlagen: Mein Herr und Vater, gefällt, es dir, mir diese Sendung anzuvertrauen, so will ich den jungen Einsiedler aus dem Walde holen. – Du? fragte der König erstaunt: wie wolltest du ein so schweres Ding unternehmen, dem meine weisesten und muthigsten Diener nicht gewachsen sind? – Es bedarf auch solcher Eigenschaften zum Gelingen nicht, erwiderte sie: laß mir nur freie Hand, und ich getraue mir mein Vorhaben auszuführen. – Da wunderte sich der König noch mehr und sprach: Da du so zuversichtlich redest, so magst du den Versuch machen. Gelingt er dir, wahrlich, dann lass' ich dich in Gold fassen. – So hoch begehre ich nicht hinaus, erwiderte sie mit lachendem Munde: aber versprich mir, daß ich alsdann eine Bitte an dich frei haben soll. – Es sei! sprach der König, was du bittest, das soll dir gewährt sein. Nun beeile dich aber, damit es endlich einmal regnet und der Jammer ein Ende nimmt.

Da ließ die Königstochter ein Schiff ausrüsten und fuhr mit ihrem Vater den Fluß hinunter nach Süden bis zu dem großen Walde, wo die beiden Heiligen hausen sollten. Das Schiff war mit Bäumen und Gewächsen überdeckt und ganz verkleidet, so daß es den Waldanlagen glich, in welchen fromme Büßer sich aufzuhalten pflegten. Als sie in der Nähe der beiden Heiligen angelangt waren, kleidete sich die Königstochter in die Tracht eines Einsiedlers, nahm köstliche Früchte nebst einem Kruge Weines mit und begab sich in das Land.

Der junge Einsiedler war allein im Walde. Er hatte so eben seine Bußübungen beendigt, und schickte sich an, einige Arbeiten zu verrichten, die ihm sein Vater aufgetragen hatte; da sah er einen andern jungen Einsiedler zwischen den Bäumen hervortreten, der schlank von Gestalt und gar lieblich von Angesicht erschien. Gedeiht die Buße gut? Fragte der junge Fremde mit lächelnder Miene, und der Sohn der Wälder glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören. Er nahm den Fremden freundlich auf und bot ihm von seinen Früchten und seinem Wasser an. Dieser kostete die Gaben und ließ ihn dagegen die seinigen versuchen. Als aber der junge Einsiedler den Wein über die Lippen gebracht hatte, sagte er: du hast da ein unvergleichliches Wasser, das mir eher wie Feuer deucht, denn es kreist mir schon wie brennende Gluth durch die Adern. Sage mir doch, du herrlicher Fremdling, wo du her bist und welchen absonderlichen Bußübungen du diese Früchte und dieses Wasser verdankst, ich sehe wohl, daß dir der Himmel unvergleichlich gnädig ist. –

Unser Büßerhain ist ganz nahebei, war die Antwort, und welcher Art unsre Bußübungen sind, das will ich dich lehren. Mit diesen Worten nahm ihn die Königstochter – denn diese war es – beim Kopf, und gab ihm einen herzhaften Kuß. Sie wurde dabei über und über roth, wandte sich und entfloh durch den Wald.

Der junge Einsiedler blieb ganz betroffen zurück und es lag ihm wie ein rosenrother Flor vor den Augen. Um sich wieder zu sammeln, versuchte er das alte Mittel und bemühte sich, unverwandt auf die Nasenspitze zu blicken. Das gelang ihm aber nicht, denn seine Augen schweiften immer wieder nach der Stelle, wo die überirdische Erscheinung verschwunden war, und sein Herz klopfte zu sehr, als daß er fähig gewesen wäre, länger als eine Secunde auf Einem Fuße zu stehen.

In diesem aufgeregten Zustande traf ihn der Alte, der aus dem Walde zurückkam. Das war ein strenger Heiliger, ganz abgemergelt und ausgedörrt, mit grüngelben Augen; er trug einen langen grauen Bart, und seine Arme und Füße waren bis auf die Fingerspitzen und Zehen herab mit rauhen Haaren bewachsen. Er merkte gleich, daß es nicht richtig war, und sagte: Mein Sohn, was ist dir? Warum hast du nicht das Holz gespalten, wie ich dir befahl? Ist denn etwas mit dir vorgegangen? – Ach, mein Vater, antwortete der Sohn, da ist ein junger Einsiedler zu mir gekommen, der mir von seinen Früchten und seinem Wasser zu kosten bot, bessern Trank und wohlschmeckendere Speise kann man im Himmel nicht haben. Und als ich ihn nach seiner Buße fragte, denk' nur, mein Vater, da faßte er mich an den Locken und drückte seine Lippen auf die meinigen, daß es knallte. Diese Buße gefällt mir viel besser als unser Nasenspitzengucken und die andern Uebungen. Auch scheint er mir viel heiliger zu sein als wir, denn er hat ein weißes Angesicht und strahlende Augen, seine Stimme klingt wie Nachtigallengesang, und sein Athem duftet wie der Frühlingswind, der über Blüthen weht. Bei diesem Heiligen möchte ich allezeit sein und mein Herz thut mir weh, seit ich ihn nicht mehr sehe. – Mein Kind, sagte der Alte, nimm dich in Acht! In sochen Gestalten gehen böse Geister um, auf daß sie die Frommen in ihrer Andacht stören. Traue ihnen nicht. – Das kann kein böser Geist gewesen sein, sagte der junge Einsiedler: ich glaube eher, daß es ein Engel vom Himmel war.

Der Alte gab ihm keine Antwort mehr, sondern machte sich voll heiligen Ingrimms auf, um die bösen Geister zu suchen und zu bannen. Sein Sohn blickte ihm betrübt nach, doch tröstete er sich, als er sah, daß der Alte eine falsche Richtung einschlug. Aber auch dies genügte ihm nicht, sondern er machte sich ebenfalls auf den Weg, um den holdseligen Fremdling zu warnen, daß er nicht seinem Vater in die eifrigen Hände falle. Unaufhaltsam drang er durch die Bäume und Gebüsche hindurch und kümmerte sich nicht um die Dornen, die ihm die Hände zerrissen. Oft war ihm, als schimmere das Kleid des Fremdlings durch den Wald; oft meinte er sogar sein lichtes Antlitz zu sich zurückgewandt zu sehen; sein Herz brannte, und er eilte ihm immer schneller nach.

So kam er endlich zu dem Orte, wo der Wald an den Fluß stieß. Da sah er eine fremde Siedelei, die er noch niemals dort erblickt hatte; zwischen den Bäumen stand der liebliche Fremdling, der ihm einen Gruß zuwinkte. Darüber vergingen ihm alle Gedanken an die bösen Geister, und mit einem Sprunge war er an Bord. In diesem Augenblick aber verschwand der Fremdling hinter den Bäumen, die vermeintliche Siedelei entfernte sich von dem Walde und fuhr mit raschen Ruderschlägen stromauf. Der Jüngling sah bestürzt in die Wellen, die zwischen der Siedelei und dem Walde aufwogten, und dachte an die Worte, die sein frommer Vater gesprochen hatte. Da fühlte er eine Hand auf der Schulter, und eine wohlbekannte Stimme sprach: Wie steht es mit der Buße? Er wandte sich um und erblickte die geliebte Gestalt, aber in seidenen Frauenkleidern gehüllt und an den Arm eines stattlichen Mannes gelehnt, der im goldnen Königsschmucke prangte.

Der König erzählte ihm nun die Ursache seiner Entführung und setzte hinzu: Wenn der Ruf deiner Heiligkeit gegründet ist, und wenn du mit dem Regen so gut fertig zu werden verstehst, wie meine Tochter mit dir, dann will ich ihr Buße gewähren, und an dem Tage, wo mein unglückliches Land neu aufzuleben beginnt, sollst du ihr Gemahl und der Erbe meines Thrones sein. – Der Jüngling sah in die sanft bittenden Augen der Königsfrau, und fing alsbald mit Macht um gutes Wetter zu beten an. Wohl gemerkt, um einen tüchtigen Platzregen, nicht etwa um Sonnenschein, denn dessen hatten sie genug.

Nun werdet ihr begierig sein, wie die Sache weiter ging, und werdet fragen: besaß denn so ein junger Einsiedler die Macht, den Himmel nach seinem Willen zu beugen? – Das müßt ihr mit dem Märchen ausmachen. Vielleicht gab es damals in Indien einen andern Himmel, als jetzt bei uns. Oder hatte vielleicht der Himmel ein Einsehen mit den Herzenswünschen des jungen Paares, und wollte ein Uebriges für sie thun. Oder wenn auch dies zu wunderbar ist, so könnet ihr meinetwegen annehmen, der Regen sei eben von ungefähr gerade um die Zeit gekommen, als das Schiff auf seiner Rückfahrt landete, denn das wißt ihr ja: wenn es lange genug trocken gewesen ist, so fängts am Ende von selbst wieder zu gießen an.

Genug, ob es geregnet hat oder nicht, das werdet ihr gleich aus dem Schlusse des Märchens erfahren.

Der alte Einsiedler durchsuchte den halben Wald nach den bösen Geistern, ohne einen zu finden. Den Sohn fand er aber auch nicht mehr, als er wieder zurückkam. Da folgte er seinen Spuren, kam an den Fluß und erblickte das Schiff eben noch, als es schon in weiter Ferne war. Nun wurde er sehr böse und zog den Entführern seines Sohnes nach, um ihnen zu fluchen. Wie er aber die Grenzen des Königreichs überschritt, da sah er rings fette fruchtbare Triften, wohlgenährtes Vieh und fröhliche Menschen. Wie kommt es, fragte er von Ort zu Ort, daß in diesem Lande alles so gedeiht und so gesegnet ist? – Da antworteten ihm die Hirten, die Ackerleute und wem er begegnete: Wir verdanken das dem Sohne des

alten heiligen Einsiedlers, der uns nach langer Sommerdürre fruchtbare Witterung erbat. – Je mehr er sich der Hauptstadt näherte, desto lauter ertönte sein und seines Sohnes Lob, und desto mehr nahm sein Zorn ab, denn es klang ihm gar wohl in den Ohren, wenn es immer wieder hieß: Der Sohn des heiligen Einsiedlers aus dem südlichen Walde hat uns den Segen gebracht.

Am Ende kam er in die Hauptstadt, wo er von dem König mit großen Ehren empfangen ward. Er sah seinen Sohn mit dem goldenen Königsschmuck bekleidet, er sah dessen schöne Gemahlin, die vor Freude leuchtete, und nun schwand ihm auch vollends die letzte Falte von seiner strengen Stirn. Er war zu fluchen gekommen und hob nun die Hände zum Segen auf. Darüber freute sich das ganze Land und sie lebten alle fortan in Fried und Freude zusammen. Und das war die Hauptsache.

Solche Wunderdinge erzählen die indischen Frauen von ihren Priestern und Einsiedlern. Wer das nicht glaubt, dem kann man nicht genug andere Wunder erzählen als von dem jungen Eremiten. Diese Heiligen verstehen es dahin zu bringen, daß Wittwen sich mit ihren verstorbenen Gatten verbrennen lassen, daß Tausende sich unter den Wagen ihres Götzen werfen, um zu seiner Ehre von den Rädern zermalmt zu werden, daß Zwietracht in Häusern und Städten entbrennt, daß Völker mit den Waffen einander gegenüber stehen, daß unter dem Getöße der ehernen Schlacht die Erde wankt, ja man darf wohl in gewissem Sinne sagen, sie können machen, daß der ganze Himmel einfällt. Man kann es solchen gewaltigen Thaten gegenüber hoch anschlagen, wenn er sich einmal einem jungen Blut zu Liebe opferte, um ein Bischen Regen herabzuschicken.

5.4 *Der Herr Gevatter*

Lisabeth, sagt der Ochsenwirth zu seiner Frau, mit dem Acciser (Umgelter) ist's nimmermehr auszuhalten. Ich begehre ja, weiß Gott, nichts Ungerechtes, und wills gern bezahlen, das Umgeld, so eine arge Schur es auch ist. Aber der Acciser hudelt und schindet einen, daß man aus der Haut fahren möchte. Er ist hart wie eine rindslederne Sohle, wenn ich nur auch wüßt', wie man ihn geschmeidiger machen könnte. Ich wollt' gern was d'ran rücken.

Die Ochsenwirthin stand nachdenklich da, die Hände über dem Leib gefaltet und die Augen auf den Boden geheftet. Konrad, ich hab's! sagt sie endlich und schlägt die Augen auf: du mußt ihn zu Gevatter bitten – die Gelegenheit ist ja unterwegs – als Gevatter muß er doch ein Einsehen haben.

Du bist eben ein gescheutes Weib, sagt der Ochsenwirth und kratzt sich hinter den Ohren. Es kommt mir zwar sauer an, die Verwandtschaft ist mir nicht recht

anständig, aber ich will dem Teufel ein Bein brechen, vielleicht wird er mürber darnach.

Ueber ein paar Tage legt sich die Lisabeth und bekommt einen stattlichen Buben; man hätte zwei daraus machen können, so dick war er. Sein Vater zieht den blauen Sonntagsrock an und die neue rothe Weste drunter, macht sich auf und bricht dem Teufel das Bein, von dem er gesprochen hat, nämlich, er begiebt sich zum Acciser, klopft höflich an, nur mit einem einzigen Finger, tritt ein und sagt sein Sprüchlein her. Der Acciser hat zuerst ein Gesicht gemacht, als wenns mit dem Meßriemen eingeschnürt wäre; wie er allgemach vernahm, wovon die Rede sei, da ließ der bewußte Riemen nach, das Gesicht ging auseinander und wurde immer breiter, absonderlich zwischem dem Mund und den Ohren. Wie der Konrad fertig war, so bedankte sich der Acciser mit vielen wohlgesetzten Worten für die Ehre, und versprach, er wolle gewiß nicht ausbleiben. Dabei rieb er sich die Hände, und man sah ihm an, daß ihn der Antrag überrascht hatte, denn er hatte so was nicht erwartet. Er war sonst beliebt, wie das schlechte Geld, nur kam er nicht überall herum, wie das, im Gegentheil, man schloß vor ihm die Thüre, wo sich nur irgend ein Schlüssel drehen ließ, und die Gevatterschaft hatte ihm noch niemand angeboten. Ob mit Recht oder Unrecht, wird der Erfolg lehren. Es giebt eben verschiedene Gemüthsarten unter den Menschen, gattige und ungattige, also wird das vermuthlich der Fall auch bei den Accisern sein.

Nun, um es kurz zu machen, die Taufe kam, der Herr Gevatter Acciser hielt Wort, der Ochesenwirth sparte seinen Rothen nicht, und sie lebten herrlich und in Freuden. Den Ochsenwirth kitzelte es doch im Stillen, so einen vornehmen Gevatter zu haben, während dagegen dem Acciser der Rothe kitzelte, nämlich auf dem Gaumen. Am Ende wurden sie ganz kreuzfidel miteinander, der Acciser schmollirte sogar mit dem Ochsenwirth, und nun hieß es „Du Gevatter“ hin und „Du Gevatter“ her, bis sie es beide nicht mehr recht deutlich aussprechen konnten und mußten’s beim guten Willen bewenden lassen.

Der Ochsenwirth aber hatte gerade um die Zeit viel Wein gekauft, und wollte ihn mit Nächstem heimführen. Da kam ein oder zwei Tage nach der Taufe der Acciser in den Ochsen, forderte einen Schoppen von dem bewußten Rothen und hob an: Nun, Gevattermann, wie geht’s, wie steht’s? Alles in Ordnung in deinem Keller? – Dabei machte er ein scharf Gesicht, und drückte die Augen so ein klein wenig zusammen.

Ja wohl überaus! antwortete der Ochsenwirth. Ich lass nichts auf mich kommen, Gevattermann. Das wär’ das erste Mal.

Drum, Gevattermann, fuhr der Acciser fort und drückte die Augen noch mehr zusammen: ich sag’ dirs ein für allemal, ich hoff’, du wirst mir nicht den Possen spielen, daß ich dich ans Messer liefern müßte. Sieh, du bist mir lieb und werth, aber Eid und Pflicht geht über die Gevatterschaft. Laß dich ja nie

vom Satan blenden! Ich könnte dich nicht schonen, und wenn du mein eigener Bruder wärst. So, jetzt kannst du nicht sagen, du seiest nicht von mir gewarnt worden.

Mir darfst du jeden Augenblick den Keller visitiren, erwiderte der Ochsenwirth, und lobte im Uebrigen die Gewissenhaftigkeit seines Gevatters. Der lobte den Wein, ließ sich noch einen Schoppen geben, und sprach dann von Wind und Wetter. Verstehst du dich nicht darauf, fragte er, ob sichs bald aufhellen wird? Ich wollte daß eine Bombe drein schlüge! Man riskirt ja seinen gesunden Leib, wenn man bei solchem Wetter reisen muß. Aber freilich, die Herren fragen nicht darnach.

Was ist's denn? sagte der Ochsenwirth. Wo willst du denn hin, Gevattersmann?

Der Acciser drückte die Augen ganz zusammen. In die Residenz muß ich, antwortete er. Ich hab' mit dem Steuercollegium viel zu verhandeln, werd' wohl acht Tage herumtrtappen müssen auf dem theuren Pflaster. Es könnte mir zu keiner ungeschickteren Zeit kommen, denn mein Stellvertreter will morgen auch fort. Ich hätt's ihm gern abgeschlagen, aber er hat einen Vetter im Sterben, und wenn ein Testament auf'm Spiel steht, so muß man christlich sein. Jetzt muß ich mich eben auf der Leut' Ehrlichkeit verlassen; doch aber ist mirs lieber, du lässest keinen wissen oder merken, daß ich so lange ausbleiben werde.

Der Ochsenwirth versprachs, der Acciser trank aus, der Ochsenwirth nahm keinen Kreutzer von ihm, begleitete ihn die Stiege hinunter und wünschte ihm glückliche Reise, dann sprang er wieder herauf, immer drei Staffeln zugleich, und ging eilig in die Kammer zu seiner Frau, um ihr die Unterredung mit dem Gevatter zu erzählen.

Du, Konrad, sagte Lisabeth, welche sehr aufmerksam zugehört hatte: merkst du was? der Gevattersmann will uns einen Hasen in die Küche jagen.

Ja, so kommt mirs auch vor, erwiderte der Mann. Ich hätt's nicht hinter ihm gesucht, daß ers so gut mit mir meint.

Ja jetzt mußt du's eben thun, sagte die Frau und richtete sich in ihrem Bette auf.

Konrad kratzte sich hinter den Ohren. Ich weiß nicht, sagte er, ich hab' mein Ungeld immer ehrlich und redlich bezahlt, denn warum? es ist eben doch nichts, wenn was Unrechtes auf einen herauskommt; dann hat man den Schaden und darf für den Spott nicht sorgen. Aber freilich, diesmal ist die Gelegenheit gar zu gut.

Ja, fiel Lisabeth ein, und der Gevatter könnte dirs übel nehmen, wenn du ihm nicht folgst. Er hat dirs so deutlich eingegeben, daß du dich nicht ausreden kannst. Morgen geh' ich, sagt er, und acht Tage bleib' ich aus, und lasse niemand zurück, der den Dienst versieht. Jetzt sags selber, ob er so gesprochen hätte, wenn er nicht auf deinen Nutzen bedacht wäre.

Es ist wahr, versetzte Konrad, er wills haben. Wenn ichs nicht thue, so meint er, ich verachte ihn, und sitzt mir nachher um so ärger auf.

Ja so ist's , sagte Lisabeth, und beide Eheleute wurden einig, die Gelegenheit zu benutzen und dießmal einen wohlfeilen Wein in den Keller zu bringen.

Ein paar Tage darauf war der Ochsenwirth mit seinen vollen Fässern zurück. Die Zeit konnte nicht günstiger sein; weit und breit ließ sich kein überflüssiger Zuschauer blicken, und der Gevatter war ja fern, wo der Pfeffer wächst, nämlich im Steuercollegium, wo das Gewürze zubereitet wird, ohne das man die Staatshaushaltung weder fühlen noch schmecken würde. Der Ochsenwirth war im besten Abladen begriffen; da hört er auf einmal eine Stimme, die ihm so bekannt ist, daß er meint, der Schlag wolle ihn rühren, und wie er aufschaut, so steht sein Gevatter leibhaftig vor ihm.

Ei, ei, ei! sagt der Gevatter und macht ein recht betrübtes Gesicht: muß mich denn jetzt der Unstern auch geradewegs daher führen? Ich hatte mich so gefreut, daß meine Geschäfte schnell abgemacht waren, und nun wollt' ich doch, sie hätten mich noch acht Tage länger herumgezogen! Ich möchte mir ja alle Haare aus dem Kopf reißen, daß ich so ungeschickt bin und muß dich da erwischen, Gevattermann! Das hättst du mir unterwegens lassen können; ich bin dir ganz gram, daß du mich in die Verlegenheit bringst. Ei, ei, ei. Aber hab' ich dirs nicht gesagt, du sollest nicht auf bösen Wegen gehen? Hab' ich dich nicht gewarnt? Aber so geht's, wenn man auf guten Rath nicht hört. Jetzt haben wirs beide! Du hast den Schaden, und ich hab' den Verdruß, daß ich meinen eigenen Gevattermann in die Strafe bringen muß. Nun in Gottes Namen, was sein muß, das muß sein, jetzt bin ich eben im Dienst. Lad' nur vollends ab.

Wie hoch der Ochsenwirth gestraft worden ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er bei seinem nächsten Kinde den Acciser nicht mehr zum Gevatter genommen hat. Wenn man ihn nach dem Warum fragt, so antwortet er, weil er hintendrein erfahren habe, daß der Gevatter gar nicht verreist gewesen sei, sondern ihm blos eine Grube habe graben wollen. In seinem Herzen hatte er vielleicht noch einen bessern Grund, und der lautet also:

Merke: wenn du eine Handlung wie die Taufe vor hast, so bringe dein Kind nicht dem Götzen deines Eigennutzes dar; denn es handelt sich nicht um deine, sondern um deines Kindes Sache. Wähle ihm also solche Pathen, die seiner geistigen und leiblichen Wohlfahrt taugen und denen du getrost seine Zukunft anvertrauen magst.

Register

Das Register verzeichnet die Namen aller historischen Personen in geschichtlichen und fiktionalen Zusammenhängen sowie Briefschreiber und -empfänger. Urheber von Quelltexten und moderne Wissenschaftler haben dann einen Eintrag bekommen, wenn sie im Haupttext genannt oder ihre Beiträge diskutiert wurden.

Unter „Kurz, Hermann“ werden alle erwähnten Werke, Übersetzungen und literarischen Manuskripte von Hermann Kurz versammelt.

Alber, Matthäus 287
Albrecht III., Herzog von Bayern-München, der Fromme 508
Alexander von Württemberg, Graf 118, 189, 190
Alexis, Willibald 3, 169, 276, 473, 497
Allé, Johann Leonhard 142
Andree, Karl 494
Andree, Richard 494
Ariost 55, 223
Aristoteles 260, 373, 410
Arndt, Ernst Moritz 68
Arnim, Achim von 40, 196, 208, 211, 216, 365, 420, 510
Assmann, Aleida 217, 282
Assmann, Jan 217, 289
Auerbach, Berthold 19, 26, 71, 157, 172, 173, 182, 223, 245, 246, 248, 299, 313, 346, 383, 482ff., 498, 512, 513
Auerbach, Jakob 299
Autenrieth, Bernd Friedrich 14

Bachofen, Johann Jakob 348
Bacmeister, Adolf 164, 165
Bader, Josef 493, 503, 504, 510
Baedeker, Karl 142
Ball, Hugo 245
Bames, Carl 165, 166
Bardili, Regina 300
Bartholomä, Johann Daniel 480
Bartsch, Karl 234
Bassermann, Friedrich Daniel 484, 491, 493
Bauer, Ludwig Amandus 11, 32, 183ff., 389, 429, 435, 439, 442, 443, 445, 503
Bauernfeld, Eduard von 469
Baur, Ferdinand Christian 39, 378, 389, 394, 420, 504
Baur, Georg Ludwig (Onkel) 297, 376
Baur, Johann Georg Friedrich (Vetter) 377
Baur, Johann Georg (Hektor Schkolanus?) 297
Baur, Johann Georg Ludwig (Vetter) 49, 376, 377
Baur, Valentin 184
Bebel, August 502
Becher, Adolph 182, 224, 487, 490
Bechstein, Ludwig 90, 185, 499
Bechstein, Reinhold 227, 234
Beck, Karl Isidor 75, 467, 470ff.
Beda Venerabilis 397
Beer, Michael 240
Beethoven, Ludwig van 25, 476, 499
Beger, Johann Georg 169, 290, 514
Beger, Matthäus 165, 288, 289
Bengel, Johann Albrecht 192, 394
Benjamin, Walter 466
Bentzel-Sternau, Karl Christian Ernst Graf von 86
Béranger, Pierre-Jean de 65
Bernauer, Agnes 508
Bernstein, Aaron David 470, 471
Bieg, Johann Evangelist 142ff.
Bilhuber, Edmund 41, 44, 56, 64, 108, 223, 448
Bilhuber, Luise 56, 108, 109, 281
Bloch, Ernst 186
Blum, Robert 132
Boas, Eduard 20
Boccaccio, Giovanni 250, 256, 257, 278
Boiardo, Matteo Maria 74
Bonaparte, Jérôme 143
Borst, Otto 31, 40, 168
Böttcher, Kurt 30

Open Access. © 2017 Matthias Slunitschek, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783110546231-012

Bouterweck, Friedrich Ludwig 199
Brahms, Johannes 26
Brandl, Bruno 24
Braun-Artaria, Rosalie 347
Braungart, Georg 423
Braun, Julius 304, 347
Brehm, Joseph 49, 377
Brentano, Clemens 90, 196, 208
Bretschneider, Karl Gottlieb 389, 392ff.
Brück, Gregor 219
Brunnow, Marie von *Kurz, Marie*
Buchner, Karl 185
Buffon, Georges-Louis Graf von 260
Bülow, Eduard von 197, 200, 202, 203, 204, 207, 213, 249, 253, 442
Bunsen, Gustav 151
Burgos, Miguel de 249
Burkhardt, Christian 366
Byron, George Noel Gordon, Lord 2, 41, 54, 62, 98

Campe, Johann Heinrich 259, 260
Campuzano de Rechen 255
Caspart, Marie 118, 194
Castle, Eduard 469
Cervantes, Miguel de 8, 93, 176, 249, 250, 251, 253, 255, 265
Chamisso, Adalbert von 189, 190, 194, 395
Charpentier, Marc-Antoine 100
Chateaubriand, François-René de 224, 498
Christoph, Herzog von Württemberg 398
Claudius, Matthias 59
Cohen, Moritz 126, 127, 383
Conring, Hermann 425
Conz, Karl Philipp 374
Cooper, James Fenimore 380
Cotta, Georg von 10, 11, 12, 13, 14, 19, 118, 143, 184, 253, 254, 344
Cotta, Johann Friedrich 18
Crusius, Martin 284, 285, 307, 382
Cuvier, Georges 423

Dahmen, Hermann Josef 31
Daimler, Gottlieb 317
Dannecker, Johann Heinrich 100
Datt, Johann Philipp 509
Daumer, Georg Friedrich 184
Defoe, Daniel 259
Descartes, René 516
Diasius, Johannes 221
Dieffenbacher, Johann Friedrich 52, 99, 117
Dietrich, Johann Heinrich 121
Diezel, Gustav 250
Dilthey, Wilhelm 4, 39, 158, 159, 168, 505
Dopita, Jenny 181, 513
Doré, Gustav 223, 224
Dreizler, Christian Benjamin 120, 121, 498, 618
Droste zu Vischering, Clemens August 331
Droste-Hülshoff, Annette von 280
Duller, Eduard 399
Dürr, Friedrich (Stadtbrand) 310
Dürrich, Ferdinand von 392

Eberhard II., Graf von Württemberg, der Greiner 284, 306, 307
Eggert, Hartmut 22, 31, 34
Egon von Fürstenberg-Heiligenberg 288, 308
Eichendorff, Joseph von 58, 107, 334, 455
Eilhart von Oberg 224, 235, 237
Elben, Christian Gottfried 266
Elben, Otto 119, 268
Ensslin, Gudrun 388
Epple, Joseph 141
Erk, Ludwig 131
Ernst II., Herzog von Schwaben 37, 38
Eschenmayer, Carl August von 430
Eugen, Prinz von Savoyen 358, 515, 517
Eyth, Max 357

Faust, Johannes 48, 53, 78, 135
Fetzer, Johann Jacob 162, 164, 287, 291ff.
Fichte, Johann Gottlieb 70
Fink, Friedrich Gottlob 430
Fischart, Johann 266, 498
Fischer, Georg Friedrich von 121
Fischer, Gerhard 30, 31, 102, 490
Fischer, Hermann 11ff., 23, 26, 29, 102, 133, 164, 214, 244, 248, 278, 341, 344, 395, 456, 507, 569
Fischer, Johann Georg 11, 118, 133
Fischer, Michael 290, 291, 309
Fizion, Johann 165, 421
Fontane, Theodor 3, 84, 276, 308, 495

Franckh, Gottlob 19, 120, 132, 140, 152, 153, 155, 299
Franck, Johann Christan Gottlieb 260
Franziska von Hohenheim 17
Freiligrath, Ferdinand 98, 191, 467, 469, 470
Friedrich, Caspar David 380
Friedrich I., Barbarossa (HRR) 283
Friedrich I., König von Württemberg 15, 143, 392
Friedrich I., Pfalzgraf 169
Friedrich II. (HRR) 283, 287, 311
Friedrich II., König von Preußen 336, 337
Frijlink, Hendrik 264
Frischlin, Jacob 165, 421
Fröbel, Julius 502

Gayler, Christoph Friedrich 165, 166, 168, 284, 288, 289, 292, 304, 308, 309, 310, 311, 312, 329, 421, 422
Geibel, Emanuel 136
Geiger, Apollonia (Hexe) 329
Gellert, Christian Fürchtegott 218, 258
Gerhardt, Paul 59
Gessner, Salomon 460
Gfrörer, August Friedrich 32, 121, 182, 503, 504, 505, 506, 507, 508
Glaser, Rudolf 112, 263, 407, 408, 467
Gleichen-Rußwurm, Emilie von 20, 21
Glück, Friedrich 248
Gmelin, Christian 44
Goedeke, Karl 10, 98, 126
Goethe, Johann Wolfgang von 2, 5, 6, 7, 52, 60, 61, 69, 70, 76, 88, 106, 114, 128, 163, 181, 182, 184, 193, 194, 201, 202, 203, 219, 248, 252, 253, 255, 256, 257, 258, 264, 280, 282, 326, 354, 377, 398, 399, 400, 401, 402, 415, 431, 434, 436, 440, 445, 450, 455, 460, 461, 462, 469, 487, 497, 514ff.
Goldsmith, Oliver 41
Gölnitz, Amalie von 14ff.
Golther, Ludwig von 229
Golther, Wolfgang 228, 229
Goodrich, Samuel Griswold 23
Göritz, Ludwig Friedrich 128
Görres, Joseph 196, 201
Göschel, Carl Friedrich 399, 402
Gottfried von Neifen 423
Gottfried von Straßburg 1, 2, 3, 30, 195, 222ff., 316, 414, 498, 507
Gottsched, Johann Christoph 487
Gozzi, Carlo 407
Grabbe, Christian Dietrich 433
Gratianus, Carl Christian 165, 305
Gries, Johann Diederich 223
Grillparzer, Franz 90, 459
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von 3, 29, 31, 40, 176, 195ff., 233, 242, 243, 245, 250, 264, 265, 269, 278, 280, 298, 322, 323, 498, 515
Grimm, Jacob 211, 218, 237, 238, 304, 364, 365, 420, 500
Grimm, Jacob und Wilhelm, Brüder 196, 205, 210, 212, 269, 303, 318, 323, 358, 363
Grimm, Wilhelm 82, 88
Großmann, Agnes von 109
Groth, Klaus 362
Grün, Anastasius 470, 471
Gundert, Hermann 48, 386
Gutzkow, Karl 180, 181, 299, 395, 399ff.

Häberlin, Karl Ludwig 219
Habermas, Jürgen 116
Hafis 60, 114, 184
Hagen, Friedrich Heinrich von der 236
Hallberger, Eduard von 77
Hallberger, Ludwig 57, 77
Hardegg, Georg David 152
Harrys, Hermann 10, 98, 127
Harsdörffer, Georg Philipp 360, 361, 368
Hartlaub, Wilhelm 96, 97
Härtling, Peter 26, 31, 186
Hauffe, Friederike 321
Hauff, Hermann 13, 22, 69, 251, 275, 277, 328, 408, 467, 484
Hauff, Wilhelm 3, 19, 118, 157, 169, 170, 174ff., 186, 271, 379, 381, 418, 431, 464, 467, 510
Haug, Balthasar 128
Hebbel, Friedrich 86, 353, 354, 355, 366, 508
Hebel, Johann Peter 86, 185, 336
Hecker, Friedrich 11, 493
Heerbrandt, Gustav 164

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 4, 5, 66, 70ff., 85, 217, 245, 495, 496
Heine, Heinrich 64, 75, 189, 190, 191, 193, 395, 400, 401, 436, 439
Heinemann, Johann Nepomuk 512
Heinrich Raspe IV. 282, 283
Heinrich von Freiberg 235, 237
Hektor Schkolanus (B.G.J.) 297
Helmreich, Hermann Wilhelm 493
Henriette von Württemberg 143
Herder, Johann Gottfried 87, 88, 90, 452, 453, 454
Herodot 168, 217, 299, 421
Hertz, Wilhelm 227
Herwegh, Georg 272, 273
Hesse, Hermann 26, 47, 95, 181, 201, 245, 374, 386, 513
Hetsch, Louis 118
Heuss, Theodor 5, 26
Heyden, Jan und Samuel van der 317
Heynen, Walter 27
Heyse, Paul 19, 23, 25, 29, 58, 87, 100, 102, 133ff., 146, 147, 149, 160, 167, 170, 207, 223, 224, 244, 254, 255, 256, 257, 300ff., 340, 341, 344, 395, 455, 456, 457, 462, 466, 467, 569
Hillebrand, Bruno 35
Hocheisen, Carl Gustav 443
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 86, 412ff., 476
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich 68, 237, 303, 493
Hoffmeister, Karl 10, 182, 205
Hoffstetter, Lorentius 165, 518, 519
Holberg, Ludwig 346
Hölderlin, Friedrich 47, 48, 70, 115, 245, 374, 430, 479
Holland, Ludwig 178
Holtei, Karl von 333
Hölty, Ludwig 357
Holtzmann, Adolf 522
Hölz, Thomas 119, 120, 618
Holzwarth, Georg 31
Homann, Johann Baptist 447
Homer 3, 195, 379, 510
Hopf, Franz 25, 39
Horaz 509
Hotho, Heinrich Gustav 79
Huber, Therese 272
Hub, Ignaz 1, 240
Humboldt, Wilhelm von 204
Hüttenbrenner, Heinrich 107

Immermann, Karl Leberecht 2, 174, 190, 224, 226, 227, 234ff., 239ff., 277, 406, 430, 442, 474, 475, 499
Innozenz IV., Papst 283, 287
Itzstein, Johann Adam von 493

Jäger, Carl 64
Jäger, Gerhard 117
Jäggi, Andreas 208, 405
Jasper, Karl 187
Jaumann, Ignaz von 424
Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter) 435
Jens, Walter 31
Johann Friedrich I. von Sachsen, der Großmütige 219
John Churchill, Duke of Marlborough 515
Jolles, André 365
Joseph II. (HRR) 327
Jünger, Ernst 26, 224
Jungmayr, Jörg 228
Jung-Stilling, Johann Heinrich 390ff.

Kant, Immanuel 70, 368, 390, 449
Kapp, Christian 493
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 6, 7, 9, 11, 12, 14, 17, 18, 21, 206, 220
Karl IV. (HRR) 284
Karl V. (HRR) 219
Kaufmann, Johann 99
Kausler, Eduard von 129, 459
Kausler, Rudolf 4, 8, 11, 13, 21, 22, 96, 109, 110, 119, 129, 132, 136, 137, 151, 173, 182, 183, 184, 190, 194, 199, 200, 214, 215, 218, 220, 247, 248, 249, 250, 252, 256, 257, 266, 267, 273, 275, 280, 281, 299, 300, 330, 361, 376, 378, 379, 408, 429, 430, 432, 455, 457, 458, 484, 505
Keil, Ernst 160
Keller, Adelbert 11, 22, 57, 73, 77, 90, 93, 110, 119, 126, 173, 176, 178, 183, 185, 196, 197, 199, 200, 201, 202, 207, 214, 225,

233, 236, 237, 243, 250, 253, 254, 277, 284, 289, 321, 343, 361, 408, 429, 461, 467, 504, 507
Keller, Ernst Christian Eduard 143, 283
Keller, Gottfried 303, 495, 496
Kemmler, Gottlob 115
Kenngott, Clara Margarete (Tante) 108, 109, 273, 278, 343ff., 365
Kerner, Justinus 14, 31, 47, 48, 118, 123, 188, 189, 190, 191, 194, 321, 322, 372, 374, 396, 430, 437, 441, 508
Kern, Robert 64
Keverberg, Karl Ludwig von 252, 253
Kindermann, Heinz 27ff., 71, 356, 457, 458
Kindlinger, Nikolaus 475
Kinkel, Gottfried 68
Kirchner, Carl Christian 215
Kirn, Franz Anselm von 120, 121, 618
Kleist, Heinrich von 85, 442
Klett, Lisette 305
Knödler, Stefan 200, 398
Koch, Joseph Anton 19
Koch, Max 27
Koeman, Jakob 259
Kolb, Gustav 254
König, Johann Balthasar 114
Kopisch, August 436, 437
Kornacher, Georg Christoph 305
Körner, Max 302
Körner, Theodor 43, 58, 117, 145, 303, 403
Kosegarten, Ludwig Gotthard 397
Koseritz, Ernst Ludwig 19, 140, 152, 155
Köstlin, Christian Reinhold 126, 129
Krebs, Johann Baptist 130
Krebs, Karl August 508
Kröner, Adolf 24, 25, 146
Krünitz, Johann Georg 326, 327
Kühlmann, Wilhelm 157, 225
Kunz von der Rosen 222
Kurtz, Benjamin Gottlob (Buchdrucker) 41, 296
Kurtz, Christine Barbara (Mutter) 49, 54, 61, 108, 172, 279, 377
Kurtz, Clara Margarete (Tante) 350
Kurtz, Emma Pauline (Daimler) 317
Kurtz, Ernst (Bruder) 55, 172, 279, 368, 376, 432, 569
Kurtz, Franz (Urgroßvater) 293, 316, 317
Kurtz, Gottlieb David (Vater) 49, 162, 279
Kurtz, Heinrich (Vetter) 317
Kurtz, Henrike Salome (Tante) 298, 377
Kurtz, Johannes, d. Ä. (Ururgroßvater) 297, 316
Kurtz, Johannes (Großvater) 115, 281, 292, 316, 317, 335, 377
Kurtz, Johannes (Vetter) 417
Kurtz, Johann Heinrich (Vetter) 317
Kurtz, Johann Jakob (Syndikus) 329
Kurtz, Jos (Urgroßvater im sechsten Grad) 329
Kurtz, Karl Wilhelm (Glockengießer) 317
Kurtz, Maria Salome (Großmutter) 337
Kurtz, Urban (Onkel) 350
Kurz, Alfred (Sohn) 228
Kurz, Edgar (Sohn) 502
Kurz, Erwin (Sohn) 366
Kurz, Hermann
– 1847 und 1857 196
– Abend 60
– Abendlied 59
– Abenteuer in der Heimat 49, 57, 141, 177, 371ff.
– Aeskulap 351
– Agnes Bernauer 181
– Alexander der Große (Rez.) 442
– Allgemeine Pfuscherei 246
– Als ein Schmetterling ins Licht flog, und sich verbrannte 60, 114
– Alt und Neu 84
– An A. G. 177
– An Cäruleus. Abschied 457, 459
– An den Thronfolger Mai 405ff., 410
– An die flüchtigen Polen 46, 65, 66
– An die Musen 61
– An Eduard Mörike 98
– An J. D. Gries, K. Streckfuß, Peregrinus Syntax und Edmund Bilhuber 223
– An R. K. 332, 383
– An Uhland. 1833 37, 81
– Ariost's Rasender Roland 2, 223, 224, 405, 459, 464
– Arnim's Kronwächter 216
– Auf dem Berge *Liebesfeier*
– Auf der Mühle 94, 95, 248, 340

– Auf einen Lyriker 476
– Aus den Tagen der Schmach 8, 170, 214, 215, 352, 485, 509, 511, 714
– Aus der Heimath 112, 115, 340
– Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und anderen in teutschen Übertragungen 2, 41
– Bergmärchen 159, 171, 172, 174, 208, 322, 405, 410, 426, 445
– Beschluß 59
– Bill of rights 82
– Byron's Abschied von Moore (Byron) 83
– Cervantes' Neun Zwischenspiele 93, 251
– C.M.K. (9. August 1834) 109, 343
– Contreband 64
– Das alte Paar 194, 257, 466
– Das Arcanum 66, 181, 494, 513, 517ff.
– Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti 2, 54, 201, 214, 218
– Das blanke Wahrzeichen *Das weiße Hemd*
– Das Bleibende 65
– Das gepaarte Heiratsgesuch *Der schwäbische Merkur*
– Das Gericht *Weltgericht*
– Das Horoskop 172, 514
– Das Märchen vom Gassenfegerlein 2
– Das Märchen vom Waldfegerlein 2
– Das Mühmchen 276, 334, 335, 340, 410
– Das Paradies und die Peri (Moore) 2, 98, 224
– Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwald 18
– Das Schattengericht *Spiegelfechterei der Hölle*
– Das Todtenlaken 66, 181, 494, 513ff.
– Das vergrabene Eisen 46
– Das weiße Hemd 302, 303
– Das Wirtshaus gegenüber 68, 76, 177, 184, 281, 299, 357, 361, 429ff., 461, 468
– Das Witwenstüblein 97, 215, 222, 273, 276, 319, 341, 343ff., 377, 449
– Das Zauberbild 169, 214, 220, 288, 328, 355, 513
– Den Galgen! sagt der Eichele 164, 169, 257, 365, 490
– De Profundis 81
– Der achte Mai 127
– Der Apostat 172, 175, 275, 278, 296, 322, 323, 324, 326, 347
– Der arme Konrad und des Vogts Mariann' (Reich) 520, 521
– Der Bergmann 85, 86, 412
– Der Blättler 2, 171, 173, 186, 460ff.
– Der deutsche Peter Parley 23
– Der Dichter 457
– Der Dichter im Sturm der Zeit (Hugo) 96
– Der Fischerknabe am See 63
– Der Fremdling 23, 94ff., 340, 457
– Der Fürsten Tod 63
– Der Gefangene von Chillon (Byron) 2, 251
– Der Giaur (Byron) 2
– Der heilige Florian 24, 329ff., 351, 383
– Der Herr Gevatter 522, 726ff.
– Der König und der Meister 87, 88, 89
– Der kritische Augenblick 497
– Der Mann im Rauch (Auch eine Dorfgeschichte) 347
– Der Mann mit zwei Köpfen (Übers.) 182, 498
– Der Monat Hujus 522, 718
– Der Page 89ff.
– Der Schmerz der letzten Stunde 75
– Der schwäbische Merkur 171, 256, 265ff., 353
– Der schwarze Mönch (Byron) 83
– Der Sekretär (Kausler) 408
– Der Sonnenwirt 1, 3, 7, 8, 21, 22, 24, 26, 27, 29, 33, 34, 74, 134, 160, 170, 179, 186, 187, 196, 201, 204, 215, 218, 243, 244, 277, 278, 299, 302, 313, 328, 371, 373, 374, 483, 484, 493, 502, 507, 508, 521
– Der Verwundete (Byron) 2
– Der Weihnachtsfund 7, 218, 259
– Des Greisen Monument 76
– Des Hirten Frühlingslied 62
– Des Sommers letzte Rose (Moore) 99
– Deutscher Novellenschatz 23, 134, 136, 138, 145, 208, 255ff., 300, 436
– Dichtungen 2, 3, 4, 40, 109, 162, 167, 171, 173, 177, 182, 194, 219, 223, 244, 263, 272, 273, 276, 299, 300, 328, 334, 343, 404, 405, 406, 409, 410, 416, 429, 442, 457, 458, 459, 467, 510

– Die Abenteuer des Simplicissimus (Rez.) 197ff., 215, 250, 494, 498
– Die Aufgabe unsrer Poesie 510, 717ff.
– Die beiden Tubus 8, 23, 32, 35, 58, 87, 134ff., 179, 180, 191, 245, 247, 255, 266, 267, 374, 378, 383, 480, 499
– Die beiden Tubus. Fassung letzter Hand 622ff.
– Die Belagerung von Reutlingen 175
– Die blasse Apollonia 171, 173, 186, 187, 208, 329
– Die drei Spinnerinnen 96
– Die Falkenjagd 499
– Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort 224, 255, 391, 473, 485, 492, 501
– Die Glocken der Vaterstadt 97ff., 168, 279, 366, 367, 458
– Die Glocke von Attendorn 2, 175, 210ff., 218, 275, 278, 296, 303, 322, 323, 324
– Die heilige Vehme 499
– Die Insel (Byron) 2
– Die Kammerboten und der Bischof von Konstanz 181, 502
– Die Liebe der Berge 2, 86, 141, 218, 243, 277, 332, 375, 376, 404ff., 457, 468
– Die Lieb ist kein Handschuh 98
– Die maskirte Löschmannschaft 497
– Die Rede 81, 90, 402
– Die Regenbrüder (Mörike) 184, 439
– Die Reise ans Meer 2, 74, 173, 263, 429, 460ff.
– Die Reise in die Welt 299, 413, 522
– Die Schwaben 183ff., 217, 483, 520
– Die Sendung 81
– Diesseits und Jenseits 432
– Die Todtenpredigt 263
– Die Uhr 65ff.
– Die Unbekannte 432
– Die vorgebliche Tante (Cervantes) 249, 253, 255
– Die Weltgeschichte 66
– Die Zaubernacht *Das Zauberbild*
– Die zerbrochene Krone 509
– Die zwölf Brüder und der Menschenfresser 96
– Eduard Röths Entdeckungen in der Geschichte des Geistes (Rez.) 73
– Ein Donnerwetter im Hornung 487ff.
– Einem Besorgten 81
– Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie 165, 168, 172, 186, 210, 212, 278, 281, 286, 288, 296, 298, 304, 305, 306, 308, 309, 312ff., 341, 343, 344, 345, 347, 352, 366, 517
– Eine sehr traurige Romanze von der Belagerung und Eroberung Alhama's 62
– Ein Herzensstreich *Simplicissimus*
– Einsamkeit 81
– Ein Sommermärchen 522, 721ff.
– Ein Tyroler Hirtenknabe (?) 494, 495
– Epilog zur „Reise ans Meer" 4, 75, 191, 240, 263, 403, 429, 439, 467ff., 483
– Erzählungen 4, 48, 58, 136, 181, 212, 213, 214, 244, 257, 278, 281, 298ff., 328, 333, 341, 342, 344, 362, 405, 410, 426, 487, 513, 517, 520
– Familiengeschichten 1, 2, 4, 10, 68, 165, 166, 167, 172, 173, 175, 180, 182, 186, 210, 212, 213, 220, 264, 273, 275ff., 304, 305, 306, 308, 309, 311ff., 335, 338, 340, 341, 343, 344, 350, 354, 356, 358, 366, 367, 410, 416, 465, 475
– Fausts Mantelfahrt 2, 216, 218, 246, 476
– Fischart in Tübingen? 266
– Freiheit und Gleichheit 81
– Fruchtlose Aussicht 62
– Gebet 61
– Gedichte 2, 50, 57, 65, 66, 68, 74ff., 98, 99, 109, 150, 177, 247, 249, 278, 300, 343, 412, 432, 437, 440, 569
– Geiselschicksale 170, 352, 509, 511, 714ff.
– Geist des Christentums (Chateaubriand) 224
– General Moore's Begräbniß 83
– Genzianen 2, 3, 4, 78, 109, 167, 171, 173, 176, 177, 182, 209, 213, 244, 254, 256, 265, 272, 276, 278, 279, 281, 300, 304, 316, 328, 332, 334, 342, 343, 376, 404, 410, 429, 440, 455, 457, 459, 510
– Geschäftsordnung von einem Dichter gepredigt 498
– Geschichtsbilder aus Schwaben 8, 215, 493, 509

– Gespräch auf dem Kirchhofe zu Cleversulzbach 436
– Gevattersfrauen (?) 126
– Goethe's Denkmal 497
– Graf Nesselrode (?) 252
– Herbstgebet 81
– Japhet, der einen Vater sucht (Marryat) 224
– Jetzt verreck'! 473, 502, 719ff.
– Jugenderinnerungen 41, 48, 50, 51, 52, 53, 135, 267, 299, 357, 398
– Jugendfreunde 81
– Konstellation 71, 72
– Kriegslust 58
– Kunstkennerschaft 407
– Lamentationen eines Übersetzers 254
– Laßt mich von hinnen 340
– Letzter Wille (Moore) 98
– Liebesfeier 112ff.
– Liebeslichter 460
– Liebeszauber 2, 169, 176, 219, 273, 319, 341, 343ff., 449
– Lisardo 9, 174, 214, 265, 299
– Ludwig Uhland 38
– Ludwig von Baden (der Türkensieger) 181
– Märe vom Feldbauer 196
– Maulbronn 50ff., 179
– Maulbronner Gedichte 22, 41, 47ff., 99, 103, 116, 432, 569ff.
– Maulbronner Musenalmanach 44, 64
– Mein erster Preßprozess 493
– Mein erstes Gedicht. An Sie 57
– Muley Maluk 92ff.
– Nachlass 76, 161, 340, 455ff., 459
– Nachtlied 53, 59
– Nachts 59
– Nachts (2) 59
– Nah und fern (Auf der blumenreichen Aue) 99
– Neujahrsbetrachtung 196
– Neun Bücher Denk- und Glaubwürdig keiten 40, 134, 135, 139, 140, 147, 150, 162, 164, 165, 168, 175, 186, 296, 299, 309, 336, 342, 347, 357, 410, 413, 466, 467, 493, 522
– Novellenschatz des Auslandes 300
– O horch, der Abendglocken Klang 110, 112
– Ostern 1525 96, 221, 513
– Otto der Große 181, 509
– Pilgerfahrt 65
– Poetisches Bekenntnis *Epilog zur „Reise ans Meer"*
– Rococo 497
– Rudolph von Habsburg 182, 503, 508, 510
– Sankt Urbans Krug 257, 325
– Scheideweg 81, 247, 248, 482
– Schillers Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 (Rez.) 197
– Schillers Heimatjahre 1, 2, 3, 6, 7, 9, 10ff., 26, 115, 160, 169, 173, 174, 178, 179, 186, 206, 227, 270, 277, 348, 371, 404
– Schillers Heimatjahre (Festausgabe) 132
– Schubart-Rede zur Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes 117, 119, 122, 498, 618ff.
– Simplicissimus 2, 74, 136, 171, 175, 186, 209, 213, 245, 251, 256ff., 272, 275, 277, 327, 338, 353, 376
– Sonett von Vittorelli 65
– Sonntagmorgen in Betzingen 160, 161
– Spanische Verhältnisse (Campuzano) 255
– Spiegelfechterei der Hölle 214, 219ff., 319
– Splitter und Spähne 214, 215
– Stern der Nacht (Byron) 83
– Stufen der Menschheit 466
– Stumm schläft der Sänger (Moore) 99
– Symbole der vier Evangelisten 61
– Tagesanbruch 324
– Trinklied im Frühling (Nach einer italienischen Melodie) 99
– Tristan und Isolde 1, 2, 11, 23, 30, 196, 222ff., 250, 348, 371, 419, 493, 499, 507
– Unsere Zeit 77
– Verfehlte Loose 71, 72, 74
– Verschlossenheit 81
– Volkslied (Auf einer blumenreichen Aue) 62, 65
– Vom Königreiche der Niederlande (Keverberg) 252, 253
– Von den Landsknechten 96, 225
– Vonved 82, 83
– Waldfegerlein 194
– Weltgericht 68, 69, 251

– Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen 226
– Werner (Byron) 2
– Wie der Großvater die Großmutter nahm 175, 276, 316, 332ff., 344, 350
– Zum Jahresfeste des Reutlinger Liederkranzes 116
– Zum Leben Gottfried von Straßburgs 233
– Zum Schluss 487
– Zur Faustsage 83, 214ff., 366, 420, 423
– Zur Geschichte des Romans Simplicissimus und seines Verfassers 206, 209
– Zweierlei Arten von Communismus 501
– Zwischen dem sechsten und dem siebenten Buch *Die beiden Tubus*
Kurz, Isolde 5, 10, 22, 24, 25, 26, 27, 48, 56, 57, 90, 138, 139, 140, 144, 145, 152, 159, 168, 223, 227, 228, 246, 248, 276, 304, 329, 352, 367, 445, 468, 490, 500, 569
Kurz, Marie 18, 23, 25, 34, 133, 138, 139, 142, 194, 246, 247, 301, 328, 339, 368, 484, 492
Kuttler, Gustav 179

La Fontaine, Jean de 98, 103, 204
Langbein, August 333
Lassalle, Ferdinand 502
Laube, Heinrich 19, 398, 399, 400, 401, 402
Launer, Johann Georg 290
Lehr, Friedrich von 12, 14, 18
Leibniz, Gottfried Wilhelm 433
Leins, Hermann 24, 445
Lempp, Albrecht Friedrich von 16
Lenau, Nikolaus 14, 75, 98, 114, 118, 190, 191, 467, 469, 470, 472
Lensing, Luise 355
Leutrum von Ertingen, Karl 439
Lewald, August 117, 126, 173, 486, 508, 512
Linder, Joachim 31
Lindpaintner, Joseph von 130
Lipowsky, Felix Joseph 508
List, Friedrich 97, 164, 292, 517
Lockhart, John Gibson 381
Lohbauer, Rudolf 43, 152
Lope de Vega, Félix 93, 408
Ludwig, Otto 188, 313
Lukács, Georg 313, 314, 439
Lukas, Wolfgang 356, 357
Luther, Martin 219ff., 287, 319, 341, 342, 363, 505

Mack, Konrad 513
Macpherson, James (Ossian) 41, 372
Mährlen, Johannes 184
Mantovano, Battista 432
Marbach, Oswald 226
Martini, Fritz 88
Marx, Karl 502
Maßmann, Hans Ferdinand 227, 228
Mathy, Karl 255, 484, 491, 492, 493
Maximilian I. (HRR) 221
Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Bayern 515
Mayer, Julius Robert 374
Mayer, Karl 190, 396, 435
Meidinger, Carl 299, 313
Meinhold, Wilhelm 210
Melanchthon, Philipp 221, 367, 389
Memminger, Johann Daniel Georg von 421
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 105
Mentzer, Johann 114
Menzel, Wolfgang 19, 41, 163, 189, 190, 303, 321, 322, 383, 392, 395, 398ff., 453
Mesmer, Franz 321, 322
Metternich, Klemens Wenzel Lothar von 148, 149
Meusebach, Karl Hartwig Gregor von 197
Miaulis, Andreas Vokos 147, 148, 149
Mögling, Friedrich 280
Mohr, Heinrich (Onkel) 99, 198, 199, 245, 246, 251, 368, 376
Mohr, Luise Rosine (Tante) 99
Moll, Eduard 493
Moore, Thomas 2, 41, 83, 84, 97ff., 222, 238
Mörike, Eduard 7, 22, 23, 31, 32, 40, 68, 70, 74, 75, 76, 77, 80, 93, 96, 97, 99, 118, 129, 130, 133, 145, 146, 168, 176, 184, 187, 192, 213, 245, 264, 277, 319, 321, 322, 368, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 379, 389, 396, 406, 408, 409, 417, 423, 429ff., 461, 462, 466, 481, 495
Mörike, Klara 147
Morus, Samuel Friedrich Nathanaël 480
Moscherosch, Johann Michael 199, 200

Moser, Johann Jacob 284
Motte Fouqué, Friedrich de la 98
Mozart, Wolfgang Amadeus 100
Muley Maluk (Abu Marwan Abd al-Malik) 92
Müller, Ernst 329
Müller, Georg 24
Müller, Johannes 332
Müller, Vitus 284
Müller, Wilhelm 103, 147, 210
Mundt, Theodor 401
Müntzer, Thomas 221

Napoleon I., Kaiser der Franzosen 83, 143, 166, 173, 269, 270
Naubert, Benedikte 175
Neumann, Alfred 353
Neumann, Friedrich 215
Neumark, Georg 464
Nietzsche, Friedrich 228
Nievo, Ippolito 25
Nothomb, Jean Baptiste 252
Notter, Friedrich 176, 177, 185, 250
Novalis (Friedrich Leopold von Hardenberg) 186, 187, 413, 415, 445, 476, 479

Otte, Friedrich 95
Ovid 420

Paganini, Niccolò 477, 478, 479
Pappenheim, Fernanda Gräfin von 441
Passow, Wilhelm Arthur 21, 198
Percy, Thomas 87
Peregrinus Syntax (Friedrich Ferdinand Hempel) 223, 304, 468
Peter, Birgit 28
Peter, Joseph Ignaz 493
Petersen, Johann Wilhelm 20, 170
Pfaff, Karl 130, 131
Pfau, Ludwig 32, 484
Pfeffel, Gottfried Konrad 390
Pfeiffer, Franz 11, 227, 232, 234, 242, 243
Pfeiffer, Gustav 31
Pfitzer, Johann Nicolaus 2, 214, 218
Pfizer, Gustav 75, 76, 147, 189ff., 193, 194, 453
Pixis, Theodor 160, 161
Platen, August von 76, 225
Platon 70, 72
Plinius 260
Poole, Sophia Lane 499
Potthast, Barbara 169
Proudhon, Pierre-Joseph 502

Ranke, Leopold von 512
Rapp, Karl Moritz 7, 93, 249, 250, 251, 371, 434
Rau, Georg Friedrich (Buchdrucker) 172
Rau, Johann Gottfried 32, 40, 42, 43, 95, 110, 270, 376
Rau, Otto Wilhelm Alexander von 128
Rebenstein, A. *Bernstein, Aaron David*
Reich, Franz Xaver 512
Reich, Lucian 181, 221, 486, 503, 512ff., 517, 520, 521
Reinbeck, Georg von 129
Reinhard, Franz Volkmar 433
Reinhold, Carl Leonhard 70
Reinwald, Christophine 20, 21
Rieber, Johannes (Stadtphysikus) 337
Riehl, Heinrich 210
Rixner, Anselm 71
Rochau, Ludwig von 151
Rochholz, Ernst Ludwig 222
Rösch, Jacob Friedrich von 129
Röth, Eduard Maximilian 73, 74, 348, 493
Rousseau, Jean-Jacques 259ff.
Rückert, Friedrich 76, 86, 226, 300, 453
Rudolf I. (HRR) 503
Ruge, Arnold 505
Rupp, Theophil 164

Sachs, Hans 90, 96, 225, 414
Salzmann, Ernst 14
Sand, Karl Ludwig 148
Schäuffelen, Friedrich 268
Scheffel, Joseph Victor von 48, 170, 299, 325
Scheible, Johann 90
Schelling, Afra 328
Schelling, Friedrich 50
Schelling, Friedrich Wilhelm 48
Schenkel, Daniel 505
Scherr, Johannes 142, 233, 349
Scheuzer, Johann Jakob 423
Schiller, Friedrich 5, 6, 8, 9, 10ff., 29, 47,

64, 66, 67, 68, 69, 88, 91, 98, 100, 109, 117ff., 125, 126, 127, 128, 129, 131, 133, 163, 169, 170, 174, 179, 184, 193, 197, 204ff., 214, 264, 270, 277, 279, 280, 286, 306, 326, 327, 349, 363, 398, 408, 433, 434, 459, 460, 461, 476, 483
Schill, Margarete 95
Schlegel, August Wilhelm 226, 479
Schleiermacher, Friedrich 39, 394
Schmidt, Johann Ernst Christian 493
Schmidt, Julian 158, 160
Schmolck, Benjamin 315
Schnabel, Johann Gottfried 176, 295, 296, 500, 501
Schneider, Johann Heinrich Adolph 481
Schnell, Theodor Heinrich 64
Schöllkopf, Wolfgang 31
Schönhuth, Ottmar 50
Schön, Theodor 27, 162, 268, 337, 367, 518
Schopenhauer, Arthur 55
Schott, Albert 383, 391, 392, 486
Schott, Albert Christian Friedrich, d.Ä. 43, 118, 191, 391
Schramm, Johann Heinrich 315, 316
Schramm, Wilhelm Heinrich 260, 279, 292
Schreiber, Guido 486
Schubart, Christian Friedrich Daniel 6, 9, 20, 100, 117, 119ff., 371, 374, 381
Schubarth, Karl Ernst 402
Schubert, Franz 107
Schubert, Gotthilf Heinrich 70, 85, 86, 93, 94
Schübler, Gustav 177
Schumann, Robert 334
Schwab, Gustav 10, 22, 32, 47, 50, 75, 78, 118, 121, 125, 126, 129, 130, 141, 143, 144, 176, 177, 178, 179, 183, 189, 190, 191, 193, 194, 201, 251, 257, 265, 336, 342, 343, 356, 374, 375, 382, 384, 385, 395, 396, 407, 416, 417, 418, 419, 422, 431, 440, 461, 508, 511
Schwab, Johann Christoph 50
Schwab, Sophie 189
Schwan, Johann Friedrich (Sonnenwirt) 9, 170, 243, 244, 302
Schwarz, Georg 419
Schweier, Jürgen 23, 24, 29, 31, 177, 186, 378
Schwind, Moritz von 512
Scott, Walter 2, 6, 10, 19, 41, 98, 128, 169, 170, 174, 176, 177, 178, 186, 378ff., 395, 498, 499
Sebastian I., König von Portugal 92
Seeger, Ludwig 119, 242, 361, 407, 430, 445
Sengle, Friedrich 5, 29, 261, 373
Seume, Johann Gottfried 379, 385
Shakespeare, William 8, 41, 55, 349, 385, 414, 415, 434, 439, 441, 442
Sigwart, Heinrich Christoph Wilhelm 246
Silcher, Friedrich 2, 31, 44, 62, 99, 103, 107, 109, 110, 116, 118, 127, 128, 131, 238
Simrock, Karl 228, 242
Soiron, Alexander von 491, 492, 493
Solms, Wilhelm 28
Soltau, Dietrich Wilhelm 251
Sophokles 55
Speer, Daniel 211
Spindler, Carl 177
Spinoza, Baruch de 74
Spohr, Louis 334
Stadelbauer, Carl Christian 118, 121
Staiger, Emil 373
Stälin, Christoph Friedrich von 169
Steffens, Heinrich 70
Steinecke, Hartmut 196
Steudel, Johann Christian Friedrich 387
Stiglmaier, Johann Baptist 125
Stöber, August 95
Stoeß, Willi 27
Storm, Theodor 210, 300, 339, 340, 466
Storr, Gottlob Christian 394
Strauß, David Friedrich 7, 8, 17, 22, 39, 70, 122, 245, 371, 374, 378, 386ff., 389, 393ff., 434, 438, 439, 440, 503, 504, 505
Streckfuß, Adolf Friedrich Karl 223
Streicher, Andreas 20
Ströbele, Werner 31
Struve, Gustav 121, 491, 492
Suckow, Emma von 14, 15, 31, 109, 441
Sulger-Gebing, Emil 27, 29

Tasso, Torquato 55
Tennemann, Wilhelm Gottlieb 70
Tepper von Ferguson, Ludwig Wilhelm 20
Thorvaldsen, Bertel 125, 131

Thouret, Nikolaus Friedrich von 125
Tieck, Ludwig 196, 255, 256, 295, 351, 352, 376, 411, 435, 441, 479, 500
Tolstoj, Leo 334
Twain, Mark 109

Uexküll, Carl August Bertram Graf von 15
Uexküll, Friedrich Emich Johann von 17
Uexküll-Gyllenband, Carl Johann Ludwig Otto Graf von 15
Uexküll-Gyllenband, Karl Friedrich Emich Freiherr von 17, 18
Uhland, Ludwig 7, 37ff., 43, 44, 46, 62, 65, 66, 68, 78, 79, 88, 89, 93, 98, 104, 105, 106, 114, 118, 130, 138, 178, 179, 180, 189, 190, 191, 193, 194, 211, 238, 249, 284, 285, 286, 303, 306, 307, 308, 363, 395, 397, 413, 419, 420, 435, 437, 445, 446, 448, 449ff., 457, 468, 487
Ule, Otto 179
Ulrich, Graf von Württemberg 282, 284, 285, 365
Ulrich, Herzog von Württemberg 176
Ulrich V., Graf von Württemberg 169
Ulrich von Türheim 235
Umlauft, Johann 263
Urban IV., Papst 325

Vaillant, Édouard 502
Varnhagen von Ense, Karl August 454
Vellnagel, Christian von 12, 13
Vernijoul, Christiane von 252
Vesely, Sergio 367
Vilmar, August Friedrich Christian 197, 203, 204, 497
Vischer, Friedrich Theodor 40, 48, 49, 78, 79, 207, 245, 246, 249, 374, 377, 434, 435, 436, 437, 438
Vittorelli, Iacopo 62
Vogl, Johann Nepomuk 107
Vogt, Friedrich 376
Volke, Werner 32, 42, 43
Vollmer, Wilhelm 25
Vulpius, Christian August 163, 396

Wachter, Johann Georg 506
Wackenroder, Wilhelm Heinrich 122, 477
Wackerbarth, August (Raugraf) von 424, 425
Wagner, Cosima 228
Wagner, Heinrich 20
Wagner, Richard 26, 226ff., 236
Waiblinger, Wilhelm 97, 161, 164, 225, 245, 430, 503
Wallenstein, Albrecht von Waldstein 204, 205
Wapnewski, Peter 226
Weber, Carl Maria von 52
Weibert, Ferdinand 146
Weigle, Gottfried 199, 200, 250
Weihenmajer, Wilhelm 268, 269
Weiß, Christian 93
Weller, Ludwig 493
Werner, Gustav 164
Werner, Gustav Friedrich, Affenwerner 121
Widmann, Georg Rudolph 2, 41, 54, 201, 214, 218, 219, 221, 222
Wienbarg, Ludolf 401, 402
Wigand, Paul 499
Wildermuth, Ottilie 140
Wild, Friedrich Karl 287
Wilhelm II. (Deutsches Reich) 362
Wilhelm I., König von Württemberg 12, 14, 37, 120, 121, 124, 125, 132, 229, 305, 382, 618
Willemer, Marianne von 114
Wilpert, Gero von 25, 219, 222
Wittkop, Gregor 31
Wolfram von Eschenbach 413
Wolzogen, Ernst von 180
Wyss, Ulrich 196

Ypsilanti, Alexander 147, 148

Zeller, Eduard 38, 39, 40, 41, 45, 64, 100, 393, 447
Zelter, Carl Friedrich 98, 100, 102, 103, 104, 106, 193
Zesen, Philipp von 203
Ziegler und Klipphausen, Heinrich Anselm von 204
Zimmermann, Wilhelm 374, 375
Zschokke, Heinrich 264, 508
Zumsteeg, Emilie 118
Zumsteeg, Johann Rudolf 100